Landhilfe

Walter Kempowski

Das Echolot

Ein kollektives Tagebuch
Januar und Februar
1943

Band III
1. bis 15. Februar 1943

Albrecht Knaus

Montag, 1. Februar 1943

Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin.
HERRNHUT PSALM 104,33

Homo ludens.
Im Spiel ist Sehnsucht.
TAGEBUCH QUAATZ HUIZINGA

Tapfere Südgruppe im Kampfe überwältigt
Nordgruppe in Stalingrad wehrt starke Angriffe ab
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Tscheglowka bei Stalino**
Von 110 gestarteten Flugzeugen ca. 95 erfüllt durch Abwurf im Nordkessel, beleuchtetes Abwurf-Dreieck u. Hakenkreuz aus roten Lichtern gut zu erkennen. Funkfeuer in Betrieb. Artl.Feuer auf Süd u. Westrand von Wolga Insel her.
Wetter keine besonderen Schwierigkeiten. Ich habe den Eindruck, daß eine gewisse Umstellung auf Frühlingslage erfolgt: beständiger, milder, nicht mehr so viel Nebel, Vereisungen. – Man muß abwarten.
Erdlage: Im Kuban-Gebiet weitere planmäßige Zurücknahme auf große Gotenstellung. Am Donez starker Druck auf der Front Kamenz-Woroschilowgrad: Ilawiansk, Kräfteheranführung. Teile 2. Armee südw. Woronesch abgeschnitten, sollen sich zurückkämpfen. –
Russ. Rundfunk meldet, daß der Russe den Feldmarschall Paulus mit 14 deutschen und 2 rumänischen Generälen in *seine Gewalt* bekommen habe. – Wie ist das gemeint. – Tot oder lebendig?
War bei Kühl-Claass I/K.G.100 u. Uhl K.G.z.b.V.5 i. Stalino zur Besprechung von personellen u. technischen Fragen.

Stalingrad

Armeeoberkommando 6
Funkspruch Nordkessel
21.30 Uhr
Widerstand wird voraussichtlich am 2. 2. infolge der überwältigenden Übermacht und des Verschießens aller Munition zum Erliegen kommen.

Graubünden

Muehlon, Wilhelm 1878–1944
Paulus mit 15 anderen Generälen (wenige Stunden nach seiner Ernennung zum Feldmarschall) ist Kriegsgefangener. Hinter weißen Fahnen ziehen in langen Reihen die Reste seiner Armee durch die Straßen Stalingrads, von Leiden gezeichnet, in Fetzen gekleidet. Niemand wird diese russische Sondernachricht ohne wohltätige Erschütterung vernehmen, auch die anderen deutschen Truppen nicht, auch das Volk nicht, auch die grausamen Naziführer samt ihrer Gefolgschaft nicht, die natürlich erwartet hatten, daß der Marschall sich vorher erschieße. Es steht jetzt fest, daß die 6. Armee am 23. November über 330 000 Mann stark war, weil sich auch Angehörige der Organisation Todt und sonstige Hilfs- und Spezialmannschaften, besonders auch zahlreiche Polizeitruppen bei ihr befanden. Am 10. Januar, dem Tag der Ablehnung der Kapitulation, war diese Armee noch 195 000 Mann stark. Seither sind davon 100 000 Deutsche und Rumänen umgekommen und 46 000 in Gefangenschaft geraten. Nun ist nur noch eine einzige Gruppe, in einem nördlichen Fabrikviertel Stalingrads, vorhanden, die nicht gefangen ist. Paulus soll wiederholt von Hitler die Genehmigung der Kapitulation erbeten haben. Der deutsche Divisionär von *Daniels*, der sich schon vor einigen Tagen ergab, als seine Division kaum noch ein paar hundert Mann zählte, meldete sich bei den Russen mit den Worten: *Ich ergebe mich, weil ich weiteres Blutvergießen für nutzlos halte.*
Unausgesetzt bis in die letzten Tage bearbeiten die Deutschen ihre Leute mit Schilderungen der Greuel, die von den Russen begangen werden. Man versichert mir, daß in deutschen illustrierten Zeitungen sogar Abbildungen russischer Soldaten, die in den Kellern Stalingrads gerade das Fleisch ihrer Gefangenen verzehren, gebracht worden sind. An der Behandlung, die den deutschen Gefangenen zuteil wird und auf die Dauer nicht verheimlicht werden kann, wird man erkennen, ob die Russen Gleiches mit Gleichem vergelten. Schon im letzten Krieg hat man den Russen allerlei Greuel in Ostpreußen angedichtet, aber in diesem Krieg, den die blutrünstigen Nazis führen, übersteigt die Verleumdung alles bisherige Maß.

Herder, Charlotte 1872–1959 **(Herdern, Freiburg)**
In meiner Lieblingsnovelle von Riehl «Das Quartett» wird ein Quartettabend auf Schloß Struth geschildert, wo mitten in das Spielen hinein wie eine Bombe die Nachricht vom Rastatter Gesandtenmord (1799) einschlägt. Allen Mitspielern ist im Augenblick jeder Gedanke an Musik vergangen, so drohend scheint ihnen dieses Ereignis in bezug auf die nächste Zukunft. Aber da sie nun doch schließlich beisammen sind, spielen sie das Haydnsche Kaiserquartett, um sich aus dem unsterblichen Satz mit den Variationen über die Kaiserhymne Kraft und Mut zu holen für das kommende Verhängnis des drohenden Krieges.
So ähnlich ging es uns, als dieses Kaiserquartett an einem Quartettnachmittag auflag und kurz vorher die Nachricht über die Katastrophe von Stalingrad, ebenfalls wie eine Bombe, bei uns einschlug. Versammelt waren wir schon bis auf Herrn Weber, und auch ich dachte, daß wir uns über dieser Musik – für mich war die Kaiserhymne das alte Österreich – einen Augenblick vergessen könnten, aber als Herr Weber kam, ließ er mich herausbitten und sagte mir, daß er gerade dieses Stück heute nicht spielen könnte, denn für ihn war es kein historisches Musikstück, sondern eben nur das «Deutschlandlied», und das vermochte er heute nicht zu spielen!

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Tägliche Lektüre mit P. und Hans über Schicksal, Geburt und Tod, Vorträge Rudolf Steiners. – Es ist Feldpostsperre, Urlaubssperre, Reisesperre. Heute kam P. und brachte mir zur Anschauung ein menschliches Herz aus der Anatomie, sorgsam in Leinwand gewickelt. Aber dieser der Sonne verwandte Muskel darf nicht vom Menschen losgelöst sein, um wirklich «zur Anschauung» zu gelangen. Immerhin ein denkwürdiger Anblick.

Lagebesprechung **Führerhauptquartier**
Aus Protokollfragmenten
Zeitzler: Ich kann es auch nicht fassen. Ich bin immer noch der Meinung, daß es vielleicht nicht stimmt, daß er [Paulus] vielleicht ganz schwer verwundet daliegt.
Hitler: Nein, es stimmt. Die kommen sofort nach Moskau und kommen zu der GPU, und sie werden Befehle herausfetzen, daß der nördliche Kessel sich auch übergeben soll. Der Schmidt [Stabschef] wird alles unterschreiben. Wer nicht den Mut hat, in solcher Stunde den Weg anzutreten, den jeder Mensch einmal antreten muß, hat auch nicht die

Kraft, dem zu widerstehen. Der kommt in die Seelenmarter hinein. Bei uns ist zuviel der Intellekt gezüchtet worden und zuwenig die Charakterfestigkeit ...

Zeitzler: Man kann sich die Art eigentlich gar nicht erklären.

Hitler: Sagen Sie das nicht! Bei mir war ein Brief ... Below hat den Brief bekommen. Ich kann ihn Ihnen zeigen. Da hat er [ein Offizier aus Stalingrad] gesagt: Ich bin von den Leuten zu folgender Beurteilung gekommen – und da stand dann: «Paulus: Fragezeichen; der eine, Seydlitz: abschießen, Schmidt: abschießen».

Zeitzler: Von Seydlitz habe ich auch Schlechtes gehört.

Hitler: Im Deutschen Reich haben im Frieden jährlich 18 000 bis 20 000 Menschen den Freitod gewählt, ohne irgendwie in einer solchen Lage zu sein. Hier kann ein Mann sehen, wie 45 000–60 000 seiner Soldaten sterben und mit Tapferkeit bis zum letzten sich verteidigen – kann er sich da den Bolschewiken ergeben? Ach, das ist ...

Zeitzler: Das ist so etwas, daß man es eigentlich gar nicht fassen kann.

Hitler: Aber der erste Zweifel wurde bei mir schon vorher wach. Das war der Moment, wo es hieß, er fragt an, was er tun soll. Wie kann er da überhaupt anfragen? In Zukunft wird also immer, wenn eine Festung belagert wird und der Kommandant bekommt eine Aufforderung zur Übergabe, er erst anfragen, was soll ich jetzt tun?

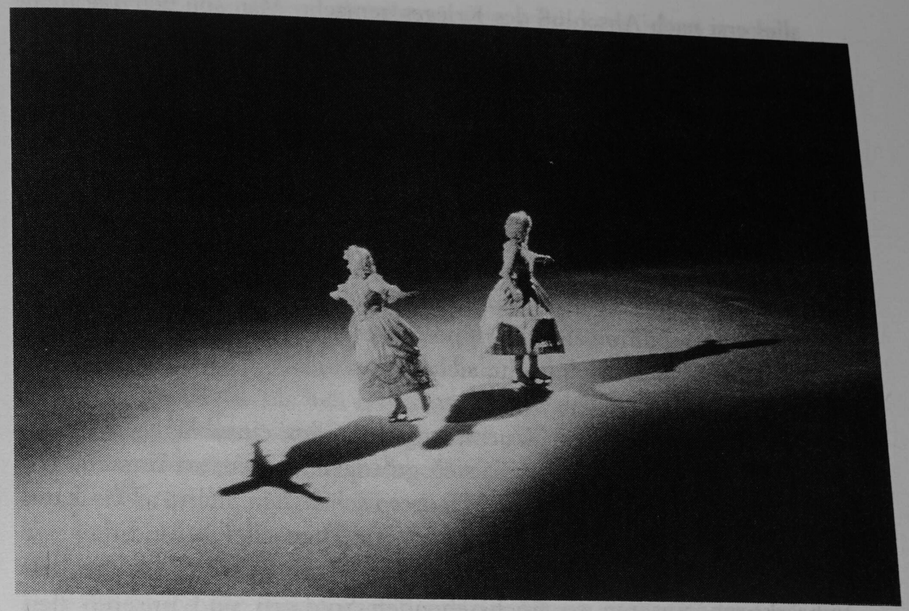
Wie leicht ist so etwas zu machen! Die Pistole – das ist doch eine Leichtigkeit. Was gehört schon für eine Feigheit dazu, vor dem auch noch zurückzuschrecken! Ha! Lieber sich lebendig begraben lassen! Und zwar in einer solchen Lage, wo er doch genau weiß, daß sein Tod die Voraussetzung für das Halten des nächsten Kessels ist. Denn wenn er ein solches Beispiel gibt, darf man nicht erwarten, daß die Männer weiterkämpfen.

Zeitzler: Da gibt es keine Ausrede. Dann muß er sich vorher totschießen, wenn die Nerven zu versagen drohen.

Hitler: Wenn die Nerven versagen, bleibt sowieso nichts anderes übrig, als zu sagen: ich konnte es nicht mehr, und sich totzuschießen. Da kann man auch sagen: Der Mann hat sich totzuschießen, so wie sich früher die Feldherren in das Schwert stürzten, wenn sie sahen, daß die Sache verloren war. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Selbst ein Varus hat dem Sklaven befohlen: Töte mich jetzt!

Zeitzler: Ich denke immer noch, daß sie es vielleicht getan haben, und daß die Russen nur behaupten, sie haben sich alle in Gefangenschaft begeben.

Hitler: In diesem Krieg wird niemand mehr Feldmarschall. Das wird



Berliner Sportpalast, 29. Januar 1943

alles erst nach Abschluß des Krieges gemacht. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Zeitzler: Man war so felsenfest von dem Ende überzeugt, daß man seine letzte Freude ...
Hitler: Daß das heroisch ausgeht, mußte man ja annehmen.
Zeitzler: Man konnte gar nicht anders denken.
Hitler: Und in dieser Umwelt von Menschen, wie kann man da überhaupt anders handeln? Da muß ich sagen, daß jeder Soldat ein Idiot ist, der sein Leben einsetzt. Wenn ein kleiner Muschik überwältigt wird, so verstehe ich das noch.
Zeitzler: Der Führer einer Truppe hat es viel leichter. Auf ihn sieht jeder hin. Er hat es doch leicht, sich totzuschießen. Der einfache Mann hat es schwer.
Hitler: Wenn der kleine Wurm, auf den alles einschlägt, in einem solchen Falle sagt, ... und läßt sich gefangennehmen, so verstehe ich das. Aber das muß ich sagen: Wie heroisch haben sich ... Das kann man nicht bestreiten. Natürlich auch viele Deutsche! ... und daß wir es nicht fertigbringen, mit unserem wirklich geistig so hochstehenden Führerkorps, unseren so hochstehenden Soldaten und unseren den Russen doch letzten Endes überlegenen Waffen. Trotzdem waren wir immer überlegen, wenn ich von Stalingrad absehe.
Wie ich es heute nacht hörte, habe ich gleich den Puttkammer feststellen lassen, ob die Geschichte schon draußen ist. Wäre es im Rundfunk noch nicht bekannt gewesen, hätte ich es sofort gestoppt.
Mir tut es darum so weh, weil das Heldentum von so vielen Soldaten von einem einzigen charakterlosen Schwächling ausgelöscht wird – und das wird der Mann jetzt tun. Sie müssen sich vorstellen, er kommt nach Moskau hinein, und stellen Sie sich den «Rattenkäfig» vor! Da unterschreibt er alles. Er wird Geständnisse machen, Aufrufe machen. Sie werden sehen: Sie werden jetzt den Weg zur Charakterlosigkeit bis nach unten gehen, bis in die tiefste Niederung. Da kann man auch sagen: Da zieht eine böse Tat fortzeugend immer neues Böses nach sich.

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**
Scheidt erschien heute früh schon wieder im Dienst. Er war nur den Sonntag im FHQu. Die Zeitungen melden erst heute die Ernennung von Paulus zum Generalfeldmarschall, aber noch nicht, daß er seit Sonntagmittag schon nicht mehr lebt, sondern sich mit seinen Leuten in die Luft sprengen ließ. Da, bis Dich dieser Brief erreicht, diese heldenhafte, aber

furchtbare Tat auch öffentlich bekannt sein wird, kann ich es ja schon niederschreiben.
Im übrigen hat Scheidt viel Arbeit mitgebracht – eine ganz eilige Sache.
TB: Wir schreiben nach den Unterlagen den «Kampf um Stalingrad» bis zur Erstürmung der Stadt. Der Führer will eine Schrift anfertigen, wie es dazu kam. Eilt sehr!

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**
Gestern: [...] Die Lage im Südteil Stalingrads ist geradezu verzweifelt geworden. Wenn man sich vorstellt, daß jetzt die Verwundeten und Kranken schon keine Nahrung mehr bekommen, dann kann man daran den Grad der menschlichen Katastrophe, die sich dort abspielt, ermessen. Wir geben den Südteil nun gänzlich auf. Von Paulus, der übrigens noch zum Generalfeldmarschall befördert worden ist, kommt als Letztes die Nachricht, daß die Russen vor den Türen stehen und daß er nunmehr seine Übermittlungsapparatur zerstören müsse. [...] Wir stellen uns die Frage, ob Generalfeldmarschall Paulus überhaupt noch lebt. Es bleibt für ihn ja nach Lage der Dinge nichts anderes als ein ehrlicher Soldatentod übrig. Das Schicksal hat ihn in eine Situation hineingestellt, in der er, zumal da schon so viele seiner Leute gefallen sind, auf fünfzehn oder zwanzig Jahre seines Lebens verzichten muß, um seinen Namen auf Jahrtausende lebendig zu erhalten. Man kann wohl der Befürchtung Ausdruck geben, daß damit die Kämpfe in Stalingrad sich ihrem Ende zuneigen. Man vermag sich nicht vorzustellen, wie sich unsere Truppen dort noch auf längere Zeit halten könnten [...] In London wie in Washington kann man sich doch dem Eindruck der großen politischen Reden und Proklamationen vom 30. Januar nicht entziehen. Die Rede Görings wird etwas belächelt. Das liegt wohl in der Hauptsache daran, daß er seine Kundgebung um eine Stunde wegen ein paar englischer «Mosquito»-Flugzeuge verschoben hat. Die englische Presse wirft ihm nun vor, daß er einmal erklärt habe, er wolle Meier heißen, wenn je ein englisches Flugzeug über Berlin erscheine, und jetzt seine eigene Rede wegen ein paar englischer Flugzeuge aufschieben müsse. [...]
Meine Rede wird als außerordentlich vertrauensvoll dargestellt. Man gibt zu, daß die Stimmung im Sportpalast eine derartige gewesen ist, daß man vorläufig keine Hoffnung hegen könne, das deutsche Volk bräche über kurz oder lang zusammen. Das war auch der Sinn der Übung. Die Berliner haben im Sportpalast durchaus politisch gehandelt und sich um

die Interessen des Reiches in der gegenwärtigen Lage ein großes Verdienst erworben. Wenn sie stumm und steif auf ihren Plätzen sitzen geblieben wären, dann hätten die Engländer zweifellos daraus gefolgert, daß in Deutschland eine defaitistische Stimmung herrsche und die Möglichkeit eines moralischen Zusammenbruchs doch über kurz oder lang gegeben sein könnte.

Stalingrad

Heinz W.
In diesem Heizungskeller blieben wir vorerst liegen. Ein weiterer Widerstand würde nutzlos sein, das hatte auch die Führung des Nordteils, das XI. A.K., eingesehen, nachdem der Südteil Stalingrads am 29. 1. kapituliert hatte. Es kam der Befehl, daß am nächsten Morgen kapituliert würde (General Strecker).

Berlin

Sänger, Fritz 1901–1984
Reichspressestelle (Fernschreiben)
tagesparole: ueber das tapfere ende der suedlichen kampfgruppe in stalingrad sind die formulierungen des wehrmachtsberichtes abzuwarten. bei der wuerdigung dieses ereignisses ist darauf ruecksicht zu nehmen, dass die groessere kampfgruppe im norden der stadt nach wie vor heldenhaften widerstand leistet. dazu okw: es sei davor zu warnen, den russischen meldungen zu glauben, dass zahlreiche hohe offiziere gefangengenommen wurden. jederzeit koenne man einen soldaten in generalsuniform stecken und auslaendischen besuchern im gefangenenlager vorfuehren.
es sei noch nicht an der zeit, nekrologe ueber stalingrad zu schreiben. dort werde noch hart gekaempft.

Magdeburg

Tragschlüsser, Emmi
Lieber Willy!
Heute die tieftraurige Nachricht, daß unser lieber guter Heinz auch zu den Opfern von Stalingrad gehört. Seit dem 20. November waren sie dort eingeschlossen, aber Heinz schrieb immer zuversichtlich, sie würden schon Hilfe bekommen. Seit 14 Tagen wußten wir, daß die Lage in Stalingrad hoffnungslos war, und diese Zeit des Hangens und Bangens war auch für uns ein Martyrium. Aber die Nachrichten im Rundfunk lauteten immer trostloser, bis nun gestern und heute bekanntgegeben wurde, daß nur noch ein kleiner Rest in den Ruinen von Stalingrad die letzten Patronen verschießt. Was mögen diese armen Menschen wochen- und monatelang durchgemacht haben, und was nicht gefallen ist,

kam noch in russische Gefangenschaft. Wir können es einfach nicht fassen, daß unser lieber fröhlicher Junge, der im vorigen Sommer so guten Mutes an die Front zog und auch immer zufrieden schrieb, nun nicht zurückkommt. Es ist unsagbar schwer, sein Kind zu verlieren, und daß er dieser Katastrophe zum Opfer fallen mußte, ist uns besonders schmerzlich.
Günther ist in Nordnorwegen und hat das Seegefecht an der Bäreninsel mitgemacht und Klaus ist in Tunis; also auch um die beiden sorgen wir uns. Deine Kusine Emmi

Remscheid

Lindemann, Walter
Sehr geehrter Herr Möller,
von dem Heldentode Ihres lieben Sohnes Bernd habe ich mit tiefer Bewegung Kenntnis erhalten, und ich möchte zugleich im Namen meiner Frau Ihnen und Ihrer verehrten Gattin unsere herzlichste Anteilnahme zum Ausdruck bringen. Möge sein schweres Opfer für Deutschland nicht vergeblich gewesen sein.
Worte vermögen keinen Trost zu bringen, nur die Zeit kann Wunden heilen.
Mit freundlichen Grüßen
Ihr Walter Lindemann und Frau

Jena

Jenssen, Adelheid *1900
Hermann und Adelh. im Film «Fronttheater».
Fritz' Klasse schreibt heut eine Rechenarbeit, Heinzis morgen Mathematik, er arbeitet tüchtig dafür; in der Nacht zum Sonntag kamen Flüchtlinge aus Düsseldorf, wurden hier ausgeladen, Heinzis Kameraden wurden nachts alarmiert zum Helfen, die Fliegerangriffe dort müssen furchtbar sein. Japan hatte einen großen Sieg auf See; Italien hat einen neuen Generalstabschef; Südgruppe der 6. Armee in Stalingrad von den Russen überwältigt; die Nordgruppe, XI. Armeekorps, das ist Standort Kassel, also Thüringen, kämpft weiter.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Die Dithmarscher
3. Rückg. lat. Klassenarbeit Rhode fortw. Unfleiß
4. Multiplikationsgesetze
5. 16/17 extemp., Kons.-Dekl. begonnen

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Besuch von Frau Hartleben, die sich nach Enno erkundigen will. Ich kann ihr nur sagen, daß wir keine Hoffnung haben, unsern Jungen wiederzusehen.
Zu Opa. Immer sitzt man sich trostlos gegenüber.
WB.: In Stalingrad ist die Südgruppe der 6. Armee unter Führung des Generalfeldmarschalls Paulus nach mehr als zwei Monaten heldenhafter Verteidigung von der Übermacht des Feindes im Kampf überwältigt worden. Die Nordgruppe behauptet sich noch immer. Sie wehrte starke feindliche Angriffe zum Teil im Gegenstoß ab. An den übrigen Brennpunkten der großen Abwehrschlacht im Osten dauern die Kämpfe mit unverminderter Heftigkeit an.
Viele Leute denken jetzt mit grauenvollen Befürchtungen an die Zukunft. Wie sollen wir siegen? Wenn es im Osten so weitergeht: Im Sommer vorwärts, im Winter rückwärts – dann muß doch der Deutsche mit den Jahren zuerst ausgeblutet sein. Dann ist Europa dem Bolschewismus ausgeliefert, einschließlich England. Und der Schuft fällt uns jetzt in den Rücken!
Abends wieder Zeugnisse geschrieben. So schwer es fällt, es ist doch eine kleine Ablenkung von den Gedanken an Ennos Schicksal.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**

Lieber Julius!
Die Nachrichten von dem heldenhaften Endkampf in Stalingrad haben uns alle sehr erschüttert. Für die Angehörigen müssen diese Schilderungen unerträglich qualvoll gewesen sein, so konnte man sie ja kaum mit anhören. Frau Lex erzählte mir, ihr Schwager sei drin, er hätte noch vom 17. geschrieben, einem Verwundeten sei der Brief mitgegeben worden, es wäre ein trauriger Abschiedsbrief gewesen, aber voll felsenfesten Vertrauens auf den Endsieg. Man kann diese Haltung wirklich nur voll Ehrfurcht bewundern. Dr. Hermanns Sohn soll auch in St. sein. Der Führer ist ja nach wie vor voll Entschlossenheit und Mut und wir wollen auf ihn hören, dabei sind wir noch immer richtig gefahren.
Dagmar hat drei Tage gefehlt, weil sie sehr erkältet war und ihre Mundhöhle ganz entzündet durch die Zahnregulierung. Heute war sie wieder bei Dr. Beyer, die Sache ist recht schmerzhaft. Heiner bekommt einen neuen Furunkel, scheint aber nicht so tief zu sein. Im Klassenaufsatz hat er eine III. Sonst nichts Neues. Viele herzliche Grüße von den Kindern und Deiner Agnes

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**

Mein Liebes, Du herzlieber Papa.
3 Wochen bin ich nun wieder alleine. So schnell geht die Zeit dahin. Dein Kamerad Hans wird auch wieder sein Bündel geschnürt haben. Ich freue mich mit Dir, wenn Ihr wieder zu zweit Euren Bunker bewohnt. Heute morgen wurde ich für Minuten ganz aufgeregt, als sich unserer Tür Soldatenschritte näherten. Karl Meng war es. 9 Tage Sonderurlaub wegen Bombenschaden. Maria hat es geschickt angefangen. Weil das Dach etwas abgedeckt war, hat sie dem Karl gleich ein Telegramm geschickt. Ob ich Dich auch hierher bitten kann, weil unsere verschlossene Küchentür durch den Luftdruck aufgegangen ist? Auf diesen Gedanken käme ich gar nicht. Man denkt doch immer an das Große, worum es in diesem Krieg geht. Da müssen Bagatellen zurücktreten. – Am Samstag wurde ich zur Verschickung aufgenommen. Die Sache wird sehr beschleunigt.
Denk mal, jeder soll wegfahren, der nicht unbedingt gebraucht wird. Die alten Bartens fahren morgen nach Thüringen. Ich hoffe immer noch, nach Nieder-Donau oder Tirol zu kommen.
Diese Gegend reizt mich mehr als Thüringen. Wollen mal sehen, wie alles kommt. Wünsche dürfen natürlich nicht gestellt werden.
Unsere Mädchen sind wohlauf. Diesmal freuen sie sich gar nicht sehr auf unsere bevorstehende weite Reise, ihnen ist auch das eigene Heim vertraut geworden. Wenn mal wieder der erste warme Sonnenstrahl uns den kommenden Frühling ahnen läßt, dann wird vieles schöner.
Leb wohl mein Junge. Laß es Dir gut gehen. Herzlich und innig möchte ich Dich küssen. Und unsere Mädchen senden Dir frohe liebe Grüße.
Deine Hilde, Annemie u. Hildchen.

Kurz, Robert 1910–1943 **im Osten**

Meine allerliebste kleine Frau!
Wie es hier zugeht, mag ich gar nicht schreiben. Ich habe jedenfalls Rußland kennengelernt und den Barras dazu, und ich wundere mich selbst, daß ich gesundheitlich so mitmachen kann. Wie aber dieses Rußland beendet wird, bzw. werden soll, das ist mir ein Rätsel. In diesem Saustall sinkt einem oft die Hoffnung, und das ist ein schlechtes Zeichen.
Es schneite hier, daß alle Gräben voll waren, trotz Schippen Tag und Nacht bis zum Umfallen. Es ist so, daß mich zur Zeit nur noch die Zigaretten aufrecht erhalten, denn auch die Verpflegung läßt sehr zu wünschen übrig, wenn man den ganzen Tag und die ganze Nacht auf ist.

Gewaschen habe ich mich seit Tagen nicht mehr, und die Läuse nehmen wieder stark zu. Meine Füße und Stiefel werden gar nicht mehr trocken, ein Wunder, daß es nicht mehr Erfrierungen gibt. Wer dieser Hölle entrinnt, kann sich glücklich preisen. Tante Käte soll ruhig beten, wenn sie meint, aber wenn wir hier beten, so ist damit nichts geschafft . . .
Euer Papi

Leutnant W. T. **O. V.**
Feldpost
Ich hoffe, daß der Heimat nun endlich ganz langsam ein Talglicht darüber aufgeht, was hier eigentlich gespielt wird. Der Eindruck, den ich im letzten Urlaub hatte, war erschütternd. Von wenigen Einsichtigen abgesehen, ist die Menge propagandabenebelt und lebt in einem Reich der Träume, das durch nichts gerechtfertigt ist. Weiter ist der Abstand zwischen drinnen und draußen im Lauf der Jahre so groß geworden, daß es kaum noch eine Brücke gibt. Ich habe mich nur am laufenden Band gewundert. Nach der Hälfte der Zeit klappte ich zusammen und habe mich dann so ganz allmählich wieder aufgerappelt. Heilfroh reiste ich ab. Wenn im bisherigen Stiebel weitergewirtschaftet wird, sehe ich schwarz für uns. Und anstatt sich an die Nation zu wenden und sie zum Existenzkampf zu mobilisieren, denn es geht nur noch um das nackte Leben, tönt es weiter in alter Weise von Saalschlacht und Kampf um die Macht und so. Die letzten Kräfte des Volkes, die jetzt gesammelt werden müssen, wenn wir uns halten wollen, kann man nicht unter der Fahne einer Doktrin vereinen.
Letztlich Schuld daran hat das ganze Volk freilich, das – wie schon vor anno 14 – ruhig und gemächlich zugesehen hat, wie es auf falschen Wegen vorwärts ging.

Wagener, Hildegard *1918 **Hamburg**
Briefnr. 472
Das Schicksal der Männer in Stalingrad erschüttert mich zutiefst. Als heute bekannt wurde, daß sich die Armee im Südteil der Stadt ergeben hat, kamen mir fast die Tränen. Das Tripolis gefallen war, wußte ich nicht, wir hatten das Radio zu spät eingeschaltet und hörten nur noch, daß ein Hafen geräumt sei, aber nicht welcher. Ich habe auch nie darüber sprechen hören. Wahrscheinlich beherrscht Stalingrad dermaßen die Gemüter, daß man an Tripolis weniger denkt. Mir scheint es aber, als ob unser Nachschub und damit unser ganzes Unternehmen in Afrika erheblich von diesem Hafen abhängt. Ja, es sieht überall traurig aus.

Adolf schrieb, daß ihm die Richtung seines Marsches nicht gefiele, aber genau wie Du ist er voller Hoffnung auf das Frühjahr. Wenn unsere Propaganda nur nicht immer den Mund so voll genommen und Begriffe geprägt hätte wie «beste Soldaten der Welt» usw. Mir erscheint es wie eine Gotteslästerung, die jetzt bestraft wird. Darüber sind alle verstimmt, und mit Recht, daß die Zeitungen seit jeher einen so aufreizenden Ton haben. Man muß den anderen Ländern doch auch gerecht werden können, auch wenn sie unsere Feinde sind. Vor allem hat man es hier nicht mit stumpfen Russen zu tun, sondern mit deutschen Arbeitern, die nicht mehr alles glauben und kritiklos hinnehmen, was man ihnen erzählt.
Ich sagte schon früher, so schlecht die Lage an allen Fronten auch aussieht, so ist die Stimmung in der Heimat wohl ernst, aber nicht verzweifelt und mutlos. Wir tun, was wir dazu beitragen können, wir sparen mit Licht und mit Heizung und versuchen die Unzufriedenen zu trösten. Ich war manches Mal mit meinem Los nicht zufrieden, wenn es keinen Sonn- und Feiertag gab, weil wir soviel Arbeit hatten, aber ich will jetzt nicht mehr klagen, denn Ihr Soldaten werdet auch nicht gefragt, ob Sonntag ist oder ob es Euch zuviel wird.
Wir müssen jetzt einen großen Glauben in unserem Herzen haben, der uns stark macht, diese Zeit zu überstehen. Das Schicksal wird so gütig sein und Dich zu uns zurückführen.

Hans M. **Hude**
An seinen Lehrer
Sehr geehrter Herr Studienrat!
Sicherlich werden Sie sich den Briefumschlag angeschaut und den Kopf geschüttelt haben. Es ist eine lange Geschichte, die ich erzählen möchte und doch nicht kann. Zwei Dinge sind es, die mich hemmen. Zu viel Zeit ist verstrichen, da ich ein letztes Lebenszeichen zu Ihnen sandte. Zum anderen fehlt mir das Gefühl dafür, ob Sie mich nach so langer Zeit auch recht verstehen. Bitte lassen Sie mich in Ihrer Antwort wissen, daß das unsichtbare Band, das uns alle, Lehrer wie Schüler unsichtbar umschloß, daß dieses Band nicht zerrissen ist! Wo es auch war, in den fiebergeschwängerten Sümpfen des Pripet, ob im Sonnenglast der weiten Ukraine, immer wieder ließ die Erinnerung an die Jahre in Bethel mein Herz höher schlagen. Ich erinnere mich an den letzten Brief, den ich im vergangenen Jahr irgendwo in Rußland schrieb. In der Nacht hatten wir Partisanenalarm. Im Sumpf begann der heimtückische Kampf gegen Moor und Untermenschen. Ich verlor in dieser Nacht meinen

besten Kameraden, den wir aufs Grauenhafteste verstümmelt am frühen Morgen wiederfanden. War das Gericht auch hart, so konnte es mir doch den Kameraden nicht wiederschenken. Solche kleinen Erlebnisse machen es einem dann ungeheuer schwer, an etwas anzuschließen, was für lange Zeit unterbrochen war.
Ihr dankbarer Hans

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

An seine Frau
Die Lage soll sich ein wenig stabilisiert haben. – Hier bei mir ist ein ziemlicher Wirrwarr. Meine schönen Räume sind ziemlich zur Gänze nicht mehr die meinen. Mein Schlafzimmer ist auch mein Arbeitszimmer. Ich bin gezwungen, bis früh sieben Uhr mein Dienst-Schlafzimmer fix und fertig aufgeräumt zu haben, die Waschangelegenheit sauber verhängt und allen Kram in Schubladen und Schrank. Aber es ist soweit ganz gemütlich geblieben. Im Haus der russischen Verwaltungen liegt die Gruppe, und wir sind für uns. Wir werden teilweise auswärts schlafen müssen, denn ich erhalte Zuzug von weiter vorn. Die Gesamtlage bleibt weiter ungeklärt.
Diese Zeilen sind auf einen ganzen Tag verteilt geschrieben, mindestens jeder Satz mal unterbrochen. Ich schreibe eben, weil 8 Herren um mich still sind, weil das Radio meldet. Ich hätte mehr Zeit, wenn nicht alle möglichen Freunde durchkämen. So erschienen zum Essen plötzlich Hauptmann Paulsen und der Dolmetscher-Sonderführer Prof. Schaub, Archäologe. Die kommen jetzt in diese Gegend zurück, nach Koronewo im Süden an der Bahn. Schaub, *sehr* anständig, *sehr* intelligent, unpraktisch in vielen Dingen… P. ist realistisch, Schaub im besten Sinne idealistisch, leidet schrecklich unter der Lage, in die unsere russischen Freunde kommen. Er ist sehr glücklich verheiratet, seine Heimat ist Bonn.
Die Kämpfe vorne sind vielleicht schwerer als sie im Weltkrieg irgendwo waren. Die Ablösung fällt aus, Masseneinsatz gibt es in den riesigen Räumen keinen. Was man Masse nennt, mögen dreißig Panzer der Russen mit zwei Gruppen Infanterie hinter jedem auf je zehn Kilometer Breite sein. Im Weltkrieg waren das Stoßtrupp-Unternehmen! Aber keiner hat mehr, wir nicht, der Russe nicht. Nur die Partisanen im Norden haben mehr Kerle zusammen, aber keine schweren Waffen.
Meine Gute, Liebe, ich grüße Dich jetzt um die Stunde des Abendliedes über weite, weite Schneefelder hin!
Meine beiden Narzissen haben Knospen, die Blätter sind etwas schwach

und gedreht, hoffentlich wird was draus. Auf meinem Schreibtisch steht in großem Rahmen eine Kinderbildserie zusammengestellt. Du bist mit großem Paßbild vertreten.

Saak, Wilhelm 1915–1945
Liebe Eltern! **am Don**
Gesundheitlich geht es mir sehr gut. Wir sind nach wie vor im Einsatz. Der Russe greift mit ungeheuren Kräften an. Täglich gehen wir zurück, nachdem wir dem Russen möglichst viel Verluste beigebracht haben. Ich habe z. Zt. wenig Zeit zum Schreiben. Es ist schon wochenlang ziemlich kalt. Alle sehnen wir wieder den Sommer herbei, dann werden wir dem Russen zeigen, daß wir noch schlagkräftig sind. Es ist meine feste Überzeugung, daß wir siegen werden. Schade ist es um die Kameraden, die in heldenmütigem Kampf in Stalingrad ihr Leben lassen müssen. In dem Kessel sind viele meiner alten Kameraden drin.
Urlaub wird es voraussichtlich so schnell nicht geben, erst müssen wir den Russen wieder zurückgeschlagen haben. Der Russe hat das Zehn- und Zwanzigfache an Verlusten wie wir, er führt aber immer wieder neue Panzer und Soldaten heran. Euer Willi.

F., S. *1923 **(Demjansk)**
Je näher wir Demjansk kamen, desto belebter wurde die Rollbahn. Kamen doch von allen Seiten die zurückgehenden Truppen, um auf der einzigen aus dem Kessel führenden Rollbahn in den Westen, aus der Umklammerung herauszugelangen. In Demjansk war man bereits bei den Vorbereitungen, das umfangreiche Lebensmitteldepot zu ent[…?] Alkohol, Schokolade und andere Lebensmittel. In Demjansk selber legten wir eine kurze Rast ein. Meine nassen Lederstiefel hatte ich dabei in unserm Raum zu nahe an den Ofen gelegt, und so geschah es, daß ein Teil der Schäfte verbrannte und ich später mit stark beschädigten Stiefeln den Rückzug fortsetzen mußte. Eine richtige Winterbekleidung hatte ich zu der Zeit noch nicht. Nach kurzer Rast mußten wir allerdings recht schnell unseren Rückzug fortsetzen, da bereits einige Russen auf Skiern in den Ort eingedrungen waren. Als wir dann auf der Rollbahn waren, begann das Wetter umzuschlagen. Der Himmel bewölkte sich, und ein dichtes Schneetreiben begann, für uns unangenehm, aber auch wieder von Vorteil, weil wir so nicht aus der Luft verfolgt werden konnten. Inzwischen hatte der von uns verlassene Ort zu brennen begonnen, und der Himmel hinter uns begann sich mehr und mehr rötlich bis blutrot zu färben. Das war schon ein faszinierendes, gespenstisches Bild. Der

glutrote Hintergrund und davor wie ein Schattenriß die zurückflutende Truppe, mit ihrem Troß, mit Pferd und Wagen. Aber alles verlief in ordentlichen Bahnen. All das erinnerte mich an den Rückzug Napoleons. So erschreckend dieser Anblick auch war, es war aber doch ein fesselndes Bild, dem man sich nicht entziehen konnte. So verbreitet eben das Grauen nicht nur Schrecken.
Wann wir den Schlauch erreichten, weiß ich nicht. Es war schon Tag, als wir die engste Stelle erreichten und nun auf die Lkw's warteten, die uns herausfahren sollten. Mit den anderen wartete ich, aber ohne mich vorzudrängeln. Viele hatten es natürlich eilig, möglichst schnell herauszukommen. Kurz vor unserer Ankunft muß es dort noch furchtbare Feuerüberfälle gegeben haben, denn links und rechts der Straße lagen Dutzende von Toten und zerstörtes Kriegsmaterial. Kein schöner Anblick. Dennoch ließ ich mir Zeit. Der größte Teil meiner Einheit war bereits auf offenen Lkw's herausgefahren und muß bei dem eisigen Wind sehr gefroren haben. Mein Warten sollte sich lohnen, denn zum Schluß kam noch ein beheizter Bus, der den Rest der Truppe holte und hinausfuhr. So endete für uns der Aufenthalt im Kessel, der für die Truppe im ersten Winter nichts als Hunger, Kampf und Not gebracht hatte.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**
Fast klar, durchgehend klar abends, kälter. – Um ½ 3 aufgestanden. [...]
Draeger versicherte, Överland gehe es besser als den anderen Gefangenen im Lager bei Oranienburg, und er leide keine Not. Ihn zu besuchen, ist völlig ausgeschlossen. Draeger versprach mir, vor unserer Abreise weitere Informationen über Överland zu geben. [...]
Goebbels soll im Heimatland fast diktatorische Macht haben. Eine Menge unnötiger Restaurants und Hotels sollen angeblich geschlossen werden.
Die Gruppe, die sich ergeben hat, war die von Paulus, dem Generalfeldmarschall. Eine Gruppe gibt es noch. Die Gruppe Paulus wurde gefangengenommen.
Um zum Hauptquartier zu kommen, muß man mit der Eisenbahn bis Warschau fahren, dann eine lange Strecke fliegen, schließlich mit dem Auto zum Zug Hitlers. – Man bereitet sich vor auf die große Frühlingsoffensive und schafft alle verfügbaren Mannschaften heran.
Kümmels Äußerung über Lessings Buch war erfrischend: Diese phänomenale Gelehrsamkeit! Es übertrifft *alles*, was bis jetzt geschaffen ist. Alle anderen früheren Werke über lamaistische Ikonographie werden

dadurch distanziert und überflüssig. Ohne dieses Werk können überhaupt keine lam. Studien getrieben werden. In der Zukunft *kann* es nicht übertroffen werden. Ich gratuliere Ihnen, in Ihrer großen Serie ein so fabelhaft vollendetes Werk einrangieren zu können. Ich fühle mich verschwindend klein neben Lessing. Was ist alles andere im Vergleich mit Lessing? Nichts! Lächerlichkeit. Dilettantismus. Und diese schwindelnde Persepektive über Lamaismus, diese souveräne Beherrschung aller Sprachen, diese gediegene Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur.
Ich gestehe gern, daß ich verärgert war, daß Lessing, dem wir doch zweimal 10000 MK gegeben haben und allerlei Erleichterungen bewilligt, doch nichts herausgegeben hatte. Aber alle diese Gefühle versinken jetzt im Ozean der Vergessenheit. Jetzt freut es mich, daß wir ihm doch geholfen haben. Er übertrifft unendlich alle Erwartungen. Ich bin stolz auf ihn. Ich bin stolz, daß er deutsch ist. Daß er im schwedischen Dienst gearbeitet hat und englisch schreibt, spielt keine Rolle. Ich bin ein Zwerg neben ihm. Ich habe gearbeitet in meinen 68 Jahren, aber ich fühle mich jetzt wie ein Löwe neben einem Elefanten. Hoffentlich kommen auch die 3 folgenden Bände heraus. Das wäre für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert. Dieser sonderbare Mann, der niemals mit seiner eigenen Arbeit zufrieden ist, und der niemals fertig wird. Jetzt haben Sie und Montell es fertig gebracht, ihn dazu zu kriegen!
Meine herzlichen Glückwünsche!

Sänger, Fritz 1901–1984 **Berlin**
Reichspressestelle
Vertraulich!
In den letzten Wochen sind wiederholt Gerüchte aufgetaucht, die wissen wollten, daß die finnische Regierung bereit sei, mit der Sowjetunion und mit England in Besprechungen über einen Separatfrieden einzutreten. Es wurde behauptet, daß der finnische Gesandte in Washington entsprechende Fühler ausgestreckt habe. Das wurde in Helsinki dementiert.
Ich möchte in diesem Zusammenhang erwähnen, daß kürzlich in der schwedischen Presse Untersuchungen zu finden waren, die die Frage behandelten, ob nicht eine Einstellung des Kampfes in Finnland eine Erleichterung für die deutsche Front bedeuten würde, die dadurch verkürzt werden könnte, ohne daß der Gegner einen wesentlichen Kräftezuwachs erhielte.

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**

Um 12.00 Uhr wird SSW-Sturm in Stärke 10–12 gemessen! – Wegen des Sturmes muß das Marine-Flum-Gerät im Westen abgeschaltet werden. Auch das Horchgerät und das Horchgitter bei Scheinwerfer 3 sind wegen des Sturmes unklar. – Nachts ist eine Do 217 in Luftnot. Mit Scheinwerfern wird versucht, dem Flugzeug die Richtung zum Heimatflugplatz zu weisen.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**

Opa hat das Jagdgewehr mit dem Zielfernrohr geholt. Er sagte, daß es abgegeben werden müsse. Im Dorf wird erzählt, daß das U-Boot, auf dem der Mann von Brunhilde Wolf ist, von einer Feindfahrt nicht zurückkam. Der Mann von Anita Donath ist noch nicht wieder auf Urlaub gewesen; es ist schon zwanzig Monate her, daß sie heirateten.

Tremayne, Julia *1903 **Kanalinsel Sark**

Der Wind heult mit einer Geschwindigkeit von 100 Meilen in der Stunde. Es ist beängstigend, und so geht es nun schon seit Tagen, wahrscheinlich werden wir noch mehr Hütten und Zelte die Klippen ins Meer hinunterstürzen sehen. Es ist tiefe Ebbe, eine gute Möglichkeit, Perlmuttschnecken zu sammeln. Die Fischer dürfen mit ihren Booten in die verschiedenen Buchten fahren. Ein gutes, nahrhaftes Gericht, das wir lange entbehren mußten. Wir sind zu Hunderten in die Buchten gegangen und haben sie gesammelt. Das waren Festtage voll Vergnügen! Das muß man gesehen haben, wir in unsern alten Kleidern und Stiefeln völlig durchnäßt und voll beladen mit triefenden Perlmuttschnecken.
Der Hafen ist für alle Zivilisten gesperrt. Die Deutschen arbeiten dort Tag und Nacht, niemand weiß woran, aber ein riesiges Fallgatter wurde vor dem Eingang zum Haupttunnel errichtet, so daß der neue Hafen ganz abgeschnitten und unerreichbar ist.
Die Offiziere stolzieren hier immer noch herum, manche von ihnen so fett, daß sie sich kaum bewegen können. Es ist erstaunlich, daß die Pferde unter ihrem Gewicht nicht zusammenbrechen.
Für alle bis 18 Jahren ist es obligatorisch geworden, deutsch zu lernen. Was die Alten machen, scheint egal zu sein. Die Jungen sollen wohl mal bei der Hitlerjugend mitmachen. Der ist optimistisch! (Hitler à la Mr. Churchill.)
Viele traurige Briefe kommen von den Evakuierten aus Deutschland. Manche von ihnen sind in riesigen, uralten Schlössern untergebracht, und es ist sehr kalt mit viel Schnee. Die Armen! Es muß die Hölle

für sie sein, nachdem sie hier ihre gemütlichen Wohnungen verlassen mußten.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Hoppstedt, Hertha, Ehefrau, geb. 27. 1. 13 zu Kosenow
Säugling: weiblich, Gew. 3000 gr, Länge 51,5 cm, Kopfumf. 35 cm, Entl.Gew. 2900 gr
Verlauf: 14.00 Wehenbeginn, 1.30 Blasensprung, tiefer Querstand 21.00 Zange, 2.15 Geburt, 2.30 Placenta, linksseitliche Episivtomie
III. Partus. Am 5. Tag Schüttelfrost, hohes Fieber, die Schüttelfröste wiederholten. Sepsis, hämolysierende Streptokokken im Blut nachgewiesen, Endkarditis, zuletzt Leberabszesse, † am 2. 3. 43.

Engicht, Emil *1900 **(Lausitz)**

Es war der 1. Februar 1943. Schulunterricht wie immer. Ein Kollege, flüsterte mir zu, daß sich Schreckliches in Rußland ereignet hätte. Eine deutsche Heeresgruppe in der Stärke von etwa 200 000 Mann, seit Ende November in Stalingrad eingeschlossen, hätte kapituliert und wäre in Gefangenschaft geraten.
Keine Frage, die mir unterbreitete Mitteilung erfuhr außer meiner Frau niemand. Ich wußte abzuschätzen, was seine Wichtigkeit haben könnte, um es der Ortsgruppenleitung servieren zu können. Hohe Politik und militärische Interessen griff ich nicht auf. Dafür waren andere Kompetenzen haftbar.
Für mein Ressor wagte ich schon einmal, Schelte zu beziehen. Ich war auch gewillt, mich gegen etwas zu stemmen, was mir als verderblich erschien, vielleicht verderblich für uns alle. Wahrheiten mußten gegen Unwahrheiten gestellt werden. Ob so oder anders, ich verfocht den Standpunkt: Stimmungsberichte waren ausschließlich ein Instrument, um die wahre Stimmung der Bevölkerung einzufangen und widerzugeben. Die zuständigen Behörden hatten sich dann damit zu befassen, und die Erkenntnisse zum Wohle aller Bürger zu verarbeiten.
Im allgemeinen bezogen sich die Berichte auf das Alltagsgeschehen. Darin eingeflochten offenbarte sich Bekanntes mit Unbekanntem, Positives mit Negativem, Zustimmung zu Verordnungen mit Ablehnung, die Gegnerschaft signalisieren konnte. Aus dieser Betrachtung das Resümee gezogen, ergab, daß in den Berichten der Zellenleiter kaum einmal etwas zu finden war, was Außergewöhnliches anzeigte. Seltsam. Nie und nimmer konnte dies den Tatsachen entsprechen. So rauschte es

wenigstens bei mir. Es gab 11 Zellenleiter. Darunter allein 4, in der Friedenszeit sogar 5, die der Zunft der Schulmeister zugehörten. Den Elfen allesamt war ein heiles Köpfchen zuzurechnen. Den Zellenleitern unterstanden 45 Blockleiter. Auch gab es eine größere Anzahl von Warten und Waltern, die in den verschiedenen NS-Organisationen und anderweitigen Verbänden tätig waren. Alle diese Menschen hatten, in aller Trivialität ausgedrückt, Augen und Ohren, mit denen sie sehen und hören konnten. Und mit ihnen sollte sich, so stieg es in mein Köpfchen, nie etwas erschnappen lassen, was aus dem Rahmen des Gewöhnlichen fiel!

Die Berichte lagen am Ende eines Monats, wenn die Politischen Leiter zur Beratung zusammenkamen, zur Diskussion vor. Was erbrachten die Berichte? Zumeist kümmerliches, dürftiges Zeug. Kaum einmal Stoff, der sich für eine Aussprache eignete, daraus Ersprießliches erwachsen konnte.

Zugegeben, auch ich konnte nicht immer mit Besonderheiten aufwarten, doch brachte ich alle Aktualitäten, auch wenn sie nur Kleinigkeiten umrissen, in meine Niederschriften ein. Mitunter mit einem Hinweis, wie ich zu ihnen stand. Ich konnte mich in meiner politischen Tätigkeit nicht mit dem Sprüchlein: «Reden ist Silber, Schweigen ist Gold» abfinden.

Nach meinem Ermessen war das Verschweigen von Tatsachen, mochten sie schon Unangenehmes berühren, nicht zu rechtfertigen. Wie sollte, als Beispiel herangezogen, ein Ortsgruppenleiter guten Willens einen Mißbrauch in irgendeiner Sache abstellen, wenn er nicht davon unterrichtet wurde.

Als Duckmäuser wollte ich nicht gelten. So benutzte ich die Gelegenheit, zwei Sonderfälle aufzugreifen. Der erste Fall: Feindliche Flieger hatten Flugblätter abgeworfen. Der ehemalige Leiter der Schule des Mitteldorfes übergab mir ein Flugblatt. Ich durfte es lesen, aber nicht behalten. Der Inhalt des Flugblattes: Die Bevölkerung wurde zum Ungehorsam und Widerstand gegen das herrschende Regime aufgerufen, und die militärische Niederlage angekündigt. Ein verdammt heißer Brei, der mir dort vorgesetzt wurde. Im nächsten Stimmungsbericht stand es drin. Es fand sein Echo. Was am meisten schallte, ich konnte das Corpus delicti, das Flugblatt, nicht vorweisen. Und den Informanten wollte ich auch nicht nennen. Ließ ich den Schleier fallen, verstopfte ich mir nicht nur diese eine Informationsquelle, sondern andere Stellen ebenso. Ein Vertrauensbruch hat immer Folgen. Meine Argumente wurden anerkannt, mein Verhalten überzeugte.

Der zweite Fall war nicht minder brisant. Ein Gerücht schwirrte umher. Der Gauleiter bog Gesetze zu seinem Nutzen. Er verbrauchte in seinem Haushalt eine nicht geringe Menge von Lebensmitteln und Dingen, die ihm nicht zustanden. Sein Fahrzeug schaffte sie heran. Kontrollorgane, die gegen Hamsterfahrten eingesetzt waren, mußten das Auto, das die Standarte des Gauleiters trug, passieren lassen, ohne eingreifen zu dürfen. Das Gerücht löste Empörung in der Bevölkerung aus. Wenn schon in einem so entlegenen Landeszipfel wie die Lausitz ein solches Gerücht auftauchte, um wieviel mehr mußte es unter den Menschen der Landeshauptstadt, dem Sitz des Gauleiters, zirkulieren. Ob Nachforschungen in dieser Sache angestellt worden sind, darüber ist mir keine Nachricht zugegangen. Eine Nachfrage wiederum habe ich unterlassen. Mich dürstete nicht nach saurem Bier.

Reichssicherheitshauptamt **Berlin**

Meldungen

Als Mittelpunkt der deutschfeindlichen Jugend, vornehmlich der Studenten gilt in Groningen die Jazzband Boyd Bachmann. Die Darbietungen Bachmanns und seiner «Swingboys» lösen bei den Zuhörern stets eine Hochstimmung aus, die gelegentlich den Charakter deutschfeindlicher Kundgebungen annehmen.

Eine größere Zahl von Tanz- und Unterhaltungskapellen zeigt heute noch, in der Hauptsache mit Rücksicht auf die Vorliebe des Publikums für englische und amerikanische Sitten, eine typische englische bzw. amerikanische Aufmachung. Die Bezeichnungen dieser Kapellen lauten u. a.: «Micro Rhythm Group», «The Rambling Serenaders», «The Darling Band», «The Bevi mo's», «Swingdrummer». Das Niederländische Ministerium für Volksaufklärung und Künste hatte bereits vor einiger Zeit Maßnahmen gegen diese rein politisch bestimmte Form der Aufmachung zugesagt. Die Kapellen treten aber nach wie vor in der gleichen Weise auf.

Kempowski, Robert *1923 **Rostock**

Wir waren damals schon modern, wir hatten schon einen Tonabnehmer, den hatten wir auf das Grammophon aufmontiert, mit Isolierband, und den Radioapparat benutzten wir als Verstärker. Und den Lautsprecher hatten wir unter dem Bild von Praxiteles, dem Diskuswerfer aufgehängt. Und dann wurde «The Flat Foot Floggee» von Armstrong und den Mills Brothers aufgelegt und «Darktown Strutters Ball», und das haben wir dann bis zur Vergasung gehört und natürlich geraucht dabei.

Wir waren sechs oder sieben Mann, und das war der sogenannte RSBB. Bei Herbert G. hatten wir unsere Platten konzentriert, auch das, was kriegsbedingt von Dicki aus Holland und Frankreich mitgebracht wurde. Beste Sachen! Ella Fitzgerald kannten wir vorher schon und Louis Armstrong auch, aber dann tauchten solche Namen auf wie Tommy Dorsey und Benny Goodman, Gene Krupa. Es kamen auch Platten von französischen Firmen, die uns völlig unbekannt waren. Da habe ich eine der besten Aufnahmen vom St. Louis Blues gehört, Plattenmarke Paté, «Jazz Victor» nannte sich die Kapelle. Und: «Bei mir biste scheen», nur Klavier, das war ein Hochgenuß!
In diesem Kreis hab ich damals gelebt, und wir haben uns am Telefon aufmerksam gemacht, wenn was im Rundfunk kam: «Jetzt sofort Kopenhagen anstellen!»
Herbert war sehr geschickt, mittels eines Brieföffners ging er an den Rollschrank im Büro, wo die Zigaretten aufbewahrt wurden, zack-zack, und dann kriegte jeder eine Schachtel Zigaretten.
Wir gründeten auch eine Kapelle, die nannte sich «The Six Tigers Swing Band Boys». (Heutzutage heißen sie «Rattles» – als Ratte möchte ich mich nicht gern bezeichnen.) Und jeder kriegte ein goldenes Kettchen verliehen, das war natürlich kein Gold, das war Messing, die kriegte man für 3.50 RM beim Juwelier. Von dem ganzen Verein sind nur noch zwei praktisch übriggeblieben, die andern sind alle gefallen. Wir vom RSBB sind tatsächlich so'ne Art – «Bande» möcht ich nicht sagen, aber eine Crew gewesen. Wir gingen nach der Schule ins Café, da haben wir zwar keinen Schnaps getrunken, weil's keinen gab, aber Kaffee haben wir getrunken und Schach gespielt. Wir sind auch gern in die italienische Eisdiele gegangen, zu Mario.
Ernie war ein großer Freund von Marschmusik und von Barnabas von Geczi, witt-witt widdewitt: «Komm mit mir nach Madeira».
Ernie ist dann in Stalingrad gefallen.

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**
Name: Friedrich Israel Gr.
Geboren den 30. 7. 09 in Wien
gestorben den 1. 2. 43
Ehefrau: abgewandert (lt. Mitt. vom Schauhaus)
Wohnung: Salzburger Str. 14
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Erhängen

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**
Wie schön friedlich war es wieder bei Dir. Wie gut, daß Ihr alle jetzt wohl seid und Euch auf dem Wege der Besserung befindet. Außerdem war es sehr nett, daß die beiden Jungen jetzt schon ganz nett mit spazierengehen können.
... Steltzer ist hier und kommt heute zu Mittag zu mir. Heute abend ist ein Abendessen für Jaenicke, morgen abend esse ich bei Peter mit Gerstenmaier und Steltzer. Mittwoch abend will Einsiedel mich sehen, Donnerstag mittag kommen Görschen und Haeften. Die scheinbar so friedliche Woche ist also inzwischen schon ganz besetzt worden.
Hier gibt es viel Arbeit. Jaenicke hat sehr viele unfertige Sachen hinterlassen und die muß ich unbedingt bis Freitag aufarbeiten. Wie ich damit fertig werden soll, ist mir noch nicht ganz klar, zumal es lauter Sitzungen gibt. ...

Graf, Willi 1918–1943 **München**
die woche beginnt ohne hast. vormittags versuche ich für friedrich eine aktion. [Friedrich Falk, geb. 1923, nahm gelegentlich an Zusammenkünften teil. Von den Widerstandsaktivitäten hat er nichts gewußt. – Bei der «Aktion» ging es um Aktivitäten, die F.'s Einberufung in ein Panzerregiment verhindern sollten.] am nachmittag lese ich ein wenig. am abend wie üblich der bach-chor, der verspätet beginnt. nachher trinken wir noch irgendwo einen kaffee.

Meyer, Eltern **Ringstedt**
An ihren Sohn
Lieber Dierk!
Sende Dir anbei die gewünschten Papiere, und hoffen, daß alles dabei ist, was zum Zwecke einer Eheschließung erforderlich ist. Annemarie hatte den größten Teil davon vorrätig. Habe damals schon sämtliche Abschriften gemacht. Wenn Du dieselben nicht mehr benötigst schicke sie bitte an A. zurück.
Deinen Brief von voriger Woche haben wir erhalten, und daraus ersehen, daß es Dir recht gut geht, was ich auch von uns allen berichten kann. Die Kälte kann man in diesem Jahr ja schon ertragen, im Verhältnis zum letzten Winter. Am Heldenkampf in Stalingad sind höchstwahrscheinlich 3 Ringstedter beteiligt. Nämlich: Georg Brömmer, Friedrich Kornahrens und Jonny Röes. Welche Nachrichten werden über diese Männer kommen?
Der Rest der tapferen wird sich nach den heutigen Meldungen nicht

mehr lange halten können. Nun sei recht herzlich gegrüßt von Vater, Mutter, Annemarie u. Enno

Wörth a. Rhein

Emil F.
Mein lieber Dierk!
Inzwischen hast Du auch wieder Stellungswechsel gemacht und das wird wohl auch noch nicht das Letztemal gewesen sein und es ist besser man packt seine sieben Sachen gar nicht erst aus. Auch ich habe seit meinem letzten Brief bereits schon zweimal Stellungswechsel gemacht und ich denke mir schon weiter nichts mehr dabei. Am 9. 1. 43 kam plötzlich meine Rückkommandierung zur Batterie und ich war eben 24 Stunden da dann kam schon wieder die nächste Kom. zum Flak-schießstab in Wörth a. Rhein und nun bin ich gleich wieder auf meinem Schießplatz gelandet. Der Schießplatz ist eingerichtet worden und wir hatten in den ersten Tagen ziemlich viel Arbeit. Nun läuft der Laden auch schon ganz gut und ich habe eine ganz nette Beschäftigung, bin mit bei der Schießaufsicht und es läßt sich hier aushalten. Manchen Tag geht es ja ziemlich rund aber zwischendurch ist auch wieder ein oder zwei Tage Schießpause dann ist es hier etwas ruhiger.
Lieber Dierk Du wirst Dich wundern was jetzt kommt. Soeben wurde mir ein Funkspruch von der Abteilung mitgeteilt daß meine Kommand. mit sofortiger Wirkung aufgehoben u. daß ich mich am 2. 2. 43 8.00 Uhr bei der 1/721 B.B.S. zu melden habe, Punkt. So nun kommst Du, also Parole «Nicht ärgern, nur wundern.»
So nun will ich schließen und meine Klamotten zusammen suchen.
Viele Grüße Dein Emil F.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**
Meine liebe Frida!
Soeben erhielt ich Deinen lieben Brief vom 15. 1. Ich freue mich, daß ihr alle gesund und mobil seid. Ilse hat sicher im Sprechen große Fortschritte gemacht. Nachdem was sie jetzt sagt, hat das Sprechen mehr Sinn und sie wird mehr überlegen. Wenn ich mal wieder auf Urlaub bin, werde ich wohl staunen, wie sie sich herausgemacht hat. Ilses Brief kann ich zwar nicht deuten, aber man sieht, daß sie recht temperamentvoll dabei ist. Auch dafür besten Dank.
Sobald es Frühling wird könnt ihr zwei wieder mehr an die Luft. Die Tage sind dann auch länger, dann könnt ihr draußen herumstrolchen. Vorläufig müßt ihr noch mehr zu Hause bleiben. Ilses Spielsachen werden dadurch tüchtig mitgenommen, aber das schadet nichts. Hauptsache sie hat Spaß daran und fühlt sich wohl. Du schreibst, daß der Vorleger angekommen ist. Ich hatte ihn ja hier schon waschen lassen. Der Sicherheit halber kannst du ihn ja mal auskochen. Wenn Du Wäsche hast und den Kessel an, so kannst Du ihn zum Schluß mal richtig kochen. Bei 100 Grad Hitze gehen alle Bakterien kaputt. Es ist besser, es jetzt mal zu machen, als so liegen zu lassen.
Lieber Racker, ich wünsche euch beiden alles Gute und recht viel Spaß.
Gruß und Kuß an den kleinen Racker.
Es grüßt herzlichst Dein Gustav

Erdmann, Brigitte *1922 **im Osten/Mittelabschnitt**
K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»
Mutti!
hörst Du Dein Kind? Denkst Du gut an mich? Wenn ich in einem viertel Jahr heimkomme (nur auf kurze Zeit, denn ich versuche natürlich gleich wieder raus zu gehen), freust Du Dich dann ein wenig? Du liebst mich doch immer, nicht wahr?
Wir trinken den ganzen Tag Bohnenkaffee. Ich merke und verstehe jetzt, wie nötig man das in manchen Fällen hat. Ich werde alles versuchen für Dich welchen zu organisieren, aber die Bohnen, die uns täglich zugeteilt werden, werden untereinander nicht auseinandergehalten. Das Essen ist reichlich und das Zimmer ist auch gut warm. Die eisige Kälte, die wir in Minsk hatten, 26 gr. ungefähr, hat jetzt ganz nachgelassen. Gestern waren wir ausnahmsweise einmal spielfrei und haben uns eine andere K.d.F.Truppe angesehen, die ganz ordentlich war. Evchen ist nun die Frau von Ernst geworden. Ich selbst habe schließlich noch zugeredet, weil sie meinten, es mir nicht antun zu dürfen. Ich habe Ev versichert, daß unsere Freundschaft nicht darunter leiden sollte und daß es schon das Beste sei, daß sie, die sie beide so verliebt in einander sind, zusammenkommen sollen. Er hat gestern nachmittag mit mir gesprochen und mir gesagt, daß er mich immer noch sehr gerne habe, aber daß es ihn, als er Eva wiedersah, gepackt habe, und er vom 1. Moment gefühlt hat, daß er sie lieb hätte, nur sie. Ich sollte aber sein kleiner Pimpf bleiben und mich in menschlicher Hinsicht ganz und gar auf ihn verlassen. Danach wollte er mich vergewaltigen. Es packte ihn so, als er mich, die Jüngste, Zwanzigjährige, ganz Ruhige da stehen sah, und er sagte, daß er wüßte, daß er sich mir gegenüber nicht gut benommen habe, aber ich müsse das alles verstehen. Ich war ganz ruhig, lächelte und sagte, daß es gut sei, daß er mir das alles offen gesagt habe und daß ich ihm helfen wolle Evchen, die unbewußt schon lange in ihn verliebt

war, zu gewinnen. Angst habe ich nur vor seinen Küssen, die er nicht abläßt mir zu geben, aber auch das wird wohl nun besser sein, denn am gestrigen Abend, als wir in der anderen K.d.F.Vorstellung waren, sind sie wohl zusammengekommen. Evchen ermißt nicht, was sie mir antut und das ist gut. Sie ist zu verliebt und glücklich und auch er ist es, als daß sie auf mich Rücksicht nehmen könnten. Ich stehe am Vormittag draußen am Fenster, weil ich weiß, daß sie sich drinnen ungeachtet küssen, und ich mag es nicht sehen, so weit bin ich leider noch nicht.
Mutti, sei nicht ganz entsetzt über das, was ich Dir jetzt anvertraut habe, es ist garnicht so schlimm wie ich es jetzt ansehe, und ich hoffe daß Du Dich nicht mehr so über die Irrfahrten Deines Kindes aufregst. Über den ärgsten Schmerz bin ich nun auch hinüber, sonst könnte ich noch nicht darüber schreiben und weinen kann ich überhaupt nicht mehr. Sieh Mutti, was eine Frau doch oft für einen richtigen Instinkt haben kann. Erinnerst Du Dich des Abends, an dem der schwere Fliegeralarm in Berlin war und ich so furchtbar weinte, daß ich glaubte, nie mehr aufhören zu können? Damals habe ich all das gefühlt und auch schon da, als ich in undiplomatischer Weise Evchen am Telefon bat, mit Ernst auf der Tournée nicht zu poussieren! Und ich selbst bin es gewesen, die Evchen geholt hat. Ich habe ihr telegrafiert und alles daran gesetzt, sie mitzubekommen. Schicksal, Schicksal! Manchmal denke ich jetzt nachts, wenn ich nicht schlafen kann und mit hartklopfendem Herzen im Bett liege, daß es alles hätte anders kommen können. Aber es sollte nicht sein. Und wenn ich es mir überlege, passen die beiden ja auch viel besser zusammen. Evchen ist älter und dadurch doch erfahrener als ich, sie ist eine bezaubernde Sängerin, singt täglich Liebesduette mit ihm, ist auch in der Größe wie für ihn geschaffen. Ich will keinem Glück im Wege stehen und auch wenn ich es wollte, wenn ich mich gegen mein Schicksal auflehnen wollte, könnte ich nichts ändern. Vielleicht fühlst Du durch diesen Brief einen unbändigen Stolz klingen. Ja, ich bin stolz, so stolz, daß ich es beweisen konnte, großzügig und mutig zu sein, daß ich die Kraft habe, täglich mit diesen beiden Liebenden zusammen zu sein, ohne zu zerbrechen, und daß ich mich besser benommen habe als die Ehefrauen, die wir kennen. Ich bin mit meiner rasenden Eifersucht fertig geworden. Ich habe sehr viel gelernt, ich bin anders geworden und habe mit meinen 20 Jahren eine Probe bestehen dürfen, wie kein anderes Mädchen. Ich will nun eine Frau sein. – Die einzige, die fühlt, was ich durchmache, ist Margo die Tänzerin. Ohne viel Worte sieht sie mich an und ist in ihrer stillen Art 100% auf meiner Seite. Sie haßt Ernst und ich glaube auch Evchen, und wenn mich die Kollegen beunruhigt ansehen,

denn trotz Lachen und Theaterspielen kann ich mein entsetzlich weißgraues Gesicht nicht verbergen, kommt sie an und nimmt mich in die Arme. Ev ist reizend zu mir, natürlich auch sehr verdeckt ungeheuer verlegen. Neulich nahm sie mich in den Arm und wurde ganz blaß als sie sagte: «Brigitte, dein Herz zerspringt ja.» Mein Herz tut mir sehr weh und selbst unter dem Bühnenteint und dem Jugendrot bin ich blaß. Es wird alles besser werden. Unser hoher Chef, der O.T.Offizier wird mich schon trösten wenn er uns besuchen kommt. Es gäbe Tag und Nacht zu erzählen. Mache Dir keine Sorgen, ich bin stark und habe Mut und Kraft. Dein Kind.
Bete darum, daß ich kein Kind bekomme!

Soldatenbühne der Panzerpropaganda-Kompanie **im Osten**
Bunte Bühne

«Lauter Trümpfe»
Jubiläums-Programm zum einjährigen Bestehen
der Soldatenbühne der Panzer-Propaganda-Kompanie
Februar 1943

Prolog aus der Oper «Bajazzo» von Leoncavallo ...	Ogefr. Wittmeier
1. Tanzschau	Uffz. Beißwanger
.....	und Ballett
2. Die zwei lustigen Musikanten	Gefr. Görlich
.....	Gefr. Müller
3. Trickzeichner	Gefr. Reising
4. Harry Vernedi in seinen asiatischen Ringspielen	Ogefr. Freytag
5. Hardi Hochmuth, der Meisterjodler	Gefr. Hochmuth
6. Heinz Bredow	Ogefr. Szarzankiewicz
7. I. und N. Cornely, der sensationelle Ballanceakt	Krf. Schmitz u. Nina
8. Akkordeon-Solo	Uffz. Meier
9. Pünktchen, der springende Punkt	Ogefr. Freytag
10. Kleine Sachen zum Lachen	Gefr. Müller
11. Orientalisches Tanzspiel	Ogefr. Horn, Vera,
Musik: Ogefr. Jupp Michels	Nikolaj und Ballett
12. a) «O Mädchen, mein Mädchen» aus dem Singspiel «Friederike» von F. Lehár	
b) «Ich bin heute ja so verliebt», Lied aus dem Tonfilm «Operette» von W. Schmidt-Gentner	Gefr. Roß
13. «Die lustigen Matrosen im Tempo der Zeit»	2 Bradleys
Bühnenbild	Uffz. Wirtz

Änderungen vorbehalten!

Rückblick

Mit «Lauter Trümpfen» wollen wir beschließen
das erste Jahr der Bühne in Orel,
es sollen ferner bunte Stunden fließen,
drum schöpfet weiter aus dem Freudenquell!

Als erstes lief die große Premiere
«Hundert Minuten» bunt und voll Pläsier,
danach kam das «Verrückt' Hotel» zur Ehre
im «Frühling hat mein Herz Sehnsucht nach Dir».

Es glänzten dann die «Varieteensterne»
und «Schlag auf Schlag» erfolgte obendrauf,
mit «Strandkaffee» gings weiter in die Ferne
«Kalenderblätter» nehmen ihren Lauf!

Als kaum verklungen war die letzte Weise
da stand die Bühne schon in neuem Schein,
und viele Sender zogen ihre Kreise.
Es startet das Programm «Wir schalten ein!»

Im Weihnachtsmonat schlossen wir die Pforten
und zogen zu Euch – Kameraden – an die Front,
wir spielten, sangen, tanzten vielerorten
Und haben uns an Eurer Freud' gesonnt!

So hoffen wir auf ferner gut Gelingen
mit frischer Lust und neuen Fantasien,
denn Freude wollen wir euch immer bringen,
kommt her zu uns, und alle Sorgen fliehn.

Gefr. Müller

Hamburger Fremdenblatt **Hamburg**

GROSSHAMBURGER WOCHENSPIELPLÄNE (7.–14. 2. 43)

Staatsoper: Rosenkavalier / Tannhäuser / Zauberflöte / Wildschütz / Barbier von Bagdad / Figaro / Don Carlos / Die lustigen Weiber
Staatliches Schauspielhaus: Das Dorf bei Odessa / Die Braut von Messina
Deutsches Volkstheater: Der Mann unter der Treppe / Stella / Moral / Des Meeres und der Liebe Wellen
Thalia-Theater: Schluck und Jau / Die selige Exzellenz / Götter auf Urlaub / Wildvogel / Emilia Galotti

Volksoper: Die lustige Witwe / Hänsel und Grethel
Theater an der Reeperbahn: Der Graf von Luxemburg / Tanzmorgen Manon Ehrfur u. Rolf Jahnke / Rotkäppchen
Niederdeutsche Bühne: Harten-Lena / Klassische Einakter / Hamburgs Leiden / Hans Brüggelmann / Asmus op Afweg / Verkehrte Welt / De Ehrenjungfro / Inske
Harburger Theater: De Ehrenjungfro / Das blinde Herz / Der Mann, der zurückkam / Die vier Optimisten / Drei arme kleine Mädels
Wandsbeker Theater: Frau Holle
St. Pauli Theater: O, düsse Froonslüüd
Hansa-Theater: Artistische Knallbonbons, ein buntes Füllhorn köstlichen Varietés in 38 Blitzbildern
Flora-Theater: Tante Lene und großes Varieté mit 2 Cavallini
Circus Busch: 12 Spitzenleistungen der Zirkusartistik

Konzerte:
Thorkild Neval / Annelies Kupper / Klavierabend Viktorie Svihlikova / «Pro Arte»-Zyklus / Violinabend Guila Ustabo / Klavierabend Wilhelm Werth / Liederabend Josef Degler / Konzert Ference von Albert / 4. Sonntagskonzert

Vorträge u. a. im Februar:
Goethes Morphologie und allgemeine Naturphilosophie / Der Kulturfilm und seine Sendung / Über deutsche Arbeit in Afrika im 16. und 17. Jahrhundert spricht Prof. Dr. Plischke (unvollständig)

Rundfunk:
Reichsprogramm: 9 Uhr Schatzkästlein / 10.15 Uhr von deutscher Größe / 11.30 Uhr Opernkonzert / 12.30 Uhr Deutsches Volkskonzert / 14.30 Uhr Märchen / 16 Uhr «Feldpost»-Rundfunk / 18 Uhr Ernstes Konzert / 20.15 Uhr Zweihundert Jahre Staatsoper
Deutschlandsender: 8 Uhr Orgelmusik aus dem Straßburger Münster / 15.30 Uhr Solistenkonzert / 18 Uhr Unterhaltungsmusik / 20.15 Uhr «Der Wanderer» im klassischen Lied / 21 Uhr Unterhaltungskonzert

Filme der Woche im Großraum Hamburg:
Der große Schatten / Hab mich lieb / Drei Kaiserjäger / Vom Schicksal verweht / Greta Garbo in Taumel / Lieblingsfrau des Maharadscha / Dr. Crippen an Bord / Wir machen Musik / Weiße Wäsche / Der zerbrochene Krug / Die Mühle im Schwarzwald / Lied der Liebe /

Verwandte sind auch Menschen / Es geht um mein Leben / Die Entlassung / Intermezzo / Nanette / Peer Gynt / Mädchen in Not / Einmal im Jahr / Schloß Vogelöd / Parkstraße 13 / Vision am See / Der grüne Domino / Stimme des Herzens / Meine Tochter tut das nicht / Unter dem Kreuz des Südens / Der rote Reiter / Links der Isar – rechts der Spree / Flitterwochen / Fiakerlied / Ave Maria / Zwei im Sonnenschein / Rote Orchideen / Liebesleute / Ein Zug fährt ab / Paradies der Junggesellen / Schloß Hubertus / Flüchtling aus Chikago / Ein seltsamer Gast / Spiel im Sommerwind / Der Etappenhase / Ihr Leibhusar / Waldwinter / Vorbestraft / Weltrekord im Seitensprung / Première / Ist mein Mann nicht fabelhaft? / Pechmarie / Die Finanzen des Großherzogs / G.P.U. / Ihr erstes Rendezvous / Fräulein / Das Abenteuer geht weiter / Inkognito / Eine Tür geht auf / Herz modern möbliert / Todfeinde / Wer küßt Madeleine? / Die goldene Stadt / Hochzeitsreise zu Dritt / Beliebte Welt / Stützen der Gesellschaft / Drunter und Drüber / Der Dschungel ruft / Wenn ich König wär / Was will Brigitte? / Polterabend / So ein Früchtchen / Wunschkonzert / Zwischen Strom und Steppe / Die Töchter Ihrer Exzellenz

Erika S. *1926 **Hamburg**

In der Oper war es wunderschön! Die Butterfly war entzückend. Lisa Jungkind spielte wirklich ergreifend. Carl Friedrich spielte den Lincerton, er spielte ganz gut, aber wenn er einen hohen Ton haben wollte, stellte er sich immer auf die Zehenspitzen! Anschließend waren wir mit Frau Sch. im Theaterkeller. Wir aßen Fischfrikadellen und Kartoffelsalat. Das Malzbier schmeckte wie schmutziges Brunnenwasser! Carl Friedrich aß auch Fischfrikadellen! So ist er auch bloß ein gewöhnlicher Mensch, außerdem sah ich ihn einmal im «oo» verschwinden.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Guila Bustabo (Bulgarin? Kroatisch-italienisch?) ist eine Geigerin von etwa sechzehn, siebzehn Jahren; groß, schlank, von jungfräulicher, ja fast noch kindlicher Noblesse. Der Kopf mehr als prärafaelisch: Fra Angelico oder Melozzo da Forli. Eine dichte, wohlgeordnete und sanfte Mähne um ein zartes Gesicht. Die Bewegung groß und ruhig; eine vornehme und schon souveräne Art, mit dem Instrument umzugehen, es zu hantieren. Zuweilen ging von der Notwendigkeit der Bogenführung dirigiert, der Ellenbogen so weit in die Höhe, daß er die dunkle Mähne mit schmalem Ober- und Unterarm im Winkel kreuzte, ja daß das Gesicht darunter hervorsah.

Das Spiel von großer Virtuosität und darüber hinaus von reiner Würde, aber eigentlich noch ohne den Hintergrund des Erlebnisses. Eben dies machte freilich auch gerade den Reiz des Vortrags; er gewann die Objektivität der Unschuld: etwas Engelhaftes in Strenge und Süße.
Das Programm begann mit einer Sonate von Beethoven, die mir keine der eigentlich bedeutenden zu sein schien. (D-dur, Opus 12, Nummer 1.) Ein Konzert von Tartini (d-moll) war die pièce de résistance: *sehr* schön. Es war mir wieder merkwürdig, daß die Barocken das Virtuose und das Ernste, Gewichtige in einundderselben Komposition vereinen können (wie denn Tartini selber Virtuos, Komponist und Theoretiker gewesen ist). In diesem Verhältnis liegt eine bewundernswerte *Vollständigkeit*. Der Rest des Programms stellte zum Teil das Virtuose *an sich* vor, das Virtuose ohne Gewicht (Sarasate: «Zapateado»). Von da wäre der Weg zum Varieté nicht weit gewesen. Es gab noch Gluck: eine Melodie, die, für die Flöte komponiert, der Geige unterschoben war, wobei denn auch klar wurde, wie sehr ein solcher Wechsel des Instruments die Sache zu fälschen vermag. Es gab auch Brahms (Sonate in A-dur, Opus 100, Nummer 2), und ich hatte wieder Ursache, mir darüber Rechenschaft zu geben, daß ich mit diesem so angesehenen Musiker nur wenig anfangen kann: er scheint mir nicht sehr substanziell und mehr zur musikalischen Phraseologie geneigt.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

Wir können uns hier sogar Diener leisten: Die Russen machen morgens, wenn wir noch grunzen, Feuer an, putzen unsere Schuhe und kehren die Bude aus. Wir führen ein herrliches Leben, ohne Dienst, aber mit viel Faulenzerei.

Hermann K. **Basel**

An Samuel Schmitt, Emigrant
Lieber Sämi,
Ich habe Deine beiden Postkarten vom 20. und 26. Januar erhalten und danke Dir herzlich für diese Mitteilungen. Es freut mich, daß die Bewilligung für ein weiteres Verbleiben bei Küngs erhältlich wurde, wenn es auch nur 4 Wochen sind, so ist es immerhin dies. Daß Dir das Bauern offenbar bei uns in der Schweiz noch recht wohl ansteht und Dir auch Freude macht, entnehme ich Deinen bisherigen Mitteilungen. Es gereicht auch mir zur Freude, daß es Dir wenigstens auf diese Weise bei uns in der Schweiz sicher erträglicher geht als s. Zt. im Ausland.
Gerne werde ich auch Deinem Wunsche nachkommen, und Dir, wenn

Du im Arbeitslager sein wirst, etwas öfter als bisher schreiben. Du wirst mir natürlich sobald Du dort sein wirst, davon Mitteilung machen, damit ich doch auf dem Laufenden bin betr. Deinem jeweiligen Aufenthalt.
Ich hoffe, daß Du auch gesundheitlich gut zwäg bist, denn es ist ein köstliches Geschenk gesund sein zu dürfen. Ich sehe dies nun besonders auch bei unserm Kleinen, der uns viel Freude macht mit seiner lieben Art. Ich hoffe, daß es auch einmal soweit kommen wird, daß Du ihn wirst sehen können. Für heute weiß ich sonst keine weiteren Neuigkeiten mehr, und darum schließe ich etwas früher als sonst meinen Brief.
Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich Dein Herm. K.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Noch an den 2 Frauen in grün und gelb gearbeitet. Ein Stilleben Entwurf Orchideen mit grüner Schale.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Vorfrühling. Vorm. im Zwingerhof m[it] Richthofens u[nd] Charl. T. Lunch (gemeinsam), auch m[it] Gen. Int. Lothar Müthel (Wien), der früh eintraf. Nachm: liest G. Müthel 2 Akte «Iphigenie in Aulis» vor. Abendessen m[it] Müthel u[nd] Richthofens, die Abends abreisen n[ach] Tirol.
Mit Müthel danach auf 210.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
Februar 1943
Zahlungen: Hundesteuer, Dietrich. Tabak-Verbrauch: Im Februar wegen Sanatoriums-Aufenthalt Zählung nicht erfolgt.
Am 15. 2. Verlags-Abrechnung. Lohnsteuerkarten
Geburtstage: 18. Mutti, 20. Dola, 25. Adi
1. Montag: Zuschuß Dietrich fällig. Am 15. Verlags-Abrechnung
[Eintragung von Suse Ditzen]:
zuerst trübe & regnerisch, dann wechselnd bewölkt, sturmartiger Südwest. +7°
An der Krüseliner Hecke Holz hauen

Halbe, Max 1865–1944 **München**
Die heftigen Schmerzen Luises im gebrochenen Oberarm halten an. Röntgenuntersuchung hat V.'s anfänglichen Befund bestätigt. Heilungsprozeß soll 3 Wochen dauern.

Schinnerer, Adolf 1876–1949 **Ottershausen**
An Reinhard Piper
Lieber Herr Piper!
Da Sie die Geduld so schätzen u. rühmen, werden Sie mir sicher dankbar sein, daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben habe sie zu üben. Längst hätte ich mich bedanken sollen für Ihr Geschenk zu Weihnachten, aber immer wieder glaubte ich vom Montag zum Freitag u. vom Freitag zum Montag Sie aufsuchen zu können um mündlich Dank zu sagen. Und umso mehr wollte ich kommen, weil wir doch das Buch der Rembrandt-Zeichnungen besprechen wollen. Aber die Zeit ist für diesen Zweck ungenützt vergangen, im höchst unnützen Schulbetrieb. Ich habe einen Stall voll untalentierter u. langweiliger Leute u. nichts strengt so an, als solchen etwas begreiflich machen zu wollen. Und daheim unterrichte ich mich im Radieren, eine sehr schwere Kunst, wenn man nicht nur Zeichnungen vervielfältigen will. Der Teufel hat mich geritten, als ich das Meretlein als geeigneten Stoff für solche Künste vorschlug, und nun bin ich mittendrin u. kann nicht mehr heraus.
Auch ohne solche Erschwerungen ist diese Zeit schon schwer genug. Dietrich führt eine Kompagnie von kriegsgefangenen Asserbeidschanen, zum Glück noch auf dem Truppenübungsplatz, aber wer weiß wie bald an der Front. Und sein Arm ist immer noch nicht geheilt. – Oft habe ich schon gezweifelt, ob aus dem Rembr. Buch was werden wird? Das Fiedler-Buch lese ich abends im Bett, da ich von Fiedlers Schriften nur wenige flüchtig gelesen habe, ist die Auswahl für mich recht nützlich u. das Jakob Burckhardtbuch wird es wohl noch mehr sein. Den «fernen Sohn» habe ich gleich gefressen, er gefällt mir gut, der Versuch einer modernen Mystik (mit Telefon) ist aller Ehren wert u. ist gut geglückt. Die fliegende Frau nach Fernost wird später dran kommen, wir haben beide wenig Zeit zum Lesen (jedes beschäftigt mit seinen Kindern) u. gegen die erschütternden Schläge, die uns d. Radio in letzter Zeit versetzt, kann man nur starke Gegenmittel brauchen, Sprüche aus einer anderen, harmonischeren Welt. Gestern Abend hat mir d. «Euphrosyne» von Goethe geradezu eine Erlösung aus d. Qual des Tages gebracht. Ein Gedicht auf den Tod einer kleinen Schauspielschülerin vertreibt die Gespenster u. Dämonen, man kann es eigentlich nicht verstehen.
Aber nun werde ich Sie bald anrufen u. hören, wann wir uns sehen u. besprechen können.
Mit d. besten Grüßen, auch an Ihre Frau, Ihr A. Schinnerer.

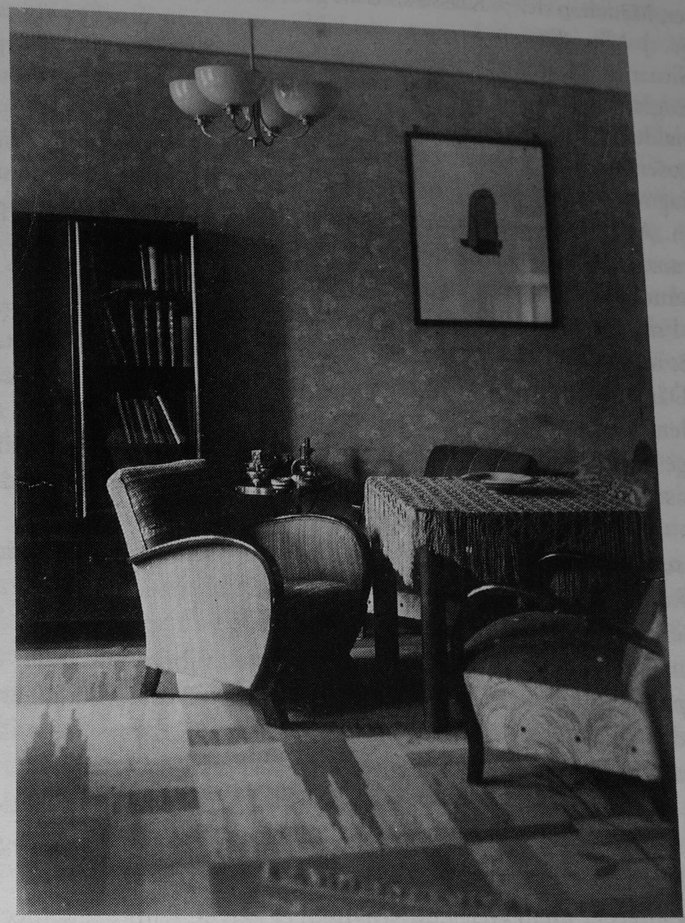
Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Litzmannstadt [Lodz]**

Eine schwere Nacht, immer sind die Gedanken in Stalingrad.
Vormittags zeigte man uns noch einmal, was in der Stadt zu sehen ist, das heißt eigentlich die ungefüge Ordnungslosigkeit der Bauweise. Die alten deutschen Weberhäuser, die Radbrunnen – die neuen gehen bis auf achthundert Meter Tiefe, von vierhundert Meter an ist das Wasser keimfrei, viele bringen aber nur braunes Teewasser herauf. Bei Buchhändlern war ich. Die Weberei des Herrn Gerrietz besichtigten wir; lange ist es her, daß ich dies rätselhafte Weberschiffchen fliegen sah, und war zugleich erstaunt, wie nahe die «Bergwebstühle» noch denen der Bronzezeit sind. Ein Musterbetrieb übrigens hinsichtlich der sozialen Versorgung. Die Volksbildungsstätten sahen wir und, vom Stadtbaurat vorgeführt, das Modell des Neubaus der ganzen Stadt.
Welch übergewaltiges Unterfangen; was alles plant der Deutsche! Mitunter scheint's einem wie ein Narrentraum, dann wieder ist man gläubig, daß dies alles einmal ausführbar sein wird.
Auch die neuen Wohnviertel draußen – die Wohnungen will der Oberbürgermeister als erstes bauen, fast ohne Zahl. Er zweifelt so wenig an der Ausführbarkeit all der Pläne im Rahmen der nationalsozialistischen, die Arbeiter sorglich behandelnden Wirtschaft, daß der Vergleich mit der vom Arbeiter das Letzte fordernden kommunistischen Wirtschaft nicht erst aufkommt.
Die Besichtigungen ermüdeten sehr, oder ist es die Stadt ohne Ruhepunkte, ohne Märkte und richtungsgebende Bauten, die verzagen macht?

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

Gestern u. heute heftiger Südoststurm, hob mich auf Rückweg von der Schule fast auf!
Heute bekomme ich dumme Ablehnung meines Gedichtes «Ahnung im Jan.» v. [Max von] Brück; ich sandte es der Kölner Ztg. – [...]
Ich las im Bett noch im reizvollen Leigh Hunt (den auch Podszus rühmte), vorher in l'éxperiènce poétique. Heute Vorm., da ich um 9 Uhr hier etwa wegging, war es schon sehr dunkel heraufgezogen und ich bekam einen tüchtigen Graupelregenschauer, der meine Stiefel durchnäßte, Schirm war kaum zu halten. Der Wind war auch mittags noch stark, so ließ ich auf Dr. Schmidts Rat die Hyazinthen von Horchfeil in der Bibliothek.
Gespräch am Nm.: alle Leute denken voller Ernst von der Lage. Der Schulrat bei F. hat offen in der 7. Klasse die Frage gestellt: Ist unsere

Zeitsprung in das Jahr 1937



Lage mittel, ernst oder gut? Und da ein Mädel sagte «ernst», «ja», sagte er, Mädchen der 7. Klasse sind alt genug, das zu erfahren.
[...] Alle, die wir kennen, sind überzeugt von unserer verzweifelten Situation. Emma aus Heide meldet, daß Amerika 500 Flugplätze in England baut. Sch. erzählt, daß Professor H., ein Studienfreund, ihm meldet, daß Amerika die Türkei besetzen werde.
Rosemarie H. sieht ganz zart und ätherisch aus. Schilddrüse hat Dr. B. diagnostiziert. Sie könnte das Telefonmädelleben in Paris nicht aushalten. Auf dem Gang zum Amt 10 mal von Soldaten angerempelt. Die Franzosen, höflich, nehmen die Luftangriffe hin, da sie von England kommen; sie glauben an eine Wendung. (Was mag es für engl. Agenten in Frankreich geben!) Dänen, die hier eine Stellung gehabt (z. B. bei P. & I. [Kaufhaus], nach Meldung von Frau T.), kommen wieder, da sie in Dänemark keine Stellung mehr bekommen. – Von Haß umgeben, wie sollen wir durch? [...] Stalingrad bemächtigt sich weiter der Armeen, eingeschl. 6. Armee. Raeder ist gestürzt. P. sagte: Langsam, zäh, systematisch machen die Anglo-Amerikaner e. Schritt nach dem andern.

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**

An Rudolf Jakob Humm
Lieber Herr Humm!
Wenn ein Lyriker über sein eigenes Fach schreibt, sollte nicht etwas so komplett Dummes dabei herauskommen wie in diesem Aufsatz hier. * Von der Unartigkeit seiner mich betreffenden Tadelsworte will ich gar nichts sagen.
Aber daß jeder Leser die Gedichte, die er liest, beliebig ändern und verbessern, daß man solche «Verbesserungen» gar in Anthologien aufnehmen soll!
Dabei zitiert er mein Gedicht, von dem er zeigen will, wie schlecht ich es gemacht habe, erst noch falsch!
Und dann schreibt er, der grade dran ist, seinen völligen Mangel an Respekt vor dem Wort zu beweisen, über seinen Aufsatz «Das Wort sie sollen lassen stahn».
Es ist ein starkes Stück, man schämt sich für den «Kollegen», für den Redaktor, der so etwas druckt, und für das Niveau der Literatur und Zunft.
Aber natürlich kann man ebensogut auch darüber lachen, und das habe ich dann auch getan, leider erst, nachdem ich mich richtig etwas geärgert hatte. Es grüßt Sie Ihr H.

* Max Geilinger in den «Basler Nachrichten» siehe Zwischentext vom 24. 1. 1943

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Heute morgen Brief von Paulhan, der mir seinen Besuch (mit seiner Frau) für nächsten Donnerstag ankündigt und mich fragt, ob ich es übernähme, einige Seiten für einen «Chamfort» zu schreiben [...]
Die Zeitungen heute morgen voll von einer Rede von Kanzler Hitler, einer Rede von Marschall Göring, einer Rede von Doktor Goebbels. Die Dinge müssen ganz schön schlecht stehen bei solch einer Überschwemmung mit schwülstigen Reden, Dummheiten, dem Appell an das freudige und vertrauende Herz des Volkes und der Anrufung des Allmächtigen. Wir sind wohlbeschaffen zum «Kollaborieren». Wenn es schlecht geht, ähneln wir uns in unserer kriegerischen und gekünstelten Rhetorik. Nur die Engländer trauen sich und verstehen es, die Wahrheit zu sehen, sie zu sagen und sie zu begreifen, ohne Phrasen, die sie verschleiern, und ohne sich selbst etwas vorzumachen.

Rougemont, Denis de *1906 **New York**

Habe eine große Wohnung gefunden, ein *duplex penthouse* über dem East River, Ecke Beekman Place / 51. Straße. Von meiner schwindelerregenden Terrasse aus blicke ich auf das ganz nah gelegene Haus von Max Ernst hinunter, dessen Atelier in einem zum Fluß hin vorspringenden Teil liegt, und fast angrenzend befindet sich das Haus von Saint-Exupéry: vier schmale, aber sehr hohe und tiefe Stockwerke, die einst für Greta Garbo eingerichtet worden waren. Ich kenne in ganz New York nichts Hübscheres: rotbraune Teppichböden, große, trüb gewordene Spiegel, eine dunkelgrüne, altmodische Bibliothek mit einer Art venezianischer Patina, und vor der Fensterwand gleiten die Schiffe vorüber, als zögen sie auf der Verlängerung des Teppichs dahin.
Solche Prachthäuser sind noch das Preisgünstigste in einer Stadt, wo keinerlei Nachfrage mehr dafür besteht (der Unterhalt ist zu aufwendig!). In großen Häusern fühlen sich die Leute hier unwohl, weil sie sofort an deren praktische Benutzung denken, und nicht an jene Symbole der Seelenwelt, die im hintersten Winkel unseres Gedächtnisses die Schlösser darstellen.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Heiteres Wetter. ½9 auf. Nicht wohl, müde. Verstimmt, daß das Broadcast für Australien zu schreiben ist, mit dem ich nicht weit kam. Mittags auf der Promenade. Viel Post, Bücher, Zeitschriften. Amüsanter und passionierter Brief Erikas aus dem Bedford über die amerikanische Politik.

Der Pudel geschoren.
Radio-Meldungen: Englisch-türkischer Vertrag, getätigt durch Churchill selbst nach Casablanca. Gefangennahme des eben ernannten Feldmarschalls Paulus mit 16 Generalen und Stab in Stalingrad. Die russische Offensive fortschreitend. 30 Meilen von Rostow. Viel gelesen in einem Buch «The Silent War», Underground movement in Germany.

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**

An Peter Heller
Mein Lieber,
Nun zu dem, was Du mit Recht «zur Sache» nennst: die verschiedenartigen Bezeichnungen gleichwertiger Ränge von Rittmeister bis nichtgenügend. Also selbstverständlich Partikularismus, denn wo käme man sonst hin? Es würde dann plötzlich ein Schlachtschiff von einem Feldmarschall kommandiert werden (der sich in keinen Wassermarschall umändern ließe) oder eine Batterie von einem Piloten.
Übrigens rührt die in den Schach- und Karten-Zimmern einstiger Kulturstätten häufig gehörte Wendung: «Bewilligt, Krobatin» (evtl. noch: «Zweite Unterschrift unleserlich») tatsächlich aus der Praxis des Feldzeugmeisteramtes her, dessen respektiver General tatsächlich Krobatin hieß. Unkontrollierbaren Fachkennern zufolge lautete die zweite Unterschrift: «Kalliwoda, Oberst.»
Es hat ferner der Herzmanovsky, als man gegen Demonstranten mit Wasserspritzen vorzugehen begann, stundenlang überlegt, ob da analog dem Kommando «Feuer!» bei Pelotons – vielleicht «Wasser!» kommandiert wird. Er ist zu keinem Ergebnis gekommen. Auch weiß er nicht, ob, wenn ein ungarischer Pilot in ein Luftloch gerät und seinem Mitflieger zuruft: «Achtung, Fallbö!» – ob das noch deutsch ist oder schon ungarisch.
Auf Deine Anfrage, warum das Betragen anders klassifiziert wird als der Fortgang, könnte ich Dir ja die überzeugend banale Antwort erteilen, daß es ein «genügendes» Betragen nicht gibt, sondern eben nur ein «entsprechendes» – was aber auch schon eine Schlamperei ist: denn wem oder was «entspricht» es? und wenn, warum wird das nicht gesagt? oder sollte es eigentlich «entsprechend gut» heißen, ähnlich wie die Ermahnung: «Kurti, benimm dich!» recht eigentlich besagen will: «Kurti, benimm dich gut!»?
Um die Verwirrung zu steigern, gab es in einer andern Zensurskala, die doch wohl allen Anforderungen entsprochen hätte: «befriedigend». Das ließe sich sowohl auf den Fortgang wie auf das sittliche Betragen

applizieren. Es wurde jedoch übergangen, und zwar hochmütig. Vermutlich deshalb, weil diese Skala, die einstmals an allen Mittelschulen gebräuchlich war, zum Schluß nur noch an Handelsakademien Verwendung fand. Sie lautete, komplett: Vorzüglich – lobenswert – befriedigend – genügend – nicht genügend – ganz ungenügend, verfügte also über sechs Stufen; woraus es sich denn auch erklärt, daß unser Nichtgenügend, obgleich ihm nur der Ziffernwert 4 zukam, immer noch «Pinsch» hieß, von polnisch piec, 5. (Einen annähernd solchen Wirbel gibt es nur noch mit den römischen Ziffern hinter manchen Kaisern und Königen, die bisweilen sogar gleichzeitig ein I. und ein V. sind.)
Warum die Bezeichnung der schlechten Noten dem Slawischen entwurzelt wurde, weiß ich nicht, es kann aber kein Zweifel sein, daß dem so ist: indem nämlich auch das Ganz Ungenügend, der Sechser, im Volksmund «Schestak» hieß (vgl. hierzu den von Franz Mittler dem Schüler Gerber gewidmeten Schüttelreim: «Wenn Gott uns einen Festtag schenkt, kein Schüler einen Schestak fängt»).
Das ist aber noch gar nix. Sondern es gab, und das ist der Gipfel, in der Prima noch eine eigene Skala für «Fleiß» (welcher ab Sekunda offenbar unter «Betragen» subsumiert wurde), und wie aber lautete diese nun sage es flugs und ungesäumt wie? Sie lautete: Vorzüglich – lobenswert – mangelhaft – ungenügend. Was sagst Du dazu (Wobei es mir nicht einmal so sehr das «mangelhaft» stiert wie die durch nichts zu rechtfertigende Nuance zwischen dem nicht genügenden Fortgang und dem ungenügenden Fleiß.)
So, mein Lieber. Jetzt hab ichs Dir hereingesagt, und siehst Du: das heiß ich «auf einen Gegenstand eingehen». Du solltest Dir ein Beispiel daran nehmen, statt Dich nach der Stunde mit faulen Ausreden ins Lehrmittelkabinett zu schleichen . . . Servus, F. T.

Bloch, Karola *1905 **Cambridge, Mass.**

An Ruth Norden-Lowe
Liebe Ruth,
ich hörte so lange Zeit nichts mehr von Ihnen. Freute mich deshalb besonders über den Gruß von Ihrem Bruder. Leider habe ich ihn nicht gesehen, nur telephonisch gesprochen.
Sie scheinen eine Arbeit zu haben, die Sie nicht so ganz befriedigt. Was machen Sie eigentlich und können Sie sich und die Mutter durchschlagen? Wie geht's Broch? Ich habe eigentlich gedacht, daß Sie mal zusammenziehen werden. Es scheint schwierig zu sein. Hoffentlich empfinden Sie meine Bemerkung nicht als taktlos, aber ich hab' Sie beide

so gern und wünsche Ihnen alles Beste. Uns geht's in der letzten Zeit gut genug. Ich habe endlich einen Job in meinem Fach bekommen, in einer großen Firma, wo ich als architectural draftsman[?] arbeite. Ich kann meine kleine Familie durchbringen und freue mich dieses Problem for the time being gelöst zu haben.
Ihr kleiner Freund Jan (er wird jetzt mit seinem richtigen Namen genannt, seitdem er in die Schule geht), entwickelt sich zu einem gescheiten kleinen Menschlein. Er sieht entzückend aus mit seinen grauen, braunen Augen und hat nach wie vor seinen Charme behalten. Im nächsten Sommer geht er nach Maine in ein Camp und freut sich schon sehr darüber. Für uns wird es ja auch ganz gut sein etwas freier zu werden obwohl ich weiß, daß ich mich furchtbar nach dem Kleinen sehnen werde.
Kommen Sie nicht mal nach Boston? Oder wollen Sie uns nicht mal besuchen, wenn Sie genug vom New Yorker Trubel haben und [ein] paar ruhige Tage in Cambridge verbringen wollen? Wir haben genug Platz, sodaß Sie ohne weiteres bei uns wohnen können.
Mein Mann hat bedauert Ihren Bruder nicht getroffen zu haben. Er war über Weihnachten verreist mit unserem Sohn. Er arbeitet nach wie vor an seinem Werk. «Die Träume vom besseren Leben» sind zu einem Riesenopus geworden, das einen anderen Namen bekommen wird, lange nicht so schönen. Das Buch umfaßt zu viele Gebiete, um den alten Namen zu behalten. Ein großes religions-philosophisches Kapitel kam dazu.
Vom Publizieren kann keine Rede sein augenblicklich. Das Buch muß schon ein neues Deutschland abwarten – da wird es gedruckt.
Leben Sie wohl und schreiben Sie bald. Herzlichst von allen drei Blochs

Ribbentrop, Joachim von 1893–1946 **Sonderzug**
Telegramm an die Gesandtschaft in Bukarest
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Für Gesandten persönlich.
In meinem Telegramm Nr. 158 vom 17. Januar bat ich Sie, Herrn Mihai Antonescu zu fragen, welche Bewandtnis es mit den angeblichen Besprechungen mit dem türkischen Gesandten habe. Seitdem habe ich nichts mehr über diese Angelegenheit gehört. [...]
Ich bitte Sie, dieserhalb den Vizeministerpräsidenten Antonescu aufzusuchen und ihm [...] mitzuteilen, daß Deutschland, wie ja auch aus der Proklamation des Führers erneut hervorgehe, nicht an Frieden, sondern ausschließlich an die restlose Besiegung seiner Feinde denke. Verschiedentlich schon seien mir Gerüchte zu Ohren gekommen, daß man anscheinend gewisse Gespräche von Herrn Mihai Antonescu mit fremden Diplomaten in dem Sinne auslege, als ob Rumänien mit Wissen Berlins gewisse Friedenssondierungen vornehme. Ich könne mir allerdings nicht denken, daß Gespräche von Herrn Mihai Antonescu einen solchen Eindruck hervorgerufen hätten, da über die Frage Frieden zwischen uns überhaupt nicht gesprochen worden sei. Bitten möchte ich daher aber Herrn Mihai Antonescu, auf jeden Fall jedes Gespräch zu vermeiden, das etwa in diesem mißverständlichen Sinne ausgelegt werde könne. Herr Mihai Antonescu werde sich ja darüber klar sein, daß jedes derartige Gespräch unseren gemeinsamen Interessen nur schädlich sein könne. Deutschlands Ziel sei nach wie vor und unabänderlich, seine Feinde so lange zu schlagen, bis sie um Frieden bitten, und ich wäre dankbar, wenn diese klare, starke und kompromißlose Zielsetzung auch von Bukarest aus nach jeder Richtung hin vertreten und proklamiert würde. Ribbentrop

Churchill, Winston 1874–1965 **London**
An Präsident Roosevelt
Wenn die Vereinten Nationen, angeführt von drei Großmächten GB, Vereinigte Staaten und UdSSR, die bedingungslose Kapitulation Deutschlands und Italiens erhalten haben, werden GB und die Vereinigten Staaten ihre ganze Macht gegen Japan wenden, um diese habgierige und ehrgeizige Nation für ihre hinterhältigen Anschläge und Greueltaten schwer zu bestrafen und auch von Japan eine bedingungslose Kapitulation zu erzwingen.
Dabei scheint es wahrscheinlich, daß GB und die Vereinigten Staaten sich mit Rußland vereinigen werden, obwohl noch keine vertragliche Vereinbarung getroffen wurde.
Die Friedenskonferenz der siegreichen Kräfte wird sich voraussichtlich in Europa versammeln, während die letzten Stadien des Krieges gegen Japan noch im Gange sind. Auf dieser Konferenz werden die geschlagenen Aggressor-Staaten Richtungsanweisungen von den Siegern erhalten. Ziel dieser Richtungsanweisungen wird es sein, so effektiv wie möglich erneute Aggressionsakte von der Art zu verhindern, welche diese zwei schrecklichen Kriege innerhalb einer Generation in Europa ausgelöst haben. Zu diesem Zweck soll so weit wie nur möglich eine totale Entwaffnung der schuldigen Nationen durchgesetzt werden. Andererseits sollen keine Anstrengungen unternommen werden, deren Völker zu zerstören oder ihnen die Möglichkeit vorzuenthalten, ihren

Lebensunterhalt zu verdienen und ein anständiges Leben zu führen, trotz all der Verbrechen, die sie begangen haben.
Es wird anerkannt, daß es nicht möglich ist, die Besiegten für den Krieg bezahlen zu lassen, wie das letzte Mal versucht wurde, und folglich wird die Aufgabe, das ruinierte und verhungernde Europa wiederaufzubauen, von den Siegern eine Zeit voller Anstrengung verlangen, die wohl kaum geringer als während des Krieges ausfallen werde. Insbesondere Rußland, das solch eine schreckliche Verwüstung erlitten hat, soll in jeder erdenklichen Weise bei der Arbeit geholfen werden, das ökonomische Leben seines Volkes wiederherzustellen. Es scheint wahrscheinlich, daß Wiederaufbau und Normalisierung der Wirtschaft einige Jahre lang von allen Ländern volle Energie verlangt – angesichts der vorherigen Erfahrungen und Lektionen, die sie gelernt haben.
Rußland hat einen Vertrag mit GB auf der Grundlage der Atlantik ‹Charter› unterzeichnet, der beide Nationen zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet. Die Dauer dieses Vertrags beträgt zwanzig Jahre. Dieser Vertrag und die Atlantik ‹Charter› verwerfen alle Ansprüche auf territorialen Zugewinn. Die Russen interpretieren dies, in Hinsicht auf ihre Vereinbarung mit Polen, ohne Zweifel als ihr Recht, auf ihre Grenzen vom Juni 1941 zu pochen, bevor sie von Deutschland angegriffen wurden.
Es ist die Absicht der Führer der vereinten Nationen, eine Weltorganisation zur Erhaltung des Friedens auf der Grundlage der Vorstellungen von Frieden und Gerechtigkeit und dem Wiederaufbau des Wohlstands ins Leben zu rufen. Als Teil dieser Organisation wird ein Instrument der europäischen Regierungen etabliert, das den Geist des früheren Völkerbunds verkörpert, ohne aber dessen Schwächen unterworfen zu sein. Die Teile, die diese Einheit bilden werden, sollen nicht allein die großen Nationen Europas und Kleinasiens sein. Der Bedarf eines Skandinavischen, Donau- und Balkan-Blocks scheint evident. Ein ähnliches Instrument wird im Nahen Osten mit anderer Mitgliedschaft entstehen, und das Ganze wird durch die Tatsache zusammengehalten, daß die bis jetzt siegreichen Kräfte, besonders im Luftraum, voll bewaffnet weitermachen, während den Schuldigen eine völlige Entwaffnung aufgezwungen wird. Keiner wird mit Sicherheit voraussagen können, daß die Sieger niemals unter sich zu streiten anfangen oder daß die Vereinigten Staaten sich nicht noch einmal aus Europa zurückziehen, aber nach den Erfahrungen, die alle durchgemacht haben, und ihren Leiden und der Gewißheit, daß ein dritter Kampf alles zerstören wird, was an Kultur, Reichtum und Zivilisation der Menschheit noch übrig ist und uns

beinahe auf das Niveau wilder Tiere zurückfallen lassen wird, wird der stärkste Versuch von den führenden Mächten unternommen werden, ihre ehrenvolle Verbindung zu erhalten und sich durch Opfer und Selbstkontrolle einen glorreichen Namen in den menschlichen Annalen zu erarbeiten.
Großbritannien wird mit Sicherheit sein Bestes geben, um eine Widerstands-Koalition gegen jede Art Aggressor von jedweder Macht zu organisieren; es wird angenommen, daß die Vereinigten Staaten mit GB zusammenarbeiten werden und wegen ihrer Anzahl und Stärke möglicherweise die Führungsrolle in der Welt bei der guten Arbeit übernehmen wird, solche Aggressionstendenzen zu verhindern, bevor sie in offenen Krieg umschlagen.
Dennoch, wir können dieses Feld nicht überwachen, ohne der Möglichkeit ins Auge zu sehen, daß die Türkei eine volle kriegsführende Nation wird und ihre Armeen Seite an Seite mit den Russen im Norden einerseits und den Briten in den südlichen Gebieten in den Balkan vordringen. Für den Fall, daß solcherart die Türkei direkt einbezogen wird, entweder offensiv oder als Folge ihrer Haltung angegriffen wird, würde sie die größte Hilfe aller ihrer Verbündeten bekommen; außerdem scheint es angemessen, daß sie genaue Garantien bez. ihrer Territorialgrenzen nach dem Krieg verlangt, bevor sie sich weiteren Gefahren aussetzt. GB wäre gewillt, solche Garantien jederzeit unabhängig von jeder anderen Macht vertraglich zu garantieren. Es [GB; A.d.Ü.] ist auch gewillt, Rußland beim Verfassen solcher Garantien zur Seite zu stehen, und es wird angenommen, daß Rußland zum Abschluß eines Vertrages bereit wäre, um den Fall abzusichern, daß die Türkei entweder eine unabhängige oder unter der Zusammenarbeit mit Großbritannien stehende, volle kriegsführende Nation würde. Mr. Churchill ist sich sicher, daß Präsident Roosevelt gerne solchen Verträgen beitreten würde und daß das ganze Gewicht der Vereinigten Staaten bei Friedensvereinbarungen zu diesem Zweck eingesetzt würde. Zur gleichen Zeit darf man die Schwierigkeiten nicht ignorieren, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten gegen eine länger andauernde Verpflichtung in Europa bereitet.
Diese Verträge und Versicherungen würden natürlich unter die Rubrik der Weltmaßnahmen fallen, die alle Länder vor Fehlverhalten schützen sollen; dies ist unser Hauptanliegen und unabänderlicher Entschluß, sollte Gott uns die Kraft geben und diese schwere Aufgabe in unsere Hände legen.

Auswärtiges Amt **Berlin**

An die Missionen in Rom, Madrid, Ankara, Sofia, Budapest, Bukarest, Stockholm, Helsinki, Lissabon sowie an den Bevollmächtigten des Reiches in Dänemark in Kopenhagen.

Runderlaß

Geheim

Die deutsche Gesandtschaft in Bern meldet unter dem 28. 1. 1943:

I. Erfahre aus guter amerikanischer Quelle, daß Exchange-Meldung zutrifft, wonach Churchill 48 Stunden vor Roosevelt in Casablanca eingetroffen sei. Er habe erwartet, dort Stalin oder mindestens Molotow anzutreffen und sei bitter enttäuscht gewesen über Ausbleiben jeder sowjetischen Beteiligung an der Konferenz.

Bis zum Eintreffen Roosevelts sei Frage noch offen gewesen, ob sich Sowjetunion überhaupt auf der Konferenz vertreten lassen würde. Die Nichtbeteiligung der Sowjetunion sei um so auffallender, als die Einladung des amerikanischen Präsidenten und des britischen Premierministers an Stalin und Molotow mit betonter Herzlichkeit abgefaßt war.

II. In hiesigen amerikanischen politischen Kreisen wird mit ziemlicher Bestürzung über das Nichterscheinen der Sowjetvertreter in Casablanca gesprochen. Die Erbitterung über das Verhalten des sowjetischen Bundesgenossen geht so weit, daß abenteuerliche Pläne unter den hiesigen Amerikanern besprochen werden: es könne sein, daß sich die Alliierten gezwungen sähen, einen Riegel gegen das Eindringen der Sowjetunion in Europa zu errichten, der von Finnland über die baltischen Staaten und über Ostpreußen nach Süden verlaufen müßte. Unter diesen Umständen sei eine Landung amerikanischer Streitkräfte in Petsamo wichtiger als die Errichtung einer Zweiten Front in Frankreich.

III. Ich gebe die unter II gemachten Mitteilungen nicht etwa deshalb wieder, weil sie mir ernsthaft begründet erschienen, sondern weil sie die gereizte Stimmung illustrieren, die stets dann aufzutauchen pflegt, wenn von der Beteiligung oder Nichtbeteiligung der Sowjetunion an einer internationalen Konferenz die Rede ist. Engländer und Amerikaner halten offensichtlich die sowjetische Reserve ihnen gegenüber für ein bedrohliches Zeichen. Es würde allerdings kaum anders sein, wenn sich die Sowjetunion durch Molotow hätte vertreten lassen, der ja, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, im Aufstellen von weitgehenden Forderungen nicht gerade schüchtern ist.

Beglaubigt Scholl
Min.-Kzl.-Obersekr.

Im Auftrag
gez. Schlitter

Churchill, Winston 1874–1965 **London**

Streng geheime und persönliche Botschaft an Josef Stalin

1. Vielen Dank für Ihr Telegramm über die Türkei. Ich bin mit allen führenden türkischen Politikern am 30. Januar in Adana zusammengetroffen und habe mit ihnen lange und höchst freundschaftliche Gespräche geführt. Es besteht kein Zweifel, daß sie uns beiden weit entgegengekommen sind und daß die Nachrichten, die sie aus Deutschland haben, sie von dem schlechten Stand der Dinge dort überzeugen. In erster Linie kommt es darauf an, sie mit modernen Waffen auszurüsten, von denen wir bisher nur wenige entbehren konnten. Ich habe Vorkehrungen getroffen, all das beschleunigt zu liefern, was sie mit der Taurusbahn, der einzigen Verbindungslinie, befördern können, und ihnen außerdem einige Schiffe zu leihen, damit sie weiteren Nachschub aus Ägypten heranschaffen können. Ich überlasse ihnen auch etwas deutsches Kriegsmaterial, das wir in der Wüste erbeutet haben. Wir bilden in Ankara eine gemischte englisch-türkische Militärkommission, die sich mit der Verbesserung der Verkehrswege für den Transit von Kriegsmaterial befassen soll. Wir stellen gemeinsame Pläne zu ihrer Unterstützung für den Fall auf, daß sie von Deutschland oder Bulgarien angegriffen werden.

2. Ich habe nicht um irgendeine politische Verpflichtung oder ein Versprechen gebeten, auf unserer Seite in den Krieg einzutreten, aber nach meiner Ansicht werden sie das noch vor Jahresende tun. Durch eine großzügige Auslegung der Neutralität, ähnlich derjenigen der Vereinigten Staaten vor ihrem Kriegseintritt, werden sie uns vielleicht schon vorher erlauben, ihre Flugplätze zu benutzen, um britische und amerikanische Flugzeuge für Bombenangriffe auf die Ölquellen von Ploesti aufzutanken, die für Deutschland besonders jetzt von lebenswichtiger Bedeutung sind, da Ihre Armeen Maikop zurückerobert haben.

3. Die Türken sind angesichts der großen Stärke der Sowjetunion um ihre Position nach dem Kriege besorgt. Ich habe ihnen gesagt, daß die UdSSR nach meiner Erfahrung niemals eine Verpflichtung oder einen Vertrag gebrochen habe; daß jetzt die Zeit gekommen sei, ein vorteilhaftes Übereinkommen zu treffen, und daß es für die Türkei am sichersten wäre, wenn sie als kriegsführender Staat neben den Siegern einen Platz am Tisch der Friedenskonferenz hätte.

4. In Ihrem Telegramm erkundigen Sie sich, warum sich die alliierten Operationen in Nordafrika verlangsamt haben. Was die 8. britische Armee angeht, so haben wir seither Tripolis und Zuara eingenommen

und hoffen in Kürze mit starken Kräften in Tunesien einzumarschieren und den Feind aus seinen Stellungen bei Mareth und Gabes zu vertreiben. Die Säuberung und Wiederherrichtung des Hafens von Tripolis geht in aller Eile vor sich. Im Augenblick reicht unsere Nachschublinie jedoch bis Bengasi und teilweise sogar bis Kairo, das über 1600 Meilen entfernt liegt. Trotzdem hoffe ich, daß der Feind Ende April oder vielleicht noch früher vollständig vernichtet oder von den afrikanischen Küsten vertrieben sein wird.

5. Ihre sehr berechtigte Frage an mich und den Präsidenten nach den in Casablanca festgelegten konkreten Operationen werde ich später beantworten.

6. Nehmen Sie bitte meine Glückwünsche zur Kapitulation von Generalfeldmarschall Paulus und zur Niederlage der 6. deutschen Armee entgegen. Das ist wirklich eine großartige Leistung.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Mussolini hat eine sehr stolze Rede zum 20. Jahrestag der faschistischen Miliz gehalten. Es war keine optimistische Rede. Sie sprach nicht von Sieg, sie sprach von Kampf.

Die Nachrichten aus Albanien sind besorgniserregend. Auch die Regierung Libohova sucht uns irre zu führen. Die Männer, die uns bisher die größte Treue bewiesen, versuchen jetzt in der Tangente abzuspringen. Selbst Vrioni. Selbst Verlaçi. Zeichen der Zeit. Ich glaube, daß wir die Regierungsgewalt bald in die Hände der Militärautoritäten legen müssen.

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tunis)**

Als Auftakt zu den geplanten Operationen war die wieder frisch aufgefüllte 21. Panzerdivision bereits um den 1. Februar auf Befehl des Oberkommandos 5 gegen den Faidpaß angetreten, um diesen als Ausgangspunkt für einen Angriff auf Sbeitla und Sidi Bouzid zu gewinnen. Der Paß wurde im umfassenden Angriff gestürmt und hierbei 1000 Amerikaner gefangengenommen.

Die größte operative Gefahr für den Brückenkopf Tunesien war ein Vorstoß der Amerikaner aus Gafsa heraus nach Gabes, der die beiden Armeen der Achse getrennt hätte. Deshalb sollten vor allem die amerikanischen Bereitstellungen im Südwesten Tunesiens zerschlagen werden. In diesem Rahmen war die 21. mit Teilen der 10. Panzerdivision bestimmt, die Amerikaner bei Sidi Bouzid und Sbeitla mit dem Ziel anzugreifen, sie zu zerschlagen und mit großen Teilen zu vernichten.

Zur gleichen Zeit sollte eine Kampfgruppe aus meiner Armee die amerikanische Garnison in Gafsa ausheben. Ein weiteres operatives Ziel war vorerst nicht gesteckt worden.

Hauser, Martin *1913 **Bengasi**

Während der letzten zwei Wochen hat es hier mehr geregnet als in den letzten zwei Jahren in Ägypten. Die Erde wurde in weichen, braunen Lehm verwandelt. Ein eisiger Wind stürmte über das flache Land, auf dem unsere Zelte stehen, völlig ungeschützt gegen Sturm und Wetter. Zuweilen dachten wir, daß uns das Zelt über den Köpfen fortgerissen wird. Außer der Hütte, in der sieben Leute arbeiten, gab es nur noch einen warmen Platz: das Bett unter fünf Decken. In solcher Stimmung wäre es gut, einen Menschen zu haben, mit dem man sprechen kann, der einem im Denken und Fühlen nahesteht, aber da ist hier nichts zu holen. Da ich mich in dieser lausigen, ajüdischen Atmosphäre sehr unwohl fühlte, fuhr ich ins Städtchen auf Erkundigung. Dort entdeckte ich zunächst einmal eine Gruppe Palästinenser in der R.A.F., die mich sehr herzlich aufnahmen, und mit denen ich wenigstens Hebräisch sprechen konnte und mit Zeitungen ausgestattet wurde. Bei dieser Gelegenheit, während des Herumstrolchens, traf ich einen der hiesigen Juden, der mir folgendes Bild von einer der jüdischen Gemeinden in der Cyrenaica machte: Vor Kriegsbeginn war sie 4000 Köpfe stark, jetzt zählt sie etwas über 250. Ein Teil kam mit den Engländern beim ersten Rückzug nach Ägypten, ein Teil kam während der Kämpfe und Bombardierungen um und ein großer Teil, ca. 1600 Personen, wurde von den Italienern als Geiseln weggeführt. Eigentum und Häuser wurden teils von Bomben zerstört, teils geplündert. Ein kleiner Teil von ihnen spricht Hebräisch. Sie zeigen momentan großes Interesse für Palästina.

Einige sehr angenehme Stunden verlebte ich in einer der palästinensischen Transportkompanien. Eine erfrischende jüdisch-geistige Atmosphäre, die belebend auf mich wirkte. Der größte Teil Chauffeure, ein Teil Mechaniker, Köche, Beamte etc., bilden sie eine kompakte Gesellschaft, die fast nur Hebräisch spricht und alle Beziehungen mit dem Lande aufrechterhält, soweit irgend möglich. Das Regiments-Abzeichen ist ein weißer Magen-David-Stern auf blauem Felde, die Wagen alle mit einer Fahne, die dieses Zeichen zeigt, die Befehle etc. auf Hebräisch und Englisch, geistiges Leben auf hohem Niveau, Zeitungen, Musik-Veranstaltungen etc. Ich fühlte mich dort wunderbar wohl nach der fremden Atmosphäre hier.

Loewenstern, Dr. Karl **Theresienstadt**

Ghetto-Insassen!

Jedermann kann sich davon überzeugen, daß ich bestrebt bin, Ordnung und Sicherheit im Ghetto zu unterhalten.
Ich erachte es als meine heiligste Pflicht und Aufgabe, darüber zu wachen, daß die uns zugeführten Waren, in welcher Form immer, entsprechend verwendet und ihren Zwecken zugeführt werden. Es darf keine Ware durch Unachtsamkeit verderben, anderen Zwecken zugeführt werden oder in unberufene Hände kommen.

Jeder muß bekommen, was ihm zusteht.

Allein bin ich zu schwach, überall zu sein. Ich brauche die Mitwirkung eines jeden von Ihnen. Kauft nicht von einem Händler, denn es handelt sich um Eure Waren. Haltet Disziplin. Kommt mit Euren Beschwerden vertrauensvoll zu mir. Jeder wird angehört. Ich betrachte niemand als Störer meiner Ruhe, der mit einem Anliegen zu mir kommt.
Ich bin dazu eingesetzt, um zu helfen.
Bitte, helft mir in meinem Kampfe gegen die Korruption.
Es geht um die Sauberkeit des Ghettos.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Auschwitz-Birkenau, Todesrampe
Mitternacht vom 1. zum 2. Februar 1943.
Alles aussteigen! Alles liegenlassen! Eine Panik. Jeder versucht, so viel wie möglich in die Taschen zu stopfen. Die SS-Leute brüllen: Bewegung! Ein bißchen Dalli! Noch ein Hemd wird angezogen. Noch ein Pullover. Zigaretten. Vielleicht als Tauschobjekt. Männer auf diese Seite, Frauen auf die andere Seite, Frauen mit Kindern auf die LKWs. Männer und Frauen, die schlecht zu Fuß sind, können mit den LKWs mitfahren. Viele melden sich.
Der Rest wird in Fünferreihen aufgestellt. Eine Frau versucht, zu uns herüberzukommen. Sie will vermutlich ihren Mann oder Sohn sprechen. Ein SS-Mann reißt sie mit einem Spazierstock zu Boden. Am Hals. Sie bleibt liegen. Wird weggezerrt. Arbeitseinsatz?
Ein SS-Offizier steht vor uns. Obersturmführer. Wird von einem Posten so angesprochen. Vermutlich Arzt. Ohne weißen Kittel. Ohne Stethoskop. In grüner Uniform. Mit Totenkopf. Einzeln treten wir vor. Seine Stimme ist ruhig. Fast zu ruhig. Fragt nach Alter, Beruf, ob gesund. Läßt sich Hände vorzeigen. Einige Antworten höre ich.

Schlosser – links.
Verwalter – rechts.
Arzt – links.
Arbeiter – links.
Magazineur der Firma Bata – rechts. [...]
Schreiner – links.
Dann ist mein Vater an der Reihe. Er geht den Weg des Verwalters und Magazineurs. Er ist fünfundfünfzig. Dürfte der Grund sein.
Dann komme ich. Dreiundzwanzig Jahre, gesund. Straßenbauarbeiter. Die Schwielen an den Händen. Wie gut sind die Schwielen. Links.
Mein Bruder Ernst: zwanzig, Installateur – links.
Mein Bruder Edgar: siebzehn, Schuhmacher – links.
Versuche meine Mutter, Frau, Schwester, Schwägerin zu entdecken. Es ist unmöglich. Viele Autos sind abgefahren.
Aufstellung in Dreierreihen. Ein SS-Posten fragt nach tschechischen Zigaretten. Ich gebe ihm welche. Er beantwortet meine Fragen. Die Kinder kommen in den Kindergarten. Männer können ihre Frauen sonntags besuchen. Nur sonntags? Das reicht doch! Es muß wohl reichen.
Wir marschieren. Auf einer schmäleren Straße. Wir sehen ein hell erleuchtetes Quadrat. Mitten im Krieg. Keine Verdunkelung. Wachtürme mit MGs. Doppelter Stacheldraht, Scheinwerfer, Baracken. SS-Wachen öffnen ein Tor. Wir marschieren durch. Wir sind in Birkenau.
Vor einer Baracke bleiben wir zehn Minuten stehn. Dann werden wir eingelassen. Aus dem Transport von eintausend Männern, Frauen, Kindern sind es jetzt 155 Männer. Mehrere Häftlinge sitzen an Tischen. Geld und Wertgegenstände sollen abgegeben werden. Auch Versteckte. Sonst gibt es harte Strafen. Aus meinem Hemdkragen trenne ich ein Stück auf. Zehn-Dollar-Note. Von meinem Schwiegervater. Als Reserve für Notzeiten. Die Namen werden registriert. Ich frage, ob ich die Kennkarte behalten soll. Nein, heißt es. Wir bekämen neue.
Wir kommen ins Freie. Dann eine andere Baracke. In einem Raum legen wir unsere Kleider ab. Nur Schuhe und Gürtel behalten wir. Sämtliche Haare werden abgeschnitten. Und abrasiert. Wegen der Läuse. Wir werden mit Cuprex eingesprüht. Kommen in einen sehr warmen Raum. Stufenartig angelegt. Wie eine Sauna. Wir sind nackt und freuen uns über die Wärme. Eigenartig sehen wir aus. Komisch. Glatzen, um den nackten Bauch einen Gürtel, und wir haben Schuhe an. Ein Häftling in gestreifter Kleidung kommt herein. Stellt sich vor uns. Wir fragen nach den Frauen, Kindern. «Gehen durch den Kamin!»

Wir verstehen ihn nicht. Wir halten ihn für einen Sadisten. Wir fragen nicht mehr.
Im Raum wird es immer heißer. Plötzlich wird eine Eisentür aufgerissen. Führt zu einem Nebenraum. Häftlinge brüllen: Bewegung, Dalli ... genau wie die SS an der Rampe. Scheint die Lagersprache zu sein. Mit Stockschlägen werden wir in den eiskalten Raum unter die Brausen getrieben. Eiskalter Raum. Eiskaltes Wasser. Nach der warmen Sauna. Beim Versuch, dem kalten Strahl auszuzweichen, gibt es Stockschläge. Nach zehn Minuten wird das Wasser abgestellt. Handtücher gibt es nicht. Dafür Kleidung. Fremde Kleidung. Zivilkleidung mit einem breiten roten Strich auf der Rückseite der Jacke, je einem Strich an den Hosenbeinen. Scheint Ölfarbe zu sein. Es gibt eine Jacke, Hose, Unterhose, Hemd, Socken. Keinen Mantel, keine Mütze.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	...
10.30	Großgarten an
11–13.30	gearbeitet
15–17	Eisstockschießen
17.30–18.30	gearbeitet
19	Suchanek

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Wegen des Termins für die Fertigstellung der Krematorien in Birkenau beschließt die Lagerführung, eine Gruppe ausgewählter jüdischer Häftlinge in dem bereits betriebenen Krematorium I im Stammlager für die Bedienung der Krematorien in Birkenau anzulernen. Unter dem Vorwand, es würden Fachleute für die Lagerwerkstätten gebraucht, werden im Lager BIb in Birkenau 20 junge und gesunde, jüdische Häftlinge ausgesucht. Sie müssen sich ärztlich untersuchen lassen und werden für gesund befunden. Ein SS-Kommando bringt sie in das Stammlager, wo sie im Bunker 7 von Block 11 untergebracht werden. [...]
In der Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 46 Häftlingen eingeliefert; zehn Tote kommen aus dem Lager Birkenau. [Die Eintragung «Birkenau» neben den Nummern dieser Häftlinge im Leichenhallenbuch des Stammlagers bedeutet wahrscheinlich, daß sie aus Birkenau in den Häftlingskrankenbau des Stammlagers gebracht worden sind, um dort mit Phenolspritzen getötet zu werden. Die getöteten

Häftlinge haben wahrscheinlich dem Sonderkommando angehört, da die Häftlinge dieses Kommandos, in der Regel, nach einiger Zeit getötet werden und andere Häftlinge an ihre Stelle treten. In Birkenau ist die Sterblichkeit sehr hoch, und die Leichen der Häftlinge werden in Gruben, die als primitive Krematorien in der Nähe der Bunker Nr. 1 und 2 in Betrieb sind, verbrannt.]

Zwischentext zum 1. Februar 1943

Lange, Eitel **(Karinhall)**

Hermann Görings Karinhall

Ich hatte mir schon lange vorgenommen bei einer passenden Gelegenheit die Residenz Görings genau, vom Keller bis zum Dachboden anzusehen. Nun war diese Gelegenheit da. Natürlich hätte ich die Forschungsreise am liebsten allein und unkontrolliert gemacht, aber dazu hatte ich doch nicht genügend Mut. So wandte ich mich an den Kriminalbeamten Hohmann.

Wir begannen mit dem rechten Flügel. Im Parterre waren 5 Zimmer für Angestellte, die auch, wenn viel Besuch da war, als Gästezimmer für kleine Prominente benutzt wurden. Sie waren behaglich mit hellen, modernen Möbeln und fließendem kalten und warmen Wasser eingerichtet. Daran schlossen sich zwei große Kasino-Räume. Das eine war das Speisezimmer, das andere der Aufenthaltsraum für Sekretäre, Adjutanten usw. Es waren Räume wie in einem erstklassigen, internationalen Hotel. Tiefe, große Teppiche, wertvolle Möbel, schwere Sessel, und alles aus bestem Material. Hier war immer Betrieb, und selten waren diese beiden Räume leer.

Dann kamen wir in die erste der Küchen Karinhalls, in eine große Hotelküche mit allem und jedem, was dazu gehört. Hier arbeiteten zwei Köche mit 4 Gehilfen und einigen Küchenmädchen.

Hiernach betraten wir die eigentliche Residenz. Die Privaträume des Reichsmarschalls. Zunächst der sogenannte Wintergarten. Er war ganz in Weiß gehalten mit weißen Möbeln und großen Fenstern. In der Mitte stand, aus grünen und goldenen Mosaiksteinchen zusammengefügt, ein Springbrunnen, in dem Goldfische schwammen. In diesem behaglichen großen Salon hielt die Familie sich sehr gerne auf. Hier gab Frau Göring ihre Damentees, hier wurde nachmittags Kaffee getrunken.

An den Wintergarten schloß sich das kleine Eßzimmer, ebenfalls ganz in Weiß, es enthielt eine Tafel für 20 Personen. Es würde zu weit führen, jeden Raum genau zu beschreiben und jedes Möbelstück und jeden Einrichtungsgegenstand zu schildern. Eines jedenfalls blieb sich überall im ganzen Hause gleich: es war alles und jedes aus kostbarstem, edelstem und teuerstem Material. Es war die Residenz eines schwerreichen Fürsten oder eines Millionärs.

Aus dem Wintergarten kamen wir in den Mittelbau. Hier war die berühmte Galerie. Sie war etwa 100 m lang und etwa 8 m breit. Auf dem Boden aus kostbarem Stein lag durch die gesamte Länge ein herrlicher Teppich. Rechts standen Säulen aus Marmor, dazwischen wunderbare Vasen mit Blumen, Marmorbüsten und Reliefs. Rechts hingen riesengroße Gobelins, für diese Wände besonders angefertigt. Wir standen lange in diesem imposanten Raum. Der Kriminalbeamte, der, wie ich auch, diese Galerie Hunderte Male passiert hatte, sah sich jetzt andächtig um und dann sagte er plötzlich: «Sieh dir das an, Lange.»

Wir gingen weiter und kamen in das alte «Karinhall». Es waren kleine Räume, wie sie Göring übernommen hatte. Karinhall war ursprünglich ein stattliches Jagdhäuschen gewesen. Und das Zimmer, in dem wir jetzt standen, sein Mittelpunkt. Eine kleine Halle mit Balkenwänden und einem Kamin. Die bescheidenen Möbel, die hier gestanden hatten, waren längst verschwunden. Es war das Prunksälchen eines reichen Jägers geworden, mit kostbaren Fellen, besonders angefertigten Bänken und geschnitzten Stühlen mit herrlichen Polstern. Große Gemälde. Elchgeweihe. Schwere Teppiche.

Wir gingen nun in die Kellerräume des rechten Flügels, die natürlich nichts von einem Keller an sich hatten. Links lag die altdeutsche Trinkstube, mit Tisch und Bänken, die getäfelten Wände und Möbel aus hellem Holz. Ich sah auf dem Tisch einen riesigen Humpen aus Silber getrieben mit Silberbechern, die Inschriften trugen.

Gegenüber der Trinkstube lag die moderne Kegelbahn, die auch als Schießstand zum Kleinkaliberschießen benutzt wurde.

Dann warf ich einen Blick in den sogenannten Stuhlkeller, der sich wohl 50 m lang bis unter das alte «Karinhall» dehnte. Ein interessanter Raum. Hier lagen gewaltige Teppichrollen aufeinandergeschichtet. Hier standen an den Wänden entlang unzählige Gemälde in ihren Rahmen. Hier sah ich wie in einer Ausstellung eine erlesene Auswahl antiker Möbel aller Stile und Größen und Arten. Hier verstaubten große, kostbare Uhren. Zunächst machte dieser Stuhlkeller auf mich den Eindruck eines ungeheuren Trödelladens, bis ich den Wert all dieser Dinge, über den Daumen gepeilt, erkannte. Hier stand alles, was oben in den Räumen nicht mehr unterzubringen gewesen war.

Wir durchschritten die zweite Küche, die wir bei diesem Rundgang sahen. Es war eine Riesenküche und wiederum mit allem und jedem ausgestattet, was in eine moderne Küche hineinging.

Wir durchwanderten den 1. Stock des rechten Flügels. Es war ein ausgebauter Dachboden, der jedoch keineswegs einem Dachboden ähnlich sah. Hier befanden sich die Appartements von Schwester Christa und dem Kammerdiener Robert. Ein Salon und ein Schlafzimmer. Es waren hochelegante Räume. Ebenso die beiden Zimmer von Schwester Christa. Diese Kammerdienerin spielte eine merkwürdige und schwer beschreibbare Rolle. Sie war Rote-Kreuz-Schwester, trug aber deren Tracht nur während der Reisen im Sonderzug, wo sie stets und ständig anwesend war. Sie war – wie es hieß – jene verhängnisvolle Person, die für Narkotika sorgte, und insbesondere für Morphium. Es galt als absolute und schwer bestreitbare Tatsache, daß der Oberbefehlshaber schwerer Morphinist war, und zwar seit langen Jahren. Ich habe ihn in einem ähnlichen Zustand gesehen. Er saß in einem seiner schweren und weiten, überlangen Brokatmorgenröcke in einen Sessel versunken, er sah aus, als ob er bewußtlos und zugleich hell wach sei, sein rotes Gesicht war schwammig aufgedunsen und zeigte einen verklärten Zug.

Wir gingen weiter. In sämtlichen Korridoren lagen schöne tiefe Teppiche. Vor den Räumen Roberts und Schwester Christas zogen sich Regale entlang, auf denen unzählige Photoalben lagen, Erinnerungen an Begegnungen, Reisen, Ereignisse usw.
Wir spazierten weiter, über «das alte Karinhall» weg zum Mittelbau im 1. Stock. Hier waren die Privaträume der Familie. Görings Appartment bestand zunächst aus einer großen Vorhalle mit einer Marmortreppe, die nach unten führte. Hier hingen an den Wänden Geweihe, Hifthörner und alte Stiche mit Jagdmotiven. Kleine Gobelins da und dort. Wir betraten rechts das große Schlafzimmer. Es war vom Schlafzimmer seiner Frau durch eine dick gepolsterte Tür getrennt. Der Reichsmarschall schnarchte nämlich nach Noten. Ich habe das einmal gehört und kann sagen, daß es das beste und vollkommenste Schnarchen war, das ich jemals vernommen hatte. Das Schlafzimmer war völlig ausgelegt. Alles was ich sah war von erlesenem Material und von erlesenem Geschmack. Gewaltige Stoffsessel. Das Bett war wohl zweieinhalb Meter breit, vier Säulen trugen einen Betthimmel. Über dem Kopfende des Bettes an der Wand hing ein großes Gemälde des Professors Peiner, eine unbekleidete Frau in einer Landschaft. Zu beiden Seiten des Bettes standen zwei Marmornachttische. In einer Ecke des Raumes eine Marmorfigur. Dem Bett gegenüber auf einem Tisch aus Marmor lagen die Lieblingsschmuckstücke Görings. Ein ziselierter

Ehrendolch aus einem silberschimmernden, wunderbaren Stahl in einer Scheide aus Elfenbein und kostbarem Leder. Dahinter stand ein Glaskästchen, und in diesem ruhte auf einem Samtkissen die herrlichste Perle, die ich jemals gesehen hatte, eine Riesenperle, groß wie ein Taubenei.
Neben dem Schlafzimmer das Badezimmer, gekachelt, ein Luxusbad. Daneben das Ankleidezimmer. Ich sah fassungslos die ganze verschwenderische Fülle. Ich sah die brechend vollen Schränke mit Uniformen und Zivilanzügen, mehr als ein halbes hundert, ich sah Mäntel jeglicher Art, Wollmäntel, Ledermäntel, Flauschmäntel, Kamelhaarmäntel, ich sah Pelzmäntel kostbarer Herstellung. Jeder überlang und überweit, ich sah Pelzmützen, dicke Hausschuhe, endlose Reihen von Schuhen jeder Art, Überschuhe in Mengen, Stapel von dicken Wollhandschuhen und Fäustlingen, Stapel von Socken und dicken Winterstrümpfen. Das war keine «Garderobe» mehr, es war ein Warenhaus. Zur Wollsammlung, im Winter 1941/42, für die frierenden Soldaten in Rußland hatte er zwei alte SA-Uniformen abgegeben, eine Segelmütze und ein Paar Tennisschuhe.
Emmy Görings Zimmer blieben uns verschlossen.

Vor dem Schlafzimmer des Oberbefehlshabers und dem seiner Frau zog in jeder Nacht ein Posten auf. Er wurde gestellt von der Wachkompanie, die am äußeren Eingang zu dem Gebiet von Karinhall ihr Wachgebäude hatte. Es waren 120 Mann mit ihren Offizieren. Von dieser Kompanie versah ständig ein Zug mit 36 Mann den Wachdienst um das eigentliche Anwesen. Für die persönliche Sicherheit des Reichsmarschalls hafteten (wie es in der Dienstvorschrift etwa hieß: «mit dem eigenen Leben und mit ihrem Kopfe») 10 ausgesuchte Kriminalbeamte. In Karinhall lag zudem ständig ein Löschzug der Berliner Berufsfeuerwehr mit Motorspritzen und einer Stärke von 10 Mann.
Der Wachzug der Luftwaffe schob ständig Kohldampf. Sämtliche Männer des Wachdienstes, auch die Kriminalbeamten und auch die Feuerwehrleute, bekamen lediglich ihre Truppenverpflegung.
Wir kamen jetzt in die Räume der kleinen Edda. Sie hatte ein Schlafzimmer und ein Spielzimmer. Das Schlafzimmer war ganz in Weiß mit buntbespannten Wänden und weißem Schleiflackbettchen und Schleiflackmöbeln, und sämtliche Möbel waren auf ein Kind ihres Alters zugeschnitten. Tisch, Stühle, Sessel, Frisiertoilette. Das Spielzimmer war kein Spielzimmer, sondern die herrlichste Spielzeugaus-

stellung, die Eltern und Kinder sich jemals träumen lassen können. Alles, was ein Mädchen in diesem Alter sich erwünscht und erträumt, stand in Glasvitrinen. Und alles, was eine Spielzeugindustrie an kostbarem Spielzeug erfinden und herstellen kann, war hier vorhanden. Ein Kinderparadies. Aber der ganze Aufwand war von Erwachsenen ausgedacht. So besaß sie zum Beispiel auch ein raffiniertes, extra für sie angefertigtes, richtiges, langes Kinder-Elektro-Automobil. Sie beachtete es kaum.

Wir gingen nun die Treppe hinunter in das Arbeitszimmer Görings. Ich hatte das Arbeitszimmer Mussolinis in Rom gesehen. Dieses hier glich ihm. Es war ein Saal. Direkt mir gegenüber, in einer Entfernung, die ich auf nahezu 200 m schätzte, waren große, bis zum Boden reichende Fenster. Der Fußboden von edlem Stein war glatt poliert, und nur teilweise bedeckte ihn ein schwerer, tiefer Teppich von ungeheurem Umfang. An den Wänden hingen herrliche Gobelins und Gemälde. Links ein Cranach. Dort ein Corinth. Und dort, ganz hinten ein zyklopischer Schreibtisch.
Rechts vom Arbeitszimmer befand sich ein kleiner Raum, in dem sämtliche Ehrenurkunden aufbewahrt wurden, die mein Reichsmarschall im Laufe der Jahre verliehen bekommen hatte. Sie waren nicht zu zählen. Ich glaube, daß er von sehr vielen Städten Ehrenbürger gewesen ist. Und wohl auch Ehrenbürger jener Städte, denen er als Herr Meier versprochen hatte, sie zu beschützen.

Wir wanderten weiter durch die große Galerie und gingen zwischen den Säulen durch in das prachtvolle, herrliche Speisezimmer, das wohl 25 m lang und 10 m breit war. An der Riesentafel hatten 40 Personen Platz. Der Boden war aus Marmor. Marmorsäulen trugen die Decke. Zwischen ihnen hingen extra für diesen Raum hergestellte, wunderbare Gobelins, etwa 5×8 m groß. Marmorfiguren, die symbolisch Ruhm, Liebe, Hoffnung, Treue und Tapferkeit usw. darstellten, hingen zwischen diesen Säulen. Die Breitseite des ganzen riesigen Raumes nach dem Park zu füllte ein einziges Fenster aus, das «größte Fenster Europas», wie der Reichsmarschall seinen Gästen zu erzählen pflegte. 10 m lang und 5 m hoch. Es konnte durch ein Motor-Aggregat völlig versenkt werden, so daß der Speisesaal zu einer großen Loggia wurde.
In diesen größten Saal von Karinhall ließ mich der Oberbefehlshaber einmal unerwartet rufen. Als ich eintrat, rief er mir aufgeregt entgegen: «Lange, photographieren Sie mich!»

Ich sah ringsherum etwa 40–50 Gemälde stehen. Dicht aneinander aufgestellt. Es war das Ergebnis einer Reise nach Frankreich. Mein Reichsmarschall befand sich in höchster Erregung. Er rannte in dem Saal hin und her, blieb da und dort vor einem der am Boden aufgestellten Bilder stehen, schlug sich auf die dicken Schenkel und rief ein übers andere Mal begeistert: «Herrlich! … Herrlich!» Und dann rief er: «Lange, ich stelle mich hier neben ein paar Bilder und von jedem machen Sie mit mir eine Aufnahme!»
Ich verzog keine Miene, trotzdem ich reichlich Anlaß gehabt hätte, denn ich hatte keinen Film in meiner Leica. Das meinem Reichsmarschall in seiner enthusiastischen Stimmung zu gestehen? Ich dachte nicht daran. Ich klemmte meine Leica an das Auge und knipste leer. Und ich ließ meinen Reichsmarschall von Bild zu Bild gehen, ich ließ ihn bei jedem Bild eine Pose einnehmen, sein Feldherrengesicht aufsetzen und knipste. Ich konnte diesen Quatsch riskieren, denn einmal war ich sicher, daß Göring die ganze Sache bald vergessen würde, und wenn er sie nicht vergaß, konnte ich immer noch sagen, daß der Film kaputtgegangen sei. Nur eines durfte ich nicht: ihm gestehen, daß ich überhaupt keinen Film in der Leica hatte.

Unter diesem großen Speisesaal betraten wir jetzt die riesige Küche, die sogenannte Festküche. Sie war voll elektrisch eingerichtet. Vor dem Krieg und noch nach seinem Beginn wurde Karinhall aus dem Elektrizitätswerk in Eberswalde mit Strom versorgt. Dann sicherte sich Göring, ließ sich ein eigenes Diesel-Aggregat ins Haus legen und war fortan unabhängig. Hinter seiner Verdunkelung lag ganz Karinhall in strahlender Helle und Wärme.

Wir wanderten weiter und kamen durch eine kleine Vorhalle in den großen Empfangssaal, etwa 15×20 m. Er schien mir der kostbarste Raum im ganzen Hause. Jedoch kam es mir immer wieder vor auf dieser heimlichen Besichtigung, als ob ich immer noch kostbarere Räume betreten würde. In diesem Empfangssaal übertrafen die Teppiche, die Brücken, die alten und neuen Gobelins an den Wänden alles, was ich bis jetzt betrachtet hatte. Ich erfuhr, daß die riesigen Gobelins der Galerie und die in diesem Raum je einen sehr großen Wert darstellten. In diesem Raum gab mein Reichsmarschall seine imposanten Empfänge, hier fanden die Trauungen der Familienmitglieder und der Freunde statt. Schwere Sessel in größtem Format standen hier. Auf einer Empore sah ich die Haus-Orgel.

Wir betraten den Musiksalon und wieder hatte ich den Eindruck, daß dieser Raum noch prächtiger sei, als alles andere bisher: 10:10 m. Wieder riesige Gobelins. Riesenteppiche. Und ein großer Konzertflügel.

«Jetzt», sagte Hohmann, «jetzt kommen wir in die Bibliothek.» Der Reichsmarschall war auf ihre Erlesenheit besonders stolz. Wir kamen in einen Raum, etwa 15:30 m! Zunächst sah ich Mammut-Globen. Dann erblickte ich in unübersehbaren Mahagoni-Regalen die herrlichsten alten Werke. Schweinslederband an Schweinslederband. Kostbare und einmalige alte und uralte Handschriften lagen auf Pulten. Indirektes Licht. In einer Ecke ein großes Sofa aus rotem Leder. Unschätzbare Werte waren hier zu sehen.
Hinter diesem Bibliotheksraum, der wohl wirklich seinesgleichen in der ganzen Welt suchen mochte, kamen wir in das sogenannte kleine Kasino. Es war für befreundete Gäste und die vertrauten Angestellten bestimmt.

Wir kamen jetzt in die Zahnstation. Sie war mit allem ausgestattet, was zu einem Ordinationsraum gehört, und besaß natürlich auch eine eigene Röntgeneinrichtung. Hier stand während des ganzen Krieges der Feldwebel Riedmann als Dentist der Familie Göring zur Verfügung, und nur dieser und ihrem Anhang. Die übrigen Bewohner von Karinhall wagten sich nur heimlich hin. Riedmann verfügte auch über eine fahrbare Station, die er mit in den Sonderzug nehmen konnte. Mit diesem kleinen, klugen und sehr unbekümmerten Feldwebel, der um die 30 alt war, verstand ich mich vorzüglich. Er redete von der Leber weg. Und er redete so offen, daß es mir oft wie ein Wunder erschien, daß er sich in Karinhall bis zum Ende halten konnte.

An die Wohnung des Generaloberſten Loerzers schloß sich das große Kartenzimmer an, 10:10 m. Auch hier standen riesige Globen. Alte Schweinslederbände, Folianten, alte Karten aus allen Ländern und allen Zeiten und alte Stiche.
Wir durchschritten den großen Sitzungssaal, der an einem gewaltigen Tisch Platz für 30 Personen hatte. Dieser kostbar eingerichtete Saal, der den Besprechungen des Oberbefehlshabers mit seinem Generalstab dienen sollte, wurde während des ganzen Krieges selten in Anspruch genommen.
Es kam wieder eine Vorhalle. Geweihe an den Wänden, große Teppiche auf dem Boden, alte Möbel, alte Uhren, alte Truhen, alte Schränke, alte

nautische Geräte. Man hatte den Eindruck, sich in einem teuren Antiquitätengeschäft zu befinden.

Von hier aus gingen wir die teppichbelegte Marmortreppe hinunter in die unterirdischen Räume und kamen zunächst in den Kinosaal. Er hatte Platz für mehr als 50 Personen. Vorne standen Klappsessel und hinten auf einer Estrade große, tiefe Sessel für die Familie und ihre Gäste. Und hier wurden Abend für Abend, wenn Göring in Karinhall war, Filme vorgeführt. Der Oberbefehlshaber ließ sich überhaupt überall, gleichgültig wo er seine Abende verbrachte, Filme vorführen. Er besaß im ganzen 8 große Filmvorführapparate und zu ihrer Bedienung stand ständig ein Filmvorführer mit zwei Assistenten zur Verfügung. Ich sah ihn hier in diesem Saale sitzen, stets in einem seiner langen, weiten Brokatmorgenröcke, tief in den Sessel gegossen, die Beine ausgestreckt und unaufhörlich den Film mit lauten Glossen begleitend. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er großmütig den Wachsoldaten des Hauses erlaubt hatte, den Vorführungen beizuwohnen. Dann verbot er es ihnen schnell. Er hatte Sorge, daß die schweren Stiefel der Leute die Teppiche ruinierten.

Wir kamen nun noch einmal an der Festküche vorbei und am Maschinensaal, der die Schwimmhalle und den Sportsaal versorgte. Ich sah eine Sporthalle, wie ich sie in solcher Vollendung niemals in einem privaten Hause gesehen hatte. Ich sah unzählige Geräte modernster Konstruktion, und alle miteinander, soviel verstand ich davon, waren Geräte zum Schlankwerden. Große Walzen aus Gummi, an die man sich pressen mußte und von denen man massiert wurde. Pferderücken aus Leder, auf denen man jede beliebige Gangart reiten konnte. Fahrräder auf Rollen, mit denen man endlose Fahrten machen und die Kilometer am Zähler kontrollieren konnte. Ich entdeckte Gymnastikapparate ohne Zahl. Ich sah das Schwimmbassin, grün gekachelt, wohl 4×7 m, darin das klare Wasser etwa 2 m hoch stand. In diesem Bassin schaukelten Schiffchen zum Spielen, die Santa Maria des Kolumbus zum Beispiel, auch moderne Schlachtschiffe und U-Boote. Ich gab der Santa Maria, die gerade am Rande schwamm, mit dem Zeigefinger einen sanften Stoß, und sie segelte einen Meter dahin in die Weite. Übrigens entdeckte ich dabei, daß das Wasser temperiert war, lauwarm.

Und nun betraten wir den Raum mit der berühmten Eisenbahn, und das übertraf alles, was ich jemals in meinem Leben an Spielzeug gesehen,

erträumt oder auch nur geahnt hatte. Der Raum nahm 240 qm ein, die Anlage wurde von einem besonders dafür angestellten Techniker überwacht und instand gehalten. Eine ganze Landschaft war aufgebaut mit Bergen, Hügeln, Tälern, Wiesen und Äckern, Städten und Dörfern, mit Burgen und Schlössern, mit Bauernhöfen und Autobahnen. An Drähten konnten Flugzeuge über diesem Märchenland bewegt werden, die Bomben abwarfen, die mit leichtem Knall detonierten und die von Flak beschossen wurden. Auf den Autobahnen liefen hurtig elektrische Autos. Alles wurde überhaupt elektrisch betrieben. An der Breitseite stand ein tiefer roter Sessel vor einer Schaltanlage, und von hier aus ließ der kleine Junge im Reichsmarschall seine D-Züge laufen, seine Triebwagen, seine Personenzüge und Güterzüge, ließ sie an Bahnhöfen halten und wieder ausfahren, ließ naturgetreue Signale aufleuchten und wieder erlöschen, nach denen die Züge sich bewegten oder hielten. In dieser Landschaft fehlten natürlich auch die Soldaten nicht, besonders Flakstellungen paßten auf, daß feindliche Maschinen nicht unbelästigt das Gelände, die Dörfer und die Städte heimsuchten. Mit diesem grandiosen Spielzeug hatten viele Götter gespielt: Mussolini, der König von Bulgarien, Graf Ciano, der Reichsverweser Horthy, der Prinzregent von Jugoslawien, der Herzog von Windsor undsofort.
An den Wänden entlang standen Modelle aller Geschützarten, Panzerwagen und Flugzeuge. Noch zu Weihnachten 1944 wurde diese Eisenbahn durch eine riesige Schmalspur-Miniatur-Bahn ergänzt. Als ich mit dem Techniker sprach, der eigens für dieses Spielzeug angestellt war, und ihn nach dem ungefähren Wert des Ganzen fragte, meinte er, daß bei vorsichtiger Schätzung 50000 Mark wohl noch zu wenig seien. Früher hatte diese märchenhafte Eisenbahnanlage auf dem Dachboden gestanden. Dort stand jetzt ein Miniatur-Modell des Kruckenbergschen Schienen-Zepps, der bekanntlich mit Propeller getrieben wurde. Und daneben eine elektrisch betriebene Autobahn-Modellanlage.

Außer den Personen, die ich schon erwähnte, standen der Familie Göring zu ihrem persönlichen Dienst zur Verfügung: 1 Haushofmeister, 1 Köchin (Köche und Gehilfen habe ich erwähnt), 1 Beschließerin, 10 Putzfrauen, 3 Küchenmädchen, 1 Kinderschwester, 2 Zofen, 1 Lehrerin, 1 Tischler, 1 Hausbursche, 1 Maschinenmeister, 1 eigener Postbeamter, 2 Heizer, 4 Gärtner, wobei zu sagen ist, daß den ganzen Krieg hindurch ein besonders angestellter Gärtner jeden Tag aus Berlin frische Blumen brachte, 1 Masseur, 1 Elektriker, 1 Bibliothekarin, 2 Sekretärinnen. Im Jahre 1944 ließ Göring aus der Schweiz eine Spezial-Masseuse

kommen, die ständig in Karinhall sein mußte. Sie kam mit einem Hund und hieß die «Krabbeltante», da ihre Massage nicht durch Kneten und Klopfen erfolgte, sondern eben durch «Krabbeln».
Alles in allem standen der Familie Göring zur persönlichen Bedienung der 3 Personen insgesamt ständig 155 Menschen zur Verfügung, einschließlich der Wachtruppe.
Dazu lebten auf Görings anderen Besitztümern, auf Burg Mauterndorf bei Salzburg, auf Burg Veldenstein bei Nürnberg, auf dem Reichsjägerhof in Ostpreußen, auf dem Alpenhaus des Obersalzbergs und in der Villa in Berlin noch ständig an die 50 Angestellte. Ich rechne dabei nicht die Kompanien mit, die in jedem Hauptquartier ständig für Göring in Bereitschaft liegen mußten. Mit welcher Unverantwortlichkeit Göring für seine privaten Unternehmungen vorging, beweist zum Beispiel die Tatsache, daß den ganzen Krieg hindurch eine Baukompanie Umbauarbeiten auf Burg Veldenstein vornahm, bis zum April 1945!
Und wenn ich mir die Gesamtzahl aller Menschen grob zusammenrechne, die den privaten und persönlichen Zwecken Görings untergeordnet blieben, so kann ich sagen, daß alles in allem 1000 Männer und Frauen dazu befohlen wurden, um einem Manne, seiner Frau und seinem Kind ein angenehmes und luxuriöses Dasein zu sichern. Der Krieg spielte keine Rolle. Menschen spielten keine Rolle.

Nach meinem Gang durch das Haus interessierte mich Görings Bunker. Zu ihm führte ein besonderer Gang. Es war ein in die Erde gegrabener Betonwürfel mit 3 m dicken Eisenbetonwänden. Der ganze Bunker war schwimmend gelagert, so daß er bei Einschlägen federte. Ein behaglicher Wohn- und Schlafraum füllte ihn aus. Als Oberbefehlshaber der Luftwaffe bekam Göring natürlich genaueste Meldung vom Anflug feindlicher Geschwader und brauchte sich erst bei unmittelbarer Gefahr in diesen Bunker zu begeben. Dieser war nur für die Familie und die Verwandten bestimmt. Koffer mit Schmuck und Orden wurden mitgenommen. Ein Kriminalbeamter trug die kleine Edda auf dem Arm hinüber. Ich sah in dem Gang Kisten stehen, über deren Inhalt viel gemunkelt wurde: es sollten die Kisten mit dem Morphium sein.
Die Angestellten hatten ihren eigenen, pilzförmigen Bunker. Im unterirdischen, gemütlich eingerichteten Raum pflegte Oberstleutnant Loerzer mit Familie und den Prominenten des Hauses zu sitzen. Oben rings an den Wänden auf Holzbänken saßen enggedrängt die anderen Bewohner.
Karinhall ist niemals angegriffen und niemals also getroffen worden.

Dafür erwischten die Engländer gelegentlich bei Nachtangriffen auf der Suche nach Karinhall die Scheinanlage, die Attrappe von Karinhall, einige Kilometer abseits. Sie war von der Luftwaffe unter großen Kosten errichtet worden. Und sie erfüllte ihren Zweck.

Auf dem Rückweg von den Bunkern besah ich mir nun die große Attraktion, über die so viele Gerüchte im Volk umgingen und die von nüchternen Menschen als Übertreibung angesehen wurde: das für die kleine Edda im Garten erbaute Modell von Sanssouci. Nun, eine Übertreibung war gar nicht möglich. Ich traute meinen Augen kaum, als ich es mir besah. Ein lebendig gewordenes Märchen. 50 Meter lang, 3½ Meter hoch und 6–7 Meter breit, aus Stein errichtet. Das Miniaturhaus eines Königskindes. Ein Riesenspielzeug. Alle Maße im Innern waren auf die Größe eines Kindes abgemessen, gebückt betrat man durch Flügeltüren das Innere. Aus edelstem Holz ein Salon mit tiefen Sesselchen, Tischchen, Bildern, Vasen, Gardinen, ein Schlafzimmerchen mit dem Bettchen, Frisiertoilettchen, alles ausgelegt mit kostbaren Teppichen. Ein grüngekacheltes Badezimmer mit einer eingebauten richtigen Wanne und einem kleinen Klosettchen und mit fließendem kalten und warmen Wasser. Zentralheizung. Ein Speisezimmer mit kleinen Stühlchen und einem Tischchen für acht Kinder, dazu ein Bufett, alle Schublädchen gefüllt auf Samt mit Miniaturbestecken aus Silber für 12 Kinder. Eine richtige vollkommene Kinderbühne zum Theaterspielen mit Vorhang, Schnürboden, Kulissen und Umkleidekabinchen und einem Zuschauerraum. Dann ein Wunderwerk von einem Kaufladen, als richtiges Geschäft eingerichtet mit einer richtigen elektrischen Ankerkasse, ein Lebensmittelgeschäft. Und die Lebensmittel in allen Fächern, Schubladen und auf der Theke waren keine Attrappen, sondern richtige Lebensmittel!
Dieses Märchen war das Geschenk eines vornehmen Kreises. Die kleine Edda hat kaum drei oder viermal darin gespielt. Sie spielte lieber auf dem Kinderspielplatz davor mit dem Karussell, der Schaukel, dem Sandplatz und den Turngeräten.

Dienstag, 2. Februar 1943

Jesus stand auf und bedrohte den Wind und das Meer; da ward es ganz stille.
HERRNHUT MATTH. 8,26

Er wollte nicht eingestehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle.
GOETHE ÜBER ZIMMERMANN
TAGEBUCH QUAATZ

Zunehmende Schärfe der Abwehrkämpfe im Osten
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Armeeoberkommando 6 **Stalingrad**
Funkspruch VO/OKH Nordkessel Stalingrad
XI. Armeekorps hat mit seinen 6 Divisionen in schwerstem Kampf bis zum letzten Mann seine Pflicht getan. Es lebe der Führer! Es lebe Deutschland! Strecker.

Funkspruch, Wetterstelle **Stalingrad**
An Heeresgruppe Don
12.35 Uhr
Wolkenhöhe fünftausend Meter, Sicht zwölf Kilometer, klarer Himmel, vereinzelt kleine Wölkchen, Temperatur einunddreißig Grad Minus, über Stalingrad Nebel und roter Dunst. Wetterstelle meldet sich ab. Gruß an die Heimat.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Tscheglowka bei Stalino**
Von 108 gestarteten Flugzeugen haben ca. 85 erfüllt. Kessel war noch klar abgezeichnet, Abwurfstellen bis gegen 24.00 zu erkennen, dann nicht mehr. Starke Artl.Tätigkeit. Brände.
Letzter Spruch von 08.00 aus Nordkessel XI.A.K.: Halten entspr.

Führerbefehl bis zum Letzten. Es lebe Deutschland, es lebe der Führer! – Also geht es auch hier zu Ende! – Funkverkehr reißt damit ab. – Für die Nacht sind vorerst nur 12 He 111 zum Einsatz befohlen, sollen Eindruck von Kessel nach 3 Stichworten melden; sieben haben nichts mehr erkannt u. nicht abgeworfen, 3 teilweise abgeworfen, 1 will noch etwas erkannt haben. Darauf noch Einsatz der restl. 16 He 111. – Mündliche Ausfrage der Besatzungen ergab: Kessel nicht mehr abgezeichnet, Brand NW Ecke Traktorenwerk, überall gleichmäßig Lichterscheinungen, eine beleuchtete Kolonne von NO in das Traktorenwerk einfahrend, im Werk Leuchtkugeln aller Farben, Leuchtfallschirme, keine Kampftätigkeit. Allg. Eindruck: der Nordkessel ist am Erlöschen.
Diesbezügl. Meldung um 21.30 an Feldmarsch. Milch; Entscheidung: Kein Ju 52 Einsatz mehr; Ju's stehen ab morgen der Luftfl. 4 für neuen Eins. z. Vfg., desgl. FW 200. –
Befehl Gen.Oberst v. Ri. = Einsatz Ju 52 morgen für neue Aufgaben anlaufen lassen. Verlegung der Ju-Verbände nach der Krim u. Kertsch vorbereiten.
Die 6. Armee hat aufgehört zu sein! Ihr Kampf um Stalingrad einmalig, ihr Sterben in Stalingrad einmalig! – Dieses Geschehen muß nun abgespaltet werden, um den Blick und die Entschlußkraft wieder frei zu bekommen, um wieder Herr der Lage zu werden!
Ich war mit He 111 heute bei Heeresgruppe A, 17. Armee, auf den Häfen der Taman- u. Kertsch-Halbinsel. Dort liegt unsere neue schwere Aufgabe. Rückführung der 17. Armee. Lastensegler schleppen schon; Ju's kommen morgen dazu. –
Unser Gef.Stand wird Simferopol Odysseus 21. –

Stalin, Josef 1879–1953 **Moskau**
Befehl des Obersten Befehlshabers an die Truppen der Don-Front
An die Don-Front.
An den Vertreter des Stabes der Obersten Heeresleitung,
Marschall der Artillerie WORONOW.
An den Truppenbefehlshaber der Don-Front,
Generaloberst ROKOSSOWSKIJ.
Ich gratuliere Ihnen und den Truppen der Don-Front zum erfolgreichen Abschluß der Kämpfe, die zur Vernichtung der bei Stalingrad eingeschlossenen feindlichen Truppen führten.
Ich spreche allen Soldaten, Offizieren und den politischen Leitern der Don-Front den Dank für ihre hervorragenden Kampfoperationen aus.
Der Oberste Befehlshaber J. Stalin

Heinz W. **Stalingrad**
Die Waffen hatten wir vor dem Eingang aufgestapelt, die weiße Fahne gehißt, und warteten darauf, daß wir gefangengenommen würden. Um 9.00 Uhr kamen die ersten russ. Soldaten und führten uns ab. Am Reihendorf ging es vorbei, am früheren Nordriegel entlang, dann immer weiter nordwärts. Dieser Marsch ging die nächste Nacht hindurch.

Mutter eines Soldaten in Stalingrad **Neuenkirchen**
Lieber Heinrich!
Bist DU noch auf Deiner alten Stelle. An der Südfront da geht es doch schrecklich her. Hugo F. sitzt auch in dem Kessel von Stalligrad und Emil E. und noch mehre aus unsern Ort. 16–17 Mann. Ob die alle wohl wieder heraus kommen? Möche der l. Gott doch einmal ein Ende machen von dem Menschen morden.
Ich habe jetzt den Kopf so voller Sorgen um Euch Jungens jetzt alle drei fort. Werner ist jetzt auch bei den Soldaten bei SS. Gut 8 Tagen im Arbeitsdienst und da gemustert bei der SS. Also nicht freiwillig sonder gezwungen. Es sind noch mehre aus Neuenkirchen. K. G., N. und L. Alle die die passende Größe hatten. Einfach ab bei SS. Unser Werner war erst in Dresden in Sachsen. Und gestern erhielten wir einen Brief von Ihm und jetzt sollte Er nach Pikowitz bei Prag im Sudetenland. Hoffentlich ist Er jezt schon da. Alle anderen sind nach Warschau gekommen in Polen. Wo es am besten ist ich weiß es nicht. Es tut mir sehr leid für Ihn ist noch so jung gut 17 Jahre und gleich so weit in die Welt. Und hat auch gleich so ein Pech wie Du damals gehabt hast. Ich habe so viel Sorgen um Ihn gerade bei SS aber was soll man machen. Sie können keine freiwilliche mehr bekommen dann geht es zwanksweise. Er hat selber 2mal geschrieben Er hatte sich nicht freiwillig gemeldet und auch nicht unterschrieben. So weit sind wir gekommen das Sie die Kinder schon heranziehen. Er hat seine Fortbildungsschule nicht mal zu ende bekommen. Wollen das beste hoffen. Das der Krieg bald zu Ende ist. Wir sind doch jezt auf den Höhepunkt. Und ich will fleißig für Euch alle drei beten und anders kann mann ja nichts mehr dran machen.
Sei vielmals gegrüßt von Deiner Mutter!
Lebe wohl Aufwiedersehn!

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Im Januar wurden 522000 BRT feindlichen Handelsschiffsraumes vernichtet.
Ein Regentag. Mittags zum Rathaus und Finanzamt.

Zwei Mädel aus meiner Klasse erzählen mir von Soldaten, die aus russischer Gefangenschaft entwichen seien und berichtet hätten, daß sie es gar nicht so schlimm gehabt hätten. Aber Agnes wünscht Enno konsequent lieber den Tod als die Gefangenschaft.
Den Rest des Abends in einsamer Verzweiflung verbracht.

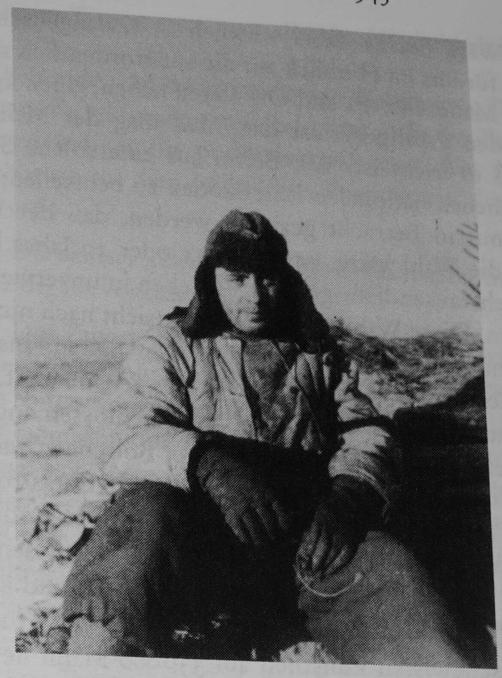
Milch, Erhard 1892–1972 **Mariupol**
Gefechtsquartier Luftflotte 4
17.10 Uhr
Lagebesprechung Außenteilnehmer Oberst Ing. Bröcker, RLM-GL.
Amelung: Vortrag über Erdlage im gesamten Kaukasus- und Dongebiet. Zersetzungserscheinungen bei den 3 rumänischen Divisionen im Westkaukasus, hervorgerufen durch Offiziere.
Für Nachteinsatz 2./3. 2. etwa 70 Flugzeuge bereitgestellt. Fernaufklärer haben heute auf den Rückwandererwegen keine eigenen Truppen erkannt.
Befehl von ObdL Füst, General Meister: Sämtliche Kampf-He 111 sind aus dem Versorgungseinsatz herauszuziehen.
Welutzki: Über Erdlage im Nordkessel nichts bekannt, da keine Funkverbindung mehr besteht.
Rohde: Flugzeugverluste vom 24. 11. 42 bis 31. 1. 43:

266 Ju 52 165 He 111 42 Ju 86 9 FW 200 5 He 177 1 Ju 290	166 Totalverlust 108 vermißt 214 Bruch (nicht aufzubauen

488 Flugzeuge Gesamtverlust.

Gesamtverluste = 5 Geschwader oder mehr als 1 Fl. Korps
Verluste an fliegenden Besatzungen etwa 1000 Mann.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**
Gestern: [...] Aus Moskau kommt die deprimierende Nachricht, daß Paulus und vierzehn seiner Generäle in bolschewistische Gefangenschaft geraten seien. Diese Nachricht ist alles andere als beglückend. Man kann sich vorstellen, welche psychologischen Folgen sie haben wird, wenn sie den Tatsachen entspricht. Vorläufig kann man das noch nicht feststellen. [...] In London bricht man geradezu in ein Hohngeschrei aus. Der Südkessel ist jetzt von den Sowjets gänzlich ausgeräumt



worden. Wäre Paulus dabei wirklich in Gefangenschaft geraten, so stellte das für uns im Hinblick auf die außerordentlich schweren Opfer, die wir an Mannschaften und Offizieren haben, einen kaum wiedergutzumachenden Prestigeverlust dar. Man mag der Meinung Ausdruck geben, daß es leicht ist, von Berlin aus eine solche Sache nach dem ungeschriebenen nationalen Ehrenkodex zu beurteilen; aber immerhin muß hier mit in Betracht gezogen werden, daß der Befehlshaber in Stalingrad die Wahl hatte, entweder 15 oder 20 Jahre länger zu leben oder ein mehrtausendjähriges ewiges Leben in unverwelklichem Ruhm zu gewinnen. Diese Wahl kann meiner Ansicht nach nicht schwergefallen sein. Im übrigen wird mir von allen Seiten, insbesondere von Fritzsche, der Generalfeldmarschall Paulus genau kennt, versichert, daß es nach seiner ganzen Mentalität als ausgeschlossen angesehen werden müsse, daß er sich lebend in die Hände der Bolschewisten gegeben habe. Die Bolschewisten erklären jetzt, daß die ganze Katastrophe von Stalingrad nur auf die Starrköpfigkeit des Führers zurückzuführen sei. Entgegen den Ratschlägen seiner Generäle habe er an seinem Entschluß festgehalten, die Position in Stalingrad zu halten und keinen Rückzug anzutreten. Die Zahl der in Stalingrad vernichteten Truppen wird jetzt von den Bolschewisten künstlich auf 330000 Mann heraufgeschraubt. Die Bolschewisten bringen auch ein Kommuniqué über die dort gemachte Beute. Auch dies Kommuniqué ist wahnsinnig übertrieben. Aber das wäre alles nicht so schlimm, wenn wir aus dieser Katastrophe wenigstens mit einem moralischen Erfolg herauskommen. Dieser allerdings wäre sehr gefährdet, wenn Paulus lebend in bolschewistische Hände geraten wäre. [...]
Im übrigen kämpft die Nordgruppe in Stalingrad immer noch mit verbissener Wut. Die Sowjets werden noch einige Schwierigkeiten zu überwinden haben, sie zu überrennen. Aber an dem endgültigen Schicksal ist wohl kaum noch etwas zu ändern.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Der fromme Wunsch der Washington Tribune [Constantin Brown], Europa nach dem Krieg dem Bolschewismus zu überlassen, sowie die haßerfüllte Forderung des US-Amerikaners Reynold, Millionen Deutscher nach dem Krieg zu ermorden, steht im Vordergrund der Presse. So gegenstandslos diese Absichten unserer Feinde auch sein werden, so sei doch gerade an ihnen nachzuweisen, daß nur unsere Entschlossenheit zum Widerstand und unser Wille zum Sieg uns und Europa vor dem angedrohten Schicksal bewahrten.

Dazu Fischer: Dieses Thema müsse mit aller Ausführlichkeit behandelt werden.
Dazu AA, Dr. Schmidt: Der Mitarbeiter der Washington Tribune sei Konstantin Brown. Er sei rumänischer Jude, was nicht erwähnt werden soll, und Sachverständiger für Südosteuropafragen. Was er schrieb, gehört eigentlich auch zu dem politischen Fragenkreis, der in Adana angeschnitten wurde.

2. Tagesparole: Die ernster gewordene Lage der Kämpfer in Stalingrad sei weiterhin würdig hervorzuheben.

3. Tagesparole: Das Zusammentreffen Churchills mit Inoenue ist vorsichtig ohne Kommentar nur nach dnb zu verzeichnen. Dazu Fischer: Einspaltig, erste Seite sei angebracht.
Dazu AA: Das Kommunique lasse für politische Auslegungen vollen Raum. Es bewege sich formal in den Bahnen der bisherigen englisch-türkischen Beziehungen und fuße auf dem Vertrag von 1939. Es stelle aber heraus, daß man übereingekommen sei, in welcher Weise England die Türkei bei ihrer defensiven Politik unterstützen könne. Man habe auch über die europäische Lage gesprochen und über Nachkriegsziele. Die ersten politischen Kommentare zu diesem Kommunique würden von der englischen Presse geliefert, die aber nichts Substanzielles zu sagen wisse. Man versuche eine neue politische Phase für die Türkei zu konstruieren und spreche von bewaffneter wohlwollender Neutralität. Man werde abwarten müssen, was die türkische Presse schreibe. Auch die Haltung Moskaus sei interessant.
Der englische Rundfunk habe von neuen Formen der Allianz gesprochen und habe den Begriff «Plenarsitzungen» gebraucht, in denen die Referenten berichtet hätten. Dies alles sei jedoch zu sehr künstliche Aufbauschung.

5. Fischer: Man möge auch gute Stimmen zur Lage an der Ostfront nicht aufgreifen und sich lediglich an den Wehrmachtbericht und die ergänzenden Meldungen halten.

6. New Statesman habe in einem beachtlichen Artikel gemeint, es sei falsch, dem deutschen Volke anzukündigen, daß es versklavt werden soll und seine Kinder von Ausländern erzogen werden müßten. Die Zeitschrift appelliert an ein größeres psychologisches Verständnis. Nicht auf diesen Artikel eingehen.

7. Die Aufhebung der Judengesetze in Tripolis möge als Zeugnis für die Judenhörigkeit der Engländer gebrandmarkt werden.

8. Ein Aufruf des Führers an die Rüstungsarbeiter werde morgen in den Betrieben angeschlagen werden. Hier und dort würden dazu Feiern stattfinden, in Berlin in Anwesenheit des Gauleiters. Über die Feiern kann berichtet werden, nicht aber über den Inhalt des Aufrufs.

abends:
2. Nachtrag zur Tagesparole: Im Reichsgesetzblatt wurde eine Verordnung über die Änderung der Strafvorschriften gegen die Verletzung fremder Fischereirechte und eine andere über die Anwendung reichsrechtlicher Vorschriften zur Bekämpfung der Wilderei in den Alpen veröffentlicht. Nicht ansprechen.

3. Nachtrag zur Tagesparole: Die im Reichsanzeiger erschienene Notiz über die Kapitalerhöhung bei der Ferngas GmbH der Reichswerke Hermann Göring ist nicht zu übernehmen.

Nicolson, Harold 1886–1968 **Sissinghurst**
In den Mitternachtsmeldungen hören wir, daß die letzten Deutschen in Stalingrad, darunter Generalfeldmarschall Paulus, kapituliert haben.

Walter G. *1914 **Kanada**
Immer düsterer erscheint mir die Kriegslage. Die Festung Stalingrad, deren Eroberung Monate dauerte, ist nunmehr den Russen wieder in die Hände gefallen, nachdem daselbst die restlichen Truppen einer deutschen Armee einige Wochen eingeschlossen waren. Reichsmarschall Göring sprach in seiner Rede am 30. Januar über die deutschen Truppen in Stalingrad und verglich ihren Kampf mit Leonidas und seinen 300 Getreuen.
Hat der Führer nicht im November gesagt: «Stalingrad ist fest in unserer Hand und keine Macht der Welt kann es uns je wieder entreißen»? Warum immer so hochtrabende Worte, und hinterher ein Wutgeheul und Rachedurst? Ich möchte wissen, wie es wirklich in Deutschland aussieht.
Wenn wir alten Kriegsgefangenen einmal in die Heimat zurückkehren, werden wir bitter enttäuscht sein, und fremd wird uns alles sein, was wir sehen. Jeder hat doch noch zu fest in Erinnerung die Vorkriegszeit, die Zeit eines gewissen Glücklichseins. Bei der Rückkehr ist alles verändert. Die verflossenen Jahre haben die Gesichter der Lieben älter gemacht, der Krieg hat Lücken gerissen in die Familien und hat auch sonst in allem seine Spuren hinterlassen. Vielleicht sind wir auch Fremdlinge mit unserm Gedankengut geworden, denn niemand zu Hause oder an der

Front hat so viel Zeit zum Nachdenken, was ja der Grund ist, über dies oder jenes einen anderen Glauben zu finden.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Kaffee morgens, gegangen, nach dem Frühstück die australische Message beendet, die zugleich als statement über Lincoln dienen mag. Allein gegangen und zurück gefahren [...]
Offizieller Abschluß des Kampfes um Stalingrad, der mit einer der größten Niederlagen der Kriegsgeschichte für Deutschland geendet hat. Schlimme Schiffsverluste der Amerikaner im Pacific. –
Gelesen in «Free World». Plädoyer eines Franzosen für das Lateinische als World Common Wealth-Sprache.

Kraushaar-Baldauf, Elisabeth *1915 **Leipzig**
Stalingrad ist gefallen! Generaloberst Paulus hat kapituliert. Der englische Sender hat ausführlich darüber berichtet, während unsere Nachrichten alles herunterspielen und in erster Linie General Paulus zum Sündenbock machen.
Der Berliner ist außer sich und hat sich hinreißen lassen, in der Anatomie laut über den «Scheißkrieg» zu schimpfen. Er sagte, er hoffe, daß die Engländer bald den Krieg gewännen, das wäre für uns noch das Beste!
Der Berliner ist noch einmal davongekommen. Die Geliebte des NS-Spitzeloffiziers hat seine Äußerungen in der Anatomie gehört und sofort gemeldet. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet mit dem Ziel, den Berliner in eine Bewährungskompanie zu versetzen. Zum Glück waren auch zwei befreundete Oberleutnants bei der diesbezüglichen Offiziersbesprechung. Sie haben das Ganze als Witz deklariert, weil wir ja immer noch dabei sind, England ‹auszuradieren›. So wurde vorerst die Affäre niedergeschlagen. – Mein Berliner ist bei mir; trotz Nazis und Bomben sind wir glücklich, und wenigstens einige Minuten lang kommen wir uns unverwundbar vor.

Wedig, Bernhard *1915 **(Rostow)**
Die militärische Lage war unerfreulich. In Stalingrad war die große Wende eingetreten und unsere Einheit hatte schon längst das Kaukasusgebiet wieder verlassen. Nur noch ein Restkommando mit fehlerhaften Fahrzeugen und einige Männer bildeten die Nachhut. Die kleine Gemeinschaft saß meist untätig herum, denn es fehlte an Ersatzteilen. Koßmann fummelte an einer Notbeleuchtung, weil es nur selten Strom

gab. Die meiste Zeit saßen wir im Dunkeln. Die einzige Abwechslung bot ein altes asthmatisches Kurbelgrammophon, für das wir zwei Schallplatten hatten. Die Auswahl war berückend. Zwei Lieder, gesungen von Zarah Leander und zwei Etüden von Chopin.
Zurückgeblieben war auch ein Kartoffelvorrat und deshalb forderte die Staffel Nachschub an. Das einzige halbwegs brauchbare Fahrzeug war ein alter Fiat-Diesel-LKW, den wir schon in Frankreich als Beutewagen übernommen hatten. Daß er keine Batterien hatte und nur durch Anschleppen zum Lauf gebracht werden konnte, spielte keine Rolle. Ich wurde von Uffz. Rendix als Fahrer eingeteilt und sollte 50 Sack Kartoffeln nach Rostow bringen. Die Entfernung war nur lächerliche 300 km. Als Helfer bekam ich den russischen Kraftfahrer Waldemar und einen Uffz. der Bildstelle als Begleiter mit.
Mir war nicht recht wohl bei der Sache, denn es herrschte allgemeine Rückzugsstimmung. Es kam wie es kommen mußte. Die Rollbahnen waren mit zurückgelassenen Wagen verstopft und niemand hatte das Verlangen, anderen zu helfen. An jedem Sandberg würgte der Motor ab. Es war zum verzweifeln. Mehrere Tage waren wir schon unterwegs und die Frontlinie rückte uns von hinten immer näher.
In einem Dorf, vielleicht auf der halben Wegstrecke, mußten wir übernachten. Ein Glück, daß wir den Waldemar hatten, der uns bei seinen Landsleuten stets eine warme Zimmerecke verschaffen konnte. In dieser Nacht kam aber das MG-Feuer bedenklich näher. Die Hausbewohner hatten gepackt und saßen angezogen, aber unschlüssig in der Stube. Das einzige was sie taten war ... Kartenlegen! Als es hell wurde, versuchte ich die Ortskommandantur ausfindig zu machen, um Hilfe zu bekommen. Doch der Weg war vergebens. Der Ortskommandant hatte sich bereits abgesetzt und war verschwunden. Wir drei wurden uns schnell einig. Die Kartoffeln und auch die Wagenplane schenkten wir den Wirtsleuten. Dankbare Blicke waren die einzige Antwort. – Der Fiat wurde mit dem letzten Kraftstoff übergossen und angesteckt. Der Uffz. der Bildstelle machte noch ein Beweisfoto und wir versuchten, auf den zurückflutenden Wagen oder Panzern aufzusitzen. Mit viel Gebalge und Geschimpfe gelang es, auf Trittbrettern oder, verkrampft festhaltend auf Panzern, mitzufahren. Bei der Kälte und dem Schnee war das kein Vergnügen. Außerdem nahmen uns Jäger und Bomber dauernd unter Beschuß. Diese erbärmliche Reise dauerte dreizehn Tage und wir kamen am 2. Februar 1943 in Rostow an. Es war genau an dem Tage, als sich der letzte Kessel in Stalingrad ergeben mußte. Der Südkessel (Feldmarschall Paulus) hatte den Kampf bereits am 31. Januar aufgege-

ben. Wir Soldaten hatten damals keine Kenntnis davon, weil unsere Informationen unzureichend waren.
Rostow glich einem Ameisenhaufen. Sogar meinen ehemaligen Stubenkameraden aus Eberswalde, Heinz Tietz, traf ich mitten auf einer Straße.
Unsere Staffel war schon längst weiter zurückverlegt worden und befand sich in Stalino. Nach einigen weiteren Tagen traf ich abends bei meiner Einheit ein und ahnte nicht, daß zuvor wichtige Dispositionen getroffen worden waren. Für mich war erst einmal eine Matratze wichtig und eine Nacht voll Schlaf. Groß war am Morgen mein Erstaunen, weil der größte Teil der Staffel auf und davon war und ich mit einigen Kraftfahrern und Teilen von anderen technischen Gruppen das Restkommando bildete.

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Ging heute abend von der Redaktion zu einem Dämmerschoppen mit Zweigert und den Malern in die Klosterstraße und kam merkwürdig sorglos nach Hause. Fand dann auf dem Tisch wieder die kleinen, schmutzigen Zettel vor, die Jürgens Briefe darstellen. Mich überkam beim Lesen dieser krakeligen Schrift plötzlich eine Verzweiflung, wie ich sie noch nie erlebt habe. Er schreibt am 14. Januar, daß er seit dem 6. Januar zum ersten Male mehr als eine halbe Stunde geschlafen habe. «Nie wird einem die absolute Gewalt des militärischen Gehorsams so offenbar, als wenn man aus einem totenähnlichen Schlaf geweckt wird und zu einer vorgesetzten Dienststelle muß. Viele Verluste. Was ist man für ein Tier geworden. Nächtliche Begegnung mit einem T 34 auf zehn Meter.»
Ich weiß es jetzt: Er wird diesen Krieg nicht überleben. Wenn er sterben muß, soll es schnell gehen. «Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern, durch stille Ätherräume schwingt mein Geist», so wie es der Prinz von Homburg sagt. Ich wünsche ihm diesen Zustand.
Stalingrad zu Ende. Drei Tage Landestrauer sind angesagt. Alles wird geschlossen.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

Schlecht geschlafen, trotz Schlafmittel. Fuhr 1.35 zu Arvids Lunch um 1.45. Stilvoll und nobel, interessant. – Nadolny war vom Amerika-Buch ungeheuer begeistert und über den Reichtum der Quellen erstaunt. Er will unbedingt, daß es in Amerika erscheint und glaubt, man könne es hinausschmuggeln, was jedoch unsympathisch ist, da es in den USA

doch sofort gestoppt würde, wo sie über alles, was gesagt und geschrieben wird, wachen wie die Wölfe. N. meinte, es solle in Schweden gedruckt und dann verschifft werden. Bei Tisch sprach er auch mit Alma über seine Begeisterung. – Dickhoff fragte mich, wer den verrückten Einfall gehabt hätte, das Buch solle hier an englische Gefangene verteilt werden, und fand diese Idee närrisch. Smend war nach Blücher Gesandter in Teheran gewesen. Liebt Persien. Hatte den Demavend bestiegen und wußte von meiner Besteigung 1890. Bewundert Reza Shah Pahlevi. – von Otter war 2 Wochen in Schweden gewesen und war gerade zurückgekommen. Hatte festgestellt, daß die Stimmung umschwingt. Die Sympathien wechseln deutlich zur deutschen Seite. Jetzt, wo die deutsche Front zu wackeln scheint, spürt man die Gefahr aus dem Osten. Mein jetziger Besuch in Deutschland gewinnt an Bedeutung, weil man sieht, daß ich mitten in der kritischen Zeit hierherfahre und daß die Deut. Geistesstärke genug haben, mitten im Rückschlag Feste abzuhalten. Die Stimmung in Schweden ist psychologisch interessant. Es gibt insgesamt 150000 Exemplare des USA-Buchs – nach dem Kurs von 1.68 kr. per und 16⅔% des Buchhandelspreises exakt 90000 kr, von denen ich einen Teil schon bekommen habe.

Von Arvid fuhren wir zu Albrecht Penck, der seit 6 Wochen krank ist und von seiner Schwester und seiner Tochter gepflegt wird. Er war völlig bei sich, macht aber einen müden Eindruck und so, als falle ihm das Sprechen schwer. Er bekam von Alma 6 Eier, Mayonnaise, ein Glas Honig und einige Äpfel. Er freute sich unendlich und war dankbar.

Fuhr dann in die Gegend, in der beim letzten Bombenangriff mehrere Häuser zerstört wurden. Von einem sah man nur die Mauern des untersten Stockwerks. Abgesperrt. [...] – Fuhr dann zur Deutschlandhalle, wo das ganze Dach fehlte und eingestürzt war. Dort soll niemand verletzt worden sein, obwohl die Halle voll war mit Menschen, die eine Ausstellung wilder Tiere besuchten. – Zu Hause hatten wir Besuch von Frau Gunderloch und später von Major Zimmermann. Er sagt, Stalin benutze Besatzungstruppen in Turkestan und Sibirien. Z. glaubt, die Zivilbevölkerung in Rußland östlich der Front müsse schon jetzt hungern. War in der Ukraine gewesen und hatte gesehen, wie unerhört die Deut. arbeiten und wie vielversprechend die Herbsternte schon jetzt ist. Die Rss. holen ihre Ikonen heraus und sind dankbar, daß sie ihren Boden zurückbekommen.

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**

Propagandavortrag für Russen – schlechte Beteiligung

Buss, Wilhelm *1913 **(an der Newa)**

Seit einer Woche sind wir nun in unserm neuen Bunker. Er ist sehr gut und stabil geworden. Nur müssen wir uns sehr beengen, da mehr drin wohnen müssen, als vorher angenommen wurde. Sechs Tage mußte ich mit Durchfall und Erbrechen im Bunker im Bett liegen. Der Arzt meinte, es wäre wohl ein Anfang von Gelbsucht gewesen. Wie wir gehört haben, liegt eine neue Division hinter uns in Bereitschaft, um uns hier abzulösen.

Wir haben unsere Werfer [Nebelwerfer, ähnlich der Stalinorgel] schon aufgestellt. Neben uns ist eine holländische Pak mit holländischer Besatzung in Stellung gegangen. Es sind prächtige Kerle, und wir können uns auch gut verständigen. Neben unserm Werfer steht ein kleiner Bunker, mehr ein kräftiges Jagdhaus, über der Erde, wo wir uns aufhalten können und wo wir des Nachts auch drin schlafen. Durch die Stammritzen der Wände kann man hindurchsehen. Glücklicherweise haben wir unsern kleinen Kanonenofen mitgenommen, und so ist es einigermaßen warm darin.

Köhler, Gerhard 1916–1944 **Frankreich**

Meine herzensgute Michaela!

Kurz vor meiner Abreise [nach Rußland] sende ich Dir noch diesen Gruß. Ich kann mir Deine Gefühle vorstellen, die Dich in diesem Augenblick bewegen.

Aber, mein herzensgutes Mädel, Du weißt worum es geht und daß wir beide gefestigt in diesen Kampf hineingehen.

Bleibe Du mein treues Mädel, wie ich in Glück und Not zu Dir stehen werde. Es wird einmal das große Wiedersehen kommen. Wenn es das Schicksal anders bestimmt, dann finde Dich bitte damit ab und behalte mich immer in Deiner Erinnerung. Wir wollen auf Tod und Leben verschworen sein.

Lebe wohl, mein herzensgutes Milein, ich grüße Dich mit ganzer Innerlichkeit, Dein Gerhard.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Ein neuer Stubenältester hat Einzug gehalten. Damit ist unsere Stube vollbelegt. Die Belegschaft setzt sich jetzt zusammen aus dem Stubenältesten aus Braunschweig stammend, von Beruf Goldschmied,

1 Wesermünder – Postinspektorenanwärter,

1 Flensburger – Finanzanwärter,

1 Schleswiger – Rechtsanwaltsgehilfe,
1 Berliner – Abiturient,
1 Kölner – Hotelier,
1 Niederrheinländer – Kaufmännischer Angestellter,
1 Saarpfälzer – Kaufmännischer Angestellter,
1 Hesse – Krämer,
1 Schwabe – Reichsbahninspektoranwärter,
1 Augsburger – Kaufmännischer Angestellter,
1 Münchener – Finanzanwärter,
1 Niederdonaner – Abiturient,
1 Wiener – Student,
1 Sachse – Studienrat an der Handelsschule
u. meine Wenigkeit.

Diese Aufstellung wird Euch wohl einmal interessieren. Es grüßt Euch vielmals Euer Senne.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebe, ein Brief vom 27. und Luftpost vom 28. Da wegen des schlechten Wetters kein regelmäßiger Luftverkehr stattfindet, gibt es keine großen Unterschiede. Wenn die Russen bei uns durchbrechen, werden wir wohl helfen müssen, das abzustoppen. Aber darum keine Sorge, im vergangenen Winter war die Situation schlechter.

Wir bekommen fast täglich Schweinefleisch, sodaß uns das Fett bald zuwider ist.

Bo.'s Nachfolger konnte sich mit den Spaniern nicht verständigen, darum ist es gut, daß Bo. wieder an Ort und Stelle ist. Er bleibt auch der einzige, der mir etwas hilft.

Für D.'s Zähne müßte ernährungsmäßig etwas unternommen werden; vielleicht fehlt ihr Kalk. Schade, daß ich ihr nicht, wie mir, jeden Tag ½ Liter Vollmilch verschreiben kann. Eier wären vielleicht auch angebracht. Aber das ist ja nun alles Mangelware.

Zur Zeit lese ich Binding «Opfergang» und andere kleine Erzählungen. Kennst Du ihn?

Was nicht alles geschieht! Heute früh kommt vom Flugplatz her ein Flakgeschoß, scheinbar ein Fehlgriff, denn es ist kein Flugbetrieb, durchschlägt bei unserem 1. Zug die Holzwand, reißt einem Gefreiten den Stiefel auf und nimmt den Nagel des großen Zehs mit. Das Geschoß ist nicht krepiert, Gott sei Dank!

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**

K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»

Liebe Mutti,

denke nur, gestern hatte ich meinen 1. großen, ganz großen Erfolg. Ich war tatsächlich noch nie so gut in meinen Kabarettsachen und der freien Ansage wie gestern. Man muß bald eine unglückliche Liebe hinter sich haben, ehe man künstlerisch etwas leisten kann. Heute vormittag bin ich von Soldaten auf der Straße angesprochen worden, die mir sagen wollten, wie bezaubernd ich gewesen sein soll. Außerdem haben sie es auch den Kollegen gesagt und der alte General, dem zu Ehren die Vorstellung im hiesigen großen Stadttheater gegeben wurde, hat zu unserer Heimleiterin gesagt, daß mein Kleid, mein Auftreten alles überhaupt riesig fein gewesen sein soll. Ich bin über diesen Erfolg natürlich sehr glücklich, da ich selbst gefühlt habe, daß ich gut war. Dann hab ich noch ein sehr hübsches Erlebnis gehabt hinter der Bühne. 2 junge Schauspieler, einer vom Staatstheater Kassel, der andere aus Coburg sprachen mich an und erzählten, daß sie aus dem Engagement eingezogen und nach Rußland geschickt worden sind und nur im Stadttheater hier ein Ensemble zusammengestellt haben. Sie machen eine Privatbühne, spielen die besten Stücke, geben eigene Kammerleseabende, und das einzige, was ihnen fehlt, sind Frauen für die Stücke. Sie haben da ja leider nur Laiinnen, mit denen die Arbeit wahnsinnig schwer ist. Ich war bei den vielen Plänen, die mir die beiden reizenden Männer, ein jugendlicher Charakterspieler und ein jugendlicher Held, erzählten, natürlich Feuer und Flamme und sagte: «Wenn es nach mir ginge, bliebe ich hier in Bobrisk und spielte mit Euch ein Stück nach dem anderen.» Sie wollten nun tatsächlich versuchen, mich von dieser Tournée freizubekommen und als 1. Fachschauspielerin für das hiesige Soldatentheater zu gewinnen. Hanne spielt doch in Orel auch im Soldatentheater, und wenn ich hier bleiben dürfte, würde ich ja spielen, spielen und wieder spielen. Heute früh haben sie mich im K.d.F. Heim schon besucht und wollen mich jetzt am Nachmittag um 3 Uhr wieder abholen und mich ihrem Kommandanten vorstellen. Mein Gott wäre das schön, wenn ich aus dieser unsauberen augenblicklichen Atmosphäre herauskäme und schneller zum Theaterspielen und festen Engagement käme als ich geglaubt. Aber ich weiß ganz genau, daß wir das nicht erreichen werden und der schöne Traum schon an der zu beschaffenden Gage hapern wird. Der Oberspielleiter des Stadttheaters Stuttgart war auch gestern in der Vorstellung. Lauter Fachleute und so gebildet und fein im Gespräch. Ich war so glücklich, mal Kollegen zu treffen. Bühnenmenschen und

nicht immer nur Artisten, Artisten und Zuhälter. Aber mein Leid ist noch nicht zu Ende, obgleich die Liebe nun gottlob tot ist und ich eigentlich bei aller Freundlichkeit gegen ihn nur Verachtung empfinden kann und habe sehr sehr viel gelernt und auch, so glaube ich, in der Behandlung gegen die Männer. Was ich gelitten habe, hat hier kein Mensch gemerkt. Aber die Arbeit ist wieder, wie immer, meine Rettung gewesen, und meine Konferenz am gestrigen Abend war so gespickt von plötzlichen Einfällen, koketten Lächeln auf Ernst innerhalb der Ansage, daß jeder Mensch im Publikum glauben mußte, ich sei nur in ihn verliebt. Ernst hat mich entgeistert angestarrt, wie ich da lachte, flirtete und ihn durch den Kakau zog, und am Abend wollte dieses charakterlose Aas doch tatsächlich wieder zu mir kommen. Das ist überhaupt das Schlimmste, daß er mich nicht in Frieden läßt, obgleich Eva nun seine Geliebte ist. Pfui Teufel, mich ekelt dieses banale und unreine Verhältnis an. Aber ich konnte Bühnenluft atmen, mit Schauspielern sprechen, und das Wichtigste, ich fühle, daß ich jetzt überall als Frau begehrt werde. Das Interesse der Männer aber zu halten, ihnen *mehr* zu geben als Küsse, Worte, Versprechungen, das muß ich noch lernen, und da bin ich dank Ernst und meinem ganzen Leben auf dem Wege dazu. Ich kann Dir leider nicht ausführlicher schreiben, mein Leben muß jede Sekunde am Tage gelebt werden. Morgen geht es weiter. Am 20. sollen wir in Orel sein. Ob ich meine geliebte Hanne noch treffe?
Küsse, Dein wachsendes Kind.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **unterwegs**

Der Abend war des Dankes voll. Obwohl ein Gastspiel aus Berlin im Theater war, hatten zwölfhundert Menschen zum Vortrag Einlaß verlangt, von denen sechshundert in den Saal kamen. Jugend, alles Jugend! Der Oberbürgermeister Ventzki, ein recht jungenhafter Mann, oft verletztend schnodderig, führte mich ein mit Worten, die jeden, auch mich, begeisterten. Über die Aufgaben seiner Arbeit hier unter den hundertvierzigtausend Volksdeutschen der Stadt sprach er, über die Helfer vom Reich und was sie gerade hier bedeuteten, was es hieße, daß der Dichter Blunck Litzmannstadt besuche – wie wußte der Mann, sein Wort zu führen!
Aber es bleibt auch hier Lehrsatz, daß Deutsche und Polen, durch den Sprachkampf getrennt, sich gegenüberstehen müßten. Der größere Reichsgedanke der Duldung und Anerkennung ist in Greisers Reich noch nicht eingedrungen. Einige Narren gingen so weit, daß sie deutschen Sprachunterricht für Polen ablehnten, sie seien dessen nicht

würdig. So träumt man sich als Herrenschicht und stirbt schon, bevor man zum Leben kam.
Wir fahren durch ein ebenes Land. Keine Hecken, keine Waldstrecken, die den Boden tränken und befruchten.
Und keine Freude war's, um fünf aus den Federn und im dunklen Morgen auf Zoll- und Paßkontrolle zu warten zwischen viel morgenmüdem Volk. Der Intendant von Litzmannstadt, Dr. Hans Hesse, ein geborener Revaler, klagte sehr bitter, daß in Riga kein wesentliches deutsches Theater bestünde, wohl aber ein Varieté größten Formats für die Deutschen. Sei eine Stadt erst einmal verdorben durch solch Varieté, komme das Theater nur mühevoll nach. Ich konnte ihm im stillen nur beistimmen – amusische Männer sind es, die in Riga herrschen, ich kenne sie – und hoffe – ja, hoffe ich viel von ihm?
Warschau. Schon vormittags eingelaufen und bald mit unserem altbewährten getreuen Dr. Grundmann nach Ablage des Gepäcks im Gästehaus des Gouvernörs – schönes Haus und geschmackvolle Einrichtung – über den alten deutschen Marktplatz zu den reichen Schlössern aus sächsischer Zeit gewandert – was wäre Warschau ohne die sächsischen Könige!
(1580 deutsche Mehrheit, noch 1790 bei Aufführung von Lessing: Die Stadt sei zur Hälfte deutsch.)
Mittags beim Gouvernör zu Gast. Er war sehr bedrückt über die Ermordung zweier Deutscher, die, wie er fürchtete, Zwangsmaßnahmen erforderte, Ausgeheinschränkung, Sperrung der Theater und anderes. Mit Vorsicht umging er alle Fragen der inneren Verwaltung. In gleicher Weise übrigens jeder, mit dem ich zusammentraf. In diesen Dingen bin ich Gast, dessen Neugier man ausweicht.
Nachmittags mit Dr. Grundmann noch einmal die alten Stätten im Park von Belvedere, an den mich Erinnerungen verknüpfen, bei frühlingshaftem Wetter abgegangen, dann im Schloß Brühl vor fünfhundert Menschen mit starkem Erfolg gelesen. Abends beim deutschen Buchhändler zu Gast, der Emmes und mir und einem kleinen, sehr klugen Kreis von Beamten und Offizieren eine sehr friedensmäßige Abendtafel vorsetzte. Eine reizende polnische Hausherrin, die sich unendlich viel Mühe gab. Ich sprach aus den Gedanken meines Vortrags (Einheit Europas) und war erstaunt, wie einheitlich man dachte. Wo liegen die Widerstände? Ist es der kleine Schwätzer und Prahler, der sich aus seinem Deutschsein ein Herrentum träumt – ist es Überheblichkeit, Machtrausch? Was ist das für eine furchtbare Gewalt, die als dunkler Schatten hinter uns steht und das Gute zum Bösen kehrt?

Mit viel Lärm einen Schlafwagen nach Krakau erreicht und in gedrängtem Abteil nach Lemberg zu reisen begonnen.
Las allerhand Bücher auf der dreizehnstündigen Fahrt. Und dachte viel nach – soweit mir das Mitleid mit der armen eingepreßten Gattin Zeit ließ.
Wie war die Überlegenheit der Russen in diesen Wochen möglich? Weil wir nicht wie das kommunistische System alle Kraft in diesen Krieg einsetzten? Weil wir uns nach allzuvielen Seiten zu wehren haben? Oder auch, weil wir lange nur das Materielle des Aufschwungs im Sozialismus betonten, ohne daß der messianische Gedanke, wie ihn Rußland seit Dostojewski pflegte, hervortrat. – Wir wehrten andere Völker hochmütig ab, statt sie zu uns zu ziehen; wir wandelten den uns zugewandten Geist zum Gegner statt zum Bundesgenossen. Gerade der germanische wie auch der indogermanische Gedanke geben breite Möglichkeiten zur Zusammenfügung. Der Hochmut der kleinen Schreier, die Taktlosigkeit, Überheblichkeit, falsche Behandlung der Besiegten, mangelnde Härte der Führung gegen die eigenen Kreise haben das schon gewonnene Reich erschüttert.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Bauernfeld, Erika, Ehefrau, geb. 13. 6. 1916 zu Rostock
Säugling: weiblich, Gew. 3500 gr, Länge 51 cm, Kopfumf. 35 cm, Entl.Gew. 3600 gr
Verlauf: Sectio caesarea (enges Becken), 1. 2. 3.00 nachts Wehenbeginn, schlechte Wehen, 2. 2. 19.15 Beginn der Operation, unterer Mittelschnitt, das Peritoneum wird durch Querschnitt eröffnet, die Muskulatur längs durchschnitten. Das Kind wurde am Fuß extrahiert, der Uterus kontrahiert [?] sofort, dadurch ein Riß der Uterusschleimhaut nach unten, Blutungen, Tampon auf die Uteruswand, dann schichtweise Vernähung des Uterus und der Bauchdecke.
II. Partus. Normaler Verlauf, in den ersten Tagen etwas Temperatur, die Wunde verheilte gut. Ging am 24. 2. nach Hause.

Meyer, Johann Dietrich **Feuerstellung**

Liebe Eltern und Annemarie!
Ich danke Euch vielmals für Mutters Brief vom 24. Januar!
Liebe Eltern! Ich habe schon wieder eine Bitte an Euch. Susanne schickt mir heute ein Merkblatt vom Reichsgesundheitsamt, in dem Näheres über ein Aufgebot steht. Danach benötige ich außer die in meinem

vorigen Brief angeforderten Papiere für den Heiratserlaubnisschein von der Wehrmacht noch folgende Papiere: eine Geburtsurkunde von mir, von Mutter und von Vater und eine Heiratsurkunde meiner Eltern. Schickt mir bitte schnellstens die Papiere, damit ich alles sobald wie möglich zusammen habe. Meine Militärpapiere muß ich der Abteilung einreichen, damit diese sie an das Regiment weitergibt und von dort aus sie dem Divisionskommandeur zur Genehmigung vorgelegt werden. Es ist also eine schwierige und umständliche Sache. Erst dann, wenn ich alles zusammen habe, kann ich sagen, wann die Hochzeit stattfinden soll. Es wird auf jeden Fall so werden, daß die Hochzeit bald stattfinden muß, denn ich kann nicht damit rechnen, daß ich noch lange in Deutschland bleibe.
Wir stehen noch ganz unter dem Eindruck der großen Reden von Hermann Göring und Dr. Goebbels. Waren das nicht gewaltige Reden von ungeheurer Volkstümlichkeit? Wir leben doch in einer großen Zeit! Dieses Jahr wird wieder ein sehr heißes Jahr werden, davon bin ich überzeugt. Dennoch dürfen wir nicht den Mut verlieren, denn wir werden und müssen siegen. Unsere heldenhaften Kämpfer von Stalingrad! Heute abend kam durchs Radio, daß Generalfeldmarschall Paulus und seine tapferen Männer sich ergeben mußten. Hoffentlich folgt bald die Vergeltung für diesen Verlust! Ich gebe zu, ich gehe jetzt nicht mehr mit derselben Leichtigkeit nach Rußland wie im letzten Jahre. Das liegt daran, daß die Länge des Krieges sich so bei kleinem auf das Gemüt auswirkt und der Kampf an der Front ja mehr oder weniger ein Entscheidungskampf zweier großer Völker geworden ist, den unsere Gegner mit bestialischer Grausamkeit durchführen. Aber es liegt auch wohl daran, daß ich nicht mehr so alleine im Leben stehe, ich schicke mich an, eine Familie zu gründen und könnte im Kampf einen Menschen verlieren, den ich sehr lieb gewonnen habe. Liebe Eltern! Ich denke auch hierbei an Euch, denn die Möglichkeit des Fallens ist in den jetzigen Kämpfen in Rußland zweifellos größer als zu Anfang des Krieges. Doch darf uns diese Tatsache nicht weich machen, denn unser Vaterland hat gerade jetzt jeden Mann mehr nötig als jemals zuvor, es geht um die Entscheidung, um unser Dasein überhaupt! Was bedeutet in dem Entscheidungskampf eines ganzen Volkes ein Menschenleben? Ich werde stolz und erfreut sein, wenn ich mich wieder an der Front weiß!
Vorgestern sind bei mehreren Männern von uns, die aus Rußland kamen, Läuse festgestellt worden. Jetzt werden sämtliche Unterkünfte entlaust, das ist eine ziemliche Arbeit, aber man muß sich vorsehen,

denn wer das furchtbare Fleckfieber im Osten erlebt hat, der scheut kein Mittel, um die Läuse wieder los zu werden.
Seid also vielmals gegrüßt von Eurem Dietrich und schreibt bald mal wieder! Euer Dietrich

Mollenhauer, Anna-Mathilda *1934 **Braunschweig**
Aus einem Schulheft
Nr. 13 Unvorb.

Wir wollen keine Zimperliesen sein.
Wir gehen allein zu Bett. Eine Wärmflasche brauchen wir nicht. Wir waschen uns mit kaltem Wasser. Unsere Schuhe putzen wir uns selbst. Regen macht uns nichts aus. Wir sind gern draußen in der frischen Luft und in der Sonne. Da springen und klettern, da laufen und tollen wir umher. Das gibt rote Backen. Zimperliesen gefallen uns nicht; sie sind zu ängstlich und zimperlich.

o Fehler [handschriftlich vom Lehrer]

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. Wir sparen (Sparplakat)
2. Lesebuch S. 224 ff
3. Akkus. § 112 10.55 Alarm bis 13.05
4./5. Ausgefallen wegen Erkrankung des Lehrers

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Fritz kochte nachmittags den Kaffee, holte Blumentöpfe vom Gewächshaus u. machte Schularbeiten, er ist etwas erkältet, jedoch singt er abends im Bett, auch bei Tag aus einem Soldatenliederbuch; das Schicksal der Kämpfer in Stalingrad drückt ihn sehr, überhaupt die ganze Lage an der Ostfront, man muß ihm immer wieder Siegeszuversicht geben.

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**
Name: Ester Sara Schm.
Geboren 29. 12. 96 in Berlin
gestorben 2. 2. 1943
Wohnung: Wilm., Prager Str. 15
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Freitod
Beerdigungskosten: 280 MK
Platzgebühr: 50.–

Efeuhügel – 1 Jahr Grabpflege: 35.80 MK
Zuschlag: 200.–
Gemeindekosten für Mitwirkung des Rabbiners: –
El mole rachamim Gebet: 10.–
Dekoration: 60.–
Beleuchtung: 40.–
Papiere besorgen: 20.60

Wagener, Hildegard *1918 **Hamburg**
Brief Nr. 473
Wir sind hier bereit für den «totalen Krieg» und wollen gern auf Vieles verzichten, wenn wir nur siegen. Es ist doch etwas Großes um diese straffe einheitliche Führung. Für die Betroffenen ist es vielleicht im Augenblick hart, aber was hilft es, wenn sie ihre Existenz aufrechterhalten und Deutschland bricht zusammen. Dann werden sie später in höherem Maße leiden für unabsehbare Zeit als jetzt die paar Kriegsjahre. Sehr viele Geschäftsleute sind vernünftig und einsichtsvoll, das freut mich. Wie es mit Vaters Geschäft wird, weiß ich nicht. Ich jedenfalls werde wohl das große Glück haben, vom Roten Kreuz eingezogen zu werden. Sobald ich Endgültiges weiß, hörst Du von mir.
Bis zum 15. März soll die Umstellung der Wirtschaft beendet sein, und es ist ein großes Rätselraten noch, welche Geschäfte betroffen werden. Vater wird dadurch einige Mandanten verlieren, und er hat dann weniger Arbeit und kommt dann ganz gut allein mit Frl. Blötz aus.
Ich habe die Größe der Zeit noch nie so empfunden wie jetzt, wo alles auf ein Ziel abgerichtet wird: daß wir siegen. Diese einheitliche straffe Führung ist gewaltig. Wie sähe es wohl um uns aus, wenn wir sie nicht hätten? Ich kann nur voll und ganz ja zu diesen Maßnahmen sagen, und viele Leute tun das mit mir.

Aufzeichnung ohne Unterschrift **Berlin**
Der Herr Reichsaußenminister hat angeregt, daß etwa eine Million junger Franzosen als Arbeitskräfte im Osten verwandt werden sollten. Diese Anregung ist vom Führer gutgeheißen worden. Unterstaatssekretär Luther ist beauftragt, die technischen Fragen dieses Einsatzes zu bearbeiten und mit dem Gesandten Schleier und Gauleiter Sauckel in Berlin zu besprechen.
Pol. II. regt an, den französischen Arbeitsdienst durch die französische Regierung im Osten einsetzen zu lassen. Das Weiterbestehen des fran-

zösischen Arbeitsdienstes ist vom Führer grundsätzlich genehmigt, unter der Voraussetzung einer Durchprüfung der Führer- und Unterführerschicht.
Für den französischen Arbeitsdienst in der Stärke von 1 Million Mann und für den Einsatz im Osten würden die derzeitigen Führer und insbesondere Unterführer sowohl qualitativ wie quantitativ nicht ausreichen.
Geeignetes Material für die Unterführer des so verwandten französischen Arbeitsdienstes dürfte die antibolschewistische Legion darstellen. Die Legionäre sind Männer, die bisher schon freiwillig in französischen Einheiten deutschem Oberbefehl unterstellt waren, Gegner des Bolschewismus sind und die Verhältnisse im Osten kennen. Bei geeigneter Schulung müßten fast alle Männer als Unterführer schon in kurzer Zeit eingesetzt werden können.

Bahlburg, Hermann 1923–1944 **Stolpmünde**
Der Urlaub, der die große Erlösung bringen sollte, ist ins Nichts verronnen. Ich sah Ilse dreimal. Ob aus Freundschaft doch noch Liebe werden sollte? Meine Idealvorstellung verkörpert sie nicht vollkommen; dennoch hat sie einen entwicklungsfähigen Charakter, der mir alles geben könnte. Hans schrieb ich darüber heute ausführlich. Trägt er es weiter?
Gestern war ich in der Stadt, kaufte ein Hemd und Binder zu 10 Mark. Hier stehe ich wieder in dem Schmutz, den ich nicht abschütteln kann. Es ist das alte Lied: Mit Stahlhelm aus Mutwillen eine Scheibe zerschlagen, ein Schemel verbrannt, 8 Liter Wasser im Schummern ins Bett, ein Strohsack mit Brettern ausgefüllt, mein Tintenfaß zertrümmert. Keiner wäscht sich, die Betten werden nicht gemacht, und die Stube sieht wie ein Schweinestall aus. Wohin soll das führen? Ich muß hier raus! oder die Schule muß beginnen …
Hans schickte ich ein Bild von mir und kleine Aufnahmen aus Polen und Treichow. Ob er mich mit dem, was ich von Ilse schrieb, verstanden hat? Daß sie sich vor mir fürchtet, der manchmal einem Raubtier hinter Gittern gleicht, das dunkel die verwehrte Freiheit ahnt? Ungefähr so, wie in dem Buch «Ursula» möchte es zwischen uns werden, aus Freundschaft werde Liebe, deren Reinheit sie hüten soll, bis wir uns den gemeinsamen Lebensweg wählen können oder die trennende Hand des Schicksals zwischen uns spüren und uns willig fügen. Ich möchte so gern, daß sie freier werde und auch das hastige Erschrecken verliere. Die Eltern nahmen mich ins Verhör, das ich bestanden zu haben scheine.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**
Meine liebe Frida!
Du schreibst von Urlaub. Eben sind wir bei uns auf der Stube am diskutieren über Urlaub. Es besteht für uns ein Fünkchen Hoffnung, außer der Reihe auf Urlaub zu kommen. In Kürze gehen wieder Ukrainer-Transporte ins Reich. Es besteht Hoffnung, daß wir die Begleitung stellen. Bei unserem Kommandeur ist telegraphisch angefragt worden und um Erlaubnis gebeten. Es besteht wenig Aussicht, daß er es genehmigen wird, da noch strenge Urlaubssperre ist.
Lieber Racker, ich wünsche Dir recht gute und baldige Besserung. Es grüßt herzlichst Dein Bocky
Grüße Ilse und Mutter! Und Müllers.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**
Meine liebe Frau Martha!
Die Art, wie Du von Deinen Pflichten in Haus und Gemeinde berichtest und von den Buben erzählst, die muntert mein Gemüt auf. Denn Du kannst Dir ja denken, daß einen so allerlei tiefgründige Gedanken bewegen. Man hat viel Zeit zum Nachdenken und macht sich eben auch so seine Gedanken. Du bist ja nun freilich auch nicht so ganz und gar in Deinen Alltag eingesponnen, daß Du nicht auch aufmerksam würdest auf die Dinge, die vor sich gehen. Es fragt sich ja ein jeder, was für eine kommende Entwicklung sich in dem gegenwärtigen Geschehen abzuzeichnen beginne. Du fragst mich ja auch danach, wenn auch nicht geradezu. Es ist schwer, darüber zu sprechen, und noch schwerer, darüber zu schreiben. Fragt sich auch, ob es förderlich ist, darüber zu sprechen und zu schreiben. Es bedarf schon einer gewaltigen Selbstzucht, über diese Dinge sauber und klar nachzudenken. – Es gilt jedenfalls, in aller Treue und mit aller Sachlichkeit weiterhin das zu tun, was einem als Pflicht vor die Füße gelegt ist. Da habe ich denn also zu sorgen, daß ich noch genügend Brennholz heranschaffe, solange wir Schlittbahn haben. Da habe ich nach Kräften die Räude zu bekämpfen, die unter meinen Pferden ausgebrochen ist. Und dies und das. Du hast alles sorgsam zu rüsten für den Empfang unseres dritten Kindes. Und wenn die Grübeleien dem, was uns zu tun gebühret, irgendwie hinderlich werden wollten, so ist das von Übel. Wir müssen es uns einmal wieder kräftig zu Gemüte führen, daß wir ja doch der Zukunft Christi entgegengehen. Die kündigt sich durch die Zeiten allemal durch erschreckende Zeichen an. Das darf uns nicht Wunder nehmen. Es geht mir ja doch immer wie jenen 10 Jungfrauen, welche einschliefen: Es

entschwindet unserem Bewußtsein, daß wir Ihm entgegen gehn, weil ER verzieht. Wenn sich dann aber zu Zeiten sein Nahen erschütternd ankündigt, so wachen wir einigermaßen erschreckt auf.
Du verstehst wohl, wie ich es meine, das Nächstliegende tun und den Blick hoffend in die Zukunft gerichtet, aber nun eben in die Zukunft Christi. Gott weiß, ich bin etwas ungeduldig.
So! Es war mir gut, diesen Brief zu schreiben. Hat mir selbst sehr zur Klarheit geholfen und mich erleichtert. Ist doch gut, solch eine Frau daheim zu haben, die einen einfach durch ihr Dasein nötigt, sich Klarheit zu verschaffen. Ich konnte Dir die letzten Tage nicht so recht von Herzen schreiben.
Grüße die lieben Hausgenossen und Nachbarn.
Dich und die Buben küßt Dein Gerhard.

Heinz R. 1920 – gefallen **Lappland**

An Irmintraud Wolff
Liebe Irmi!
Ich danke Dir für alle lieben Briefe und will versuchen, sie sogleich zu beantworten.
Oh, welch ein großer Schmerz, die Irmi ist eine Hörklasse nach unten gerutscht, das kommt davon, wenn man im Urlaub nicht paukt. Ich zum Beispiel habe im Urlaub jeden Tag ein paar Stunden gefunkt, im Gloria und so. Na wie ich lese, bist Du ja wieder in Deine alte Klasse aufgerückt. Du nimmst wohl Nachhilfestunden bei einem Funker? Nehme aber bitte einen Funker von der L.W. und nicht einen vom Heer. Die Luftwaffe und besonders innerhalb dieser Waffengattung, die Flak hat doch gewaltig etwas auf dem Kasten. Kein Funker, der nicht Tempo 250 ohne Wasserkühlung hört, darf doch überhaupt nicht an das Gerät kommen.
Sag einmal liebe Irmi, trägst Du bei deiner Luftschutzwache auch Stahlhelm und Pistole? Ihr habt sicher doch auch eine Kugelspritze in Stellung gebracht und knallt aus allen Knopflöchern, wenn Freund Tommy über Berlin erscheint. Ach nein, wie Du mir schreibst, geht ihr ja in den Heldenkeller beim Fliegeralarm oder rudert mit dem Boot durch die Gegend und laßt Euch dann mit Baldrian füttern. Anschließend, um die Sache vollständig zu machen, schäkert ihr dann sicher mit Euerem Wachtmeister und verdreht dem armen Kerl den Kopf.
Im Kino war ich nach langer Zeit auch einmal wieder. «Das andere Ich» wurde gespielt. War ein toller Film, konnte anschließend die ganze Nacht nicht schlafen. Ist ja verständlich, wenn man 14 Tage kein weibliches Wesen zu Gesicht bekommen hat und auf einmal sieht man im Kino eine leicht bekleidete Frau über die Leinwand huschen. Na, so schlimm war's nun wieder nicht, bin ja ein «kaltes Eisen». Gelte auch als Vorbild im Kreise meiner Kameraden, bis jetzt bin ich nach Dienstschluß noch nicht mit zum Kämpfen gegangen. Habe lieber meine Ruhe nach Feierabend. (Tür auf, auf damit, denn es duftet nach Lorbeeren.) So ein bißchen Sternenkunde, wenn der Mond scheint, der Ort dieser Lehrstunden liegt an der Elbe und ich denke gern daran zurück.
Man unterbricht mich schon wieder, es ist toll, doch ich schicke Dir den Brief, obgleich er noch länger werden sollte.
Viele liebe Grüße, Dein Heinz

Richard B. *1922 **Ingolstadt**

Warum bin ich nur kein Uffz. geworden! Wofür werde ich so bestraft. Es ist zum K---en, als Gefreiter unter fast lauter Uffz. und Offz. rumzulaufen. Alles müssen die Mannschaften tun. Die Hauptbeschäftigung der letzten Tage bestand für uns in Gepäckschleppen für die Lt.s, unsere Flugzeugführer. Wenn die nur nicht so ein überhebliches Wesen hätten. 19 Jahre alt, gerade von der Schulbank weg und dann: Wir sähen es gerne, wenn Sie uns in der 3. Person anreden würden! Spünde! Ich aber habe wohl Glück gehabt, Lt. B. ist doch wohl besser. Aber sonst fühlt man sich hier als Gefr. wie Hein Arsch, wie Fritz L. treffend sagt. Die Zeit hier fing gleich an mit Wache schieben. Seit 1½ Jahren zum ersten Mal wieder Posten, unter Gewehr gestanden. Und als flg. Personal und U-Anwärter!! Außerdem ist hier fast täglich Exerzieren, und das bin ich auch nicht mehr gewöhnt. Wie schön war es da in Stargard! Außer KK-Schießen (32 Ringe) und einer schr. Arbeit haben wir hier noch nichts gemacht. – Beim Umzug gestern habe ich stundenlang gearbeitet, um mein Bett von Bretter- auf Federunterbau umzubauen. Es war eine großartige technische Leistung, auf die ich sehr stolz bin!

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 20.45 bis 21.50 Uhr. Schwerster Angriff seit dem 30./31. Mai. Sternklar. Mich überrascht die Sirene an der Theresienstraße. Alles aussteigen! Als ich sehe, daß die Schaffner weiterfahren wollen, springe ich wieder auf, und wir kommen noch gerade bis zur Einbiegung in die Haltestelle, als der Strom ausgeht. Als ich gerade zu Hause bin, fängt die Schießerei an. Schon brummen die Flieger, ein Großangriff ist im Gang. Schwere Flak schießt, aber kein Sperr- oder Trommelfeuer, sondern so, daß man jeden Schuß hört. Unheimlich laut das Dröhnen

der englischen Motoren, unterbrochen vom Einschlagen zahlreicher Bomben. Ausgerechnet an diesem Abend nimmt unser neues Mädchen teil, das erst seit ein paar Stunden in Köln weilt. Gretel ist ziemlich nervös. Auf einmal hören wir, wie ein Bierfaß rumpelnd, eine schwere Minenbombe sekundenlang herabkommen. Wir halten den Atem an, bis die Explosion das Haus erzittern läßt und wir, da oben kein Klirren erfolgt, wissen, daß es doch weiter von uns entfernt war, trotz der schweren Erschütterung. Als ich nach oben gehe, kann ich fünf große Brandherde unterscheiden. Unheimlich recken sich die kahlen Bäume gegen den roten Brandhimmel. Gleich darauf ruft die Braut von Helmut Faber an und teilt mir mit, daß Kolls Haus in Riehl von einer Minenbombe verwüstet und unbewohnbar geworden ist. Die 83jährige Frau Faber hat schwere Schnittverletzungen am Hals. Ich rate ihr, auf Überführung in ein Krankenhaus zu bestehen. Unmittelbar darauf klingelt Hau. Seine Wohnzimmerfenster sind von der Minenbombe eingedrückt worden, die wir gehört hatten. Sie ist Ecke Militärringstraße/Friedrich-Schmidt-Straße in den neuen Stadtwald eingeschlagen. Der Trichter ist trotz des weichen Bodens nicht sehr tief. Nach der einen Seite sind die Bäume aller Äste beraubt und ragen als kahle Stangen schaurig aus dem Holzgewirr. Zwei ausgebrannte Häuser in der Friedrich-Schmidt-Straße deuten an, daß der Flieger nach diesem Brandherd geschmissen hat. Brände in Bickendorf, u. a. Flakkaserne, wo im Mannschaftsbau der Brand gelöscht werden konnte, während ein großer Geländeschuppen ganz ausbrannte. Brände in Ehrenfeld, wo unter anderem das Sidolwerk etwas mitkriegte. Sehr schlimm Nippes, wo die Eisenbahnwerkstätten, gerade wieder aufgebaut aufs neue in Schutt und Asche gelegt wurden, dazu freilich noch zahlreiche große und kleine Wohnhäuser, so daß mit Recht gesagt wurde, dieser Tag sei für Nippes ein 30./31. Mai gewesen. In Riehl Luftmine mit verheerenden Gebäudeschäden. In Niehl Glanzstoff getroffen, Troponwerk sehr schwer, bei Ford das Reifenlager in Brand. Brände in Mülheim und Kalk. Bei Familie Kalk sind die großen Fensterscheiben der Geschäftsräume eingedrückt. Die Wirkung der Luftmine im Hause Koll war so stark, daß im Keller Helmut Faber der schwere Wintermantel in zwei Stücken vom Leib gerissen wurde, desgleichen seiner Braut der Pelzmantel, ohne daß die Kleider darunter beschädigt worden waren. In den oberen Räumen flogen Kleidungsstücke weit in die Umgebung. So hing etwa ein leichter Mantel mit Haken in einem Baum, während ein schwerer Mantel ganz weggepustet wurde und unauffindbar blieb. Die Mauern nach der Gartenseite wurden ganz weggerissen, so daß die Zimmer wie in einer

Operndekoration offen waren, obwohl die Gegenstände drinnen ziemlich unbeschädigt geblieben sind.

Papst Pius XII. 1876–1958
An Bischof Bornewasser/Trier **Vatikan**
Unserem ehrwürdigen Bruder Franz Rudolf Bornewasser
Bischof von Trier
Am Vorabend des heiligen Christfestes und an der Schwelle des neuen Jahres hat dein dem Mittelpunkt der Kirche in vorbildlicher Treue zugewandtes Herz Uns von neuem fühlen lassen, daß die Not der Zeit und die Behinderung der unmittelbaren Verbindung zwischen Urbs und Orbis der aus den Urtiefen des Glaubens erwachsenden und aus ihnen immer neues Reifen empfangenden übernatürlichen Verbundenheit zwischen dem Statthalter Christi und den Mitgliedern der Kirche im Bischofs-, Priester-, Ordens- und Laienstande letzten Endes nichts anzuhaben vermögen. Im Gegenteil! An der Fülle der von den Feinden der Kirche geschaffenen Hindernisse entzündet sich unter dem erweckenden Strahl der göttlichen Gnade das Verhältnis von Hirt und Herde zu einer Innigkeit, die im Vergleich zu äußerlich sorgloseren Zeiten den Vorzug hat, Segensfrucht gemeinsamen Leidens um das Reich Gottes auf Erden zu sein. Je mehr der Weg der Kirche zu einer Via Crucis wird, um so näher ist sie dem Herrn und der Herr ihr. So herb das Wandeln auf diesem von dem Herrn vorgezeigten und geheiligten Wege dem irdischen Denken und Empfinden sein mag – die Diener des Heiligtums und die wahrhaft Gläubigen dürfen sich heute weniger als je weigern oder auch nur besinnen, Vollschüler in der Leidensschule des Herrn zu sein oder zu werden. Dies gilt in ganz besonderem Maße auch für euer deutsches Heimatland. Dein Schreiben, für das Wir dir innigen Dank wissen, läßt uns erneut fühlen, wie stark in deinem mutigen und treuen Herzen das Bewußtsein lebt, was es heißt, inmitten solcher Bedrängnis und Gefährdung als Bischof dem dir anvertrauten Volke Lehrer, Mahner, Erwecker, Vater, Tröster und nimmermüder Helfer zu sein. Wir freuen Uns der segensvollen Wirkung, die – dank deiner Vorsorge – Unsere letzten beiden Schreiben bei Klerus und Volk der Uns so treuen Diözese Trier gehabt haben. Ebenso dankbar sind Wir dir für deine Bemühungen, Unsere bei so vielen Gelegenheiten an die Uns besuchenden Gläubigen gerichteten Hirtenworte trotz aller bestehenden und noch wachsenden Hemmungen an deine Diözesanen gelangen zu lassen. Je mehr die Kirchenfeinde darauf aus sind, eine Zone der Leere und des Schweigens zwischen Petrus und die sich nach seiner Hirtenstimme

sehnenden Gläubigen zu legen, um so wachsamer und beharrlicher muß solcher dem wahren Wohl des deutschen Volkes abträglichen Planung mit den Mitteln entgegengewirkt werden, die der religiösen Mission der Kirche eigen und gemäß sind und euch noch zur Verfügung stehen.
Die Ziffern, die du mir über Kirchenbesuch und Osterkommunion mitteiltest, sind aufschlußreiche und tröstliche Belege für den religiösen Eifer der Trierer Diözesanen. Tiefe Freude bereiteten Uns die für das geistliche Leben eurer im Krieg stehenden Theologen und Priester so kennzeichnenden Brieffragmente von der Front. Sie zeigen, wie die behütende und schirmende Gnade Gottes inmitten der Schrecknisse, der Gefahren und Versuchungen des Krieges ihre eigenen geheimnisvollen, bewunderungs- und anbetungswürdigen Wege geht. Daß nicht alle dem Ruf der Gnade, sondern Vereinzelte leider auch der Lockstimme der Versuchung folgen, ist für dich, dessen Handauflegung ihnen die Gnade des Priestertums vermittelte, ein brennender Schmerz, den Wir zutiefst mit dir teilen, während Wir zu dem Gott der Erbarmungen um Erleuchtung und geistige Heimkehr für die Verirrten flehen.
Aus einer der Beilagen deines Schreibens entnehmen Wir den hohen Hundertsatz, in dem die Priester und vor allem die Priestertumskandidaten deiner Diözese an den Opfern und Verlusten des Krieges teilnehmen. Wir haben keinen innigeren Wunsch, als daß mit dem hoffentlich nicht allzufernen Abschluß dieses zerstörerischen Weltringens ein möglichst großer Teil von ihnen – gefestigt und geläutert durch das Erleben so ungeheueren Leides mit umso größerem priesterlichen Opfergeist in die Seelsorge, mit umso heiligerer Sehnsucht nach dem Priestertum zu ihren Studien zurückkehren können, um dem großen geistigen Aufbau- und Rettungswerk an den unsterblichen Seelen ein Höchstmaß an Hingabe zu widmen.
Daß die Immaculata, deren Standbild segnend über dem Trierer Tale ragt, deine Bischofsstadt bisher vor Fliegerschaden bewahrt hat, ist Uns eine liebe Kunde. Unser innigstes Mitgefühl und tägliches Memento ist den Bewohnern jener Städte und Orte an Saar, Mosel und Rhein nahe, die von den Schrecken und Verwüstungen dieser Art von Kriegsführung betroffen wurden.
Du aber, ehrwürdiger Bruder, mögest gewiß sein, daß du, mitsamt deinen engeren Mitarbeitern, deinem Domkapitel, dem Welt- und Ordensklerus deiner Diözese, allen Gläubigen, insonderheit der Jugend und all denen, die in dieser Prüfungszeit dessen besonders bedürftig sind, immerfort eingeschlossen bleibst in die Gebete und das heilige Opfer, das Wir täglich dem Ewigen Vater darbringen. Zu Ihm aufblikkend und Seine Huld auf euch insgesamt herabflehend erteilen Wir euch aus der Fülle des Herzens in stets gleicher Liebe den erbetenen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am Feste Mariä Lichtmeß 1943

Volksmund **Düsseldorf**

Wann es der Kreg endlich uus?

Wann es der Kreg am Eng? So hööt mer täglich klare.
Wann es endlich Frede? Hööt mer oft saare.
Wann? Wann? Wann? Is die Frog denn eso schwer?
Ech han se jelöst, hööt ens her:

Wenn et Nachts öwwerall hell de Latänche brennen,
on wir könne widder ruhig em Bettche penne,
odder – mol sone richtije Zoch dörch de Altstadt mache,
een janze Nacht senge, drenke on lache.
So e richtig ateljefest fiere, bis fröh am Morje,
dozu e Fäßke Schlösser besorje,
ne jroße Korf Brötches, met Lachs und Schenke,
zweschendörch ne «alte Bayer» ze drenke,
wemmer sech so freut, dat et schallt dörch et Huus,
dann – jo dann es der Kreg endlich uus!

Wenn de Blare op Mätes met helle Fackele sprenge,
die Trötemusik spellt, on alle Kenger senge,
wenn de Mamm stellt op der Dösch,
Hefeköckskes, lecker fresch,
dat et rüscht dörch et janze Huus,
dann – ja dann es der Kreg endlich uus!

Wenn Schötzfest es op der Oberkasseler Wies
met Moppebude, Karresselle, on Männer met Iis,
wenn hoch op Lambetes die Fahne wenke,
die Schötzebröder schwetze und drenke,
wenn öwwer de Bröck ströme Menschenmaße,
die Rheunbahnböötches de Lütt nit all fasse,
wenn der letzte Penning verschnöppt von de Blare,
und et Ovens so richtig verdorwe der Mare,
mer kütt met ne Luftballon seelich no Huus,
dann – jo, dann es der Kreg endlich uus!

Wenn en der Karnevalsziet, ech darf net dran denke,
en de Schaufenster Maske und Kostüme wenke,

wenn op Rosemondag des janze Stadt
sech ene Jeckehuus verwandelt hat
on die «Düsseldorfer Jonges» em Saal am Zoo
Maskeball fiere, met Heleu und Hallo,
danze, drenke und Bütze, en janze lange Nacht,
on «Schäflein knie dich» wöhd widder jemacht,
on Morjens schött de Mamm ne stiewe Mocca uus,
dann – jo, dann es der Kreg endlich uus!

Wenn de beim Metzjer säs: «Wiegen se mich mal das Eisbein da aus,
von dem Bollen lösen se jefälligst de Knochen raus!»
On hä säht: «Vier Ponk Madam, darf et das sein?»
«Ne, viel zu wenig, et is mir zu klein –
hochenee, is der gekochte Schinken abber heut fett!!
On Ihre Bedienung, Meister, die is auch nit nett!
Dann lejen se noch ne Meter Bratwurst drum,
on schecken se mich dat Paket sofort rum!!»
Wenn dat Paket schon da es – eh du bös em Huus,
dann – jo, dann es der Kreg endlich uus!

Wenn dinne Schneider dech trefft op de Stroß:
«Wie eset mim neue Anzoch, ech nimm tireks Moß,
un Stöffkes hann ech, de Auswahl es jroß,
ihr bruckt doch dies Johr en gestriefte Hos!»
Wenn der Bäcker backt Brötches, deck on schneewies,
on mer kann se beleje met Schweizerkies.
Wenn de Hüser on Jiebel widder wähde jestriche,
on et deht dann no echte Leinöl rüche!
Wenn opm Schreibtisch widder en Kist met Zijarre steht,
on de Konjak em Fläschke nit mieh opjeht!
Wenn et Dienstags de Schössers Saal es voll Mann an Mann,
on mer koom op sinne Platz komme kann.
Mer kann widder e Häppke esse on wat mer well drenke,
de Baas röpt Ruhe, on det de Schell schwenke,
on wenn de Jonges jonnt, wann se wolle no Huus,
dann – jo, dann es der Kreg endlich uus!

Hugo B. **Berlin**

7.00 mit Lydia zum Bahnhof Centnerbrunn. Herrlicher Sonnenaufgang. Vormittags schönes Wetter. War mit Schwiegervater zum Steinbruch, wo ich drei Aufnahmen machte. Einige gefangene Engländer,

welche dort arbeiten, wünschten ebenfalls aufgenommen zu werden. Mit Rücksicht auf eventuelle Komplikationen habe ich es höflich(?) abgelehnt, indem ich Ihnen mit meinen wenigen Brocken Englisch erklärte, daß ich keine Zeit für sie hätte. Sie waren darob sehr wütend. Später habe ich einem Kenner der englischen Sprache erklärt mit welchen Worten ich ihr Ersuchen abgelehnt habe (I have no times for you). Nun wurde mir klar gemacht, daß ich sehr grob gewesen wäre. Pardon – denn ich kann nichts dafür. Hätte auch etwas anderes sagen können, doch fiel mir damals nichts anderes ein. Auf jeden Fall lag mir eine gewollte Beleidigung fern. Ein ander mal besser!

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Mariä Lichtmeß. In der Nacht hatte ich schöne Träume, ich zeigte Wolf reiche, wohlgestaltete Landschaften in Frankreich, Städte, Dörfer, Wälder, Weinberge. Dann bekam ich viel gute Post im Traum, von Anton aus dem Feld und von meinen Geschwistern in Amerika.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, wenig Wind, ca. + 1°
An der Krüseliner Hecke Holz hauen
1 Fuhre Holz v. Kratochwil

Halbe, Max 1865–1944 **München**

Ich muß heute nach Dresden zur Neueinstudierung «Strom» [«Der Strom», Drama] ins Staatstheater fahren, muß Luise unter Obhut von Anneliese und Berta zurücklassen. Arme Frau! Solch ein Unfall in ihren Jahren! Aber hätte es nicht noch schlimmer kommen können?

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Vorfrühling. Vorm. liest G. 3. Akt «I[phigenie] i[n] A[ulis]» Müthel vor. Dann gemeins[amer] Gang Elbufer u[nd] Lunch (unten). Nachm: liest G. Müthel die beiden letzten Akte «I[phigenie] i[n] A[ulis]» vor. Abendessen auf 210 m[it] Müthel. Verabredung: Uraufführung «I[phigenie] i[n] A[ulis]» 15. XI. an der Burg.

Green, Julien *1900 **New York**

Als ich eine Photographie von Gattamelatas Gesicht betrachtete, fragte ich mich, wie ein blickloses Gesicht von einem derart starken Charakter künden kann, aber so verhält es sich mit fast allen Porträts Donatellos.

Aber welchen Ausdruck kann ein Gesicht ohne Augen haben? Die Wahrheit ist, daß in einem Gesicht für gewöhnlich die Augen lügen: Sie versuchen, den Betrachter über den Sinn der langen und unerfreulichen Geschichte hinwegzutäuschen, die die Lippen, die Nase, die Konturen der Wange, die Falten und Runzeln erzählen – kurz, die ganze Miene, die schreit: «Ich bin das Gesicht eines Geizigen, eines Heuchlers, eines Feiglings, eines Hallodris!»
– Dieser Tage die mehrsprachige Bibel von Vigouroux gekauft. Folgenden Satz, der mich in eine endlose Träumerei versetzte, las ich gestern im Vorwort zum Prediger Salomo: «Die vier Handschriften, die uns diese Fragmente nach und nach geliefert haben (es handelt sich um den hebräischen Text des fraglichen Buchs), scheinen alle aus der *guenizzah* oder Abstellkammer der Moses-Synagoge im alten Kairo zu stammen.» O Macht der einfachsten Worte! Dieser Satz versetzte mich in eine unbekannte Welt, wo mir indessen alles vertraut schien. An den Ausdruck *Consul romanus* gedacht, der Thomas de Quinceys Einbildungskraft so stark beflügelte.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Beim Zahnarzt. Eine unendliche Geschichte, aber in einer vorzüglichen Hand; das macht die Sache nicht nur erträglich, sondern beinahe auch angenehm.
Die Geigerin Bustabo: Hans Albrecht versichert, sie sei etwa zwanzig Jahre alt. Meine Augen tragen nicht mehr über zehn Meter hinweg, jedenfalls nicht mit Sicherheit. Früher hatte ich Augen wie ein Vogel. Übrigens hält Hans Albrecht die Geigerin für eine Italienerin mit slawischem Einschlag. [...]
Widerwärtige Fahrt in die Stadt und zurück. Es gibt einen Typus Bayern, für den alles, was nicht geradehin gerülpst ist, als «kompliziert» gilt. Dieser Typ scheint mir momentan hervorzutreten.

Grimm, Hans 1875–1959 **Lippoldsberg**

Lieber Herr Braf!
Ich möchte noch einmal anfragen wegen der Schafe. Ich möchte sehr gern, wenn sie irgendwie zu bekommen sind, 2 Milchschafe nehmen, die vor dem Lammen stehen.
Ich hoffe, Sie und die Ihrigen sind wohl. Ich bin meine lange Arbeit sehr müde, aber das hilft nun nichts. Ich hoffe, daß meine Tochter in etwa 10 Tagen ganz fertig ist und daß wir sie dann also 8 Wochen hier haben.
Sehr viel Freundliches Ihr Grimm

Braf, H. **Leer/Ostfriesland**

Lieber Herr Dr. Grimm,
ich will Ihnen endlich eine Nachricht über den Stand der Beschaffung von Milchschafen zukommen lassen: der Händler, der in meinem Auftrage wiederholt Schafe für auswärtige Geschäftsfreunde besorgte, konnte bisher keine geeigneten Tiere für Sie auftreiben, weil überall das Bestreben be steht, die Tiere nach Möglichkeit zu behalten. Das Rennen soll aber noch nicht aufgegeben werden. Ich werde mich nun noch mit einem zweiten Händler in Verbindung setzen, um das erstrebte Ziel zu erreichen. – Sie hören bald wieder von mir. Bitte haben Sie noch etwas Geduld.
Recht herzliche Grüße für Sie und Ihre Familie
von Ihrem H. Braf

Böll, Heinrich 1917–1985 **Paris**

Gleich nach der Ankunft sind wir untergetaucht in den Tunnel der U-Bahn; also ich sage «wir», und dazu muß ich etwas sagen: «Wir» sind zu drei Mann – der Führer ist ein Uffz. der Flak – Zivilberuf: Student der Mathematik – starke Ähnlichkeit mit Fips, ganz toll – ein netter, naiver Bursche, der zweite ist ein schwarzer Panzermann, ein unheimlich naiver, etwas unangenehmer Sachse, und der Dritte bin ich – mich kennst Du ja ...
Also, wir sind untergetaucht in der U-Bahn und kaum aus ihren Schlünden emporgetaucht, außer um eben schnell die Besorgungen zu erledigen, deretwegen wir ja eigentlich hier sind; ich selbst hatte ja nur den Auftrag, in einem wunderbaren Antiquariat gegenüber der prachtvollen Madeleine Noten zu kaufen, und diesen gar nicht unangenehmen Auftrag hatte ich schon eine halbe Stunde nach unserer Ankunft erledigt; doch – da ist des Pudels Kern – laut Marschbefehl durften wir uns nicht außerhalb Sichtweite voneinander entfernen, und mein braver Unteroffizier nahm das wörtlich und ließ mich nicht los. So pilgerten wir zunächst in eine Vorstadt, standen stundenlang in einer großen, öden Halle und warteten, warteten – ach, es wurde dunkel dabei, und als wir endlich in dieser öden Halle von einem bayerischen Uffz. abgefertigt wurden – es handelte sich um Verbandsmittel für das Lazarett – und dann wieder untergetaucht sind in die Schluchten der U-Bahn, ist es schon finster; ich schlug einen Studienbummel vor, wurde aber überstimmt und mußte ins «Soldatenheim» – dort zwischen unangenehmen Blitzmädels und Feldwebeln der Luftwaffe zu Abend gegessen ... Dann ins deutsche Soldatenkino!!

Übrigens ein ganz phantastisch guter Film, der mich sicher schon mit vielem ausgesöhnt hätte, bevor ich dann doch noch Paris sah!
«Dr. Crippen an Bord» hieß der Film, der mir ausgezeichnet gefiel; wirklich voll Leidenschaft und Dämonie, irgendwie gewinnend (Du mußt ihn Dir ansehen, wenn Du kannst…). Dann wieder runter in die Metro, und da geschah das Wunder! Denk Dir diesen Untergrund-Bahntunnel, etwa um halb elf, vollgestopft mit Landsern, Blitzmädels und Feldwebeln der Luftwaffe – kein Zivilist –, und dazwischen taucht dann ein Bettler auf, ein Bettler – ein königlicher Bettler! Groß, schlank, ein hageres, ernstes Gesicht, langer weißer Bart und langes weißes Haupthaar und eine unbeschreibliche Eleganz in den Bewegungen – abgetretene Schuhe, keine Strümpfe, eine völlig zerrissene Hose, ein König, wirklich ein König! Die Menge teilt sich vor ihm, und er – er sucht auf dem Boden nach Zigarettenstummeln! Und manchmal bückt er sich mit einer Miene, als habe er ein Todesurteil zu unterschreiben! Ein König, ein König, ein Bettler.
Und die Landser und die Blitzmädels lachen, lachen laut! Denk Dir nur, sie lachen laut… Und er sitzt mitten dazwischen auf einer Bank und sortiert seine Beute! Ruhig, gelassen, voll einer Würde, wie sie diese Welt nicht kennt.
Nichts habe ich von Paris gesehen, gar nichts, und doch habe ich Paris genossen wie einen Schluck Wein.
Nun sitze ich auf einem netten kleinen Zimmer ganz allein – endlich – und freue mich auf morgen. Morgen sind wir noch bis fünf Uhr hier, und wenn wir auch noch manches offiziell zu erledigen haben, es wird doch noch Zeit sein, manches zu sehen. Aber ich habe ja Paris gesehen, und ich will nicht unverschämt sein.

Valéry, Paul 1871–1945
GP (Fiducia) **(Paris)**
Ein Mann an meinem Schreibtisch, mit Telephon und Akten. Er unterschreibt etwas.
Dieser Akt ist immer gleichermaßen leicht, ob die Unterschrift nun einem Gemeinderatsbeschluß von Garganville gilt oder einem Ukas zur Mobilisierung von 180 Millionen Mann, der die ganze Welt erschüttert. Der lange Hebelarm. [Relais. Nationen. Vorteile und Gefahren der «Nationen». *Dimensionen*]
Dies beleuchtet die Gefahr der großen Reiche. Bei gleichem auslösenden Akt – riesige Unterschiede in den Auswirkungen. Also Aufhebung der «Souveränitäten». Durch sie waren Schäden begrenzt.

Festzuhalten ist auch, daß die Rückkehr zum Ausgangspunkt unendlich viel rascher, klarer und wirksamer stattfinden kann, solange der Radius klein ist.

Léautaud, Paul 1872–1956
Paris
Heute morgen 4 Karten von Rouveyre, Antwort auf das, was ich ihm bezüglich meiner Sorgen um meine Tiere und mein Tagebuch, im Falle meines Hinscheidens, geschrieben habe. Er erinnert mich, erstere betreffend, an jemanden, an den ich nicht gedacht hatte: Madame Marc Logé in Barbizon, wie ich eine große Tierfreundin. Ich hatte bezüglich der Meerkatze an Galtier-Boissire gedacht. Ich werde ihn darauf ansprechen, wenn ich ihn sehe.
Der «Quai». Ich hatte sie bisher aufgrund der Kälte nur mit einem, den Kopf ganz umhüllenden, in die Stirn gebundenen Kopftuch gesehen, das überdies bei den Frauen ein bißchen in Mode gekommen ist. Ich habe sie heute, da das Wetter etwas milder geworden ist, mit ganz freiem Kopf gesehen. Sie hat ihre Haare behalten und noch dazu die gewöhnliche weibliche Frisur, die Haare hinten zum Knoten aufgesteckt, den Nacken freilassend. Ich habe vergessen, ihr ein Kompliment zu machen über diesen Mangel an Unterwerfung unter die scheußliche aktuelle Mode. Ich werde es ihr beim nächsten Mal machen. Sie sagte mir lachend: «Sie sehen. Sie werden herausfinden, wie ich bin!» Ich habe sie schelmisch angesehen: «Das ist ein Anfang!» Was sie in schallendes Gelächter ausbrechen ließ. Sie ist brünett. Bin ich also zu den Brünetten zurückgekehrt. Wenn ich dahin zurückkehre. Denn meine Glut ist nicht mehr besonders groß. […] Sie wiederholte mir, daß sie mir während dieser 15 oder 20 Tage, in denen sie mich nicht gesehen hatte, schon schreiben wollte, hatte auch daran gedacht, nach Fontenay zu kommen, bei dem Gedanken, daß ich hätte krank sein können. «Und ich, wenn ich krank wäre, würden Sie nicht zu mir kommen?»
«Was würden Ihre Söhne sagen?»
«Sie würden sagen: dieser Herr ist sehr nett. Er besucht Mama, die krank ist.»
Sie teilt mir die Überlegung desjenigen ihrer Söhne mit, den ich zwei oder drei Mal hier mit ihr gesehen habe: Für einen Mann in meinem Alter sei ich extrem fröhlich und amüsant in meinen Äußerungen. […]
Sie lacht selbst über die witzige kleine Nase, die sie hat. Eine große Schlemmerin, liebt die gute Küche, macht sich gutes Essen. Wenn ich auf sie hören würde, würde sie mir einen Teil davon mitgeben. Trüffel, guten Wein: Burgunder. […]

Sie nahm ihre literarischen Komplimente wieder auf. Ich sagte ihr: «Nein. Nun ist Schluß. Sprechen wir nicht mehr darüber. Ich mag diese Art von Gesprächsthemen nicht. Ich finde Komplimente furchtbar. Ich wollte es Ihnen schon das letzte Mal sagen. Alles das ist nichts Außergewöhnliches.» Einige Worte über die Liebe, und in der Art und Weise, in der ich darüber spreche: die einzige Sache, die im Leben zählt.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Ich hatte Maurice Blanc gebeten, mir die Fahnenabzüge des Buches zu schicken, dessen vollständiger Text in seinem Besitz war und das ursprünglich in der Schweiz vier Wochen vor der französischen Ausgabe erscheinen sollte. Wird Blanc es gewagt haben, sich angesichts der Unterbrechung der Postverbindung darüber hinwegzusetzen? Ich hoffe es. Der ihm anvertraute Text enthält ein letztes «Interview imaginaire», das ich Gallimard nicht gegeben habe und das mir ganz besonders am Herzen liegt. Darin bringe ich meine Überlegungen endlich auf einen Nenner; darauf gründet sich meine Zuversicht. Sie hat nicht mehr gewankt, ist nicht mehr zurückgewichen seit dem Tag, an dem ich, um Klärung zu schaffen, versucht habe, meinen Glauben zu formulieren. Diese Art Glaubensbekenntnis habe ich sozusagen in dieser Ausgabe mit niedriger Auflage versteckt, wahrlich nicht, um es unter den Scheffel zu stellen; aber ich rechne damit, daß es, sofern es wert ist, beachtet zu werden, gewisse Geister dort aufspüren werden und, stolz auf ihre eigene Entdeckung, diesen Seiten vor der Öffentlichkeit einen viel höheren Wert beimessen werden, als ich es erreicht hätte, wenn ich sie offen ins Blickfeld gerückt hätte.* Im übrigen hielten mich noch andere Überlegungen davon ab, sie sofort in Frankreich erscheinen zu lassen, wo alles, was nicht konform und nicht öffentlich als nützlich anerkannt ist, verdächtig erscheint und wo es auf lange Zeit, glaube ich, nicht mehr erlaubt sein wird, frei zu denken oder zumindest seine Gedanken frei zu äußern.

* Ich kann nicht verstehen, welche Geistesverwirrung Blanc dazu bewogen hat, diese Seiten an den Anfang des Bandes zu stellen, da ich doch extra angegeben hatte, daß sie im Anhang, am Ende des Buches erscheinen sollten (und vielleicht in kleinerem Schriftgrad).

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

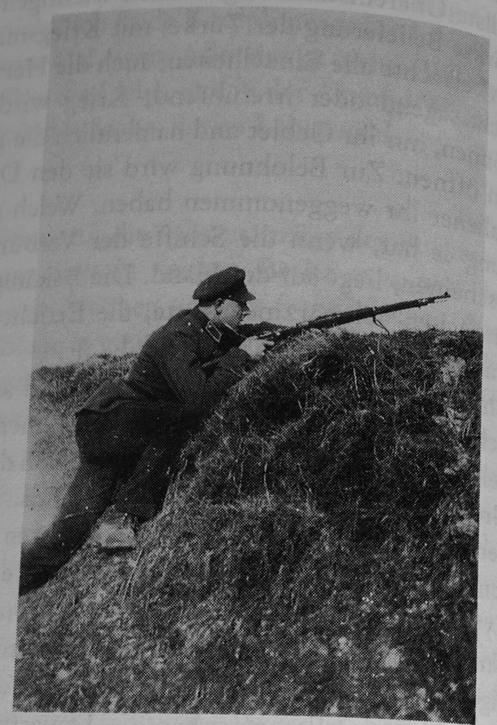
Die Sensation des heutigen Tages ist eine politische. Churchill war zwei Tage in Adana zu Besprechungen mit Inönü und dem Ministerpräsidenten. Er hatte einen großen militärischen Stab bei sich (Alexander,

Wilson etc.) und ist jetzt wieder in Kairo. Das Communiqué verkündet vollste Übereinstimmung in allen wichtigen Fragen, unter denen verstärkte Belieferung der Türkei mit Kriegsmaterial genannt wird. Aber ich betrachte alle Einzelheiten, auch die Hervorhebung des Militärs, als nichtssagend oder irreführend; Krieg wird die Türkei kaum führen können, nur ihr Gebiet und namentlich die Dardanellen den Verbündeten öffnen. Zur Belohnung wird sie den Dodekanes erhalten, den die Italiener ihr weggenommen haben. Welch große Bedeutung und Wirkung es hat, wenn die Schiffe der Verbündeten im Schwarzen Meer erscheinen, liegt auf der Hand. Die Bekämpfung der Deutschen an der russischen Schwarzmeerküste, die Errichtung einer Zweiten Front in Rumänien rücken ins Blickfeld. [...]
Churchill hat auch Zypern besucht und angeredet, bevor die Zuhörer sich fassen konnten. Er sprach von seinem freundschaftlichen Besuch bei dem türkischen Bundesgenossen, von den Leiden und dem in antiker Größe erneuerten Ruhm Griechenlands, von dem überragenden Feldherrn Stalin, dessen unvergängliche Taten die Gefahr auch vom Mittleren Osten abwendeten, von Roosevelt etc., aber er sprach nicht von Zypern, das die Engländer 1878 sich von den Türken geben ließen als Entgelt für diplomatische Hilfe gegen Rußland – er sprach nicht einmal eigentlich zu den Zyprioten, sondern zu der Welt und zu einem anderen Zweck. Er wollte offenbar die Erwartungen, die sein Communiqué hervorgerufen hatte, abschwächen, indem er bat, nicht mehr aus dem Communiqué herauszulesen, als was darin steht, also Bekräftigung der freundschaftlichen Übereinstimmung mit einem verbündeten Neutralen sowohl in den Maßnahmen zur Erhöhung seiner Sicherheit als auch in der künftigen Gestaltung seiner Umwelt.
Ich finde, Churchill hat sich nun genug in Szene gesetzt und könnte nach diesem letzten Theatercoup rasch und still nach Hause gehen, statt in Kairo und sonst am Mittelmeer länger herumzufuhrwerken. Ich bin sicher, daß sein Auftreten weder für England noch in England den besten Eindruck macht.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Bin mit Ike gestern zum Fliegerstützpunkt in Tulergma gefahren, wo wir eine Stehkonferenz um eine Motorhaube mit General Anderson und den unmittelbar Betroffenen abhielten.
Die Franzosen sind schon wieder in unserem Gebiet von den Deutschen getroffen worden. Die Franzosen haben in früheren Aktionen ungefähr 2500 Mann verloren, und seit die Deutschen mit ihren Angriffen begon-

Zeitsprung in das Jahr 1937



nen haben, sind ungefähr 18 Bataillone der Franzosen verlorengegangen. Zuerst war schlechte Ausrüstung das Problem, aber jetzt ist die Moral gesunken, und beides verursacht schwache Verteidigung. Die Franzosen haben es schwer, den Schlag zu vergessen, den sie von den Deutschen im Mai und Juni 1940 hinnehmen mußten. [...]
Wenn es Fredendall gelingt, Maknassy einzunehmen, wird er die Nachhut der Deutschen so bedrohen, daß sie vielleicht ihren Druck auf die Franzosen aufheben; diese wurden nur für einen Augenblick im Tal von Ousselat von Robinets Einheit gerettet. Wenn der Angriff fehlschlägt, wird Fredendall in seinen Unterschlupf zurückkehren müssen, um seine Stärke zu halten, da Ike darauf besteht, daß es eine große und schlagkräftige Reserve im Zentrum von Tunesien gibt, die mobil ist und schnell in jede Richtung schlagen kann.
Nach Ikes Ansicht brauchen wir eine einzige riesige Schlacht, um die Achsenmächte (Axis) endgültig aus Afrika zu vertreiben, und die benötigt enge und vertrauliche Koordination zwischen Anderson, Montgomery und Alexander. Die Achte Armee hat Rommel bis auf fünfzig Meilen westlich von Tripolis verfolgt, und die Verfolgung wird andauern, abhängig von der Befreiung des Hafens von Tripolis. (Eine Meldung von Alexander sagte heute, daß noch kein Schiff in den Hafen einlaufen könne.)

Churchill, Winston 1874–1965 **London**
Persönliche und streng geheime Botschaft an Josef Stalin
Man hat sich bei mir erkundigt, ob Sie von dem englisch-türkischen Treffen im voraus informiert waren.
Ich denke, es wäre gut, darauf zu antworten: «Jawohl, Premier Stalin ist laufend informiert worden.» Sie könnten statt dessen auch in Moskau irgendeine Erklärung abgeben. In diesem letzteren Falle brauchen Sie mich nicht zu konsultieren, da ich überzeugt bin, daß das, was Sie sagen, von Nutzen sein wird.

Papen, Franz von 1879–1969 **Ankara**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Citissime
Numan [Menemencioglu] empfing mich soeben, um mich über das Ergebnis der Konferenz zu unterrichten. Auf seinem Urlaub in Izmir habe er telegraphisch den Wunsch Churchills erfahren, sich mit den türkischen Staatsmännern zu treffen und, von Ismet [Inönü] um seine Meinung befragt, zugestimmt. Churchill habe die Bitte ausgesprochen,

sich selbst über die Bedürfnisse der Türkei, wie über die generelle Lage der defensiven türkischen Neutralität auszusprechen. Der Staatspräsident habe alsdann diesem Wunsch stattgegeben. Roosevelt habe seinerseits diese Aussprache befürwortet. Die militärische Begleitung Churchills sei auf ausdrücklichen Wunsch des Staatspräsidenten in Zivil erschienen. [...]
Kein Ansinnen irgendwelcher Art sei gestellt worden mit Bezug auf direkte oder indirekte Unterstützung der Russen. Von Transporten über die Türkei sei selbstverständlich überhaupt keine Rede gewesen. [...]
Über die Besprechung der türkischen Lage hinaus habe man selbstverständlich die gesamte Kriegslage besprochen. Ein weiterer Platz sei aber russischem Problem eingeräumt worden. Churchill sei davon überzeugt, daß Stalin keine Wünsche habe, die eine Gefährdung Europas bedeuten und daß die Befürchtungen der Türkei grundlos seien. [...]
Der Staatspräsident habe Veranlassung genommen, Churchill vor einer Überschätzung der russischen Winterkampagne zu warnen. Nach seiner Ansicht hätten die Deutschen zwar eine Schlacht verloren, aber keineswegs den Krieg. Man müsse erwarten, daß die immer noch starke Schlagkraft des deutschen Heeres im Frühjahr sich erneut fühlbar mache.
Churchill habe dies zugegeben, aber auf der anderen Seite betont, daß der Sieg der Alliierten, wenn nicht in diesem Jahre, dann in zwei, drei oder vier Jahren sicher sei. Deutschland müsse endgültig liquidiert werden. Italien bedenke er mit besonderem Haß und wünsche es zu vernichten. [...]
Meine Schlußfolgerung: Das Programm von Casablanca, die letzten Neutralen in den Krieg zu ziehen, ist gescheitert. Meine Auffassung, daß die Türkei durch nichts von ihrer strikten Neutralität, selbst im Falle einer Verschlechterung der Lage der Achse, abzubringen ist, bestätigt und erlaubt für unsere Kräftegruppierung wertvolle Rückfolgerungen. Papen

Graf, Willi 1918–1943 **München**

der morgen wiederum beginnend mit der aktion, die ohne erfolg bleibt. lesen und schreiben, auch am abend. ich muß doch wieder einen halt bekommen, kann nicht dauernd so herumfahren und betrieb machen. gewöhnlich wird es spät, weil man so zwanglos ins reden kommt. heute ist auch gerade noch unsere wirtin da, mit der wir sprechen.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

An Marita Herfeldt

Liebe Marita,
[...] Zur Zeit komme ich leider nicht viel zum Lesen, die Tage sind so kurz, und es gibt so viele Dinge zwischendurch zu tun. Regelmäßig beschließe ich den Tag mit der Stifter-Lektüre und komme so im Verlauf der Woche durch sein ganzes Werk.
Augenblicklich arbeite ich auch einige der Aufsätze Reinhold Schneiders aus «Macht und Gnade» durch, und diese Beschäftigung, man kann fast sagen, daß sie geschichtswissenschaftlich ist, gibt mir viele und zusammenhängende Anregungen. Aus Vergangenem entwickelt sich ein großartiges Bild auch der Gegenwart, und ich ahne manchmal Dinge, die verborgen waren. Es ist eigentümlich, welche überragende Bedeutung Schneider für uns gewonnen hat, er ist wohl einer der ganz wenigen Menschen, die uns Wesentliches zu sagen haben. Wenn Du gelegentlich wieder zu Lützeler kommst, versuche doch, das Gespräch auf Schneider zu bringen, ich weiß, daß die Beiden sich kennen und vermutlich auch schätzen. Es wäre mir interessant zu wissen, welche Bedeutung Lützeler ihm zumißt. [...]
– Die Konzerte hier in München sind auch jetzt noch wirklich großartig. Verhältnismäßig oft besuche ich, was mich besonders anspricht. Interessant war im letzten Symphoniekonzert die Aufführung des Werkes eines modernen Musikers, des Ungarn Béla Bartok mit seinem großen Orchesterwerk. Dies gab den Anlaß zu heftigen Diskussionen über moderne Musik. Ich kann nicht sagen, daß mir das Werk gefallen hat, es wäre nicht der Ausdruck dafür, aber es war doch ganz ehrlich und enthielt viel mehr als Auflösung aller klassischen Wertbegriffe, denn zugleich wurde ein Weg (als Möglichkeit) gezeigt. Manches sprach mich gewaltig an, besonders gerade das Rhythmische.
Für heute grüßt Dich recht herzlich nurmi

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

Gestern abend erzählte mir ein Kamerad ein Begebnis, das ich zuerst nicht glauben wollte und dann – mich sehr erschüttert hat. Bei einem Konzert im Leipziger Gewandhaus wurde Furtwängler – ausgepfiffen!!! Weil er die 3. Symphonie, die Eroika, ver-jazzt hat! Ist es möglich, daß man sich in einem Menschen so irren kann?
Welch Mut gehört dazu, diesen Menschen auszupfeifen, den ersten Pfiff anzusetzen!
Meine Gedanken sind jetzt öfter in Rußland. Ich stelle mir unsere Fahrt

vor, Überfälle von Partisanen, Tiefangriffe von Ratas [sowjetische Flugzeuge].
Ein Kamerad berichtete, daß Minenfelder durch Juden abgekämmt werden, indem sie sich die Hände reichen und in langen Linien darübergejagt werden. Alle zwei Minuten gehen dann so fünf, sechs Juden in die Luft. 2 Fliegen mit einer Klappe.

Scholl, Sophie 1921–1943 **München**

Liebe Lisa [Remppis]!
Draußen tropft's auf den Fenstersims, in der Wand tickt eine unsichtbare Uhr, eine Geisteruhr sozusagen. Denn sie läßt sich nur höchst selten vernehmen, meistens um Mitternacht, und dann läuft sie einmal langsam, dann wieder schneller und schneller, bald scheint es, sie wolle es aufgeben. Bald scheint es, als würden viele Uhren durcheinandertikken. Dann wieder geht es stundenlang schön gleichmäßig, wie sich's einer gut bürgerlichen Uhr geziemt. Ich vermute aber keine Uhr dahinter, so sehr man verführt ist, sondern die Dampfheizung. Die Stehlampe erhellt einen kleinen Kreis, der nicht einmal ganz diesen Bogen Papier einschließt. Dies wären so die richtigen Umstände zum Schreiben, aber eben bloß die äußeren.
Und mit den anderen steht es schlecht bei mir. Ich befinde mich in einem Zustand der Zerstreutheit, den ich selbst ganz schlecht an mir kenne (nur aus der Zeit, da ich einmal verliebt war. Doch das trifft für jetzt nicht zu), und bin oft geneigt, es auf Kopfschmerzen zu schieben, doch das ist natürlich niemals der Grund. Doch habe ich es gelernt, auch mit mir selbst Geduld zu haben.
Früher habe ich mir manchmal gewünscht, dies kommt mir, weil Du von den unschuldigen leidenden Bäumen sprichst, auch nur so ein Baum sein zu dürfen, oder noch besser bloß ein Stück Rinde von so einem Baum. Diese Wünsche hatte ich sehr früh, doch hüte ich mich, sie heute noch in mir aufsteigen zu lassen, diesem Gefühl der Müdigkeit, die im Nichtsein ihre Erfüllung sucht, nachzugeben. Nicht weil ich dieses Gefühl überwunden hätte, im Gegenteil, ich bin oft von einer Traurigkeit, beinahe dauernd, befallen, die mir fast schon lieb zu werden droht. Kennst Du das? Es ist ein gefährlicher Zustand, eine Sünde sogar, wenn man seinen eigenen Schmerz pflegt. Kennst Du das Wort einer Mystikerin, glaube ich: Wenn ich Gott preise, so empfinde ich nicht die geringste Freude. Ich preise ihn, weil ich ihn preisen *will*. Ich verstehe diesen Satz sehr gut.
Fast müßte ich mich schämen über diesen Brief, doch warum sollst Du

nicht wissen, wie es um mich steht, und über andre Dinge zu schreiben, bringe ich in meiner Zerstreutheit kaum fertig. Ich schreibe dies ja auch nur *Dir*, und am liebsten ist es mir, wenn Du den Brief nicht aufbewahrst.
Von Fritz [Hartnagel] habe ich Post vom 17. Januar, sein Bataillon ist auch aufgerieben, er erwartete nur noch Gefangenschaft oder Tod. Er hat sich beide Hände erfroren, weil sie wochenlang Tag und Nacht im Freien waren bei 30° Kälte. Vielleicht ist dies der letzte Brief (er glaubt so), den ich im Krieg von ihm erhalte, das Kriegsende rückt ja spürbar näher.
Sei mit Gust recht herzlich gegrüßt von Deiner Sophie.
Ich hatte den Brief schon im Umschlag, da kam ein Telefonanruf von daheim: Fritz ist in Stalino im Lazarett, zwar werden ihm einige Finger, die Fersen vielleicht auch, abgenommen werden, doch er ist gerettet. Gott sei Dank!

Hartnagel, Elisabeth *1920 **(München)**

Ich war ca. zehn Tage von Ende Januar bis zum 5. Februar 1943 in München bei Hans und Sophie [Scholl] in der Franz-Joseph-Straße 13 zu Gast. Während meines Aufenthaltes konnte ich keine Spur der Aktionen meiner Geschwister wahrnehmen. Ich erbot mich, die Wohnung der beiden einer gründlichen Frühjahrsreinigung und Räumaktion zu unterziehen, wozu wir uns zwei Tage Zeit nahmen. Auch dabei konnte ich keinerlei Gegenstände entdecken, die Verdacht erregt hätten. Unverständlich war mir Sophies Aufregung, als Alex einmal einen Militärfahrschein aus Saarbrücken hatte liegen lassen. Sie war aufgebracht über die «Unvorsichtigkeit».
Ein Russenkittel von Alex Schmorell hing in der Wohnung. Sophie sagte damals halb im Scherz: «Den zieht er an, wenn er ab und zu mit russischen Fremdarbeiterinnen und Fremdarbeitern in einen Kellerraum geht, um dort russische Tänze zu tanzen. Das gibt ihm das Gefühl, in Rußland zu sein.» Dieser Russenkittel war unter den Sachen, die uns nach dem Tode meiner Geschwister durch Traute Lafrenz nach Ulm gesandt wurden.
Einmal kam Christl Probst auf der Durchfahrt durch München zu einem kurzen Aufenthalt zu uns. Ich war beeindruckt, daß er trotz eines Aufenthaltes von nur eineinhalb Stunden die Uniform auszog und Zivilkleider anlegte. Er zog sich sofort mit Hans in dessen Zimmer zurück.

Aus einem Kinderaufsatz **Theresienstadt**

Dutzende Kinder sterben täglich an Typhus. Viele andere erkranken jeden Tag daran. Und trotzdem spazieren einige egoistische Individuen in aller Ruhe mit den Schuhen über die Tische, selbst wenn sie gerade vom Abort kommen. Dann legt jemand ein Stück Brot auf denselben Tisch, und das Unglück ist fertig. Diese sträfliche Nachlässigkeit kann zum Tod eines Freundes führen.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Mein Bruder Edgar ist groß. 186. Die Ärmel seiner Jacke sind zu kurz. Viel zu kurz. Er bittet um Umtausch. Bekommt einen Faustschlag ins Gesicht. Fällt auf den Betonboden. Ich helfe ihm auf die Beine. Die Jacke bleibt die gleiche. Das ist also der Arbeitseinsatz. Wie lange kann man das aushalten?

Wir treten draußen an. Warten eine halbe Stunde. Die Tür einer Desinfektionsanlage ist offen. Wir sehen zwei Häftlinge. Sie tasten die Kleidungsstücke nach eingenähtem Geld und nach Wertsachen ab. Das Geld werfen sie auf einen Haufen. Meistens Dollar-Noten. Scheint hier wertlos zu sein. Wir warten und frieren. Endlich geht es weiter. Wir marschieren. Kommen in einen Block. Dreistöckige Bettgestelle. Sechs Häftlinge eine Pritsche. Die Stubendienste brüllen: Marsch, marsch in die Betten, Schuhe unten stehen lassen. Wir klettern auf die Pritschen. Pritschen ohne Stroh und ohne Decken. Schlafen können wir nicht. Beten wir, schlägt jemand vor. Wir beten. Schema Israel ...

Aufstehen, Bewegung, brüllen die Stubendienste. Einige von uns suchen verzweifelt nach ihren Schuhen. Viele finden sie nicht. Alte Schuhe, die nicht passen, sind da. Sie fragen die Stubendienste. Faustschläge sind die Antwort.

Uns alle beschäftigt nur die Frage: Wo sind unsere Eltern, Frauen, Geschwister? Wo sind die Kinder? Wo sind sie?

Vor dem Block antreten. Wir frieren. Es ist noch dunkel. Der Boden ist schlammig. Links von uns ist der Stacheldraht. Elektrisch geladen. Totenkopf. Darunter: «Lebensgefahr». Ich bin verzweifelt. Schaufeln werden wir bekommen. Eigenes Grab schaufeln. Das sind meine Gedanken. Ich spreche sie aus. Mein kleiner Bruder tröstet mich. Ich sollte ihm Stütze sein. Elektrisch geladener Stacheldraht. Nur berühren – aus. Tut nicht weh. Mein kleiner Bruder fragt: Willst du mich allein lassen?

«Vordermann! Seitenrichtung! Sauhaufen!» Der Blockälteste schreit. Die Stubendienste schreien. Versuchen durch Stoßen die Reihen zurechtzurücken. Ein SS-Mann kommt. Der Blockälteste meldet die Zahl.

Wir werden gezählt. Bleiben noch eine halbe Stunde stehen. Abmarsch in eine andere Baracke. Wir treten ein. Die Baracke ist ganz leer. Stehen herum. Eine andere Gruppe kommt wenige Minuten nach uns. Juden aus Polen, aus Pruszana. Ein Tisch wird hereingebracht. Mehrere Häftlinge in gestreifter Kleidung kommen. Mit Karteikarten. Mit Tätowiernadeln. Namen werden aufgerufen, zum letzten Mal. Später werden nur noch die Nummern gelten. Der linke Unterarm ist das Namensschild. Edgar 99727, ich 99728, Ernst 99729. Unser Einbrennstempel, wie beim Vieh. Damit es nicht verloren geht. Die Häftlinge mit den Tätowiernadeln sind sehr gewandt, das macht die Erfahrung. [...]

Wir warten noch eine Stunde. Treten draußen an. Wir marschieren wieder. In ein neues Lager. Zwei unübersehbare Reihen Pferdeställe. Überall Schlamm, leicht gefroren. Das Lager ist menschenleer. Wir sind also die Pioniere. Das ganze Bild ist etwas gespenstisch. Zwei lange Reihen Baracken, Schlamm, Stacheldraht. Von weitem hört man das Geräusch von Dieselschleppern. Tuck, tuck, tuck, tuck... Die Betten kennen wir schon, dreistöckig, für sechs Personen, keine Decken, blankes Holz. Wir werden in die Betten befohlen. Hier befiehlt der Blockälteste, ein Reichsdeutscher mit grünem Winkel: ein Krimineller. Er spricht zu uns. Birkenau sei kein Sanatorium, Disziplin, Sauberkeit, Fleiß. Nur so könne man überleben.

Die Baracke hat an den Stirnseiten Tore. Auf einer Seite der Baracke ist der Schlafraum des Blockältesten. Hierher wird auch die Verpflegung gebracht: Brot, Margarine, Marmelade, Suppe, eine schwarze Brühe, die man Kaffee oder Tee nennt. Auf der anderen Stirnseite ist der Abort. Ein Häftling wird zum Scheißmeister bestimmt, er hat hier für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Seit gestern abend haben wir nichts zu essen bekommen. Inzwischen ist es Mittag. Seit zwei Stunden stehen wir zwischen zwei Blocks herum und tun gar nichts. Wir bewegen die Arme, hüpfen, nur um nicht zu frieren. [...]

Es kommt der Abendappell. Bereits eine Stunde vorher üben wir das Antreten. Stillgestanden! Rührt euch! Der Blockführer kommt, ein SS-Unteroffizier. Der Blockälteste meldet die Zahl, wir werden gezählt. Nach dem Appell gehen wir in den Block. Wir bekommen eine Ration Brot. Ein Sechstel eines Kommißbrotes. Wenn wir arbeiten, bekommen wir mehr, heißt es. Einen Eßlöffel Rübenmarmelade und schwarze Brühe. Die guten Tischsitten sind dahin. Nach 24 Stunden. Die meisten essen gierig, ich auch. Wir diskutieren, sprechen von Kameradschaft, Solidarität. Unsere Glaubensbrüder aus Pruszana halten zusammen. Wir auch. Ein Instinkt, herausgebildet in zwei Jahrtausenden, sich in

der Not zusammenzuschließen. Wir schließen uns zusammen, und doch sind wir zwei Gruppen, aus Ost und West. Unsere Akzente sind verschieden, vielleicht auch die Lebensgewohnheiten. [...]
Es ist schon sehr finster draußen. Eine Trillerpfeife durchbricht die Ruhe. Rufe dringen zu uns. Postenkette einziehen! Ab jetzt dürfen wir den Block nicht verlassen, es wird auf jeden scharf geschossen. Die erste Nacht im Quarantänelager ist angebrochen. Auf Befehl der Stubendienste steigen wir auf die Pritschen. Wir drängen uns zusammen, wegen der Wärme. Rechts von mir liegt Bobek Alt, links meine zwei Brüder. Ich weine und bete. Beides tue ich heimlich.

Sammern u. Frankenegg, Ferdinand von 1897–1944 **Warschau**

An Heinrich Himmler

Über die Verlagerung der Betriebe und Arbeiter aus dem Warschauer Ghetto in das Konzentrationslager im Distrikt Lublin.

Geheim

Die Vorbereitungen für die Verlagerung sämtlicher textilverarbeitender Betriebe, sowie sie Juden beschäftigen, sind in vollem Gange und ist der Mob-Plan mit den Betriebsführern fertiggestellt. Es werden nicht nur die Firmen Többens und Schultz & Co, sondern auch alle übrigen, es sind dies insgesamt 8 Betriebe mit etwa 20000 jüdischen Arbeitskräften, in das Konzentrationslager nach Lublin verbracht. Der Abtransport erfolgt abteilungsweise mit *3. d. M.* SS-Gruppenführer Globocnik hat sich wegen Übernahme dieser Betriebe bereits eingeschaltet.
Ich bitte Sie, Reichsführer, diesen Bericht zur Kenntnis zu nehmen.
v. Sammern, SS-Oberführer

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

10.30 aufgestanden
11–13 gearbeitet
13 SS GrF. v. Krüger
13.30 SS GrF. Steiner
14 Essen
15–17 SS GrF. Steiner
17.30 SS Obgf. v. Z.
19.30 Abendessen mit Lammers, Steiner, Korsemann
23 Vortrag Korsemann
24 Vortrag Wunnenberg[?], Suchanek

Telefongespräche

12.15 SS Stf. Baumert, Berlin – Luftmeldungen, Verteilung der Gänse
12.30 Erika Lorenz, Berlin – Geburtstag Gräfin Bernstorf, Verteilung Sachen aus Italien
18.20 SS GrF. Güttner, Berlin – Neuaufstellung der SS-Division. Lettische und litauische Division... Aufstellung SS Division «Karl der Große»
19.45 Gmund a.T. – Gudrun
SSGr.F. Schaub – Bericht über Türkei, türkischer Botschafter

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Um 4 Uhr meldet der Führer des Wachdienstes aus Birkenau an die Hauptwache, daß ein Häftling bei Wachturm Nr. 20 «auf der Flucht» erschossen worden sei und daß ein weiterer Häftling zwischen den Wachtürmen Nr. 17 und 18 geflohen sei.
Es stellt sich heraus, daß der polnische Häftling Stanislaw Janik (Nr. 91596) geflohen ist. Er wird auf der Flucht gefaßt und in den Bunker von Block 11 eingeliefert, wo er am folgenden Tag stirbt. [...]
Unter starker Bewachung wird die Gruppe der 20 jüdischen Häftlinge von dem Bunker 7 in Block 11 zum Krematorium I gebracht. Nach einer Ansprache des Kommandoführers werden die Häftlinge sogleich gezwungen, beim Verbrennen der vielen Leichen mitzuarbeiten; diese liegen in den Leichen- und Gaskammern, da diese zugleich auch als Erschießungsstätte dienen. Der Gruppe der ausgesuchten 20 jüdischen Häftlinge werden zwei tschechische jüdische Häftlinge, die von Beruf Zahnärzte sind, zugewiesen.
Im Unterschied zu dem bereits vorhandenen Arbeitskommando zur Bedienung des Krematoriums I, das Kommando Krematorium I genannt wird, erhält das neue Kommando die Bezeichnung Kommando Krematorium II. Solange das Kommando im Stammlager untergebracht ist, wird es von den übrigen Häftlingen isoliert und im Bunker 7 von Block 11 untergebracht.
Mit dem Sonderzug Pj 105, der Orańczyce am 1. Februar 1943 um 1.29 Uhr verlassen hat, sind 1265 polnische Juden aus dem Ghetto in Pruzany eingetroffen. In dem Transport befinden sich 35 Kinder im Alter bis zu vier Jahren und 60 Kinder im Alter von vier bis zehn Jahren. Nach der Selektion werden [...] 866 Menschen, unter ihnen 95 Kinder, in den Gaskammern getötet. [...]
Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto Theresienstadt sind

1001 jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 783 Deportierte in den Gaskammern getötet. [...] Der Kommandant des KL Auschwitz Höß erinnert die SS-Angehörigen an das Verbot, innerhalb des Lagergebiets zu fotografieren. [...] In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 43 Häftlingen eingeliefert.

Zwischentext zum 2. Februar 1943

HJ. im Dienst

Ausbildungsvorschrift
für die Ertüchtigung der deutschen Jugend

Der Gruß

Der Hitlerjunge grüßt den HJ.-Führer, der Führer wiederum den ranghöheren Führer mit dem vorschriftsmäßigen Gruß. Führer, die sich nicht in Uniform befinden, werden, sofern sie bekannt sind, ebenfalls gegrüßt. Alle HJ.-Angehörigen pflegen den Gruß untereinander.

Der Hitlerjunge grüßt durch Erheben des rechten Armes und Anlegen der linken Hand an den Oberschenkel sowie mit dem Ruf: «Heil Hitler!». Der rechte Arm wird gestreckt, schräg rechts aufwärts bis in Stirnhöhe geführt. Die rechte Hand wird gestreckt (das Handgelenk darf nicht abgebeugt werden), der Daumen liegt unter dem Zeigefinger. Der Gruß wird auch ohne Koppel und Mütze, in Zivil oder im Trainingsanzug usw. in derselben Weise ausgeführt. Begegnet ein Hitlerjunge einem Führer auf der Straße, im Gelände usw., so nimmt er drei Schritt vorher gerade Haltung an, d. h. er richtet den Oberkörper auf, wendet kurz Kopf und Augen dem Führer zu und grüßt wie oben beschrieben. Zwei Schritt nach dem Gegrüßten nimmt er den Kopf kurz geradeaus und den rechten Arm herunter.

Es ist selbstverständlich, daß der Gegrüßte den ihm entbotenen Gruß erwidert. Außer Kameraden und Führer grüßt der Hitlerjunge die Männer und Führer der nationalsozialistischen Bewegung (Politische Leiter, SA., SS.), des Reichsarbeitsdienstes, der Wehrmacht (Heer, Marine, Luftwaffe) und der Polizei. Ferner wird der Gruß den Fahnen und Feldzeichen sowie den Trauerparaden der genannten Formationen und beim Singen und Spielen des Horst-Wessel-Liedes, des Deutschland-Liedes und des Kehrreims des HJ.-Fahnenliedes erwiesen. Es gibt in der HJ. keinen Unterschied zwischen einem sogenannten militärischen und kameradschaftlichen Gruß. Der Gruß wird immer in tadelloser, straffer Haltung ausgeführt.

Besichtigung

Große Besichtigungsappelle sind in Zukunft nur noch in Ausnahmefällen anzusetzen. Nicht die Appelle, sondern die Ausbildung in Leibesübungen, Schießen und Geländesport usw. einschl. weltanschaulicher Schulung ist der normale Dienst der Hitler-Jugend. Richtige Führer

suchen ihre Kameraden bei ihrem Dienst auf und machen selbst mit, dann sind sie Vorbild, Führer und Kamerad zugleich. Ist aber mal eine Besichtigung oder ein Aufmarsch angesetzt und genehmigt, so muß jeder Hitlerjunge nur das eine Ziel kennen, daß seine Einheit den besten Eindruck macht.

Der älteste diensttuende Führer meldet wie vorher beschrieben dem die Besichtigung abnehmenden Führer: Dieser schreitet nach der Begrüßung die Front ab. Jeder Hitlerjunge sieht den die Besichtigung abnehmenden Führer frei und offen an, auf Fragen gibt er kurze und klare Antworten, er folgt dem Führer mit dem Kopf bis zum dritten Nebenmann und nimmt dann selbständig mit einem kurzen Ruck den Kopf wieder geradeaus. Er verbleibt im Stillstehen bis auf das Kommando: «Rührt Euch!», das der Führer der betr. Einheit (Gefolgschaft, Unterbann usw.) gibt, wenn der Besichtigende die Front abgeschritten hat und sich bereits bei der Nachbar-Einheit befindet. Der Führer der Einheit geht beim Abschreiten der Front etwa einen Schritt rechts bzw. links schräg hinter dem besichtigenden Führer, je nachdem ob der höhere Führer die Front vom rechten oder linken Flügel abschreitet.

Hissen und Einholen der Fahne auf Schulen und in Lagern

Das Hissen und Einholen der Fahnen in den HJ.-Lagern, auf den Schulen, in den Heimen, auf den Sportplätzen usw. ist immer mit einer feierlichen Handlung zu verbinden. In Lagern, auf Schulen usw. wird die Fahne jeden Morgen gehißt und jeden Abend vor Dunkelheit eingeholt. Hierzu tritt die Einheit, die Schule, das Lager usw. geschlossen in Linie zu 3 Gliedern, Front zur Fahne, an. Je nach der Größe des Lagers, der Schule usw. und des vorhandenen Platzes kann die Abteilung auch zu einem offenen oder geschlossenen Viereck einschwenken. Nach dem Antreten der HJ.-Einheit, Lagerbesatzung usw. zum Flaggenhissen meldet der diensttuende Führer die Angetretenen dem höheren Führer, auf Schulen, Lagern usw. der Führer vom Dienst dem Schul- oder Lagerleiter. Dieser begrüßt die Kameraden, die mit «Heil Hitler» antworten. Der Führer läßt nun die Augen geradeaus nehmen, die Abteilung verbleibt im Stillstehen. Währenddessen haben zwei Hitlerjungen die Fahne am Flaggenmast zum Hissen fertig gemacht. Das Kommando zum Flaggenhissen lautet: «Zum Flaggenhissen – Augen – rechts! bzw. die Augen – links!» Auf dieses Kommando wendet jeder Hitlerjunge blitzschnell seinen Kopf in die befohlene Richtung, d. h. zur Fahne, und hebt den rechten Arm zum Gruß. Der Führer kommandiert nun: »Heiß – Flagge!», worauf die Flagge am Mast

hochgezogen wird. Während des Hochziehens der Fahne spricht, wenn mit dem Hissen keine Morgenfeier verbunden ist, ein Hitlerjunge einen Fahnenspruch oder es singt die angetretene Abteilung die erste Strophe des HJ.-Fahnenliedes oder die eines anderen passenden HJ.-Liedes. Während des Singens bleibt die Abteilung im Stillstehen. Die linke Hand ist angelegt (wird nicht an das Koppel genommen). Nach dem Kommando: «Heiß – Flagge!» nimmt der Führer Front zur Fahne und hebt die rechte Hand zum Gruß. Ist die Fahne gehißt, so macht der Führer eine kurze Wendung zur angetretenen Abteilung – und kommandiert: «Augen gerade – aus!»«Weggetreten!» Auf das Kommando «Augen gerade – aus!» wird der Kopf kurz geradeaus und der rechte Arm herunter genommen. Das Einholen der Fahne am Abend erfolgt sinngemäß, doch wird hierbei in der Regel kein Fahnenspruch gesprochen oder ein Lied gesungen. Die Kommandos lauten: «Zum Flaggen einholen – Augen – rechts;» bzw. «Die Augen links!» «Hol nieder – Flagge!»

Einholen und Wegbringen der Fahne

Das Abholen und Wegbringen der Fahne erfolgt folgendermaßen:

a) Die HJ.-Einheit tritt vor dem Hause, in dem die Fahne untergebracht ist, mit der Front zur Eingangstür an. Der Führer kommandiert: «Fahnengruppe – im Gleichschritt – Marsch!» Die Fahnenträger und 2 Begleiter begeben sich hintereinander im Gleichschritt in das Haus und holen die Fahne. Die Einheit steht währenddessen in «Rührt-Euch»-Stellung. Erscheint die Fahne, so kommandiert der Führer: «Stillgestanden!» – Augen rechts (bzw. «Die Augen – links!»). Die Fahnengruppe marschiert im Gleichschritt hintereinander, die Fahne in der Mitte, an dem rechten Flügel. Der Führer kommandiert: «Fahne – halt!» (Steht die Fahnengruppe jetzt nicht in Front, so kommandiert der Führer: «Fahnengruppe – kehrt!» bzw. rechts oder links – um!) Dann kommandiert der Führer: «Augen – gerade – aus – – rührt Euch». Hierauf marschiert die H.J.-Einheit ab.

b) Kann die Einheit aus besonderen Gründen nicht am Unterbringungsort der Fahne antreten, so ist eine Kameradschaft mit der Fahnengruppe zum Abholen der Fahne abzukommandieren. Das Abholen der Fahne erfolgt genau so, als wenn die Gefolgschaft angetreten wäre. Die Kameradschaft marschiert mit entrollter Fahne zum Sammelort der Einheit; diese muß bereits in drei Gliedern angetreten sein. Erscheint die Fahne, so kommandiert der Führer: «Stillgestanden – Augen – rechts» (bzw. «Die Augen links!») Die Kameradschaft marschiert an der Front

der Einheit in Marschordnung mit der Fahne vorbei bis zur Spitze. Der Führer kommandiert: «Fahne – halt – Fahnen-Kameradschaft – links (bzw. rechts) – um!», so daß die Fahnen-Kameradschaft in Front steht. Hierauf marschiert die H.J.-Einheit ab.

c) Das Wegbringen der Fahne erfolgt in gleicher Weise. Der Führer läßt die vor dem Hause mit Front zur Eingangstür angetretene Einheit stillstehen und Augen rechts bzw. die Augen links nehmen, kommandiert dann: «Fahnengruppe – im Gleichschritt – marsch!» Die Fahnengruppe marschiert hintereinander, die Fahne in der Mitte, ins Haus. Der Führer läßt die Augen gerade – aus nehmen und rühren, wenn die Fahne im Haus verschwunden ist. Die Fahnengruppe tritt nach Abbringen der Fahne ohne Befehl ins Glied, worauf die Einheit abmarschiert.

d) Kann die Einheit aus besonderen Gründen nicht zum Aufbewahrungsort der Fahne marschieren, so wird diese am Auflösungsplatz der Einheit durch eine Kameradschaft und die Fahnengruppe weggebracht. Der Führer läßt die Einheit stillstehen, Augen rechts bzw. die Augen links nehmen, kommandiert dann: «Fahnen-Kameradschaft – im Gleichschritt – marsch!» Ist die Fahne an der Front der Einheit vorbeigetragen, läßt der Führer Augen gerade – aus nehmen und rühren. Die Fahnen-Kameradschaft marschiert mit entrollter Fahne bis zum Aufbewahrungsort und bringt diese, wie unter Ziffer c angeordnet, weg.

Mittwoch, 3. Februar 1943

Der Kerkermeister freute sich mit seinem ganzen Hause, daß er an Gott gläubig geworden war.
HERRNHUT APOSTELGESCH. 16,34

Sozialismus und Bürokratie sind Freunde.
TAGEBUCH QUAATZ

Mit Bajonett und letzter Patrone gegen die zehnfache Übermacht
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragungen.

Oberkommando der Wehrmacht **Führerhauptquartier**
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Der Kampf um Stalingrad ist zuende. Ihrem Fahneneid bis zum letzten Atemzug getreu ist die 6. Armee unter der vorbildlichen Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen. Ihr Schicksal wird von einer Flakdivision der deutschen Luftwaffe, zwei rumänischen Divisionen und einem kroatischen Regiment geteilt, die in treuer Waffenbrüderschaft mit den Kameraden des deutschen Heeres ihre Pflicht bis zum äußersten getan haben.
Noch ist es nicht an der Zeit, den Verlauf der Operationen zu schildern, die zu dieser Entwicklung geführt haben. Eines aber kann schon heute gesagt werden: Das Opfer der Armee war nicht umsonst. Als Bollwerk der historischen europäischen Mission hat sie viele Wochen hindurch den Ansturm von sechs sowjetischen Armeen gebrochen. Vom Feinde völlig eingeschlossen, hielt sie in weiteren Wochen schwersten Ringens und härtester Entbehrungen starke Kräfte des Gegners gebunden. Sie gab damit der deutschen Führung die Zeit und die Möglichkeit zu Gegenmaßnahmen, von deren Durchführung das Schicksal der gesamten Ostfront abhing.

Vor die Aufgabe gestellt, hat die 6. Armee schließlich auch durchgehalten, als mit der Dauer der Einschließung und dem Fortgang der Operationen die Luftwaffe, trotz äußerster Anstrengungen und schwerster Verluste, außerstande war, eine ausreichende Luftversorgung sicherzustellen und die Möglichkeit des Entsatzes mehr und mehr und schließlich ganz dahinschwand. Die zweimal vom Gegner verlangte Übergabe fand stolze Ablehnung. Unter der Hakenkreuzfahne, die auf der höchsten Ruine von Stalingrad weithin sichtbar gehißt wurde, vollzog sich der letzte Kampf. Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben, damit Deutschland lebe. Ihr Vorbild wird sich auswirken bis in die fernsten Zeiten, aller unwahren bolschewistischen Propaganda zum Trotz. Die Divisionen der 6. Armee aber sind bereits im neuen Entstehen begriffen.

Sowjetischer Heeresbericht **Moskau**

Moskau stand am Dienstagabend völlig unter dem Eindruck der Liquidierung der letzten Reste der deutschen 6. Armee und damit der siegreichen Beendigung der gewaltigen Schlacht um Stalingrad, die fünf Monate lang mit nur kurzen Unterbrechungen anhielt. Die Schlacht um Stalingrad, die jetzt mit dem Untergang einer 330000 Mann starken deutschen Armee zu Ende gegangen ist, darf zu den größten Schlachten der Weltgeschichte gezählt werden, sowohl was den Einsatz als auch was die Material- und Menschenverluste betrifft.

Die deutschen Verluste allein an Toten werden über 250000 Mann geschätzt. Die Operationen gingen mit dem Sturm auf den letzten deutschen Widerstandsherd im Norden der Stadt am Dienstag um vier Uhr nachmittags mit der Kapitulation der Deutschen zu Ende. Sieben weitere deutsche Generäle wurden gefangengenommen, womit bei Stalingrad insgesamt 24 deutsche und rumänische Generäle in Kriegsgefangenschaft gerieten. Die Beute läßt sich zur Stunde bei weitem noch nicht übersehen.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Der Heldenkampf in Stalingrad ist beendet, nun auch die Nordgruppe vom Feind überwältigt; 3tägige Veranstaltungsruhe in Deutschland; die Parole über Stalingrad: Sie sterben, damit wir leben; ihr Opfer fordert unsere Tat!

Marlies Jugendfreund auch in Stalingrad! Im Theater gab es Mozarts «Così fan tutte», sehr gut im Spiel, wohllautend im Gesang, schön die

Rezitation, sommerlich das Bühnenbild; ich habe Schleimbeutelentzündung am Fuß, soll mich einige Wochen hindurch möglichst schonen, das habe ich bisher nicht gewußt, ich dachte, nur dem Schmerz nicht nachgeben, natürlich kann ich ja die Arbeit auch nicht liegen lassen, seit September habe ich schon Not mit dem Fuß; am Vormittag war eine Hausfrauenschulung wegen der Ostarbeiterinnen.

Gorodjezkaja, K. Rote Armee **Stalingrad**

Heute bin ich fassungslos aufgewacht. Stille. Eine eigenartige, ungewöhnliche Stille. Die Stalingrader Front schweigt. Wir haben auf diesen Augenblick gewartet, und trotzdem kommt er unerwartet. Der Feind hat den Widerstand aufgegeben. An unseren Schützengräben vorbei führte man die sich ergebenden deutschen Generäle. Die Soldaten schauen sie finster an, pressen die Fäuste zusammen und können kaum an sich halten ...

Heinz W. **Rußland**

Der Marsch ging die ganze Nacht hindurch, bis wir am nächsten Morgen todmüde einen größeren Ort erreichten. Der Btl. Stab hatte sich bis hierhin immer zusammengehalten. In einem großen Saal fanden wir Quartier. Es ist nur sehr schrecklich, daß ich die Eltern nicht benachrichtigen kann. In diesem Saal lagen wir mit fast 400 Mann ohne Licht und Luft. Von den Läusen, die wir hier zu hunderten bekommen haben, werden wir bald aufgefressen. Unsere Verpflegung: 400 g Brot u. ½ l. Suppe täglich.

Milch, Erhard 1892–1972 **Führerhauptquartier**

1.) *Erdlage:* ---
2.) *Luftlage:* ---
3.) *Versorgungseinsatz:* Trotz der völlig unsicheren Erdlage wurden noch 27 He 111 eingesetzt, von denen 10 Flugzeuge noch Kampftätigkeit erkannten und 7 to Versorgungsgut abwarfen. Eine Abwurfstelle war nicht gekennzeichnet, Peiler und Funkfeuer wurden nicht gehört. Geringe Flak- und Scheinwerferabwehr. Kfz.-Verkehr und Leuchtsignale im gesamten Stadtgebiet beobachtet.
4.) *Wetterlage:* Wolkenlos, Sichtrückgang über Stalingrad durch starke Brände mit Rauchentwicklung.
5.) *Tagesverlauf:* 09.00 Start Gen.Feldmarschall Milch mit Oberst Polte, Oberstarzt Prof. Dr. Kalk und Oberstleutnant Petersen zum Führerhauptquartier

Nachmittags Rückmeldung Gen.Feldmarschall Milch beim Führer
24.00 Sonderstab Gen.Feldmarschall Milch aufgelöst
6.) *Befehle und Meldungen:* Aktenvermerk: Führerbefehl «Versorgung Stalingrad entfällt ab sofort»
Anerkennung Gen.Feldmarschall Milch für die Verbände des VIII. Fl.Korps
Versorgungsleistungsmeldung
32. Meldung Stalingrad an Führerhauptquartier
Übersicht über die Versorgungsverbände (Stand vom 16. 1.)
Übersicht über die Versorgungsverbände (Stand vom 3. 2.)

Herder, Charlotte 1872–1959 **Herdern, Freiburg**

Heute ist der offizielle Trauertag für Stalingrad. Kein Theater, kein Kino, keine sonstige Veranstaltung. Jubeltag ist es für unsere Feinde, denn es ist der Anfang vom Ende. Ein Volk, das sich so von Gott abkehrt, kann nur seinen Untergang erwarten. Und wir, die wir an Gottes Vorsehung glauben, müssen es als aus seiner Hand kommend annehmen. Die noch jung sind, werden in Jahr und Tag vielleicht noch einmal erleben, daß auch diese Zeit endgültig vorübergegangen ist und ein neuer Aufstieg vor ihnen liegt, aber wir Alten werden es nicht mehr erleben. Wir müssen zusehen, wie weiterhin ohne Gott und gegen Gott gekämpft wird, und sehenden Auges müssen wir in den Untergang hineingehen.
Stalingrad – nur dieses eine Wort ist zu sagen und dann zu schweigen und zu beten.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

ungeahnterweise ist der nachmittag frei, ich sitze auf der bude, drohe aber fast einzuschlafen. in deutschland wird bekannt, daß stalingrad von den russen genommen sei. eine nachricht von großer bedeutung. das empfinden wohl alle.
am abend besucht mich noch friedrich, mit dem ich die verhältnisse seiner einziehung, die für morgen bestimmt sein soll, bespreche. dann lese ich etwas.

Hotzel, Siegfried 1894–1992 **Tomaszow**

Gestern sind die letzten Reste der 6. Armee in Stalingrad vernichtet worden. Der Kampf ist aus. Zum Gedenken an diese großen Opfer ist von der Regierung eine dreitägige Nationaltrauer angesetzt worden.
Viele Fragen werden jetzt gestellt: Mußte es dahin kommen? Und wer

Berlin 1943

Die Reichskanzlei

hat es dahin kommen lassen? Hing es damit zusammen, daß so viele verdiente Heerführer in die Wüste geschickt wurden? Liegt es am Dilettantismus des einen verantwortlichen Mannes an der Spitze? Verfängliche Fragen!
Wohl im Zusammenhang mit den Rückschlägen an der Ostfront nehmen die Bandenkämpfe im Generalgouvernement bedrohlich zu. Wir hörten von heftigen Kämpfen im Distrikt Lublin. Außer der Polizei ist auch die Wehrmacht eingesetzt. Endlich! Die Polizei und SS wurden der Partisanengefahr schon längst nicht mehr Herr. Die Banden sind gut bewaffnet und gut geführt.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
1. Tagesparole: Der Heldenkampf um Stalingrad hat sein Ende gefunden. In mehrtägiger Trauer wird das deutsche Volk seiner tapferen Söhne gedenken, die bis zum letzten Atemzuge und bis zur letzten Patrone ihre Pflicht getan und damit die Hauptkraft des bolschewistischen Ansturms gegen die Ostfront gebrochen haben. Der Heldenkampf um Stalingrad wird nunmehr zum größten Heldenlied der deutschen Geschichte werden. Der deutschen Presse wird damit eine ihrer größten publizistischen Aufgaben gestellt. Anhand und im Sinne der für heute zu erwartenden Sondermeldung des okw muß die deutsche Presse das ergreifende Ereignis, das die größten heroischen Waffentaten der Weltgeschichte überstrahlt, würdigen und dieses erhabene Beispiel höchster heldischer Haltung und letzten Opferwillens für den Sieg dem deutschen Volke als ein heiliges Fanal vor Augen führen. Über den unsterblichen Heldenmut der Männer von Stalingrad werden sich in der deutschen Nation noch stärker als bisher der Geist und die Kräfte entfalten, die ihr den Sieg sichern, den zu erringen sie jetzt umso fanatischer entschlossen ist.
Dazu Fischer: Die Presse und das ganze deutsche Volk werden eine mehrtägige Trauer, drei Tage voraussichtlich, begehen. Alle Unterhaltungsstätten werden geschlossen. Die Presse sehe also ihre Aufgabe. Eine graphische Veränderung des Zeitungsbildes soll nicht stattfinden. Die Aufmachung freilich müsse so sein, daß der Inhalt dem, was folgt, entsprechend würdig herauskommt. Dabei möge für heute nicht die Sondermeldung, sondern der dazu zu schreibende Artikel den Kern der Aufmachung bilden. Der übrige Teil der Zeitung müsse vollkommen im Zeichen der ersten Seite stehen, das gelte besonders für den Unterhaltungsteil. Kunstbetrachtungen seien an diesen drei Tagen verboten, ebenso der Sportteil, ebenso Witze und humoristische Zeichnungen.

Die Artikel dürften nichts von Trauer und keine Sentimentalität enthalten. Phrasen seien ebenso zu verbannen wie naßforsche Formulierungen.
Dazu Major Balzer: Keine strategischen Erörterungen. Sich nicht durch die Sondermeldung zu Überlegungen strategischer Art verleiten lassen. Die Soldaten kämpften gegen eine Übermacht an Menschen und Material, gegen den Hunger und gegen die Elemente. Die ganze Welt werde den Atem anhalten. Das deutsche Volk sei ausersehen, die Front gegen den Bolschewismus zu bilden. Das zeige die Bedeutung dieses Kampfes für das zukünftige Europa. Es gebe keine erschütternderen Vorgänge in der Geschichte der Kriegsführung als diese Kämpfe um Stalingrad bis zur letzten Hausmauer. Wo das Größte erstrebt werde, müßte auch das Größte eingesetzt werden.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**
Der überlebende Rest der todgeweihten Stalingrad-Truppen hat kapituliert.
Ich habe in meiner ganzen bisherigen Berlinzeit nie eine ähnliche Depression wie in diesen Tagen erlebt.
Zusätzlich zur Kapitulation an der Wolga laufen die Angstparolen durch das Regierungsviertel: Finnland schließt um jeden Preis Frieden mit den Sowjets und geht danach gegen Deutschland. Schweden schließt sich an die Westmächte und geht aktiv in den Krieg – um in Finnland einzurükken und somit die russische Überschwemmung dieses Landes verhindern zu können. Italien fällt weg. Dodekanes und Kreta gehen sehr bald verloren. Die deutschen Großstädte sind den heftigen Flieger-Angriffen, die jetzt bevorstehen, hilflos ausgeliefert. Deutschland kann nicht annähernd genug Öl für U-Bootaktivitäten, für die Luftwaffe und für offensive Frühlingsaktionen an der Ostfront herbeischaffen. Das große Kaukasus-Heer kann nur gerettet werden, wenn Deutschland sich freien Durchgang vom Schwarzen Meer durch die Dardanellen sichern kann ...
Im Presseklub habe ich ein längeres Gespräch mit «Rufi» vom Außenminsterium. Das ist derjenige, der von einem inneren Drang beherrscht ist, sich auszusprechen ... Er ist dem Weinen nahe: «Mit einer anderen Politik Polen gegenüber als die, die wir von März bis August 1939 führten – und eine andere Politik wäre ja möglich gewesen –, könnte Deutschland heute, von einem Großteil Europas unterstützt, mit dem Sieg über den Bolschewismus stehen – jetzt dagegen haben wir uns die Niederlage geholt, und es ist der Bolschewismus, der uns besiegt hat.»

«Rufi» sagt vom russisch-finnischen Winterkrieg: «In Finnland hat Stalin uns Deutsche betrogen; hätten wir damals (1939/40) die wirklichen Streitkräfte der Sowjets zu sehen bekommen, dann hätten wir uns 1941 nicht in den Ostkrieg gewagt . . .»
«Rufi» meint – es sind in der Stalingrad-Depression offenbar gar keine Grenzen für seine politischen Schock-Phantasien –, daß der alte von Neurath (der kürzlich 70 Jahre alt geworden ist und dem von der Presse auf eine eher verblüffende Weise gehuldigt wurde) jetzt die politische Leitung in Deutschland übernehmen und Friedensverhandlungen mit den Westmächten führen muß . . . Er hat von v. Ribbentrop gehört, daß Churchill in die Sowjetunion reisen und sich mit dem triumphierenden Stalin in den Ruinen Stalingrads treffen will . . .

Paust, Otto

Stalingrad

Das Schweigen schwelt in schweren Schwadenfahnen.
Der Donnerschlag der Hölle ist verstummt.
Das Angesicht des Grauens bleibt vermummt,
Wo Heldentum und Kühnheit ewig mahnen.

Aus Trümmern aber bricht der Glanz der Waffen
Und kündet groß der Toten Tatenruhm.
Dem Vaterland erstand ein Heiligtum,
Von General und Grenadier erschaffen.

Gigantisch flammt des Opfergangs Fanal,
Dem Volke Vorbild und Gesetz zu künden.
Es brennt ein heilig Feuer fern im Gral,

In letzter Läuterung uns zu entzünden,
Titanisch uns im Willen zu erheben:
Für Deutschland Alles und sein künftig Leben!

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Früh auf, Kaffee und Ei gefrühstückt und bis Mittag am Moses gearbeitet. Gegangen und heimgefahren. Seewind u. heiteres Wetter. [. . .] Mißliche Vorgänge, mit amerikanischen Verlusten bei den Solomons. Der russische Siegeslauf scheinbar unaufhaltsam. Es sieht nach dem Falle Rostows aus. Die Möglichkeit einer deutschen General-Katastrophe dort nicht abzuweisen. In Deutschland 4tägige «Trauer» um die Helden

von Stalingrad. Aus deutschen Niederlagen etwas Tragisch-Sympathisches machen zu wollen, dazu gehört die unnatürliche Frechheit der Nazis.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Heiter bis leicht bedeckt. Mild. Vorm. G. auf der Intendantur. Dann kurz Spaziergang m[it] Müthel u[nd] Charl. T., auch gemeins[ames] Lunch. Radio Sondermeldung: Stalingrad gefallen. Theater, Kinos, Konzerte etc. werden drei Tage geschlossen. Abendessen unten mit Müthel. 10 Uhr zu Bett.

Halbe, Max 1865–1944 **Dresden**
Heute früh in Dresden eingetroffen. Wohne Europahof. Sah vormittags III. Akt «Strom» auf der Generalprobe. Trotz unangebrachter Striche guter Eindruck! – Abends gibt Generalintendant G. mir zu Ehren ein Essen im Edenhotel. Nachricht, daß Stalingrad gefallen.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**
Ungefähr 12 Stunden geschlafen. Von Alma mit der Nachricht geweckt, daß Stalingrad gefallen ist. Ein Major Mattes ist hier gewesen. Er war Vikar bei Sterzel in Stockholm und ist jetzt Pfarrer in Erfurt. Kam um 3 Uhr wieder und blieb eine Weile. Ist gerade aus der Gegend von Stalingrad zurückgekehrt. Hatte bei Woronesch gekämpft, das in russischer Hand ist. Noworossisk wird von den Deutschen energisch verteidigt. An anderen Teilen der Front sind die dt. Positionen unangefochten. Mattes war gelassen und voller Zuversicht, sagte, das russische Material werde immer schlechter. Sie ergeben sich schneller und kämpfen nicht mehr so stark wie früher. Ann-Marie fuhr um 4 Uhr in ein Kino, obwohl sie auf 4 Uhr Thomas Harlan zu uns bestellt hatte.
Alma las aus den heutigen Abendzeitungen über die heldenhafte Verteidigung von Stalingrad vor, die verglichen wird mit Leonidas und seinen 300 Mann an den Termopylen, eine Heldentat großen Stils, eine Tat, die Jahrhunderte fortleben wird.
Dann kamen die Gäste: Ziegler mit Frau und Tochter, Frau Matthias, Fräulein Gärtner und Gesandtschaftsrat Bassler, jetzt unser Reisemarschall. Ann-Marie war nicht da. Sie kam während des Essens leise nach Hause und ging sofort zu Bett, ohne die Gäste zu stören. Z. still und reserviert, Bassler gesprächig und interessant. Das Essen keineswegs schlecht: Gänseleber, Bouillon, Seezunge mit Kartoffeln und Salat und schwedische Bratäpfel. Rheinwein. Gärtner erzählte, Senator Nye habe

öffentlich alles zurückgenommen, was er früher gesagt hatte, und Wheeler bleibt ebenso stumm wie Lindbergh. Wer gegen den Krieg und die Kriegsführung etwas sagt, gilt als Verräter.
Bassler ist auf der Heimreise aus dem Osten in Moskau gewesen, als gerade der finnische Winterfrieden geschlossen wurde. Die Bevölkerung völlig gleichgültig. Er glaubt, der Frieden sei weniger auf Grund deutschen Drucks geschlossen worden, als wegen der Befürchtungen Stalins, seine gerade begonnene Aufrüstung werde für einen längeren Krieg nicht ausreichen. [...]
Er sagte, das Schicksal Stalingrads habe eine ungeheure moralische Bedeutung nicht nur für das deutsche Volk. Nun sehe und lerne man etwas handgreiflicher als früher, daß der Bolschewismus eine ungeheure Gefahr ist. Dies stimmt überein mit den Informationen über den Ernst und den Stimmungswandel in Schweden, die mir von Otter gegeben hat. Es ist von psychologischem Wert, daß ich gerade jetzt in Deutschland bin.
Baronin P., die ich bei Arvid sah, und deren Mutter, die Botschafterwitwe D., sind mit Hitler befreundet und berichteten, daß dieser ihnen erzählt hat, wie ich ihn im finnischen Krieg besucht hatte und daß ihm, Hitler, meine «Ritterlichkeit» imponiert habe, auf diese Weise für ein kleines Volk zu fechten, das um sein Leben kämpft.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Lemberg**
Im Dunkel mußten wir mitternachts unseren Weg durch eine fremde, unbeleuchtete Stadt suchen. Niemand war am Bahnhof, obwohl der Zug kaum Verspätung hatte. Mit allem Gepäck. Am Morgen in schweren Sorgen um die Ostfront erwacht. Man fühlt sich um so mehr mitverantwortlich, als man selbst nicht draußen steht. Dazu das Leid um die Kämpfer von Stalingrad.
Nach einstündigem Versuch meldete sich ein Herr Alt am Fernsprecher, offenbar ein Unterbeamter, der hier Kultur pflegt. Er teilte mir mit, daß mit Rücksicht auf den Fall von Stalingrad alle Vorträge, Theaterveranstaltungen auf drei Tage verboten seien, und kam in das Hotel George, um uns selbst Mitteilung zu machen. Wie schade, die Vorlesung sei so schön ausverkauft gewesen.
Er bot nicht an, uns die Stadt zu zeigen, er brachte uns keine Brotmarken, sondern empfahl uns, auf das Amt zu gehen und dort welche zu beantragen, er brachte uns keinen Gruß des Gouvernörs oder auch nur des Leiters der Propaganda-Abteilung, er empfahl uns, heute abends mit dem Zug heimzufahren – ohne anzubieten, uns Plätze zu belegen oder

auch irgendwie zu helfen oder zu raten. Niemals erinnere ich mich, mit so viel Unerfahrenheit empfangen worden zu sein.

Ein Sonderführer der Propaganda-Ersatz-Abteilung **Potsdam**
Den Kameraden von Stalingrad gewidmet

Entschlossenheit

Ich trag das Schwert, ich bin Soldat
und hab verlernt das Kosen.
Dem Osten sind wir junge Saat,
wo Schlachtgewitter tosen.

Wild braust um uns der kalte Tod.
Ihn wollen wir verzagen,
denn uns grüßt nur ein Morgenrot –
wenn unser Feind geschlagen.

Wir trotzten stolz der Qual, dem Leid,
die tief das Herz empfindet.
Wir wissen, daß nur harte Zeit
und Not die Seelen bindet.

Ja, harte Zeit ist unser Gast.
Sie packt uns fest die Seelen,
wenn uns am Blut und Winterglast
Tod oder Leben wählen.

Doch unsre Enkel werden einst
des Kampfes Krone tragen.
Ihr Leben, Lachen, ihre Kraft
sind Lohn für unser Wagen.

Nordmann, Wilfried *1909 **Graz**
Heute kam nun auch die Meldung vom endgültigen Fall Stalingrads. Trotz allen Propagandageschreis, das in geradezu peinlicher Weise damit veranstaltet wird, hat dies Ereignis zusammen mit dem immer noch anhaltenden Rückzug an der gesamten Ostfront im Volk zu einer tiefen Niedergeschlagenheit geführt, die wohl noch dadurch verstärkt wird, daß fast jede Familie einen Angehörigen an der Ostfront hat, über dessen Schicksal sie im Ungewissen ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Katastrophe von Stalingrad ausschließlich dem Führer zur Last zu legen ist, der ja im Vorjahr ausdrücklich die alleinige Verantwortung

für die Führung des Heeres auf sich genommen hatte und noch vor wenigen Monaten, als die Lage dort schon weitgehend Beunruhigung auslöste, pathetisch erklärte, er wolle dort kein zweites Verdun schaffen, «sondern es lieber mit kleinen Stoßtrupps machen».
Nun aber zeigt sich, daß eine ganze deutsche Armee und andere Truppen dort vernichtet worden sind, sodaß die Verluste kaum geringer sind als bei Verdun, das Ergebnis aber viel eindeutiger zu unseren Ungunsten. Es zeigt sich eben doch, daß die ganze strategische Planung des Feldzugs nach dem Erreichen des unteren Don falsch war: wir wollten alles erreichen und haben nun nichts, werden aber wahrscheinlich am Ende des Winters weiter zurückgeschlagen sein, als zu Beginn des Frühjahrs. Hinzu kommt der dauernde Rückzug in Afrika, die ständig verschärften Luftangriffe, so ergibt sich eine Lage, die zu dem bisher verbreiteten amtlichen Optimismus in schreiendem Gegensatz steht. Überhaupt hat unsere ganze Propaganda mal wieder jämmerlich versagt: was im vorigen Kriege zu wenig getan wurde, wurde in diesem Krieg zuviel bzw. falsch gemacht. Der Sieg wurde als feststehende Tatsache immer wieder bekräftigt und nun steht man da wie das Kind vor der zerschmissenen Vase und weiß nicht, wie man es den Leuten sagen soll.

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**
Um 17 Uhr kam die Nachricht, daß Stalingrad aufgegeben werden mußte. Mit sofortiger Wirkung wurden alle Theater, Filmspielhäuser, Varietés und sonstige Unterhaltungen geschlossen bis einschl. Sonnabend, den 6.2.
20.30 bis 22.15 Fliegeralarm. Großangriff. Der Himmel war über dem Hafen blutrot. R. ging nach der Entwarnung noch zum Hafen bis Kohlen-Heitmann. Es brannte beim St. Pauli-Fischmarkt u. im Freihafen. Es war eine ziemliche Kanonade. Es brannte der Silo der Langeschen Mühle, Kohlenlager Haniel in Finkenwerder, Stade, Harburg, Wilhelmshaven usw. heimgesucht. R. kam 23 ½ Uhr zurück. Es gab 19 Tote, 29 Vermißte, viele Schwer- und Leichtverletzte.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 19.27 bis 20.10 Uhr. Nur Alarm. Angriff auf Hamburg.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Deutschland im 15. Jahrhdt.

3. Kons. Dekl. geübt
4. Sibirien
5. Multipl. bezogener Zahlen

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
In der 5. Unterrichtsstunde Alarm, wir verbringen eine halbe Stunde im Keller. Die Post bringt Briefe voller Teilnahme. Nachmittags kommt endlich, endlich der Sonderbericht über das Ende des Kampfes in Stalingrad. Was sich in Wirklichkeit dort zugetragen hat, erfährt man aus ihr nicht. Ob man es je erfahren wird? Ob es möglich sein wird, das Inferno zu schildern? Wieviel sind in Gefangenschaft gekommen? Welches war Ennos Schicksal??? Agnes und ich halten ihn nicht für kräftig genug, daß er bis zuletzt hätte aushalten können. Wir haben beide das Gefühl, daß er in den ersten Tagen des grauenvollen Kampfes, der am 10. Januar begann, gefallen ist...
Goebbels verordnet drei Tage Landestrauer für das ganze Reich.
Der WB.: meldet wieder schwere Angriffe. Zwischen Kaukasus und Don und an anderen Stellen «planmäßige» Rückzüge.
Abends gelesen – ein Buch über Indien – so gut es ging. Von 20 bis 23 Uhr Alarm.

Iwanski, Adolf **Druzbice, Kreis Lask**

Stalingrad

In Stalingrad, in Stalingrad
Unsere Armee erwiesen hat
wie Deutsches Volk kämpft ohne Zwang
Für seinen Führer Volk und Vaterland

In solcher Lage stehn, o weh!
In Eis und Frost, in Sturm und Schnee
Von allen Seiten eingekreist
Der Tod aus ihren Reihen große Lücken reißt

Die Wolga war gefroren fest
Von Osten sie dem Feinde läßt
Herüber stürmen immer mehr
Millionenweise wächst das Feindliche Heer

Der Feind rief an wo denkt ihr hin
Für Euch hat schon der Kampf kein Sinn

Streckt Eure Waffen ergebet euch
Frei werdet ihr aus diesem Blutbad steich

Für seine Fahne der Deutsche hält
Bevor er zog zum Kampf ins Feld
Schwur er die Treue mit frohem muth
zu kämpfen bis zum letzten Tropfen Blut

Und dieses Eides eingedenk
Die Waffen er zum Feinde lenkt
Und kämpft solange er kämpfen kann
Der Tod allein vermag ihm hindern dran

Trotz feindlicher großer Übermacht
Haben wir unsere Pflicht vollbracht
Jetzt ist der Tod uns angenehm
Es lebe der Führer! und auf nimmersehn

Und dieser Helden Opfertod
Soll für uns bringen ein Morgenroth
In dem wir dann mit frischer Kraft
Siegreich durchfechten die letzte Schlacht

Eine Lagerführerin (RAD) **(Kreis Welum)**
Nach dem Fall von Stalingrad ging hier das Gerücht um, der Führer sei in den letzten Wochen noch einmal bei seinen Soldaten in Stalingrad gewesen.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses
Mutter: Reske, Frida, Ehefrau, geb. 13. 7. 1912 zu Mirow
Säugling: weiblich, Gew. 2470 gr, Entl.Gew. 2050 gr
Verlauf: 1. 2. 4.00 Wehenbeginn, Placenta marginalis, 3. 2. 0.10 Sprengung der Blase, schnelle Geburt, danach sehr starke Blutungen, die Aorta wird abgeklemmt, danach ganz feste Tamponade.
III. Partus. Normaler Verlauf, ging am 10. Tag nach Hause.

Mende, Erich *1916 **(Rshew)**
Wenige Tage später meldete der deutsche Wehrmachtsbericht, was in Stalingrad geschehen war. Der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht wurde mit dumpfen Trommelwirbeln eingeleitet und mit dem zweiten Satz aus Beethovens 5. Symphonie beendet.

Auf uns alle legte sich in diesen Tagen eine tiefe Niedergeschlagenheit, die natürlich von der sowjetischen Propaganda sehr geschickt ausgenutzt wurde. Über unseren Stellungen wurden Flugblätter abgeworfen, die sehr die Depression und Trauer der Soldaten ausnutzten und eine allgemeine Resignation und Kampfesunlust erzeugen sollten. Schon im Jahr vorher hatte die sowjetische Propaganda Flugblätter über Cholm, über Suchinischy, über Demjansk abgeworfen, auf denen zu sehen war, wie tote Deutsche im Schnee lagen und Hunderte von Raben sich auf ihnen niedergelassen hatten oder sie umkreisten. Ein schauriges Bild, unter dem dann von Erich Weinert, einem in Moskau lebenden deutschen Kommunisten, die Zeilen zu lesen waren:

O weh, o weh,
in Rußlands tiefem Schnee,
da fressen euch die Raben,
Ihr wolltet's ja so haben.

Ich erinnere mich, daß wir damals, als wir diese schrecklichen Fotos sahen, sehr betroffen waren. Wer ein solches Flugblatt weitergab oder es vorlas oder mit seinem Kameraden darüber sprach hätte mit dem Tode des Erschießens bestraft werden können.
Ähnlich war es auch jetzt! Wiederum von Erich Weinert wurde ein Gedicht abgeworfen mit dem Titel «Gegen den wahren Feind». Auf dem Hintergrund der Katastrophe von Stalingrad und der eigenen Unzulänglichkeit, die man mehr und mehr spürte, hatte natürlich dieses Flugblatt eine psychologische Wirkung auf die Soldaten.

Soldaten, es hat sich ausmarschiert,
die Herren haben zu früh triumphiert!
Nun müßt ihr rückwärts in Eis und Schnee,
denn jetzt marschiert die Rote Armee.
Vorwärts, da helfen Kanonen und Panzer nicht mehr,
aus klammen Händen fällt das Gewehr,
aus allen Dörfern, aus jedem Haus,
aus allen Löchern müßt ihr heraus.
Rückwärts, dahin hat Hitlers Krieg euch geführt,
daß ihr am Wege ruhmlos krepiert!

Zwar hatte dieses Flugblatt keine Wirkung, es gab weder Überläufer noch Selbstverstümmelungen, aber ein deprimierender Einfluß war nicht zu verkennen.

Kolbenheyer, Erwin Guido 1878–1962

Glaube an Deutschland*

Was fordert die geschichtliche Stunde [Stalingrad], unter der wir stehen, vom deutschen Volke? Sie fordert ein klares Bewußtsein dessen, daß wir vom Schicksal des Menschengeschlechts aufgerufen sind, mit allen unseren Kräften Bürgschaft zu bieten für den Fortbestand und die Entwicklung der abendländischen Sittlichkeit und Kultur. Alle großen Worte, mit denen wir unseren Alltag zu beschönigen pflegen, um ihm Würde zu geben, die er in seiner trüben Hast zu verlieren scheint, alle diese Worte müssen jetzt schweigen vor dem einen Worte der Berufung unseres Volkes: Schutz und Schirm des Abendlandes zu sein.
Was fordert eine Berufung solcher Höhe? Fordert sie Opfer, fordert sie Selbstverzicht? Nein, eines nur fordert sie: die Bewährung! Eine Mutter, die einem Kinde das Leben schenkt, weiß im Sturm ihrer Wehen nichts von Opfer und Selbstverzicht, sie kennt nur eines, mit allen Kräften ihres Körpers und ihrer Seele ein Kind dem Leben zu geben. Ein Genie, das einsam und weithin verkannt seines Lebens ganze Kraft an sein Werk setzt, lediglich unter dem Antrieb der Leistung, weiß nichts von Opfer und Selbstverzicht, ein schaffendes Genie sieht nur sein Werk. Ein Kämpfer, der, vom hundertfachen Tode bedroht, gegen eine Überzahl standhält, nur in dem Verlangen, seinen Posten bis zum Äußersten zu halten, weiß nichts von Opfer und Selbstverzicht, er sieht nur sein Obsiegen und stünde es auch verzweifelt um ihn. Die Taten einer höchsten Lebensleistung mögen von allen denen, die noch in einer betrachterischen Lässigkeit zu verharren vermögen, pathetisch «Opfer» genannt werden. In der Stunde der höchsten Berufung wird das Opfer eine Selbstverständlichkeit vor dem einzigen, das einzutreten hat, vor der Bewährung! Was heißt Bewährung in einer Stunde des Völkerschicksals, in der auch Schmerz und Sehnsucht verstummen müssen vor der Tat? Bewährung heißt: Des Lebens beste und höchste Kraft einsetzen und durchsetzen! Bewährung heißt nicht nur, ein Letztes hingeben, sondern es durchsetzen, es beständig machen, es im Wachstum und auf der Entwicklungsbahn seines Volkes, seiner Rasse zur Entwicklung bringen! In der Stunde, die einem Volke zum Schicksal werden muß, das auch über das Schicksal der Rasse entscheidet, hat sich jeder sachlich und ernst und ohne jene undeutsche Verklärung, die dem Worte «Opfer»

* Den Text sprach Kolbenheyer am 6. 2. 1943 im Reichsrundfunk, nach dem Bekanntwerden des Endes der Kämpfe in Stalingrad.

anhaftet, zu fragen, wie er seines Lebens beste Kräfte einsetzen und für die Selbstbehauptung seines Volkes durchsetzen kann, stellt ihn die Not der Zeit wohin es auch sei. Das deutsche Volk hat seine große Stunde zu bestehen, es hat die Bürgschaft für Sittlichkeit und Kultur der abendländischen Menschheit übernommen, sein Siegesspruch lautet:

Daß du ein Deutscher bist, sei deine Ehre und Pflicht,
wahre dir Herz und Geist treuer als Ruf und Gesicht.
Daß du ein Deutscher bist, bleibe dein Glück, deine Not;
meide den leichten Gewinn, diene dem harten Gebot!
Stähle im Glauben dein Schwert, pflüge in Demut dein Feld,
weil du ein Deutscher bist, Bürge der weißen Welt!

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**
Name: Henriette Sara M.
Geboren 19. 11. 78 in Hohensalza
gestorben 3. 2. 43
Abholung vom Jüdischen Krankenhaus
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Freitod

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**
Die Tragödie von Stalingrad ist beendet. Die 6. Armee ist vernichtet. – Habe den Gauleiter Wegener bei Borgward gehört.
Abends 8.15 Alarm bis 22.45. Eine Bombe fiel in unserer Gegend. Sie waren in Hamburg; es gab 28 Abschüsse.

Wiehl, Emil *1886 **Berlin**
An Joachim von Ribbentrop
Geheime Reichssache – Für Herrn Reichsaußenminister.
Betr.: Spanische Waffenverhandlungen.
Gestern fand unter Vorsitz von General Thomas die erste sachliche Besprechung mit der spanischen Militärdelegation statt. General Thomas teilte den spanischen Herren mit, die spanischen Wunschlisten seien dem Führer vorgelegt worden, ihre Prüfung sei noch im Gang, eine endgültige Antwort könne daher noch nicht gegeben werden. Lediglich bei der Luftwaffe sei schon ein konkretes Angebot möglich. [...] Der Führer habe ihn jedoch beauftragt, den Spaniern einen Gedanken nahezulegen, den er bereits gelegentlich des Besuchs des Generals Muñoz Grandes geäußert hätte, nämlich daß schon in diesen Besprechungen auch die Ausbildung von spanischen Soldaten an dem von uns zu liefernden Gerät

erörtert werden solle. Diese Ausbildung könne hinter der Front der spanischen Division oder im deutschen Heimatdienst erfolgen. General Thomas bat die Spanier, hierzu Weisungen ihrer Regierung einzuholen. Hierauf wurde die spanische Marinewunschliste im einzelnen erörtert, wobei sich ergab, daß zwar keine Schnellboote, aber im übrigen der größte Teil des gewünschten Materials grundsätzlich geliefert werden kann (Material für vier U-Boote, Torpedos, Minen, Sehrohre usw.). Alsdann teilte der deutsche Luftattaché in Madrid, General Krahmer, der an der Besprechung teilnahm, mit, daß Spanien modernes Luftwaffengerät (keine Beutewaffen) erhalten solle, und zwar sollen zunächst 8,8 cm und 2 cm Flak laufend nach Spanien eingeführt werden. Es solle alsbald mit der Ausbildung von spanischen Soldaten an diesem Gerät begonnen werden, zunächst sollten 20 spanische Offiziere zur deutschen Wehrmacht kommandiert werden, um in Südfrankreich ausgebildet zu werden. Die Gesamtzahl der zu liefernden Flakgeschütze stehe noch nicht fest. Es sollten zunächst jeweils soviel Batterien übergeben werden, als spanische Bedienungsmannschaften ausgebildet worden seien. Der Führer habe den Wunsch, daß diese Ausbildung und Flaklieferung in möglichst getarnter Weise durchgeführt würden, so daß die Engländer und Amerikaner nichts davon erführen. Er, General Krahmer, werde alsbald nach Madrid fahren, um diese Angelegenheit dort mit den spanischen militärischen Stellen zu besprechen. – Außerhalb der Besprechungen mit der spanischen Delegation teilte General Thomas dem Vortr. Legationsrat Sabath, der an der Besprechung teilnahm, und später auf Anfrage auch mir, folgendes mit: Die erwähnten Weisungen des Führers hinsichtlich Flakabgabe und Ausbildung habe General Krahmer mündlich mitgebracht, der gestern vom Hauptquartier zurückkam. Sie seien offenbar gegeben worden anläßlich eines Vortrags des Herrn Reichsmarschalls [Göring] beim Führer, bei dem sonst niemand zugegen gewesen sei. Außer zu wesentlichen Abgaben von Flakgerät habe sich der Führer auch zur Lieferung von zunächst 15 Messerschmitt-Jägern und 10 Ju-Maschinen 88 entschlossen (über Letzteres ist den Spaniern hier noch nichts gesagt worden). Von Generalfeldmarschall Keitel hat General Thomas noch keine weitere Weisung erhalten. Er wird deshalb die Besprechungen weiterhin entsprechend den gegebenen Weisungen hinhaltend führen. General Krahmer ergänzte diese Mitteilungen gegenüber VLR Sabath darin, daß der Führer eine Art zweite «Blaue Division», die jederzeit einsatzbereit sein solle, in Südfrankreich aufbauen wolle, jedoch getarnt, damit dies den Spaniern nicht zum Bewußtsein komme.

Auf den Hinweis, daß wir bekanntlich von den Spaniern vor endgültigen Waffenlieferungen gewisse Zusagen erhalten wollten, erklärte General Krahmer gegenüber VLR Sabath, der Führer hätte ausdrücklich gewünscht, daß die Sonderlieferungen nicht wirtschaftlich behandelt würden. Mir gegenüber meinte General Thomas, die Spanier müßten die Waffen natürlich bezahlen, doch sollte ihre Lieferung nicht durch Verhandlungen über wirtschaftliche Gegenlieferungen aufgehalten werden. Von der noch ausstehenden grundsätzlichen politischen Entscheidung habe auch er bisher noch nichts gehört. [...]
Hiermit über Herrn Staatssekretär Herrn Reichsaußenminister vorgelegt. gez. Wiehl

Richard B. *1922 **Ingolstadt**

Heute haben wir wie die gefangenen Russen gearbeitet: Rollfeld enteist. Von großen Pfützen mußten wir das ohnehin morsche Eis aufbrechen und auf Ochsengespanne verladen, die es abfuhren. Der Sinn wurde mir nicht ganz klar, der entstehende Matsch hat höchstens den Vorteil, daß er schneller austrocknet. Jedenfalls haben die Offiziere auch mitgearbeitet! – Beim Staffelkäptn habe ich heute eine offenbar rechte Karte der Ostfront gesehen. Danach ist fast der ganze Gewinn der Sommeroffensive wieder verloren gegangen. Nur in Stalingrad waren noch einige erschütternd einsame rote Nadeln zu sehen. Das heißt vor allem, daß die Wolga wieder ohne deutsche Kontrolle ist und das russische Erdöl wieder verloren ist. Nicht zu reden von den immer hohen Verlusten eines Rückzuges, zumindest an Material. Und wieviel deutsche Soldaten mögen in Stalingrad nach Abgabe des letzten Schusses von den Russen totgeschlagen worden sein! Trotzdem glaube ich fest an einen deutschen Sieg. Mag er auch noch weit und sicher schwer sein! Aber ein Volk, was so überzeugt ist von der Notwendigkeit eines Sieges – denn was die Feinde, vor allem die Juden, sonst mit uns Deutschen machen würden, versucht sich jeder auszumalen –, kann doch nicht gegen andere Völker verlieren.

Fisher, Leonard *1924 **USA**

Liebe Leute:
Vierzehn Tage, langsam fängt's an, mir zu gefallen. Besonders, seit die Nicht-Kandidaten sich von unserem Zelt fernhalten, und weil wir nicht zum Morgenappell raustreten müssen und weil wir uns nicht melden müssen und weil wir den ganzen Tag lang essen, schlafen, schreiben und lesen.

Keine Sorge, daß ich nicht eingeschifft worden bin; das hat gar nix zu bedeuten. Ich bin fast sicher, daß die Eingabe durchgekommen ist und ich irgendwann eingeschifft werde. Ich erwarte die Befehle jeden Morgen, wenn die Abkommandierungsliste verlesen wird, aber vergeßt nicht, ich bewerbe mich am Sonntag oder Montag für einen 36 St. Schein, sollte ich noch hier sein. Also bedeutet jeder Tag mehr so viel näher an einem Schein.
Normalerweise haben wir samstags eine Inspektion, aber heute wurde uns plötzlich gesagt, uns auf die Inspektion vorzubereiten – General Terry war hier in der Gegend. Wir schrubbten den Boden, machten die Betten und allgemeinen Hausputz – kennt Ihr ja!
Ich brauche ein paar Dinge, und ich glaube, daß Ihr das Risiko eingehen und sie mir schicken könnt.
1. Ich hab' seit dem 22. Januar meinen Füllfederhalter nicht mehr benutzt; also, wenn es Euch nichts ausmacht, sendet bitte indische Tinte, die wird hier nicht verkauft.
2. Schickt die lederne Schreibunterlage. Ich brauch' sie. Wißt Ihr, daß mich die Karikatur vom ‹Sarge› [Sergeant] beinahe meine Uniform gekostet hätte? Die Jungs haben das Original über seinen Schreibtisch gehängt und schnappten es wieder, nachdem er es sich schön lange angesehen hatte. Er weiß nicht, wer es war. Aber er ist im Dreieck gesprungen.
Letzte Nacht haben wir zwei extra Flaschen Milch aus der Messehalle geholt, Crackers gekauft und es für den Morgen aufgehoben. Wir hatten Frühstück im Bett. Was für ein Leben!
Benny Goodman wird am Samstag um 19.30 Uhr hier sein. Die Schlange bildet sich um 2 Uhr morgens. Das Opry House hat nur 400 Sitzplätze.
Es gibt nur eine Sache, die ich vermisse – ein Klavier. Schickt eins.
Ich liebe Euch alle, Len.

Peyinghaus, Marianne *1920 **Gertlauken, Ostpreußen**
Meine lieben Eltern!
Die Menschen sind wirklich nett zu mir – für Sonntag bin ich zu einer Fahrt mit dem Pferdeschlitten durch den Wald eingeladen. Neulich sprach ich mit einem hiesigen Bauern, der sektenhaft fromm und mir etwas unheimlich ist. Doch er ist der belesenste und klügste, aber auch geizigste Mann im Dorf. Er weiß viel Interessantes aus den früheren Zeiten des Dorfes zu erzählen. Wie ich ihm erzählte, daß meine Heimatstadt Köln schon im Jahr 38 vor Christus von den Römern gegründet und 50 nach Christus von Agrippina, der Mutter Kaiser Neros, zur

Stadt erhoben wurde, schlug er die Hände überm Kopf zusammen: «Was, vor Chrrristi Geburt? Nein, so was! Ich weiß so gut wie alles, aber das habe ich doch nicht gewußt!» Heute morgen entschuldigte ein reizendes sechsjähriges Mädchen ihre achtjährige Schwester folgendermaßen: «Ich wollte meine große Schwester entschuldigen. Sie muß zu Hause meine kleine hüten.»

Martin H.
An seinen Lehrer **O.U.**
Sehr geehrter Herr Studienrat!
Vielen Dank für Ihren Brief vom 10. 12. 1942. Wenn es nun doch schon fast ein uraltes Schriftstück geworden ist, so habe ich mich trotzdem riesig darüber gefreut. Ganz nebenbei bemerkt hat mich Ihr Brief zum Sieger in unserer Gruppe gemacht, und zwar als Sieger im Empfang von den längst unterwegs gebliebenen Feldpostbriefen. Unsere bisherige äußerst schlechte Postverbindung hatte uns nämlich auf den Gedanken gebracht, auf diesem seltenen Gebiet Rekorde aufzustellen.
Wir warten nun auf unsere Versetzung. Anschließend kommen wir 2 Monate auf einen U-Lehrgang und lernen gleichzeitig die Küstenverteidigung kennen. Zum 1. 4. 43 hoffen wir dann auf die Kriegsschule zu kommen.
Trotz den letzten politischen Ereignissen herrscht bei uns eine ausgezeichnete Stimmung. Wenn der Kampf jetzt hart wird, so formt er durch seine Härte unser deutsches Volk. Was hat der Engländer für Niederlagen einstecken müssen, ohne daß sein Volk meutert, und was der Engländer kann, das können wir schon längst. Wenn uns das Wasser auch höher steigt, über den Kopf steigt es uns nicht. Viele herzliche Grüße sendet Ihr Martin H.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **Im Osten**
Meine liebe Frau Martha!
Du fragst nach meinen Wünschen. Vorerst ist ja nun nichts mehr zu schicken, nachdem die Päckchensperre wieder eingeführt ist. Sonst freue ich mich ja immer am meisten über etwas von Dir Gebackenes oder über Schmandbonbons. Aber nun müh Dich doch nicht wieder so mit den 100 gr. Päckchen ab. Ich entbehre ja doch nichts. Du mußt jetzt an Dich denken und an unser Drittes, das wir erwarten.
Grüße Tante Lottchen, Frl. Wittke und Christa. Dir und den Buben einen herzlichen Kuß von Deinem Gerhard.

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **am Ladogasee**

Meine liebe Hilde und Kinderchen.
Es wird schon was verlangt von jedem einzelnen hier an der Front. Du wirst zur Zeit nicht ganz ohne Sorge um mich sein. Ich kann Dir diese auch nicht ganz verscheuchen. Mein unregelmäßiges Schreiben trägt bestimmt nicht dazu bei. Doch wisse mein Lieb, ich tue, was ich kann! Glaube nicht, daß ich die ganzen 24 Stunden auf den Beinen bin. Wenn eine freie Stunde mal da ist, kann ich diese meist doch nie zum Schreiben ausnützen. Doch wisse, ich bin heil und gesund und guter Dinge. Die Bildchen freuen mich riesig, und meine Müdigkeit ist jetzt wie weggeblasen.
Daß ich nicht in sicherer Hut bin, weißt Du, ohne daß ich Dich anderen Glaubens machen könnte. Daß wir aber an ein gutes Ende für uns *glauben*, mußt Du noch fester wissen. Wenn ich mir vorstelle, wie die Kinderchen beten, da kann unser Herrgott doch fast nicht mehr anders umhin, als mich unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.
Wenn Du vor Deiner Reise noch Zeit hast, kannst Du bei der USKOV mal vorbei gehen und Dich umhören, ob Du von Deiner Seite aus mit diesem Verein über das Wehrbezirkskommando mich zurückbekommen kannst. Vielleicht gelingt es bei der neuen Führung, die ich jetzt habe. Versuchen kannst Du es. Ob Erfolg, bleibt eben abzuwarten!
So wie jetzt die Dinge liegen, ist es bestimmt keine Lösung nach den Bestimmungen. Die Aussichten sind aber bekannt verschieden. Kommt eben ganz darauf an, aus welchem Blickfeld!
Ich bin gelassen genug, die Dinge abzuwarten bis zu ihrem Ende, aber man soll auch nichts unversucht lassen.
So mein Lieb, jetzt mach ich schnell noch 2 Stunden Augenpflege! Alles Gute Euch! Einen lieben Kuß den Kinderchen.
Dir aber reiche ich meinen Mund zu einem innigen, heißen Liebes-Kuß.
Immer in Liebe Euer Pappi und Dein Franz.

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**

An ihren Mann
Mein treuer Junge.
Ich kann mir denken, daß alle privaten Wünsche im Osten, wo an allen Fronten unvorstellbar hart gekämpft wird, zurückstehen. Eine Erholung für Dich kommt ja doch erst dann, wenn ich Dich nach diesen schweren Zeiten gesund pflegen kann.
Liebes, daß Du diese nötig hast, weiß ich nicht erst seit Deinem letzten Urlaub. Mit diesen Gedanken bin ich schon lange vertraut, kann ich Dir

doch erst dann richtig zeigen, wie groß eine Frauen-Liebe ist. Du hast schon richtig empfunden, wenn Du schreibst, daß ich enttäuscht den Mund geöffnet habe, als wir von unseren Zukunftsplänen sprachen. In den letzten Wochen habe ich viel darüber nachgedacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß dies eine logische Folgerung des Krieges ist. Ich verspreche Dir treu und fest, daß ich mich von Dir führen lassen will, besser gesagt, Dein Weggefährte und Kamerad sein will. Überrascht hat mich das plötzliche Verlassen Deiner Stellung. Wohin mag es gehen? Liebes, eine große Beruhigung ist es für mich, daß man Dich nicht in die vordere heiß kämpfende Truppe versetzen kann. Meine Sorge ist doch gegen das Vorjahr um Vieles gemildert.
Herzlich grüßen Dich Deine Drei.
O, Halt, auch viele liebe Küsse möchten wir an einen Soldaten verschenken, und das bist Du.

Heini Z. **Rußland**

Liebe Berndine!
Immer wieder hört man von den Schlechtigkeiten in der Heimat, vor allem, was den Weibern angeht. Verheiratete Frauen, deren Männer an der Front stehen machen mit anderen Männern herum. Gestern kam ein Uffz. von unserer Komp. vom Urlaub zurück, im letzten Urlaub hatte der sich verlobt und jetzt entlobt. Wie er auf dem Bahnhof in Kiel ankommt, sieht er seine Braut mit einem andern Mann herumlaufen. Solche Fälle gibt es so viele. Also ist der Fall mit Tine lange keine Seltenheit. Im Dezember hatte ich ihr sämtliche Bilder zurückgeschickt, sie schreibt, darüber hätte sie sich geärgert. Was will sie denn noch von mir, sie soll mit ihrem Arzt glücklich werden. Für heute nun genug, ich will mich schlafen legen.
Halte Dich gesund und munter.
Die herzlichsten Grüße sendet Dir Dein Bruder Heini.

Reinhardt, Helmut 1919–1943 **im Osten**

Geliebter Vater!
Ab heute soll nun wieder regelmäßig Post von hier abgehen und ich will versuchen, Euch nun wieder mit Nachrichten auf dem Laufenden [zu] halten, und hoffe, daß auch wir bald wieder etwas von Euch erfahren werden. Heute hörten wir von dem Schicksal Stalingrads und wir waren doch alle sehr erschüttert. Wenn man die Schwere der Winterkämpfe am eigenen Leibe mitgemacht hat, dann kann man erst so recht ermessen, was die Leute da mitgemacht haben. Mir persönlich geht es recht gut,

und man ist dankbar, daß man in den letzten 2 Tagen etwas Zeit zum Aufatmen hatte. Machst Du noch Deine sonntäglichen Familienbesuche und erfreust Dich Deiner Enkelschar? In alter Liebe und Treue grüßt Dich Dein Filius Helmut!

Erdmann, Brigitte *1922 **im Osten/Mittelabschnitt**
K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»
Liebe Mutti,
5 Minuten vor unserer Abreise von hier einen kurzen Gruß. Ich habe einen bezaubernden Mann kennengelernt. Münchner und ein bekannter Rechtsanwalt. Hier ist er ein hoher Offizier, Hauptmann oder Major, ich weiß nicht. Wenigstens habe ich einen herrlichen Abend und heutigen Vormittag gehabt. 3 Tafeln Schokolade hat er mir geschenkt und Briefpapier und Schönheitscreme. Es ist wundervoll, auch mal einen gebildeten feinen Mann zu finden, der in einer Frau auch eine Dame sieht und nicht so schamlos, wie manche Kollegen hier unanständige Witze erzählt u.s.w. Mir gibt die Gewißheit, daß ich eine charmante Frau sein soll und auch vor allem als Künstlerin gefalle ein großes Gefühl von Kraft und hilft mir den übergroßen Kummer überstehen, den mir Ernst und Evchen bereitet haben. Mit Evchen bemühe ich mich aber noch immer genau wie immer befreundet zu sein, obgleich sich eine gewisse Verlegenheit in unser Verhältnis zu einander geschlichen hat. Aber ich hoffe, daß sich das mit der Zeit geben wird, wenn ich alles ganz und gar überwunden habe. Augenblicklich hasse ich Lucha, kann mich nicht davon freimachen. Er ist so anmaßend und überzeugt von sich und weiß und will es nicht wissen, wie sehr er mich gekränkt, was er mir getan hat.
Der Münchner Rechtsanwalt ist selbstverständlich auch wieder verheiratet. Er ist 37 Jahre alt. Aber ich habe jetzt feststellen müssen, daß es mit den unverheirateten Männern auch nicht problemloser ist. Im Moment ist er ganz von mir gefangen und hat mir gestern Nacht noch nach unserem Abschied einen Brief geschrieben, der noch ungelesen in meiner Handtasche liegt, und den ich nie bekommen hätte, wenn ich ihm nicht noch vorhin, heute Vormittag in der Kommandantur Lebewohl gesagt hätte. Er mag mich auf der Bühne sehr sehr gern, da ich natürlich sei, das höchste Plus was eine Frau, eine Schauspielerin haben kann nach seiner Meinung. Seine liebste Schauspielerin ist Paula Wessely. Und er liebt meinen Charme und meine romantische Seele. Das schlimmste für diesen guten Juristen ist eine nüchterne Frau. Er selbst ist auch neben aller männlichen Sachlichkeit sehr phantasiebegabt und

riesig sympathisch eben. Mein Gott, ich werde ihn wahrscheinlich nie wiedersehen, aber wir wollen uns schreiben, und wenn er im Sommer vielleicht nach Berlin kommt, will er mich anrufen. Heute Vormittag wurde ich im Künstlerheim schon von meinen beiden Schauspielern angerufen, die auch noch meine Feldpostnummer haben wollten, und die Kollegen lachen schon über meine vielen Männer. In Minsk denkt jemand an mich, und hier denken viele an mich und ich lebe und denke an kein Morgen, weiß, daß alle Männer schlecht sind (die Männer sagen dasselbe von uns), aber habe sie als Gesamtheit lieb und mag nicht ohne sie sein. Warum sagt mir jeder Mann, wenn ich ihm Liebes sage, daß ich schwindele und eine gute Schauspielerin im Leben sei? Ich weiß es nicht. Der Zug muß gleich kommen, Gitta.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**
Oh! Ich möchte rasen! Ich bin Putzer geworden bei einem Inspektor! «Waren Sie schon mal Putzer? Sie müssen meine Stiefel putzen usw.» Ich möchte ihm in sein Maul schlagen! Lieber Dienst tun, als in anderer Leute Schweißstiefel krauchen und dreckige Groschen dafür kriegen! Und wenn er mich nicht selbst davonjagt, dann werde ich den Posten ausnutzen und faulenzen, bis man einen andern Putzer sucht.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebe Margot!
Vor Kummer und Ärger rauche ich jetzt eine Zigarette nach der anderen, bis ich keine mehr habe. Zwar habe ich noch genügend bulgarische Zigaretten. Aber das ist eine Drei-Männer-Marke: Zwei fallen um, wenn einer zieht!
Ich habe sie meinem Stiefvater einmal geschickt. Er hat sie als Zigarrenersatz verqualmt, soweit während des Transportes nicht der Tabak herausgefallen ist. So etwas kann ich Ihnen also wirklich nicht zumuten.
Vor ein paar Tagen habe ich Ihnen eine Schachtel «ASTRA» in einem Brief mitgeschickt. Der Zeit nach könnten sie gerade heute bei Ihnen eingetroffen sein. So haben Sie doch wenigstens ein klein bißchen Sonne am Sonntag, selbst wenn es draußen regnet.
Ihr Gesicht hätte ich sehen mögen, als Sie von Ihrem Ausflug nach Hause kamen und den Stoß Briefe von mir vorfanden. Sicher sind Sie leicht zusammengeknickt, als Sie die Briefe in Bearbeitung nahmen, aber vielleicht hat Sie der Inhalt wieder aufgerichtet.
Eine Frage, sind Sie eine Zauberin? Oder beherrschen Sie die Gesetze

der Fernwirkung? Ob ich mir Ihr Bild morgens, mittags oder abends ansehe; jedes Mal sieht es wieder neu, wieder anders, immer wieder schön aus. Manchmal lächeln Sie, bisweilen schauen Sie ernst in die Welt! --- So sorgen Sie aus der Ferne, daß Ihr Bild an meiner Seite lebt. Seien Sie wie stets recht herzlich gegrüßt mit den besten Wünschen
Ihr Heinz

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**
Ukrainisches Tagebuch
Der Reichssender bringt heute abend ein gehaltvolles Konzert. Die Heroica hörte ich. Jetzt badet das Herz in dem Andante aus dem F-Dur-Streichquartett von Bruckner. Den Lautsprecher stellte ich auf vollen Klang. Mein Wirt, der Russe Kowalski, hat eine Leidenschaft: die Musik. Sechshundert Platten besitzt er. Aus kaiserlicher Zeit, wie er sagt. Und ein Grammophon aus alten Tagen, mit gewaltigem Trichter. Er sitzt in der Küche mit seiner Frau. Beide genießen schweigend die Töne, die durch die Türen dringen. Ich ahnte, daß sie die Musik nicht stören, sondern erfreuen würde. Ich fragte sie eben.
Heute brennt das Licht hell, und der Strom ist stark genug, um das Übertragungsgerät zu bedienen, wie es sich gehört. Das hat seine besondere Bewandtnis: Es kommen zur Zeit keine Kohlen heran. Aus Schlesien bringt sie sonst die Bahn. Die Wehrmacht braucht aber alle Transportmöglichkeiten für die Ostfront. Das E-Werk schaltet deshalb aus Sparsamkeitsgründen bei allen Einwohnern, bei denen keine Reichsdeutschen einquartiert sind, den Strom ab. Deshalb verbleibt in meinem Wohnviertel, wo sonst der Strom immer nicht zureicht und die Lampen an vielen Stunden des Tages und vor allem des Abends nur glimmen, genügend Kraft.
Aber das Herz erschrickt, wenn es den Anlaß bedenkt, der die Leiter der Sendung veranlaßt, für heute und für die kommenden Tage der Woche von der leichten Muse abzurücken: Die Männer in Stalingrad haben ausgekämpft.
Ergreifend klagt das Englisch-Horn in Jan Sibelius' Schwaan von Tuomela. In seiner Finlandia aber schmettern nun hell die Posaunen: Ewig werden sie leben! Leben für Deutschland!

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**
Mein Kreislandwirt aus dem Südkreis fährt nach der heutigen Dienstbesprechung zurück und nimmt diese Zeilen an die Vollbahn mit. Die anderen Kreislandwirte kommen z. Zt. nicht «nach Hause».

Wir hatten soeben Nachricht, daß die Partisanen in vollem Aufbruch sind und daß sie außer im direkten Süden anscheinend in jedem Ort in Tätigkeit ernstester Form getreten sind. Jedenfalls sitzen wir hier mäßig bequem da, nicht allerdings in Gefahr, wenn die Front hält, von der die Nachrichten nicht ungünstig lauten. Vorläufig kannst Du ohne Sorge sein. Ich grüße Dich herzlich. Küß mir die Kinder!
Deinen letzten nettesten, d. h. liebsten Brief trage ich in der Tasche. Denk Dir einen gleichen von mir! Kl.

Kasche, Siegfried 1903–1947 **Agram [Zagreb]**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Geheime Reichssache
Nur als Verschlußsache zu behandeln
In gestriger Besprechung beim Poglavnik [Pavelić], an der von kroatischer Seite Lorković, Begić, und Prpić teilnahmen, trug General Glaise-Horstenau die neuen Gesichtspunkte des OKW für Ausgestaltung kroatischer Wehrmacht* vor. Der Poglavnik nahm sofort an. Danach sollen aufgestellt werden:
1.) Drei Legions-Divisionen als Bestandteil der deutschen Wehrmacht. Davon ist die erste bereits hier eingesetzt, die zweite in Aufstellung, die dritte soll ab April aufgestellt werden. Einziger Wunsch des Poglavnik hierzu war, diesen Divisionen kroatische Uniformen zu geben. Wunsch wird durch General beim OKW angebracht. Verwendung der Legions-Divisionen vom OKW vor allen Dingen im Südostraum gegen Banden und Landungen.
2.) Vier Brigaden zu je 2 Regimentern als Bestandteile kroatischer Wehrmacht in enger Anlehnung an hier liegende deutsche Divisionen zwecks Ausbildung und Einsatz. Ausrüstung grundsätzlich aus kroatischen Beständen. Ausrüstungsergänzung und gesamte laufende Versorgung von deutscher Wehrmacht im Nachschubwege. Verwendung dieser Truppen im kroatischen Raum je nach Einsatz der deutschen Divi-

* In einem Fernschreiben des OKW/Wehrmachtführungsstab vom 1. Februar an den Sonderzug «Westfalen» heißt es, die äußere und innere Lage des Südostraumes erfordere es, die kroatische Wehrkraft in noch stärkerem Maße als bisher auszuschöpfen und die kroatische Wehrmacht in ihrem inneren Gefüge zu festigen. Nach den bisherigen Erfahrungen sei diese Aufgabe nur unter deutscher Führung zu lösen, und das OKW habe mit Zustimmung Hitlers die notwendigen Maßnahmen eingeleitet. Die Maßnahmen seien begründet durch die Notwendigkeit, den Südostraum völlig von Aufständischen zu säubern, und durch die zunehmende Bedrohung des Südostens durch anglo-amerikanische Kräfte.

sionen. Aufstellung dieser Brigaden aus bestehenden kroatischen Regimentern durch Auslese und aus Rekrutenjahrgängen.
3.) Ausbau der 4 bestehenden aktiven kroatischen Gebirgsbrigaden auf je [Ziffer unleserlich] Regimenter und Brigadetruppen. Diese Brigaden sind ausschließlicher Bestandteil kroatischer Wehrmacht und auch von dieser zu versorgen. Notwendiger Ergänzungsbedarf an Ausrüstung kann von deutscher Wehrmacht angefordert werden. Verwendung im kroatischen Staatsgebiet. Deutsche Wehrmacht behält sich vor, für bestimmte Verwendung Einsatz dieser Brigaden anzufordern.
4.) 5–7 Sicherungsregimenter als Bestandteil der kroatischen Wehrmacht, ausschließlich von dieser auszurüsten und zu versorgen. Ihre Aufstellung muß durch Umbildung bestehender kroatischer Regimenter erfolgen.
5.) Über jenseits der Demarkationslinie aufzustellende kroatische Truppen wurde nur allgemein gesprochen. Es wurde festgestellt, daß von Italienern Vorschläge vorliegen, bei jedem italienischen Regiment ein kroatisches Bataillon als 4. Bataillon einzusetzen. Dieser Vorschlag wird von Kroaten abgelehnt. Kroatische Planung wird für jene Gebiete im Zusammenhang mit vorerwähnten Maßnahmen erfolgen.
6.) Zur verstärkten Offizier- und Unteroffizier-Ausbildung soll ein gemischtes deutsch-kroatisches Lehrbataillon aufgestellt werden. In stärkerem Maße einzuziehende Reserveoffiziere und Offiziersanwärter aus kämpfenden Truppen sollen darin ausgebildet werden.

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**
Heute ist nun mein 24. Geburtstag. Als der Krieg begann, war ich 20! Der Tag ist arbeitsam, aber sonst ruhig verlaufen und wird hoffentlich auch ohne «Fliegerehrenrunden» schließen.
Im Dienst begann gleich die Gratulationscour, nur der gute Scheidt dachte nicht daran. Er kam eine Stunde später zum Dienst und teilte mir gleich mit, daß er gestern abend sehr viel Cognac getrunken hätte und sagte mir auch weshalb. Darauf hätte ich einen Cognac nötig gehabt! Werde nachher doch noch eine Flasche Rotwein opfern müssen. Es ist wirklich erschütternd, was ich jetzt alles erfahren muß! Auch heute früh konnte ich ab 4 Uhr früh nicht mehr richtig schlafen, mir ging allerhand von Scheidts letzten Diktaten (eine Unterlage für den Führer) durch den Sinn. Und nun mußte er mir noch etwas mitteilen! Nachher entschuldigte er sich, daß er mir ausgerechnet an meinem Geburtstag mit diesen erschütternden Nachrichten kommen mußte. Aber man lebt ja in dieser Zeit, und der «totale Krieg» wirft seine Schatten auf alles.

Der Chef rief mittags an, um mir zu gratulieren. Zum Glück hatte Scheidt inzwischen schon den Auftrag des «Beauftragten» ausgeführt und mir drei herrliche Stiele blauen Flieders überreicht. Zum Mittagessen traf ich mich rasch mit Mama, und wir aßen ganz üppig für je 100 g Fleischmarken ein Gedeck mit Rostbraten. Scheidt erwartete mich danach schon im Büro, diktierte weiter, und natürlich kam ich nicht pünktlich fort.
Ach, Eva, es ist schön, daß Mama heute da ist, aber ich bin doch traurig, daß Papa nicht mehr bei uns ist. Er hat wahrhaftig nicht zu schwarz gesehen – mich bedrückt jetzt immer mehr! Unser Vater hat nicht zu schwarz gesehen!!

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter
Herzallerliebste!
Dir zuliebe lese ich Ackerknechts Keller-Biographie, trotzdem er mich reizt, indem er zum Beispiel den tölpelhaften Brief an Luise R. – auf den hin ihn die letzte Bauerndirn nicht genommen hätte – als eins der erschütterndsten Liebesdokumente der Weltgeschichte hinstellt.
Lena ließ einen längeren Brief unter sich; sie bringt's weiß Gott fertig «Stallingrad» zu schreiben, die Gute.
Gott behüt' Dich, Herze

Matuszewski, Zbyszko *1927 **Bremen**
Liebe Tante!
Entschuldige sehr, daß wir so lange nicht haben geschrieben. Aber es ist ja schon keine Zeit. Sind wir doch in der Fabrik jeden Morgen von 6 Uhr bis um 4 auf Arbeit. Und mittags nur zum Essen haben wir Pause. Am Abend werden wir missen waschen unsre Wäsche. Und Strümpfe stopfen. Und wenn wir haben Kartoffeln, dann werden wir die zum Frühstück kochen. Es gibt nur ein halbes Brot auf drei Tage. Und so geht die Zeit sehr schnell. Kann ich oft nachts nicht schlafen. (Fliegeralarm)
Ist nun schon so lange, daß wir von zu Hause sind abgefahren. Und daß ich nicht habe gesehen Vater und Mutter. Aber das Jahr war doch so schnell wie paar Wochen, und die Tage rennen wie Stunden.
Auf Weihnachten war sehr traurige Stimmung. Haben wir zwar ein Christbaum gehabt, aber jeder war mit Gedanken zu Hause. Aber Sylvester war doch lustig dafür. Haben wir uns Mützen gemacht aus Papier und verkleidet: Matrose, Schornsteinfeger, Chinese, Türke und

Clowns. Ich war Matrose. Andrzej spielt Gitarre und ein Junge auf Ziehharmonika. Und die andern singen.
Weihnachten und Sylvester sind jetzt schon vorbei. Aber kommt ja noch Ostern. Und ich warte, daß der Krieg bald zu Ende geht. Ich will wissen, wann ist der Krieg zu Ende. Ich will Dir ein Foto schicken von uns. Aber können wir nicht, weil ist doch verboten für Polen. Zum Kino gehen auch und mit dem Bus fahren auch. Geht schon nicht. Und ich will Gemüse kaufen, Kohl oder rote Rüben, dann muß ich laufen fünf Kilometer. Bis Vegesack. Hier kann ich nicht bekommen, weil die Leute im Laden haben schon gesehen, daß ich ein Pole bin. Schwer ist das hier für Polen. Aber wir halten durch bis zum Ende. Jetzt muß ich ein Ende machen. Andrzej will Grütze kochen. Hat er im Paket von zu Hause gekriegt. Und ich muß noch bügeln, weil gestern haben wir gewaschen. Jetzt schicken wir die Wäsche schon nicht nach Hause. Mamuschka hat so viel Arbeit. Und die Schwestern sind krank. Wissen wir doch, wie das ist, wenn jemand krank ist im Haus. Wir küssen Euch alle.
Euer Zbyszko und Andrzej. [Brüder]

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
trübe kalt 0° bis +2°
regnerisch, in den letzten 3 Tagen 4 mm
An der Krüseliner Hecke Holz hauen
1 Fuhre Holz v. Utnehmer

Grunert, Christian *1900 **Gaschwitz**
An Eugen Claassen
Sehr verehrter Herr Doktor Claassen,
Ich hoffe, daß Ihnen das beiliegende Pflanzenporträt zusagt. Es wird diesmal nicht in der «Frankfurter Zeitung» als Vorabdruck erscheinen, sondern voraussichtlich in der «Leipziger Illustrierten Zeitung», welche vom Verlag J. J. Weber herausgebracht wird. Wahrscheinlich sogar mit Bildern, denn ich habe blühende Knollen nach dort gebracht. So wie die Dinge im Augenblick liegen, ist man dort geneigt, im Jahre fünf bis acht derartige Pflanzenbilder zu bringen, und mir persönlich ist dieser Plan nicht unsympathisch, weil dazu Bilder beigesteuert werden können. Diese Zeitung wird vor allem im Ausland noch gelesen. Ich glaube auch, daß man auf diese Weise Propaganda für das spätere Buch macht, was wohl beiden Teilen nur angenehm sein kann. Was das Niveau betrifft, so ist diese Zt. schwer mit anderen zu vergleichen. Sie ist nicht ausgesprochen literarisch, hervorragend ist dafür die Ausstattung und die gesamte Illustration. An Mitarbeitern fand ich in dem mir zur Ansicht zugesandten Probeheft K. H. Waggerl und den Historiker Reinhold Schneider. Sollten Sie aber Bedenken haben, mich dort anzutreffen, so bin ich natürlich bereit, es nicht soweit kommen zu lassen.

Recht interessiert haben mich Ihre Bemerkungen zu der Arbeit über Schneeglöckchen usw. Kein Stück hat mich bisher derartig lange beschäftigt wie gerade dieses; ich habe fast vier Wochen, nahezu abend für abend, darüber gesessen, es dabei mehrere Male ganz umgemodelt, und war zuletzt doch immer noch nicht befriedigt. Ich schloß es zunächst nur einmal ab, um damit erst einmal zu Rande zu kommen. Wahrscheinlich werde ich es doch noch einmal umändern. Wie es dann ausschauen wird, ist mir noch nicht ganz klar, andererseits möchte ich es aber nicht gern weglassen. Diese ersten Blumen sind mir so lieb, ich freue mich jedesmal über sie – daß ich meine, auch ihr Zauber verdient, daß man ihn zu Papiere bringt.
Es werden ja, wenn erst einmal alle Themen abgehandelt und ausgearbeitet sind, sowieso alle Einzelstücke noch einmal durchgearbeitet werden. Am Ende gelingt mir dann auch noch eine bessere Fassung. Das Porträtmäßige ist bei diesen kleinen Blumen besonders schwierig, weil sie eben einzeln doch etwas zu wenig sind.
Übrigens können Sie an dem heutigen Stück mich in gewisser Weise kontrollieren, und ich möchte Sie direkt darum bitten. Unter den im Spätherbst an Sie geschickten Knollen befinden sich auch einige Iris reticulata. Wollen Sie es bitte auf sich nehmen, einen Blick darauf zu werfen, ob die Beschreibung der Blume das Rechte trifft?
Ihr sehr verbundener Christian Grunert

Riedl, Tonio *1906 **Metz**
An seinen Freund Raoul Aslan
M.i.g.R.
Guardini möchte ich auch lesen.
Du warst als Rudolf schon seinerzeit grandios. Sicher ist jetzt noch etwas dazugekommen, sodaß diese Deine Leistung zu den ganz großen Kunstwerken des Theaters zählt. Was Du über den eigenen Eindruck, das eigene Gefühl nach so einem Abend sagst, ist tief und gescheit, zählt zu den letzten Dingen. Du bist herrlich! Dank Dir für Deine vielen herrlichen Briefe! Vielleicht werden sie mir einmal einen bitteren Lebensabend hell und freundlich machen. Aber noch schöner wäre es, wenn Dein Herz einmal zu schlagen aufhört, daß auch meines dann stille

steht. Dann nehmen wir die Briefe als unser Geheimnis mit vor Gottes Thron.
Wenn Du eine gute Tat vollbringen willst, melde Dich wieder einmal bei meiner Mutter zum Essen an! Kuß! T.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**
Ich weiß nicht, wie ich das aushalte, hin- und herzulaufen und Lasten zu tragen, wie ich das tue, zu Hause ständig treppauf, treppab zu laufen, bei der Art und Weise, wie ich mich ernähre. Außerdem beginne ich, den nationalen Kaffee zu verabscheuen, so reduziert im Kaffeegehalt, wie er ist, und er wird es noch mehr sein diesen Monat (von 20% auf 10%). Der Geruch, den er hat, wenn man kochendes Wasser darüber gießt, ist widerwärtig.
Ich habe mich wie ein Dummkopf benommen in der Angelegenheit meines unentgeltlich meiner Nachbarin überlassenen Gartens. Schon, indem ich ihn ihr überließ. Dann, indem ich nicht mal meine Vorsichtsmaßnahmen traf. Immer meine Art, den Kopf woanders zu haben als bei dem, was mich beschäftigen sollte. Dieses Weibsbild interpretiert unsere Abmachungen mißbräuchlich, streitet am nächsten Tag ab, was sie am Tag vorher gesagt hat, und hat ein Vorhängeschloß an ihren Zaun angebracht, als sei sie bei sich zu Hause. Es fehlt nur noch, daß der Richter ihr über die Anträge Recht gibt.
Nun schon die dritte Woche, daß die Versendung der Umbruchseiten meines zweiten Buches der Theaterchronik unterbrochen ist. Eine Frage des Transports.

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**
An Alma Mahler-Werfel
Liebste Alma,
nach längerer Pause breche ich wieder einmal Dein Schweigen, und erlaube mir die höfl. Anfrage: warum?
Ich weiß *nichts* von Euch, außer was ich von Lester weiß, der seinerseits nichts weiß außer was er von Arlts, die ihrerseits nichts außer Eurer Erkältung. Das ist zu wenig. (In direkten, etwa mietstelefonischen Kontakt mit A's zu treten hindert mich das hochrot beschämte Schweigen, mit dem ich auf die unausbleibliche Frage: was ich denn von Euch höre? reagieren müßte.)
Ich hoffe sehr, daß Eure Erkältung wirklich nichts weiter ist als eine solche, oder besser: nichts weiter war. Und ich hoffe, daß auch alle sonstigen Unerfreulichkeiten sich applaniert haben – so daß, kurzum,

der Absendung eines Briefs an mich nichts im Wege steht als die (allerdings hinderlich wirkende) Tatsache, daß Du ihn nicht schreibst.
In dennoch ungebrochener Treue F. T.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Mittagessen mit R. Lovat Dickson im Pastoria am Leicester Square; diskutierten Methoden, die Kinder nach Hause zu bringen. Er sagte mir, daß Charles Morgans Junge Roger mit einem britischen Boot nach Hause gekommen sei, ganz alleine, kurz nach seinem 15. Geburtstag letzten Juli; er ist jetzt zurück in Eton. Weder er noch Charles sahen (hin oder zurück) ein Zeichen eines Flugzeugs oder Unterseeboots. Trotzdem sagte ich Rache, daß ich meinen einzigen Jungen nicht dem Zufall eines U-Boot-Manövers überlassen werde. Wir diskutierten auch meinen Roman und seine Hoffnung, ihn bald in die Hände zu bekommen. Weiter, meistens zu Fuß, zur Knightsbridge, und Tee mit Baroness von Reitzenstein, einer deutschen Exilautorin, im Rembrandt Hotel, mit der mich Corder Catchpool bekanntmachte und an der Gollancz interessiert ist. Sie hat einen Sohn hier und eine Tochter in Deutschland zurückgelassen, der sie eine Reihe von literarischen «Briefen» geschrieben hat, denen von «H. with H.» nicht unähnlich. Ich versprach, eine Einleitung dafür zu schreiben, sollte dies der Publikation förderlich sein.

Pavese, Cesare 1908–1950 **Rom**
Das Problem ist nicht die Härte des Schicksals, denn all das, was man mit genügend Kraft wünscht, erhält man. Das Problem ist vielmehr, daß das, was man erhält, Ekel erregt. Und daher darf es nie geschehen, daß man mit dem Schicksal hadert, sondern mit dem eigenen Wunsch.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Ich spreche mit dem Duce über drei Themen: Albanien. Die Lage ist derart, daß ich die Absetzung Jacomonis für nötig halte. Während einer gewissen Zeit hat er sich sehr gut bewährt, aber jetzt ist seine Politik überholt, man braucht einen Mann, der mit Autorität sprechen und Gewalt anwenden kann. Ich schlage Guzzoni oder Pariani vor, zwei Generäle, die das Land kennen und Sympathie genießen. Mussolini hat sich vorbehalten, darüber nachzudenken und seine Entscheidungen zu treffen.
Cavallero. Seine Absetzung hat die Deutschen alarmiert. Er war ja ihr Sklave. Jetzt fürchten sie, daß sich mit ihm auch das System ändert. Ich

habe Bismarck Versicherungen abgegeben, aber ich halte es für nützlich, daß der Duce darüber an Hitler schreibt.
Tunis. Silimbani erklärt sich krank und will nicht nach Tunis zurück. Unnötig, ihn zu treiben. Er hat schon schlechte Figur genug gemacht. Statt seiner werde ich Bombieri schicken, der schon viele Jahre Generalkonsul war.
Unterredung mit Missiroli. Er informiert mich über die Urteile, die hervorragende Leute aus früheren Regierungen über die heutige Lage abgeben.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Gestern wurde uns wieder der Strom abgeschaltet. Amphoux möchte mir einreden, es geschehe absichtlich, um uns am Abhören der anglo-amerikanischen Nachrichten zu hindern; so daß wir am Abend, als es nach einem düsteren Abendessen bei Kerzenlicht wieder rechtzeitig Strom gibt, um die Viertel-nach-neun-Sendung abzuhören, auf irgendwelche gewaltigen Nachrichten gefaßt sind. Doch nein; man hört nur vom Zusammentreffen Churchills mit Inönü in Ankara, das Gerüchte schon am Morgen gemeldet hatten.
Mit großer Freude höre ich die Freundesstimme Julien Greens in der Radiobotschaft aus Amerika. Es folgt die übliche Aufzählung von Kriegsvorbereitungen, die Anzahl der neuen vom Stapel gelaufenen Schiffe, ihre Tonnage, die schon bald erdrückende Überlegenheit der amerikanischen Flotte und der amerikanischen Waffen über diejenigen der Achsenmächte …
Demnach müßten sie sich eigentlich beim geringsten Rückschlag schämen; und der Sieg wäre ein Triumph der Überzahl und der Materialüberlegenheit. Die Amerikaner, hört man immer wieder, entschlössen sich erst bei einer sicheren Übermacht von zehn zu eins zum Kampf. Das ist wahrlich kein Grund zum Stolz; und manche Leute, die doch den Zusammenbruch der Achsenmächte von ganzem Herzen herbeisehnen, klagen über diese Großtuerei. Zwar geht die materielle Macht von der einen Hand in die andere über; aber sie soll wiederum, von neuem über die menschlichen Werte triumphieren; wieder soll sie sich durchsetzen. Das kann nicht anders sein, wird man einwenden, und nur eins sei wichtig: daß diese Macht dem Geist diene … Dem Geist werde es in diesem Fall wohl tun, sich auf der Seite der materiellen Interessen zu befinden. Ich fürchte, daß in jedem Fall, und was auch kommen wird, der Geist schließlich der große Verlierer bei diesem ganzen Geschäft bleibt.

Radio London spricht von zwei durch den vorgestrigen Bombenangriff im Hafen von Tunis versenkten Schiffen und von in Brand gesetzten Docks. In Wirklichkeit ist kein Schiff getroffen worden, und dieses unwirksame Bombardement hat lediglich einen alten unbenützten Schuppen angezündet. Andererseits keine Erwähnung der zehn auf der Reede von Bizerta gesunkenen Schiffe oder der Zerstörung von Flugzeugen in El Aouina. Wie soll man da nicht skeptisch werden gegenüber all dem übrigen, was sie einem erzählen?
Ich habe Johnsons *Rasselas* fertiggelesen, für das das Interesse schnell nachläßt und sich lange vor dem Ende erschöpft. In dem Band, einem Schülerpreis, der das Werk enthält (1847 in London herausgegeben) folgen dann *Bélisaire* von Marmontel und *Paul et Virginie*, ohne daß auch nur einer der beiden Autoren erwähnt würde, ja, sogar ohne den Hinweis, daß diese beiden Werke aus dem Französischen übersetzt sind.
Ich bewunderte in *Dieu*:
Sur la biche aux yeux bleus, le léopard s'allonge. [Auf der blauäugigen Hirschkuh läßt sich der Leopard nieder.]
Die «blauen Augen» der Hirschkuh! … Welche Kühnheit! dachte ich. Aber nun entdecke ich hier in *L'Art d'être grand-père*: «… die Antilope mit den blauen Pupillen.» Ich frage mich, ob Hugo nicht ganz einfach schlecht beobachtet hat, was ich allerdings nur ungern gelten lasse; denn ohne ein genauer Beobachter im naturalistischen Sinn des Wortes zu sein, wird er, sobald seine Aufmerksamkeit erwacht und der Viosionär dem Zeitzeugen das Feld überläßt, zu einem unvergleichlich aufmerksamen Betrachter.
Ich möchte eher glauben, daß er das Wort «blau» so verwendet wie Baudelaire in *La Chevelure*: mit seinen «blauen Haaren», und ich gebe zu, daß das dunkle Auge der Hirsche einen vagen azurblauen Widerschein hat; außerdem ruft dieses Wort «blau» Vorstellungen von Sanftheit und Reinheit hervor, die gut zum Opfer passen.
Manchmal glaube ich es nicht mehr aushalten zu können, morgens und abends bei den Mahlzeiten neben einem verstockten Jungen zu sitzen, dem nichts anderes wichtig zu sein scheint, als seine Verachtung zur Schau zu stellen. Dann sage ich mir, daß man es nur für eine Auswirkung seiner angeborenen Flegelhaftigkeit ansehen darf und daß ich verrückt bin, mir das zu Herzen gehen zu lassen.

Ribbentrop, Joachim von 1893–1946 **Sonderzug**

Telegramm an die Botschaft in Ankara
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Für Botschafter persönlich.

Ich frage mich, ob Ihre Beurteilung der englisch-türkischen Besprechungen auf der Konferenz in Adana ganz richtig ist. – Erstens ist hier aufgefallen, daß man Sie über die Tatsache dieses Zusammentreffens vorher in keiner Weise informiert hat. Zweitens fällt auf, daß das Communiqué von einer Konsolidierung der allgemeinen defensiven Sicherheit der Türkei spricht. Dies kann sich nur gegen uns richten, obwohl wir ja nicht die Absicht haben, die Türkei anzugreifen. Drittens ist die Tatsache der Besprechung der türkischen und englischen Militärs immerhin bemerkenswert. Es ist kaum anzunehmen, daß man nur über schönes Wetter gesprochen hat.

Was die Befürchtungen der Türken vor den Russen anbetrifft, so nehme ich an, daß Churchill darauf hinwies, man werde bei erster Gelegenheit, zum Beispiel nach Öffnung des Mittelmeers für die englische Schiffahrt, auf dem Balkan eine neue Front errichten. Die Anwesenheit englischer und amerikanischer Truppen auf dem Balkan im Zusammenhang mit den späteren Plänen für eine Donauföderation seien auch für die Türkei eine Garantie gegen ein Vordringen der Russen auf den Balkan und an die Meerengen. Auch ich glaube, daß über Durchtransporte durch die Türkei nicht gesprochen wurde, und halte es ebenfalls für richtig, daß die Türkei an dem Abkommen über die Meerengen von Montreux zur Zeit festhält.

In diesem Zusammenhang ist es von Interesse, daß der italienische Botschafter [de Peppo] berichtet hat, der Generalsekretär des türkischen Außenministeriums [Berker] habe fremden Diplomaten zur Konferenz von Adana gesagt, daß die türkische Neutralitätspolitik «in keinem wesentlichen Punkt» geändert würde. Ferner habe er gesagt, daß, falls sich die Lage der Achsenmächte in Tunis verschlechtere und es sich herausstelle, daß die Achse auf die Dauer dort keinen Widerstand leisten könnte, man berücksichtigen müsse, daß für die Türkei eine sehr schwierige Lage entstehen würde, da dann der Druck der Engländer und Amerikaner eine konkretere und für die Türkei nicht unbedenkliche Form annehmen werde.

Zusammenfassend gebe ich meiner Auffassung dahin Ausdruck, daß ich glaube, daß die Türkei ihre Neutralität bei diesen Besprechungen gewahrt hat. Die weitere Haltung der Türkei wird sich aber ausschließlich nach der künftigen Entwicklung der Kriegsoperationen richten. Entscheidend hierfür ist die militärische Lage in der Ukraine und in Tunis. Haben wir auf diesen beiden Kriegsschauplätzen in absehbarer Zeit Erfolge, so wird die Türkei in ihrer Neutralitätspolitik verharren; sollte dagegen, sei es in Südrußland, sei es in Afrika, ein ernster Rückschlag für die Achse eintreten, wird die Türkei sich den Engländern und Amerikanern anschließen, um durch die Anwesenheit englischer und amerikanischer Truppen an den Meerengen zu versuchen, der dann drohenden Forderung der Russen nach Stützpunkten an den Meerengen zu begegnen.

Ihre Auffassung, daß die Türkei durch nichts, also auch selbst nicht im Falle einer Verschlechterung der Lage der Achse, von ihrer Neutralitätspolitik abzubringen ist, kann ich nicht teilen.

Im übrigen bin ich aber der festen Überzeugung, daß sowohl in Afrika als auch in Rußland die Kriegslage in absehbarer Zeit wieder ganz anders aussehen wird als heute. Dann allerdings wird die Türkei in ihrer Neutralität beharren.

Ich bitte um Ihre Stellungnahme zu diesen Gedankengängen und bitte Sie, die Situation nach allen Richtungen hin weiter scharf zu beobachten und mir zu berichten. Ribbentrop

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Tripolis**

Tripolis. 1900 km. Wir verabschiedeten uns in der Botschaft um 8.30 Uhr, fuhren zum Flughafen und stiegen um 9.45 Uhr auf. Herrliches Flugwetter. Nach dem Lunch nahm ich auf dem Sitz des zweiten Piloten Platz. Wir waren in diesem Augenblick gerade über El Alamein, und ich konnte auf die verschiedenen Schlachtfelder hinunterblicken: Buerat und dann Misurata, von wo aus wir Begleitschutz durch einige Jäger erhielten.

Bis dahin waren wir über endlose Wüste geflogen. Jetzt kamen wir über die Gebiete, in denen Mussolini zu kolonisieren begonnen hatte: Siedlungen mit kleinen weißen Häusern, Brunnen und Palmen. Um 16.30 Uhr landeten wir schließlich auf dem Flughafen Castel Benito bei Tripolis, wo wir von Monty [Montgomery] und Alex empfangen wurden. Wir fuhren in Montys Lager, und dort gab er PM und mir einen ausführlichen Lagebericht. Er ließ dann das ganze HQ antreten, und PM hielt durch Lautsprecher eine Rede. Danach weitere Besprechungen mit Monty und Abendessen in seinem Kasino; es ist noch das gleiche Zelt, in dem wir mit ihm vor der Schlacht von El Alamein speisten. Jetzt habe ich mich in einen Wohnwagen zurückgezogen. Es ist infernalisch kalt, darum werde ich rasch ins Bett gehen, um warm zu werden.

Ein wunderbares Gefühl, wieder bei der 8. Armee und bei Monty zu sein. In den wenigen Monaten hat sich die gesamte Kriegslage in Nordafrika gewandelt.

Lord Moran 1882–1977 **Tripolis**

Auf dem Luftwege nach Tripolis. Die militärische Lage hier ist problematisch. Der Empire-Generalstabschef, der mir gegenübersitzt, ist jedoch – in heiterer Gelassenheit – an nichts anderem interessiert als an Lansborough Thomsons Buch über die Vogelwanderung, in das er vertieft ist, seitdem wir in Kairo aufgestiegen sind. Der PM nahm die Zigarre aus dem Mund, um seinen Sohn Randolph zu ermahnen, das Rauchen aufzugeben. Die Stimme würde heiser davon, er müsse jeden Morgen eine Stunde husten, und für einen Politiker sei die Stimme ein wichtiges Instrument; er schade seiner Karierre durch diese elenden Zigaretten. Das Flugzeug war voller Lärm; die beiden stritten geräuschvoll, aber ich schlief trotzdem in meinem Sessel ein.

Als wir in Castel Benito landeten, stürzte eine Menge khakifarbener Figuren, die am Rande des Flugfeldes gewartet hatten, herbei, um den PM zu begrüßen, der in seiner Kommodore-Uniform aus der Maschine stieg, auf Monty zuging und dessen Hand in seine beiden Hände nahm. Die 8. Armee hatte sich erst vor knapp vierzehn Tagen bis hierher durchgekämpft.

Jetzt, als er auf einem von Eukalyptusbäumen umgebenen Rasenplatz zu den Soldaten sprach, war der Premierminister ganz in seinem Element. So etwas macht keiner so gut wie er.

Mehrere Meilen außerhalb der Stadt, ein wenig abseits der Hauptstraße, standen drei Wohnwagen – wie Zigeunerwagen auf der Heide. Einer ist für den PM, der zweite für Alex, und der dritte für mich. Stabschef[s] wohnen nicht mehr so komfortabel wie im Ersten Weltkrieg, als sie Schlösser in Frankreich zur Verfügung hatten. Das ist weniger eine Folge der Luftangriffe als der Demokratie. Sie wollen den Soldaten zeigen, daß ihre Führer nicht in Luxus leben, während die Truppe allen möglichen Entbehrungen ausgesetzt ist.

Haig [Douglas Haig, Feldmarschall u. Oberbefehlshaber des britischen Expeditionskorps im Ersten Weltkrieg] wäre entsetzt von dieser modernen, ausgeklügelten Art, Demokratie zu treiben, worin Monty ein Meister ist und die anderen eifrige Schüler sind. Alex' Wohnwagen besteht aus nur einem Raum, mit Bett, Tisch, Stuhl und einem Waschgestell.

Wolfgang H. **Afrika**

Nun liege ich hier in unserm Zelt. Grade haben wir uns lange über Kleiderfragen als Zivilist unterhalten. Der Wind rüttelt an unsern Zeltbahnen, und ab und zu geht ein anständiger Guß runter. Vorhin kam ein arabischer Apfelsinenverkäufer in unsere Stellung (Kilo 1 Mark). Wir kaufen fast jeden Tag welche, denn in 14 Tagen soll die Zeit um sein. Ab und zu gibt es Wein, denn der Kaffee schmeckt immer wie Spülwasser durch den Salzgehalt des Wassers und reizt nicht zum Trinken. Öfter können wir uns auch Eier kaufen, die wir uns dann mittags in Olivenöl braten. Abends, mit Einbruch der Dunkelheit kommt dann ein Wagen mit warmem Essen in Kanistern vor. Und anschließend sitzen wir noch etwas bei Kerzenlicht und lesen oder unterhalten uns. Morgens stehen wir oft erst um 8 oder 9 auf, wenn die Sonne auf unser Zelt scheint. So läßt sich der Stellungskrieg ganz gut aushalten.

Meine Verwundung an der Hand hat in den ersten Tagen etwas geeitert, jetzt hab ich seit gestern nur noch ein Pflaster um. Unser General, der hier das Eichenlaub erhielt, soll gestern gefallen sein. Auch von Stalingrad hört man nichts Angenehmes. Der Russe ist eben unheimlich stark, und ich sehe da auch sobald noch kein Ende. Der riesige Raum ist sein größter Vorteil. Ergeben tut er sich nicht, und uns bleibt nur übrig, ihn zu vernichten, bei großen eigenen Opfern oder von ihm überrannt zu werden. So hab ich mich auch mit 2–3 Jahren Krieg abgefunden. Entweder es trifft uns dabei, oder wir kommen als gereifte Männer mit «allerhand dran» wieder zurück. Und dann wird der Staat unser Fortkommen schon erleichtern, und nach friedlicher Arbeit sehnt man sich dann auch.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Nach Londoner Darstellung hat Berlin heute den Schlußstrich unter Stalingrad mit den Worten gezogen: *In stolzer Bescheidenheit melden wir, daß wir von dort keine Nachricht mehr empfangen.*

In stolzer Bescheidenheit! [...]

Eden hat im Unterhaus auf Anfragen über die französischen Probleme in Nordafrika geantwortet. Er wies die Zumutung zurück, die dortigen Behörden von den französischen Faschisten zu säubern; in die Verwaltung französischer Gebiete habe man sich nicht einzumischen. Militärisch leisteten die Franzosen ihren vollen Beitrag, worauf allein es jetzt ankomme. Er nahm billigend Bezug auf Girauds Erklärungen an die Presse. Jeder Franzose, gleichviel wie er politisch eingestellt war oder

ist, soll mitmachen dürfen beim Kampf gegen die Achse. Die britische Regierung tue alles, um die Uneinigkeit unter Franzosen überbrücken zu helfen. Ein Anfang sei gemacht durch die Verhandlungen zwischen Giraud und de Gaulle. Es sei selbstverständlich, daß die britische Regierung ein Wort für de Gaulle einlegte, der größte Verdienste um die Sache der Verbündeten habe. Zwischen England und den USA bestünden keine verschiedenen Meinungen. Es sei jetzt abzuwarten, wie sich die Verständigung Giraud – de Gaulle entwickle.

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV **Berlin**
Gestapo-Berichte
Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse Nr. 1
Sabotage
Von der Stapoleitstelle Düsseldorf wurde der Arbeiter Michael Schillings festgenommen, weil er für die Wehrmacht bestimmte Eisenblöcke vorsätzlich mit falschen Bohrungen versah. Hierdurch wurde der weitere Bearbeitungsgang falsch geleitet und für die Wiederherstellung eine Mehrarbeit von 4½ Tagen notwendig. Schillings will die Tat ausgeführt haben, um einen höheren Akkordlohn zu erzielen.
Die Stapoleitstelle Münster nahm den in der Kabelabteilung des Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerkes als Löter beschäftigten Arbeiter Johann Kipker wegen Sabotageverdachts fest und führte ihn dem Richter vor. K. hat durch schlechtes Verlöten der Kabelenden die Haltbarkeit der wertvollen Fernleitungskabel gefährdet.

Knochen, Helmut *1910 **Paris**
An das Reichssicherheitshauptamt Berlin
Geheim!
Betr.: Behandlung der Juden im neubesetzten Gebiet
Das Auswärtige Amt hat durch Telegramm vom 31. 1. 1943 die Deutsche Botschaft in Paris angewiesen, die zuständigen deutschen Militärstellen in Frankreich zu veranlassen, daß bei Verhandlungen mit dem italienischen Oberbefehlshaber in Südfrankreich über die Abschiebung der Juden aus dem neubesetzten Küstengebiet in innerfranzösische Départements zum Ausdruck gebracht würde, daß weitgehendste Zusammenarbeit aus sicherheitspolizeilichen Gründen unbedingt erforderlich sei. Das Interesse auf Sicherstellung des Küstenschutzes in den südfranzösischen Küstendépartements sei gegenseitig und könne nur durch sofortige gleichlaufende Maßnahmen gewährleistet werden. Wir seien bisher von der Annahme ausgegangen, daß die ersten Anordnungen des italienischen Oberkommandos vom 4. 12. 1942, die eine Internierung der Juden in den Küstendépartements vorsahen, durchgeführt würden. Zu unserer Überraschung hätten wir von Vichy-Regierung erfahren, daß die italienische Waffenstillstandskommission mit Schreiben vom 30. 12. 1942 bei der Vichy-Regierung Einspruch gegen den Erlaß des Präfekten des Départements Alpes-Maritimes eingelegt habe. Die Deutsche Botschaft in Rom habe die Weisung erhalten, in diesem Sinne bei der italienischen Regierung vorstellig zu werden. Die Deutsche Botschaft in Paris soll über den Verlauf der in Frankreich geführten Verhandlungen berichten. Das Ergebnis des deutschen Schrittes in Rom wird vom Auswärtigen Amt der Deutschen Botschaft in Paris mitgeteilt werden.
Ich gebe hiervon Kenntnis und bitte gleichzeitig den Oberbefehlshaber West um Einleitung entsprechender Verhandlungen mit dem italienischen Oberbefehlshaber in Südfrankreich.
Über das Ergebnis werde ich berichten.

Knochen, Helmut *1910 **Paris**
An den Oberbefehlshaber West, Paris, Hotel Majestic
Anfang Dezember 1942 ist die französische Regierung aufgefordert worden, alle Juden in den Grenz- und Küstendépartements des neubesetzten Frankreich, die den Abtransportbedingungen entsprechen, zu internieren, um sie später zum Zwecke des Abtransportes nach dem Osten zur Verfügung zu stellen. Juden französischer Staatsangehörigkeit sowie Juden mit der Staatsangehörigkeit verbündeter, befreundeter oder neutraler Staaten sollten in 4 Aufnahmedépartements im Innern Frankreichs zusammengefaßt werden.
Die französische Regierung hat entsprechende Anweisungen an die betroffenen Regionalpräfekten und Präfekten erteilt. Außerdem hat die französische Regierung von sich aus die Kennzeichnung der Identitätskarten und Lebensmittelmarken für Juden angeordnet.
Gegen die Maßnahmen der französischen Regierung, die als Hauptgrund die Sicherung der deutschen und italienischen Truppen in den Küstendépartements hatten, haben der Kommandant der IV. italienischen Armee, die italienische Waffenstillstandskommission sowie schließlich die italienische Regierung selbst Stellung genommen. Der Kommandant der IV. Armee hat den zuständigen französischen Stellen mitgeteilt, die italienische Regierung gestatte nicht, daß Personen, die sich einer anti-italienischen oder anti-deutschen Propaganda hingeben könnten, ihrer Aufsicht entzogen würden.

Die italienische Regierung hat dem Präsidenten Laval eine Note überreicht, in der sie erklärt hat, daß sie keine Einwendungen gegen die Maßnahmen der französischen Regierung im neubesetzten Gebiet mache, soweit sie Juden französischer Staatsangehörigkeit betreffen würden. Sie wende sich aber gegen jede Maßnahme gegen Juden ausländischer Staatsangehörigkeit. Dadurch tritt die italienische Regierung nicht nur für die Juden italienischer Staatsangehörigkeit, sondern auch gleichzeitig für sämtliche andere ausländischen Juden ein.
Ich wäre daher dankbar, wenn dem italienischen Oberbefehlshaber in Südfrankreich die Abschiebung der Juden aus den Grenz- und Küstendépartements in innerfranzösische Départements nochmals dringend nahegelegt würde und dabei zum Ausdruck gebracht werden könnte, daß im Interesse einer weitgehendsten Zusammenarbeit auch aus sicherheitspolizeilichen Gründen derartige Maßnahmen notwendig sind.
Hinzu kommt, daß die für ganz Europa angeordnete Endlösung der Judenfrage durch das Verhalten der italienischen Stellen im gesamten Frankreich erheblich gehemmt worden ist. Ein derartiger Zustand ist auf die Dauer untragbar, insbesondere kann nicht geduldet werden, daß die vom abwehrmäßigen und sicherheitspolizeilichen Standpunkt aus besonders gefährlichen Juden mehr und mehr aus dem von deutschen Truppen besetzten Gebiet Frankreichs in das von Italien besetzte Gebiet flüchten, um von dort aus ihre Tätigkeit fortzusetzen.
Über die von dort unternommenen Schritte bitte ich, mich unterrichten zu wollen.

Berg, Mary *1924 **Vittel**

Heute bekamen wir zum ersten Mal Pakete des Amerikanischen Roten Kreuzes – Serie Nummer 8. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, als sie das Paket öffnete, und jeder von uns bewunderte die Sorgfalt, mit der unbekannte amerikanische Hände alles eingepackt hatten. Jedes kleine Teil strahlte menschliche Wärme aus. Wir alle spürten, daß die Menschen, die uns diese Dinge gesandt hatten, mit den hungernden Menschen in Europa Mitleid hatten.
Lucia G., das hübsche, siebzehn Jahre alte Mädchen, das mit uns im Pawiak gewesen war, nahm an dem Festmahl teil, das wir nach dem Öffnen der Pakete hielten. In jedem fanden wir eine Dose Kondensmilch, Margarine, Corned Beef, Zucker, Kekse, Schokolade, Kakao, Kaffee, Brausepulver, getrocknete Pflaumen, zwei Päckchen Zigaretten, ein Paket Tabak, Instant-Suppe. Wir legten alle diese Sachen auf den Tisch und tanzten vor lauter Freude um ihn herum. Dann bereiteten wir

unser Festmahl zu. Und die ganze Zeit dachten wir darüber nach, wie wir etwas von diesen Dingen nach Warschau schicken könnten.

Hartnagel, Elisabeth *1920 **(München)**

An einem Abend ging Hans [Scholl] mit Alex Schmorell weg, «in die Frauenklinik», wie sie sagten. Kurz darauf erschien Willi Graf in der Wohnung. Als ich ihm sagte, die beiden seien zur Frauenklinik, lachte er und bemerkte, die würden ohne ihn nicht dorthin gehen. Sophie machte mir an diesem Abend einen nervösen Eindruck. Wir machten einen Spaziergang im Englischen Garten. Sophie sagte, man müsse etwas tun, zum Beispiel Maueranschriften machen.
«Ich habe einen Bleistift in der Tasche», sagte ich.
Sophie: «Mit Teerfarben muß man sowas machen.»
Ich: «Das ist aber wahnsinnig gefährlich.»
Sophie, ablenkend: «Die Nacht ist des Freien Freund.»
Als wir in der Wohnung zurück waren, rief Hans an und bat: «Besorgt eine Flasche Wein. Ich habe noch 50 RM in der Tasche gefunden.» Im Hause wohnte ein Schwarzhändler, bei dem man für besondere Gelegenheiten mal eine Flasche Wein erstand, zum Preis von 20 RM.
Hans, Alex und Willi Graf kamen kurz darauf in gelöster Stimmung in die Wohnung, und wir verbrachten noch einen gemütlichen Abend.

Klotz, Helmut 1894–1943 **Berlin-Plötzensee**

Liebe, liebe Mutter, der ewige Gott hat es anders bestimmt, als wir alle es bis zuletzt hofften und von ihm erbaten. Er weiß, warum Er mich heißt, diesen Weg zu gehen; wir aber *werden* es wissen. Und wir beugen uns in Demut, ja, in Dankbarkeit vor Ihm, denn Sein Weg wird auch für uns der beste sein.
Ich gehe Dir und Maria und allen unseren Lieben voran in die Ewigkeit. Ich werde beten für Dich und Maria und Euch alle, ich werde die Stätte, die uns wieder vereinigen wird, vorbereiten.
Was soll ich Dir sagen in dieser letzten irdischen Stunde? Es kann nur Dank sein; Dank für alles, was Du mir je gabst, Dank vor allem für den Glauben, den Du Deinem kleinen Jungen einst ins Herz legtest und den der Mann in schweren Kämpfen wieder hob und zur Vollendung zu führen redlich bemüht war.
Und nun zum letzten Male, Gott segne Dich und behüte Dich. Ich küsse Deine treuen Mutterhände.
In ewiger Dankbarkeit, in tiefem Glauben, sage ich Dir lebe wohl, und werde ich Dir dereinst entgegenrufen: Gott zum Gruße! Helmut.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Aufstehen! Bewegung! Die Stubendienste laufen zwischen den Bettreihen. In der Hand haben sie kurze Stöcke. Vorläufig werden diese gegen die Holzpritschen geschlagen. Eine Art Gong. Waschen! Wir gehen zwei Blocks weiter. Dort gibt es einen Wasserhahn im Freien. Es kommt kein Wasser. Vielleicht eingefroren. Wir gehen in den Block zurück. Es gibt schwarze Brühe. Sonst gar nichts. Dann heißt es zum Appell antreten. Wie gestern abend. Der Temperaturunterschied zwischen Block und Feld ist groß. Besonders morgens spüren wir ihn stark. Frieren wir – und wir frieren oft – umarmen wir uns und reiben uns gegenseitig unsere Rücken mit den Händen. Wir reiben uns warm und müde. Wir stellen uns in Fünferreihen auf. Stehen und warten. Eine Stunde. Der Blockälteste kommt heraus. Die Stubendienste, die uns auf Vordermann und Seitenrichtung brachten, bilden die erste Fünferreihe. Eine Art Prominenz. Für ein Stückchen Brot versehen sie diesen Dienst. Ein Stückchen Brot bedeutet viel in Birkenau. Brot ist das häufigste Wort in unseren Gesprächen, wenn jemand Brot sagt, hören sofort alle gespannt zu. Wir warten auf Brot seit dem Aufstehen. Vielleicht werden wir schon bald arbeiten, dann gibt es mehr.

Der Blockführer kommt. Stillgestanden! Block 18 angetreten mit soundsoviel Häftlingen, meldet der Blockälteste. Seine Meldung ist zackig und knapp. Diesen Ton muß man sich merken. Alle «alten» sprechen hier so. Uniform, ja, die Uniform wird es sein. Sei es nur die Uniform eines Häftlings. Eines Häftlings mit grünem Winkel. Noch leben alle. Die Rechnung stimmt. Rührt Euch!

Bis Mittag stehen wir draußen. Dann gibt es Rübensuppe. Wir haben Blechtöpfe, die einen dreiviertel Liter fassen. Nachmittags bekommen wir Leinenstreifen, Nadeln und Zwirn. Wir schreiben unsere Häftlingsnummern darauf. Davor zeichnen wir einen Davidstern. Jetzt sind wir fertig numeriert. Auf der Haut und auf der Jacke. Der Nachmittag ist ruhig. Der Wasserhahn funktioniert. Es gibt Wasser zum Waschen. Nur zum Waschen. Wir trinken trotzdem. Wir waschen nur das Gesicht und die Hände. Handtuch gibt es nicht.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30 aufgestanden
10–13 gearbeitet
14 Essen

17–18.30 Bei General Zeiz[!]ler
19.30 Abendessen mit Lammers, Steiner
Vortrag Bender

Telefongespräche

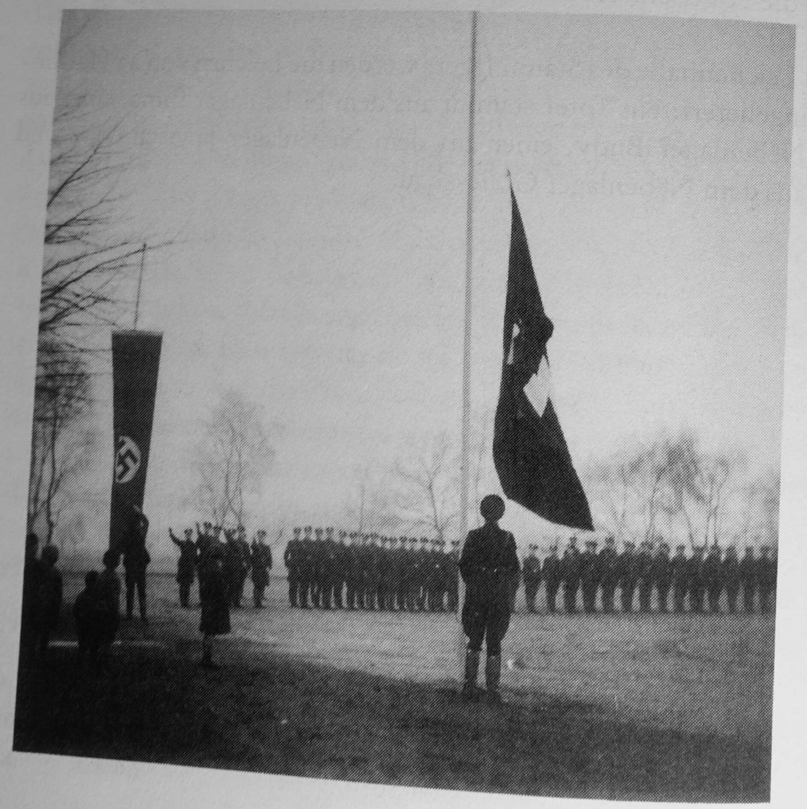
11 SS Stbf. Baumert, Berlin – Verteilung der Gänse Geb.Tag von Neurath
? Staatssekretär Ganzenmüller [?] Berlin – Besprechung mit Schellenberg ...
? SS Hstf. Pfeiffer, Wolfsschanze – Lügenmeldungen der Russen über Stalingrad

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

In den Bunker von Block 11 werden fünf Häftlinge aus dem Vermessungskommando eingeliefert. [...] Sie werden im Bunker gefangengesetzt, weil ein SS-Posten berichtet hat, sie träfen sich bei Vermessungsarbeiten in Rajsko mit einer Frau, die ihnen an verabredeten Stellen Pakete mit Lebensmitteln hinterlege. Nach Abschluß der Ermittlungen durch die Politische Abteilung werden sie am 13. Februar 1943 erschossen. [...]

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 43 Häftlingen eingeliefert; ein Toter stammt aus dem Nebenlager Buna, einer aus dem Nebenlager Budy, einer aus dem Nebenlager Jawischowitz und zwei aus dem Nebenlager Golleschau.

Zeitsprung in das Jahr 1937



Zwischentext zum 3. Februar 1943

Schenck, Ernst Günther

Das F.H.Qu. «Wolfsschanze»

In diesem Hauptquartier, in welchem er fast die meiste Zeit des Krieges verbrachte, fühlte Hitler sich wenig wohl. Er äußerte zu seiner Sekretärin, man habe das sumpfigste, mückenreichste und klimatisch ungünstigste Gebiet für ihn herausgesucht, und in ähnlicher Weise angeblich auch im Herbst 1944, «daß der Boden hier am billigsten war, oder vielleicht war es hier schon fiskalisches Gelände, und dann ist das F.H.Q. einfach hier gebaut worden».

Die Gesamtanlage erstreckte sich in westöstlicher Richtung auf etwa 2200 m, in nordsüdlicher auf ca. 1400 m. Eingebettet in diese Fläche waren zwei Sperrkreise; der ostwärts gelegene Sperrkreis I in einer Größe von 600–650 zu 340 m, welcher Hitler und seiner engsten Umgebung vorbehalten war und demnach für viele Monate jeder Jahreszeit dessen Lebensraum bildete, und der etwa 1 km davon nach Westen abgesetzte Sperrkreis II für den Wehrmachtsoperations- und andere Stäbe. Zwischen beiden verlief eine Landstraße und die eingleisige Eisenbahnlinie Rastenburg–Angermünde. Der innerhalb der Gesamtanlage liegende kleine Bahnhof «Görlitz» diente wiederholt zum Empfang von Staatsgästen. Auf einem zusätzlichen Gleis stand getarnt auch der Führersonderzug «Amerika». Sicherungs- und Versorgungsdienste, Wacheinheiten, Flakbatterien usw. waren auf dem weiteren Gelände untergebracht. Etwa 8 km südwestlich am Gut Wilhelmsdorf, außerhalb des F.H.Qu., lag der kleine Flugplatz.

Als Hitler am 23. 6. 1941, wenige Tage nach Beginn des Rußlandfeldzuges in seinem neuen Hauptquartier eintraf, dem er den Namen «Wolfsschanze» gab, fand er in dem ihm vorbehaltenen Sperrkreis I zunächst nur 8–10 einfache Betonbunker vor, die in einem schütteren, nur im Rahmen des unbedingt Erforderlichen ausgeholzten Mischwald gelegen waren. Grüne Tarnnetze, über die Bunker geworfen und zwischen den Bäumen ausgebreitet, oder Bewuchs auf den Bunkern sollten die Anlage gegen den Einblick aus der Luft schützen und nicht als militärische Einrichtung erkennen lassen. Die im Ostteil vom Sperrkreis I gelegene Wiesenfläche war feucht, wie überhaupt das ganze Gebiet an vielen Stellen sumpfig, ja morastig war. Man befand sich praktisch am Seeufer, und wer sich einen Schlüssel zu einer Pforte im Drahtzaun beschaffen konnte, konnte direkt in einem der Seen baden.

Die Wasserversorgung der Gesamtanlage bereitete keine Schwierigkeiten; sie scheint aus Tiefbrunnen erfolgt zu sein, und im Gelände waren Hydranten aufgestellt. Jedoch war die Qualität nicht optimal, wenn auch pathogene Keime nicht nachgewiesen wurden. Auch die Elektrizitätsversorgung führte nicht zu Beanstandungen. Anscheinend waren entsprechende Aggregate in ausreichender Anzahl und Stärke vorhanden. Es gab ständig und überall warmes Wasser; Saunen und Kinos waren in Betrieb.

Das Klima Ostpreußens, das Hitler in allen Jahreszeiten kennenlernen sollte, behagte ihm, der kein Freund von Ebenen und Niederungen war, offenbar nur wenig. Jedoch finden sich von ihm lediglich allgemeine Unmutsäußerungen. Eine sehr unangenehme Beigabe von Bodenbeschaffenheit und sommerlicher Hitze war eine ungeheure, äußerst störende und kaum bekämpfbare Mückenplage. Die sehnsüchtig erwarteten Fliegenklatschen trafen erst Ende Juni 1941 ein. Herr Heinrich Hoffmann jun. berichtet, die Mückenplage sei im Sommer so stark gewesen, daß die Posten vor dem Führerbunker Moskitonetze tragen mußten. Auch sei der gesamte Bereich zur Vernichtung der Ungeziefer-wolken derart stark mit Petroleum besprüht worden, daß der Geruch fast unerträglich war und man ihm an keiner Stelle entgehen konnte.

Auch 1943 und 1944 scheint man der Plage nicht beigekommen zu sein. Auch Hitler muß darunter wegen seiner empfindlichen Haut sehr gelitten haben. Merkwürdigerweise gibt es aber von ihm oder seiner Umgebung keine Äußerungen darüber.

Das F.H.Q. «Wolfsschanze», das Hitler im Juni 1941 bezog, war offensichtlich ein anderes als das, das er im November 1944 verließ. Zählte man zunächst im Sperrkreis I lediglich acht oder zehn eingeschossige, oberirdische, durch eine wenig starke Betondecke geschützte Bunker, so waren es am 20. 11. 1944 zweiunddreißig, von denen fünf Großbunker erst 1944 in der letzten Großbauphase erstellt oder umgerüstet worden waren. Der Hitlersche Bunker, den er erst am 8. 11. bezog und am 20. 11. 1944 für immer verließ, war schließlich mit einer Beton-Kiesschicht von 7 m Dicke ummantelt worden und widerstand jedem nachfolgenden Sprengungsversuch.

Hitler selbst konnte sich den gigantischen Ausbaumaßnahmen und den damit unvermeidlich verbundenen Belästigungen nur zeitweise entziehen, indem er z. B. von Februar bis Juli 1944 auf den Obersalzberg auswich. Aber die Arbeiten waren bei seiner Rückkehr von dort, drei Tage vor dem Attentat am 20. Juli 1944, noch keineswegs abgeschlossen, und er mußte im Gästebunker bis zum 8. November Wohnung nehmen

und auch dort verbleiben, als er gegen Ende September an Gelbsucht erkrankte.

Infolge Fehlens detaillierter Berichte kann man sich nur ein ungefähres Bild von der Gliederung und Einrichtung der Bunker und insbesondere desjenigen von Hitler machen. Erweiterungsbauten, wie z. B. Vorbau von splittersicheren Arbeitsräumen vor dem unter 2 m dicker Betonschicht liegenden eigentlichen und als Schlafraum dienenden fensterlosen Bunker wurden 1942/43 vorgenommen. Jeder Bunker war in mehrere Schlafabteile für je eine bis zwei Personen unterteilt, während die vorgelagerten helleren Arbeitsstuben mehreren Männern zur Verfügung standen.

Hitler wohnte allein in seinem Bunker, jedoch gab es Zimmer für die persönlichen Dienste und einen Raum für Telefonisten. Man betrat den Führerbunker, vor dem ständig zwei Posten standen, durch eine Schleuse und gelangte in einen Gang, an dessen linker Seite sich die Tür zum Arbeitsraum Martin Bormanns öffnete, dem gegenüber rechts Hitlers größeres Arbeitszimmer lag, in welchem anfänglich Lagebesprechungen und Teeabende abgehalten wurden. Weder hiervon, noch vom Privatzimmer Hitlers gibt es Aufnahmen, da gegen ein ungeschriebenes Gebot verstoßen hätte, wenn in diesem privaten Bereich fotografiert worden wäre. So fiel es auch nur wenigen auf, daß Hitlers Schäferhündin Blondi, zunächst im Sonderzug untergebracht, später bei ihm im Bunker lebte. Die Sekretärinnen wohnten im Bunker der Schreibdienste in einiger Entfernung von Hitler.

Die Bunkerabteile waren «klimatisiert», d. h. ständig rotierende Ventilatoren an der Decke sorgten für Frischluft, verursachten aber auch ununterbrochen Zug.

Daß der Aufenthalt in diesen Unterkünften nicht eben angenehm war, soll durch einige Aussagen belegt werden:

Heinrich Hoffmann jun. beschreibt den Bunker 9: «Der Bunker war praktisch lichtlos und bestand aus engen Kammern. Wer längere Zeit dort verweilte, bekam die ‹Bunkerkrankheit›, den ‹Bunkerkoller›, d. h. er schlief lange, war wie benommen und dösig. Da eine kaum regulierbare Belüftung von der Decke her bestand, zog es in den fensterlosen Räumen ununterbrochen, was zur Häufung von Erkältungen und rheumatischen Beschwerden beitrug. Deshalb schlief man in den Vorbauten oder, so möglich, in einem Abteil des abgestellten Führersonderzuges, und der Bunker diente lediglich noch zum Aufenthalt bei Alarmen oder zum Abstellen von wichtigen Gegenständen.»

Dr. Greiner schreibt: «Dazu die feuchtkalten Bunker, in denen wir

nachts zum Gotterbarmen frieren wegen des dauernden starken Rauschens der elektrischen Lüftungsanlage, die scheußliche Zugluft verursacht. Wir schlafen daher unruhig und wachen morgens mit Kopfschmerzen auf; Wäsche und Uniformen sind immer feucht.» Dr. Rolf Makkus nennt das Wohnen im Betonbunker ebenfalls ungesund und anstrengend: «Stets war es kalt und feucht, ununterbrochen liefen Ventilatoren und wirbelten die Luft herum.»

Wie Hitler noch im Oktober 1944 in seinem Bunker wohnte, beschreibt der Architekt Hermann Giesler, der den kranken Hitler im Bunker besuchen durfte und ihn in einer fensterlosen Zelle auf einem einfachen Feldbett liegen sah.

«Über seinem Kopf hing eine bewegliche Lampe, neben dem Bett stand ein Nachttisch und ein niedriges Gestell, vollbepackt mit einem Stapel von Berichten, Meldungen, Lagekarten und Büchern, mitten drinnen ein Telefonapparat. Die weißgrauen Betonwände reflektierten das Licht und strömten Betongeruch aus. Auf einem Stuhl lagen Brille und Bleistifte. An der Decke ein ständig laufender Ventilator. Der Raum verbreitete den Eindruck einer Grabkammer.» Nach anderen Berichten hatte Hitler auch einen Grammophonapparat dort, obgleich er die abendlichen Plattenkonzerte nach der Niederlage von Stalingrad eingestellt hatte.

Von Anfang an war es jedoch der Leibarzt Theo Morell, der Hitler auf die Gesundheitsschädlichkeit der Unterkünfte in «Wolfsschanze» wiederholt energisch und persönlich hinwies.

Als Hitler am 7. 8. 1941 einen Kollaps erlitt, notierte er: «Bunkerluft schlecht schon seit 5–6 Wochen.» Und wenige Tage später fast triumphierend: «Gestern und heute besprochen: zu wenig Sauerstoffaufnahme und zu wenig Sonne, daher wenig Blutfarbstoff und Verringerung der roten Blutkörperchen. Der Bunker feucht und ungesund, Idealtemperatur für Pilzwucherung. Meine Stiefel nach zweitägigem Stehen schimmelig, Kleider klamm im Schlafraum. Anfänglich stärkstes Ausdünsten und Ausschwitzen der Wände. Alle Rheuma bekommen und alle Eckchen wo einmal etwas los war, schmerzhaft. Ich selbst für zwei Tage links Ischias und hauptsächlich Kniegelenk- und Zahnschmerzen allgemeiner Art.»

Die Gesamtanlagen des F.H.Q. «Wolfsschanze» wurden am 21. Januar 1945 gesprengt, nachdem Keitel das Schlüsselwort «Inselsprung» ausgegeben hatte. Die Vorbauten aus Holz und Backstein von Hitlers Riesenbunker wurden zerstört und verbrannten. Die gewaltige Betonanlage widerstand.

Innerhalb des Sperrkreises I herrschte bis zum Zeitpunkt des Attentates am 20. Juli 1944 eine Atmosphäre kameradschaftlich vertrauter Laxheit, der sich auch Hitler persönlich zunächst nicht entzog. Bis zu diesem Tage wurde die allgemeine Kriegslage durchweg noch günstig beurteilt. Hitler selbst bewegte sich bis in das Jahr 1943 ganz ungezwungen in diesem Bezirk, auch wenn später innerhalb des Sperrkreises I mit Sicherungsmaßnahmen für ihn der «Sperrkreis A» und der «Führersperrkreis» abgegrenzt wurden, die nur mit besonderen Ausweisen betreten wurden. Aber er ließ sich z. B. von dem sonst auch für die Allgemeinheit tätigen Friseur Wollenhaupt (Spitzname «Samtbürste»), den er aus dem Hotel Kaiserhof in Berlin in das Führerhauptquartier beordert hatte, bei offener Tür des freilich für alle anderen dann gesperrten «Frisiersalons» die Haare schneiden.

Die Mahlzeiten nahm Hitler mit den Spitzen seiner Umgebung im Kasino I ein, das in unmittelbarer Nähe seines «Urbunkers» gelegen war.

Die Mahlzeiten wurden ihm im Rahmen der allgemeinen Küche bis Mitte 1943 von dem Mitropa-Koch Günther zubereitet.

Über den Ablauf der Abende und Nächte im nächsten Umkreis Hitlers liegen derart viele Einzelberichte vor, daß auf sie nur verwiesen werden kann. Der «Chef» hatte keine festen Arbeitszeiten, und die Tageseinteilung wurde besonders unkoordiniert, als er auch das «Oberkommando» übernommen hatte. Er war ständig müde, konnte aber nicht ins Bett finden. 1941 war Hitler zumeist noch gut gelaunt und voller Humor gewesen. Er hatte Musikabende in seinem Bunker veranstaltet, wobei freilich immer die gleichen Platten aufgelegt wurden.

Aber das änderte sich schnell; bereits die Neujahrsnacht 1941/42 verlief «trostlos». Hitler wurde einsilbig, launenhaft, schwermütig, und es plagten ihn wohl schon Vorahnungen, als er sagte, Rußland käme ihm vor wie das Gespensterschiff in Wagners «Fliegendem Holländer».

Da die Lagebesprechungen stets unregelmäßiger angesetzt wurden und unvorhersehbar lange dauerten, begannen auch die Teeabende, die selten ausfielen, zu den unterschiedlichsten Nachtstunden und dauerten nicht selten bis in den frühen Morgen hinein, was dann zur Folge hatte, daß Hitler fast stets bis in den Mittag hinein schlief.

Am Teekreis nahmen durchweg die gleichen Personen teil, Hitler führte das Gespräch und erging sich in Monologen über immer sich wiederholende Themen, von denen Politik, Kriegs- und Weltereignisse ausgeschlossen waren. So verliefen die Abende und Nächte lau, schleppend, ermüdend für die Zuhörer. Wagte einer von diesen, eigene Ansichten

vorzubringen, so geschah es wohl, daß er nicht wieder geladen wurde. Anregungen und neue Gesprächsstoffe lieferten allenfalls Gäste, denen Hitler sich widmete. Hitlers Hündin und ein kleiner zugelaufener Kater brachten ebenfalls eine gewisse, erheiternde Abwechslung in die furchtbare, zunehmend lähmende Monotonie dieser nächtlichen Unterhaltungen, an deren Aufgabe Hitler niemals gedacht zu haben scheint.

Donnerstag, 4. Februar 1943

Gnade und Treue werden dich nicht lassen.
HERRNHUT SPR. 3,3

Die Gottlosen haben nicht Frieden, spricht mein Gott.
TAGEBUCH QUAATZ JESAJA 57,21

Stalingrad – Fanal unseres Freiheitskampfes
Das ehrenvolle Ende des Heldenkampfes der ruhmreichen Sechsten Armee und ihrer tapferen Verbündeten
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung

Kersten, Felix **Hartzwalde**
Heute hatte ich eine lange Unterhaltung mit SS-General Berger, dem Chef des SS-Hauptamtes. Er wollte gehört haben, daß im Ausland Gerüchte umliefen, Hitler leide an Syphilis und progressiver Paralyse; ob ich etwas derartiges schon bei meinen Auslandsreisen gehört hätte. Ich erwiderte, daß ich darüber ungern spräche, hätte aber schon einmal ähnliches vernommen. Berger sagte, Himmler habe ihm eine Andeutung gemacht, allerdings sehr gut verhüllt. Berger sei aber im Zweifel geblieben, ob das wirklich stimme. Er wüßte nur, daß Hitler eine Gasvergiftung im Ersten Weltkrieg gehabt habe; das stehe fest. Von einer syphilitischen Erkrankung habe er nie etwas erfahren. Gewisse Merkmale, wie außerordentliche Reizbarkeit, könnten dahin gedeutet werden, könnten aber auch anderen Ursprung haben. Berger habe durch den Umgang mit sehr vielen Menschen in seinen Formationen genügend Beobachtungen machen können, wie diese Krankheit sich in den verschiedenen Lebensaltern auswirkte. Keines der typischen Kennzeichen jedoch habe er an Hitler bemerken können. Vielleicht hätte aber die Gasvergiftung eine Krankheit syphilitischer Natur, von Vorfahren

ererbt, ausgelöst. So oder so aber sei es sehr gewagt, nun einfach eine syphilitische Krankheit Hitlers zu behaupten. Ich antwortete: «Und sehr gefährlich! Man spricht besser nicht darüber.» Ich hätte Hitler niemals untersucht, kennte ihn nicht einmal von der Nähe, hätte daher kein Urteil. Berger erwiderte: «Himmlers Andeutung hat mir sehr zu denken gegeben. Ist er einer Zweckmeldung zum Opfer gefallen? Oder trifft es doch zu? Oder . . .?» Berger schloß ernst: «Sie haben recht. Ein gefährliches, von vielen dunklen Fragen umgebenes Thema. Schweigen wir, als ob es nicht besprochen wäre.»

Thöt, Karl **Führerhauptquartier**

Schon um 11.15 Uhr ging's mit Dr. Reynitz wieder zur Aufnahme. In einer kurzen Verhandlungspause, während wir mit dem Führer im Zimmer allein blieben, sprach der Führer uns an. Im Zimmer war es sehr kalt, und in seiner persönlichen Fürsorglichkeit für uns meinte er, wir würden wohl frieren, er werde uns daher eine Heizsonne unter unseren Platz stellen lassen, womit wir wenigstens von unten her warm würden. Er selbst könne die Wärme, wenn er über den Kartentisch gebeugt sei, nicht vertragen, dann bekomme er Kopfschmerzen. Dr. Reynitzs Bemerkung: Wenn die Soldaten draußen Kälte, Schnee und Eis vertragen, werden wir das hier wohl auch aushalten, brachte den Führer darauf, in einer besonders für uns nicht gewohnten Weise uns gegenüber von der Front zu sprechen.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Wieder sind es die Russen, die Aufsehen erregen mit den wichtigen Fortschritten, die sie gleich an vier Stellen erreicht haben. Im Kaukasusgebiet ist die letzte Bahnlinie nach Rostow abgeschnitten. (Man kann auch sagen, die Russen haben Krasnodar links liegen lassen und eilen nach der Küste, wo die Deutschen auf der Halbinsel Taman, gegenüber Kertsch, sich versammeln.) In der Ukraine ist Kupiansk besetzt, das als der Zugang zu Charkow gilt. Die Russen haben auch einen Ort an der Bahn Kursk-Orel erreicht, der nur noch 40 km von Kursk entfernt ist. Schließlich sind sie von Salsk her bis auf 30 km an Rostow herangekommen. Ich habe das Gefühl, daß die Deutschen Rostow nicht mehr halten können und wollen. – In der Barents-See haben die Russen wieder einen 10000 Tonnen Transporter versenkt. [. . .]
In London ist ein radiotelegraphisches Bild angelangt, das Marschall *Woronow* und General *Rokossowski* beim Verhör von Paulus zeigt. Auf dem Tisch liegt eine Zigarettenschachtel.

Die RAF fand bei einem neuen Flug gegen Hamburg viel stärkere Abwehr *(it was as bad as anything in the Ruhr)* und hatte ungünstiges Wetter (elektrische Stürme, −40 Grad Fahrenheit Kälte in der Höhe etc.). Sie verlor 16 Bomber.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [. . .] Es ist immer noch die Frage, ob Generalfeldmarschall Paulus noch lebt oder ob er freiwillig in den Tod gegangen ist. Die Bolschewisten beharren darauf, daß er sich in ihrer Hand befinde, und ich glaube, es besteht kaum ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Meldung. So fest und bestimmt würden selbst die Sowjets das nicht behaupten, wenn sie Paulus nicht tatsächlich in ihren Händen hätten.
Diese Tatsache stellt für das Heer eine schwere moralische Einbuße dar. Man vermag im Augenblick noch nicht zu übersehen, zu welchen Weiterungen in psychologischer Hinsicht das führen wird. Die Sowjets prahlen mit einer Riesenbeute, die sie angeblich in Stalingrad gemacht haben. Es wird ihnen sehr viel in die Hände gefallen sein, aber das meiste haben unsere Soldaten sicherlich rechtzeitig zerstört. Die Meldung von Stalingrad übt im deutschen Volke eine Art von Schockwirkung aus. Man hatte sie zwar erwartet, aber nun, da sie da ist, ist sie doch schmerzlicher, als man zuerst gedacht hatte. Wir müssen jetzt alles tun, das Volk über diese schwere Stunde hinwegzubringen. Ich lasse auch das ganze Rundfunkprogramm umstellen. Der Unterhaltungs- und Sportteil wird gänzlich gestrichen und die Sendefolge ausschließlich auf ernste und klassische Musik eingestellt.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Tagesalarm von 10.10 bis 10.25 Uhr. Gerade während der Redaktionskonferenz. Keiner nimmt Notiz davon, abgebrüht wie wir sind. Tagesangriff viermotoriger Bomber auf das Küstengebiet.

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**

An ihre Tochter in Erlangen
Meine innigstgeliebte!
Wir haben schon wieder Vollalarm, nachdem wir eine ganz wacker durchbumste Kellernacht hatten, in deren Verlauf sowohl Andersens Märchen wie die Süßigkeitsreste reichlich konsumiert wurden. Die Kinder waren aber lieb und vernünftig, und niemand hat sich sehr aufgeregt.

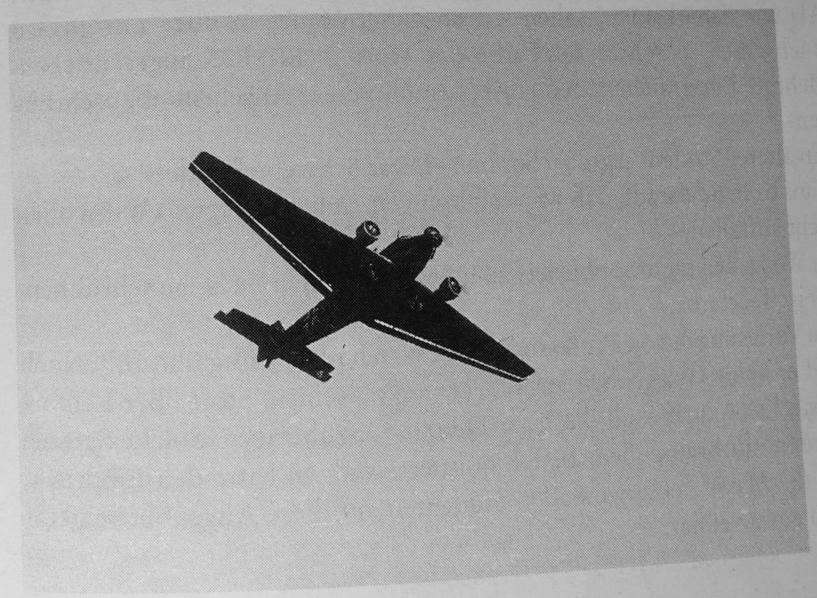
Das Radio ist immer noch weg. Ich entbehre es so seltsam, indem ich immer, wenn ich ohne die Kinder allein in der Wohnung bin, eine merkwürdige Todesangst oder Lebensangst habe, tief im Bauch, drükkend und unaufhörlich – das vertrieb mir sonst die Radio-gesellschaft und -abwechslung. Und nun sind die Vormittage und Abende endlos und voll bangster Leere.
Geliebte, bitte beige oder hellbraune Stopfwolle, wirklich arg nötig!
Ade, meine geliebte große, treue, allerbeste!

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**
Um 11.02 Uhr stehen bei Terschelling etwa 80 feindliche Maschinen auf SO-Kurs. – 12.58 Uhr Alarm! Drei unbekannte Maschinen bei Spiekeroog werden schließlich als eigene Me 110 erkannt. Vorher schießt ein 3,7 cm-Geschütz der F.A.K.-Batterie 8 Schuß auf die deutschen Flugzeuge. Im Hafen von Lemmer gibt der L.A.T. 13 («Margarethe») 277 Schuß auf vier Bristol-Blenheim-Bomber ab.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**
Hauptmann H. Schmude stieg mit seiner Staffel hier vom Platz nach einer Feindmeldung auf. Sie fanden die Bomber zunächst nicht. Erst durch die Sprengwölkchen der Flak kamen sie an den Feindverband; es waren etwa 80 Boings (viermotorige «Fliegende Festungen» B-17 mit je zehn Maschinengewehren bewaffnet) im Anflug auf Bremen. Mit nur acht Jägern griffen sie an und versuchten den Verband zu sprengen. Schmude ist mit brennender Maschine irgendwo im Moor gelandet.
Heute war ein Gedenkgottesdienst für Stalingrad. Die (ev.) Kirche war so voll, wie seit Jahren nicht. Ich war noch vor dem Läuten da und bekam noch gerade einen Platz. Unter den vielen Soldaten sah ich die Offiziere Fründt, Hyronimus, Mattil und Schladoth. – Pastor Iser hat es gut gemacht. Zum Schluß wurde gesungen: »Wenn ich einmal soll scheiden…».

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**
Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda hat nach der Bekanntgabe der Verlautbarung des Oberkommandos der Wehrmacht über das Ende des Heldenkampfes der 6. Armee an der Wolga die Schließung aller Theater, Filmtheater, Varietés und ähnlicher Unterhaltungsstätten ab sofort bis einschließlich Samstag, 6. Febr., angeordnet. Ebenso wird jede öffentliche Veranstaltung künstlerischer oder unterhaltender Art für diese Zeit untersagt.

Hans als Flieger



Ju 52

Graf, Willi 1918–1943 **München**

am vormittag vorlesungen [Darunter auch die Vorlesung von Prof. Huber, die mit der Bemerkung begann: «Wir gedenken heute der Opfer von Stalingrad; die Zeit der Phrasen ist vorbei.»], mittags besucht mich walter ganz kurz. um 16 uhr treffen wir uns: häcker liest den ersten teil aus seinem «schöpfer und schöpfung». über zwei stunden spricht er, ich habe manches besondere verstanden und gehört.
ungemütlich ist das wetter. regen und schnee wechseln sich ab.
kurz bin ich noch in der siegfriedstraße, lese ein wenig.

Kastner, Walter *1917 **(München)**

München, Anfang Februar 1943, durch die Ludwigstraße – Willi [Graf] und ich. Wir reden nicht viel, da werde ich plötzlich von ihm geschubst, unübersehbar an der Hauswand gegenüber mit schwarzer Farbe, groß: Nieder mit Hitler!
Sein Blick verriet mehr als er sagte. Ich brachte kein Wort heraus. Plötzlich war nur noch Angst, wahnsinnige Angst in mir; es war mehr als nur eine Ahnung, daß er nachts auch dabei war.

Hartnagel, Elisabeth *1920 **(München)**

Am nächsten Morgen begleitete ich Sophie [Scholl] und Hans in eine Vorlesung über Leibniz an die Uni. Neben dem Eingang der Universität stand eine große Ansammlung von Studenten und starrte an die Mauer. Als wir näherkamen, sahen wir an dieser Mauer in über 1 m großen Buchstaben in schwarzer Farbe das Wort FREIHEIT angeschrieben. Mehrere Putzfrauen waren emsig bemüht, diese Anschrift abzuschrubben.
Ein älterer Student sagte zu Sophie: «Diese Schweinehunde!»
Hans drängte darauf, daß wir weitergingen, indem er sagte: «Wir wollen nicht auffallen.»
Im Weggehen sagte Sophie leis zu mir: «Da können sie lange schrubben, das ist Teerfarbe.»
Die Vorlesungen von Professor Huber waren regelmäßig überfüllt, auch weil er keine Gelegenheit ausließ, analog zu seinem Stoff über Leibniz versteckte Angriffe auf die Nazi-Diktatur anzubringen. Solche Spitzen wurden mit brausendem Beifall quittiert, und ich hatte den Eindruck, daß die Masse der anwesenden Studenten auf diese Augenblicke geradezu gewartet hat.

Lafrenz, Traute *1919 **(München)**

Am Abend, nachdem Stalingrad aufgegeben war, hatten Sophie [Scholl], Lisl und ich Karten fürs Residenztheater. Die Vorstellung fiel aus. «Zwecks Stalingrad» gab der Portier auf Sophies Fragen zur Antwort – und «zwecks Stalingrad» machten wir dann noch einen kleinen Spaziergang und trennten uns. War es in dieser Nacht, als Hans, Alex und Willi die Universität und die Feldherrnhalle mit den großen weißen Lettern bemalten?
Auch die Begegnung mit Hans [Scholl] am nächsten Morgen ist mir unvergeßlich. Ich ging zur Universität und sah Hans von der anderen Seite mir entgegenkommen. Wieder war es so sonnig und warm. Nichts, kein Seitenblick, kein Umherspähen verriet ihn, mit großen Schritten, ein wenig vornüber geneigt ging er an den sich anstoßenden, hindeutelnden Menschen vorbei – nur ein kleines, fast übermütiges Lächeln lag über den sehr wachen Zügen.
Als wir dann in die Universität hineingingen, vorbei an Scharen von Reinemachefrauen, die mit Eimern und Besen und Bürsten die Schrift von der Steinmauer abkratzen wollten, da verstärkte sich dieses Lächeln – und als dann ein aufgeregter Student auf uns zugelaufen kam: Habt ihr schon gesehen? Da lachte Hans laut heraus und sagte: «Nein, was ist denn?»
Und von dem Moment fing ich an, wahnsinnige Angst um ihn zu haben. War es nicht eine ähnliche übermütige Geste, ein Überfluß, als sie die Flugblätter wenige Wochen später vom 2. Stock herunterflattern ließen? Und gerade darin lag so viel von ihnen, Reichtum, Überfluß und unbestimmtes Lächeln im Momente größter äußerer Gefahr.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

So etwa sah sie aus. Das Gesicht vielleicht etwas frischer. Ich erblickte sie im Restaurant des Deutschen Museums. Reizend paßten ihre Schillerlocken zu dem Gesicht, zu dem bestickten Jäckchen. Vielleicht wars die sog. «Liebe auf den ersten Blick», aber es ist morgen schon vergessen. Ich habe mich mal wieder über mich selbst gewundert.
Gestern fiel Stalingrad. Theater, Kino, Konzerte, alles fiel aus. Ich ging an der Isar entlang dem Maximilianeum zu. Der Park war menschenleer. Von Ferne brauste der Wasserfall. Ich wollte das Gedicht von dem Knaben, der am Wasser steht, endlich zu Papier bringen. Ich überlegte noch einmal den Gedankengang: Der Knabe steht traurig auf einem schmalen Steg. Er erlebt das Wasser traurig, grausam, grausig. Er flieht und schaut dann in einen klaren, stillen Bach. Da erkennt er, besser: er

ahnt: Deine eigene Seele ist es, die die Natur, die Welt belebt. – Doch dieser Gedanke war mir nicht vertraut. Dieser Gedanke war außerdem aus einem Brief Schillers.
Die unendliche Natur sollte ohne Seele sein?
Da fiel mir ein Wort aus dem Faust ein und machte mir neuen Mut: «Die Geisterwelt ist nicht verschlossen! Dein Herz ist zu! Dein Sinn ist tot!»
Der Knabe erkennt nicht, daß er, *seine* Seele alles belebt, sondern daß seine kleine Seele sich in der großen, allumfassenden – göttlichen Seele wiederfindet (von der er selbst ja nur ein winziger Teil ist). So klingen sie zusammen, traurig oder lustig, besonnen oder heiter. Diese große Seele ist – Gott. Und je weiter wir uns von ihr entfernen, desto weniger spüren wir sie, desto tiefer versinken wir.
Gedanken, Reime kamen mir, aber eine innere Unruhe hinderte mich, sie in ein Ganzes einzuordnen. Vielleicht bringe ich diese Gedanken mal in mein Schauspiel «Bernd Fahland».

Rondo accapriccio (Beethoven)
Largetto
Türk. Marsch (Mozart)

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter in Bremen
Geliebte!
Heut nur kurz das Resumé des gestrigen Tages. Mittags also aß ich mit Brenner, der mir ein herrliches Essen nebst extra Kartoffelklößen und Kaffee ohne Widerspruch zu dulden zahlte. Er war sehr nett und kramte dann im Lauf des Essen auch seine Ansichten aus, da man ja überhaupt über nichts anderes mehr, als über Politik spricht.
Mir schien es bis auf zwei Punkte alles Unsinn. Die zwei Punkte sind, erstens daß er meint, England und Amerika würden durch die Türkei sich zwischen uns und Rußland schieben, Churchill wäre neulich in der Türkei gewesen und hätte da Bündnis oder was geschlossen. Ich zweifelte an der Schlagkraft der stets so klungeligen Amerikaner, aber er meinte, die wären eben noch nicht fertig. Wenn sie wirklich was täten, dann gleich richtig mit völlig unwiderstehlichen Massen, dann setzten sie gleich mit 6 Millionen über etc. Und das zweite war, daß er meint, wenn bei uns Chaos losbricht, über dessen Gestalt wir weder einig noch klar waren, dann können und werden innerhalb 24 Stunden die Amerikaner mit ebensolchen Massen Luftlandetruppen in ganz Deutschland landen, und es wird verhältnismäßig ordentlich zugehen. Zumal bei uns oben im Norden ganz sicher. Du solltest nur auch weiter englisch lernen

für die Besatzungsarmee. Diese Idee der aus der Luft fallenden Beschützer finde ich, hat was ganz Beruhigendes. Ich weiß nicht wie weit sich der so oft dokumentierte Haß (wenn unsere Propaganda das richtig berichtet) sich nicht doch bemerkbar machen wird, daß wir also dann bloß Zwangs- und Fronarbeit für die Herren Amerikaner leisten müssen, wozu ich nun auch nicht gerade große Lust habe. Brenner meint, sie könnten uns ja nicht alle umbringen – etliche natürlich.
Was uns in den nächsten Monaten bevorstünde, ahnte niemand, man muß auf alles gefaßt sein, denn wir werden verzweifelte Anstrengungen machen, aber ich glaub ja nicht, daß wir direkt gegen die Russen eine solche Niederlage erleiden werden, daß die das Gebiet zurückerobern und uns zum Frieden zwingen, wie Brenner wohl annimmt. Die Russen würden dann natürlich darauf bestehen, nicht nur Polen etc. sondern auch Teile von Deutschland zu besetzen, aber alles, was er über die Russen sagte, war Quatsch. Er behauptete z. B. 1937 wär von Schmitthenner ein Buch erschienen, das uns die Russen haargenau wie sie wären schon vorgeführt hätte, nämlich als absolut moderne, zivilisierte Nation mit sogar Kulturambitionen, aber darauf hätte niemand gehört.
Anne erzählte, daß es jetzt sogenannte SS-Heime gibt, in die die Mädchen zur Entbindung von unehelichen SS-Kindern gehen können. Die also geworfenen Kinder bleiben dann unter staatlicher Betreuung. Und dann diese Sache mit den Blitzmädeln. Pfarrerstöchter, Theologenbräute etc. wurden irgendwie gezwungen, das zu werden und dann hilflos von den Soldaten vergewaltigt. Die sind da ganz vorn an der Front und können nichts machen und schmeißen lustig Kinderlein. Ach Herze, sind das Zeiten!
Sonst nichts besonderes. Alle redeten von Stalingrad. Geissler gab eine sehr feine Betrachtung über Goethe und die heutige Zeit und Krieg und Vaterländisches etc. Bei Guttenberg mußten wir uns erstmal alle erheben zum Andenken an die Helden. Nur Stroh war wieder zum Brüllen komisch. Wie der Mann sowas vorliest: «Is denn Liebe Ungemach?» kam da vor, worauf die weise Mutter antwortet: «Nein, aber nahe bi.» Wir haben getobt.
Der schürzenjägerische Professor ist doch wohl Herrigel. Ich ärgere mich jetzt bloß darüber, daß ich nicht weiß, was «Schürzenjäger» bedeutet. Weißt Du das?
Meinen Wiese liebe ich ja in der blödsinnigsten Weise. Er gibt uns eine fabelhafte Analyse der tausendfältigen Perspektiven in dem so ungeheuer komplizierten 19. Jahrhundert. Im übrigen ist er über die Maßen komisch, wenn er so über die Straße stelzt, ich überhole ihn morgens

immer. Groß und völlig unbeherrscht, irgendwie in sich windschief und aufs komischste mit seinen verdrehten Augen über die Brille plierend – nicht zu beschreiben. Exemplare sind das! Daneben der tranceabsorbierte Stroh in steten Pumphosen und immer ohne Hut.

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**

Heute wurde ich immatrikuliert. Ohne Feierlichkeit saßen wir im Auditorium Maximum, keine Blumen, keine Fahnen, keine Musik. Nichts umrahmte die Rede seiner «Magnifizenz», des Rektors, er war in feldgrauer Uniform, angetan mit der goldenen Rektoratskette. Nur einige Professoren waren da. Wir wurden verpflichtet, auch der Studentenführer sprach, wir bekamen unsere Immatrikulationsurkunde und konnten gehen.

Dies fand alles in solch schlichtem Rahmen statt, weil noch das furchtbare Ringen der Helden von Stalingrad auf uns lastet. Am 2. 2. fiel die Stadt in russische Hand, nachdem die letzten Patronen verschossen waren. Stalingrad, das Grab von so vielen Tausenden deutscher Soldaten, es verpflichtet uns bis in ferne Zeiten. Und auch so manche russische Mutter mag um ihren Sohn weinen.

Wie wird es der jungen Schwester in Thüringen zu Mute sein, die im Januar mit ihrem in Stalingrad eingeschlossenen Bräutigam ferngetraut wurde?

Von Fritz haben wir vom 18. 1. Nachricht. Er hat sein Tagebuch heimgeschickt. Sonst hat er alles verloren. Ein Stück Kuchen und sein Cognac wurden ihm gestohlen. In den Fingern hat er kein Gefühl mehr. Das Brot müssen sie mit der Axt zerhauen. Wie wird es enden?

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**

Karte gefunden mit Industriegebieten und Städten jenseits des Urals, die vorher nicht bekannt waren. Zwischen Ural und einem größeren Kohlengebiet ostwärts ist in einer Tiefe von mehreren 100 km ein Industriegelände, das schon jahrelang für die Kriegsindustrie arbeitet.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Adelheid zum Nachmittagskaffee bei Frau Dr. Degen; abends einmal gründlich verschiedene Zeitungen gelesen über Stalingrad, den neuen Arbeitseinsatz, die neue Verordnung des Reichswirtschaftsministers über die Schließung von nichtkriegswichtigen Betrieben in Handel, Handwerk u. Gaststätten-Gewerbe zwecks Freimachung von Arbeitskräften, Räumen, Material u. Energie für die Rüstungsindustrie; die

Buben arbeiteten nachmittags tüchtig für die Schule, vorher machten Hermann und Fritz oben das Arbeitszimmer sauber, während Heinzi auf dem Bann arbeitete; ich bekomme jetzt auch niemand zum Reinemachen mehr, nur unsere Wäsche plättet ein Mädel aus der Waschküche in seiner Freizeit gegen eine Vergütung von uns.

Paulsen, Agnes *1901

Mein lieber Julius! **Heide**

Gestern hörten wir im Rundfunk den erschütternden Bericht von dem Ende der Stalingradkämpfer. Solche Nachricht haben wir in den dreieinhalb Kriegsjahren noch nicht gehabt, wir waren durch Erfolge verwöhnt, nun müssen wir auch den bittern Schmerz der Niederlage ertragen lernen. Wie schwer mag dem Führer ums Herz sein, der Kampf ist doch unendlich schwer und war nicht zu vermeiden. Wenn sich nun nur die Kaukasusarmeen retten können, und die Front bald überall wieder zum Stehen kommt, damit das Opfer von Stalingrad seinen Sinn bekommt.

Überall ist die Trauer groß, aber der Widerstandswille ebenso. Kritik kommt uns ja auch nicht zu, ob man später einmal die Zusammenhänge erfahren wird, ist wohl auch noch fraglich. Jedenfalls hat der Russe es nun schon mehrfach verstanden, uns über seine Stärke hinters Licht zu führen, im Sommer waren Knaben und Greise unter den Angreifern, und im Winter kommt er mit seiner Elite heraus. Hoffentlich hat Göring recht, wenn er von der letzten, allerdings gigantischen Kraftanstrengung der Russen spricht. Von Dir habe ich nun seit elf Tagen keine Nachricht. Ich nehme nicht an, daß Du auf Urlaub kommen kannst, wenn es bei Euch auch hoffentlich ruhiger ist. Ich will nur wünschen, daß Du mit Deinem Feldlazarett niemals einen Rückzug durchmachen mußt, das muß doch zu furchtbar sein.

Ob ich nun eine Hilfe bekomme, weiß ich noch nicht. Die Frauenschaft wollte mich ev. auch einsetzen, aber ich kann das nur, wenn ich wirklich eine sehr gute Hilfe hätte. Man möchte ja so gern mitarbeiten, denn Siegen müssen wir doch, und zwar möglichst bald. Sonst wäre es ja besser, wir hätten keine Kinder. Gestern abend war Alarm, ich habe die beiden Kleinen aber liegen lassen, die Flieger waren ziemlich entfernt. Hoffentlich ist Annelore nichts passiert. Am Sonntag ist sie wieder erst um halb zwei Uhr nachts in der Unterkunft gewesen, um 18 Uhr schon fortgefahren.

Nun viele Grüße von den Kindern und Deiner Agnes

Stresau, Hermann 1894–1964 **Göttingen**

In Stalingrad ist's zu Ende. Eine ganze Armee geopfert. Theater, Kinos usw. drei Tage geschlossen. Das Gerede und Geschreibe darum in Zeitungen und amtlichen Stellen widert einen an.
Gestern Nachmittag war Kundgebung und Rede Dr. Ley's im Stadtpark. Wir Amtswalter von der NSV waren (eine Stunde vor Beginn) so bestellt, daß der Saal bereits voll war. Ich ließ mich mit hineinschieben und konnte durch einen anderen Ausgang wieder entwischen. Übrigens war vor dem Stadtpark eine Menge streitbarer Männer in der gelben Uniform zu sehen. Die «kämpfen» in der Heimat . . .

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**

[Notiz] Über die Notwendigkeit für uns, den Krieg gegen Rußland überhaupt zu führen, gehen die Ansichten auch der denkenden Deutschen auseinander. Es gibt die orthodoxe Meinung, der Krieg sei nötig gewesen und im rechten Augenblick eröffnet worden. Andere sagen, er sei eine notwendige logische Folge früherer Entschlüsse, ohne diese zu approbieren. Dritte (Schulenburg) hielten ihn für einen Fehler. Ich selbst kann mich nicht verleugnen, daß ich ihn mündlich für ein Unglück erklärt habe (im Mai in Wien zu H. v. Ribbentrop) und daß ich schließlich davon abriet (später auch gegenüber H. v. R.).
Schulenburg erzählt, der Führer habe nach dem 22. 6. 41 ihm gesagt, am 15. 8. seien wir in Moskau, am 1. 10. 41 aber sei der Russenkrieg zu Ende.

Rübe, Irmgard **Finow/Mark**

An das Oberkommando der Wehrmacht, Berlin, Tirpitzufer
Als Soldatenfrau und geistige Mitkämpferin am großen Ringen, möchte ich der Wehrmacht, zum Angedenken an den großen Heldenmut der Stalingradkämpfer, einige Dankeszeilen einsenden.

Wir Kämpfer von Stalingrad

Unser Blut, das wir für euch vergossen
Unser Leben, das wir euch geweiht –
Sei es nicht vergeblich hier geflossen
In der Völker weit entbranntem Streit;
Will die Zwietracht sich im Innern regen,
Droht von außen euch erneute Schmach,
Dann folgt tapfer so wie wir dem Degen,
Folgt dem Rufe eurer Führer nach!

Den Kämpfern von Stalingrad

Wie sollen wir euch danken, ihr Helden dieser Zeit?
Die ihr euch festen Mutes dem Kriegertod geweiht! –
Dem Heldentod für Ehre, für Heimat, Pflicht und Recht,
Für Weib und Kind und Tugend und künftiges Geschlecht.

Solch treuem Sinn für Freiheit und für der Völker Herd
Fließt manche heiße Träne – wohl solchen Todes wert.

Löscher, Christian **Rahlstedt**

Lieber Herr Ortlepp
Tief erschüttert vernehme ich, daß Ihr lieber Sohn den Heldentod für unser deutsches Vaterland starb. Ich bitte Sie auf diesem Wege mein herzlichstes Beileid entgegenzunehmen. Ich weiß, daß Worte Sie und Ihre Gattin nicht über den so herben Verlust hinwegtrösten können. Möge die Zeit den Schmerz lindern, den Ihnen das Schicksal durch den schweren Verlust zugefügt hat.
Heil Hitler!
Ihr sehr ergebener Christian Löscher

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Noch einmal wird die VI. Armee genannt, die toten Helden von Stalingrad.
Darauf Funkstille, Schließung der Kinos und Theater. Aber der russische Vormarsch geht weiter, auf Rostow, auf Charkow. Draußen sind Wintergewitter und Regenstürme, das paßt so gut dazu.

Die schwarzen Dohlen riefen,
bang, finster war die Zeit.
Die guten Geister schliefen.
Hilf Retter! Bist du weit?

Rühr an die Nachtigallen,
weck sie aus Schlaf und Traum,
laß unsre Fesseln fallen,
dem Licht gib wieder Raum.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die deutsche Presse fährt fort, das Heldenopfer der Männer von Stalingrad als die große Verpflichtung für die deutsche Nation herauszustellen und damit der Stimme des Volkes Ausdruck zu

geben. Sie wird dabei eine zuversichtliche Sprache führen und das Siegesvertrauen des deutschen Volkes kraftvoll zur Geltung bringen.

2. Tagesparole: Die Hoffnungen Beaverbrooks auf eine Bolschewisierung Europas sind in Zusammenhang mit den kürzlich veröffentlichten Presseerklärungen zum gleichen Thema als der Gipfelpunkt britischer Geistesverwirrung und Verantwortungslosigkeit gegenüber der europäischen Kulturwelt hervorzuheben. Die europäischen Völker werden Herrn Beaverbrook und seinen Wünschen die richtige Antwort nicht schuldig bleiben.
Dazu Fischer: Diese Polemik ist mit aller denkbaren Schärfe und unter Heranziehung des besten, auch historischen Materials (alte Bemühungen der Russen auf Beherrschung Europas) zu bearbeiten.

3. Fischer: Aus Budapest wird gemeldet, die Winterschlacht in Rußland sei nun auf dem Höhepunkt oder beinahe schon überwunden. Solche Betrachtungen nicht übernehmen.

4. Nach einer Nachricht soll die russische Armee jetzt zivilisiert werden; es sei ein neues Reglement über das Benehmen der Soldaten und Offiziere herausgegeben worden. Nicht übernehmen.

5. Die Berliner Morgenpresse erhält eine Meldung des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars, nach der die Nachtlokale und Bars als nicht kriegswichtig bezeichnet werden und mit sofortiger Wirkung geschlossen werden. Kommentare hierzu sollten niemanden vor den Kopf stoßen und sagen, daß es den einzelnen Inhaber sicher schwer treffe, daß aber jetzt wichtigere Aufgaben zu lösen seien, und daß nach dem Kriege die Eröffnung der Lokale selbstverständlich wieder vorgenommen werde.

6. AA von Stumm: Zitate aus der schweizerischen und schwedischen Presse, die vernünftige Äußerungen zur Lage im Osten brächten, sollten n i c h t gebracht werden, denn die schweizerische und schwedische Presse habe noch viel zu tun, um zitierungswürdig zu werden.

9. Zu Beginn der Pressekonferenz sprach Stabsleiter Sündermann: Aus dem Rückschlag von Stalingrad müsse eine neue Kraft geboren werden. Das deutsche Volk und die Presse hätten allen Anlaß zur Zuversicht. Was an Kräften entwickelt werde, die in absehbarer Zeit uns besondere militärische Stärke verleihen würden, das berechtige zu besten Hoffnungen. Wir würden so stark werden wie noch niemals ein Land in Europa war. Dieser Ton könne und müsse in der Presse durchklingen.

Mehr könne aber nicht gesagt werden, um das Volk weiter zur Anspannung aller Energien anzuhalten. Durch solche bewußte Mitführung des deutschen Volkes auch in die ernsten Ergebnisse und Ereignisse mache die Führung das Volk krisenfest. Das sei jetzt geschehen und müsse weiter geschehen. Aber darüber dürfe nicht versäumt werden, dem Volke Zuversicht und Vertrauen einzuflößen. Es müsse wieder herausgeführt werden aus dem Zustand des Betrachtens und Rückschauens. Es sei bemerkenswert, wie sehr sich in solchen wichtigen Augenblicken wie dem jetzigen das Gewicht der Presse in voller Bedeutung zeige. Die Presse sei eben der entscheidende und wichtigste Führungsfaktor in diesem Kriege.
Wenn es heute Leute in der Welt gebe, die meinten, das Deutsche Reich sei schwach geworden, so irrten sie sich. Er freue sich bereits auf den Tag, so sagte Herr Sündermann, an dem Deutschland beweisen werde, daß es seine alte Kraft und noch mehr besitze. Diese Chance müsse auch das deutsche Volk ständig erkennen.

Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung **Berlin**

Abschrift!

Sofort!
Besuch deutscher Volksschulen durch fremdvölkische Kinder.
Verschiedene Berichte und Anfragen wegen des Besuchs deutscher Volksschulen durch Kinder fremdvölkischer Arbeitskräfte im Reich veranlassen mich im Einvernehmen mit dem RMdI und dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD folgendes anzuordnen:
Der Einsatz geschlossener Ausländerfamilien im Reich ist an sich unerwünscht. Jedoch erfordert neben der Landwirtschaft, für die der Familieneinsatz unter der Voraussetzung, daß alle Familienangehörigen arbeitsfähig sind, zugelassen ist, die Deckung des Bedarfs an Arbeitskräften auch in anderen Wirtschaftszweigen, Ausnahmen hinsichtlich des Einsatzes von Familien mit nicht arbeitsfähigen Kindern zuzulassen. Da außerdem Familien mit nichtarbeitsfähigen Kindern oder mit inzwischen schulpflichtig gewordenen Kindern ins Reich hereingekommen sind und eine Abschiebung dieser Familien nur unter Berücksichtigung der Arbeitseinsatzlage nach Prüfung des Einzelfalles erfolgt, wird laufend mit dem Vorhandensein einer gewissen Anzahl von jüngeren Kindern ausländischer Arbeitskräfte im Reich zu rechnen sein.
Soweit diese Kinder ausländischer Arbeiter im schulpflichtigen Alter und nicht selber im Arbeitseinsatz stehen, sind sie zum Besuch deut-

scher Volksschulen zuzulassen. Für die Kinder aus Familien germanischer Abstammung, d. h. aus stammesgleichen, dem deutschen Volke abstammungsmäßig verwandten Familien (Flamen, Dänen, Niederländer, Norweger, Schweden, Finnen und – soweit sie stammesgleich sind – Wallonen) gilt das ohne Einschränkung.
Die nicht stammesgleichen fremdvölkischen Kinder sind im Gegensatz zu den stammesgleichen Kindern getrennt von den deutschen Kindern zu setzen. Sofern sie bei den dringenden Arbeiten (Erntehilfe u. a.) eingesetzt werden können, sind sie großzügig vom Unterricht zu befreien.
Wenn in größeren Städten eine größere Anzahl von nicht stammesgleichen Kindern im schulpflichtigen Alter vorhanden sein sollte, sind diese in Sonderklassen unterzubringen. In einem verkürzten Unterricht sind diese Kinder gegebenenfalls durch Laienhelfer in die Grundbegriffe der deutschen Sprache und des Rechnens einzuführen.
Bei den im schulpflichtigen Alter stehenden Kindern der im Reich ansässigen Ukrainer, Weißruthenen, Litauer, Esten und Tschechen ist sinngemäß zu verfahren. Für die unterrichtliche Betreuung der tschechischen Kinder im Sudetengau gelten weiterhin besondere Anordnungen.
Die hier vorgesehene Regelung gilt bis auf weiteres nicht für die Kinder *polnischer* Zivilarbeiter und der «Ostarbeiter». Doch bleibt mein Runderlaß vom 5. Juli 1941 – E II a 4052 (b) – hierdurch unberührt.
Es ist darauf zu achten, daß eine Zulassung fremdvölkischer Kinder in keinem Falle eine Beeinträchtigung der Unterrichtserfolge deutscher Kinder zur Folge hat.
Ich ersuche, über die hiernach getroffenen Maßnahmen und Ihre Erfahrungen zum 1. Oktober 1943 zu berichten. Die in dieser Frage vorgelegten Einzelberichte sehe ich als erledigt an.
Dieser Runderlaß ist nicht zu veröffentlichen.
gez. Unterschrift

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. Lesebuch S. 235 ff.
3. Latein: e Dekl. rep.
4. Griechisch St. 18 1–4 ext.
5. Multipl. bezogener Zahlen
6. Froschlurche

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

Das Einzig Gute dieses Jahres ist die andauernde Milde des Wetters. Der Sturm ist schon wieder Vergangenheit.
Der entsetzliche Zustand, in den Europa geworfen ist (wir!) – manchmal kommt ein gnädiges Vergessen über uns (gestern ist das von den Russen neu eroberte Stalingrad für uns gefallen, mit dem Verlust der 6. Armee – durch Leipzig geht *ein* Weinen, meldete gestern Frau M. von ihrer Tochter aus L.) – sind mir nicht allerlei gute Dinge geschehen? Der anerkennende Brief von Martin Kessel, der Besuch von F. Podszus, der verehrende Brief Hans Jürgensens, der schön den «Grünen Gott» rühmende von Hermann Held, und heute meldet mir L[ambert] Schneider, daß mir 600 Mk von den 2000 Exemplaren der 1. Auflage des «Grünen Gottes» geschickt werden.
Die Franzosen, so meldete Rosemarie H., nehmen die Luftangriffe hin, weil sie – von den Engländern kommen. Die Hamb. Ztg. meldet ein Zusammentreffen zwischen Churchill und dem türk. Ministerpräsidenten. Vorige Nacht sind die Flieger in Hbg. gewesen – wir waren abends nach 9 Uhr im Keller, nicht lange, es geschah hier nichts. Es sollen 28 abgeschossen sein.
Ich las gestern mit Gewinn E. Dowden über Donnes Poetry, dann über Goethes und Schillers Friendship. Abds noch in Remy de Gourmonts «Promenades Philosophiques» den 1. Aufsatz. Fand heute Nm. Schönes in Ulrichs Büchern oben: A. Tschechows Humoresken, ein Ph. O. Rungebuch, ein Goetheliederbuch.
Gab heute einen Eichendorffhausaufsatz der Kl. 7 auf; einige sind freilich zu unbegabt, vor allem G.; sonst aber wecke ich sicher Interesse, sie melden mir vom Kieler Theater (J.), wollen Kleist lesen (V.) u. Ibsen (weil im Film «Stützen der Gesellschaft», K.).

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Vormittags sitzen wir wegen Alarm eine Stunde im Keller. Die Kinder singen ... Immer noch will die Hoffnung auf Nachricht von Enno nicht erlöschen. Wenn ich mittags nach Hause gehe und die Briefträgerin sehe, sie mich aber schweigend grüßt, oder wenn ich in die Haustür trete und Agnes mir nicht entgegenruft, dann weiß ich aber schon, daß nichts da ist ...

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Die Meldung vom Ende des Kampfes in Stalingrad hat im ganzen Volke noch einmal eine tiefe Erschütterung ausgelöst. Die Reden am 30. 1. und

die Führerproklamation sind diesem Ereignis gegenüber in den Hintergrund getreten und spielen in den ernsten Gesprächen der Volksgenossen eine geringere Rolle, als eine Reihe von Fragen, die an die Vorgänge in Stalingrad geknüpft werden. In erster Linie ist es die Höhe der Blutopfer, nach denen die Bevölkerung fragt. Die Vermutungen bewegen sich in Höhe von 60000 bis 300000 Mann. Man rechnet damit, daß der größte Teil der Kämpfer in Stalingrad gefallen ist. Bezüglich der in russische Gefangenschaft geratenen Truppen schwankt man zwischen zwei Auffassungen. Die Einen erklären, die Gefangenschaft sei schlimmer als der Tod, weil die Bolschewisten die lebend in ihre Hände geratenen Soldaten unmenschlich behandeln würden. Andere wiederum meinen, es sei doch ein Glück, daß nicht alle gefallen seien, so sei doch noch Hoffnung, daß später einmal ein Teil von ihnen in die Heimat zurückkehre. Besonders die Angehörigen der Stalingradkämpfer leiden sehr unter diesem Zwiespalt und der sich daraus ergebenden Ungewißheit. Im Einzelnen bewegt die Volksgenossen, ob die Bedrohung Stalingrads seinerzeit nicht rechtzeitig erkannt worden sei. Die Luftaufklärung habe doch den Aufmarsch der gegen Stalingrad eingesetzten russischen Armeen feststellen müssen. Auch die Frage, aus welchen Gründen die Stadt nicht geräumt worden ist, solange es noch Zeit war, wird erörtert. [...]

Der dritte Punkt, um den die Gespräche der Volksgenossen z. Zt. kreisen, ist die Bedeutung des Kampfes um Stalingrad im gesamten Kriegsverlauf. Allgemein ist die Überzeugung vorhanden, daß Stalingrad ein Wendepunkt des Krieges bedeute. Während die kämpferischen Naturen Stalingrad als Verpflichtung zum letzten Einsatz aller Kräfte an der Front und in der Heimat empfinden, von diesem Einsatz aber auch den Sieg erhoffen, sind die labileren Volksgenossen geneigt, im Fall von Stalingrad den Anfang vom Ende zu sehen. Manche Volksgenossen, die tiefere Einblicke haben, sprechen ziemlich ungehemmt über die Schwierigkeiten und tragen durch ihre bedenkenvollen Äußerungen dazu bei, andere Volksgenossen mit ihrem Pessimismus anzustecken. Aus verschiedenen Reichsteilen wird berichtet, daß Volksgenossen, die in diesen Tagen aus beruflichen Gründen in Berlin waren, in den dortigen Behörden und Dienststellen teilweise eine ausgesprochen kopfhängerische Stimmung festgestellt hätten.

Eine Lübeckerin *1926 **Lübeck**

Gleichgültig darf uns heute nichts sein, auch nicht das, was wir nicht wissen. Wie leicht kommt man heute in Versuchung, etwas resigniert

hinzunehmen. Aber das ist dann schon das Schlimmste. Und wir wollen doch nicht wieder werden, wie es leider nach dem 14/18er Krieg geschah.

Wie fürchterlich drückte uns schon jede Nachricht aus Stalingrad – und heute die Gewißheit: Der Kampf in Stalingrad beendet. Man mag nicht darüber nachdenken, man ist schon zu empfindlich gegen all dies. Aber dennoch! Morgen beginnt wieder ein neuer Tag, und wir dürfen nicht die Zeit vertrauern und verjammern. Sollten wir hinter unseren Soldaten zurückstehen? Statt daß wir es als Symbol nehmen, als ein: Nun erst recht!, fangen wir schon an, wankelmütig zu werden.

Aber wir Frauen sehen ja doch immer einen Krieg mit anderen Augen an. Wir sind zu sehr mit dem Herzen dabei. Mehr als gut wäre. Wenn das Herz sonst nicht fehlen darf: Der Krieg hat seine eigenen Gesetze.

Eine Familie **Berlin**

Lieber Hans!

Einen schweren Luftangriff der Engländer haben wir hinter uns, er soll der Schwerste gewesen sein. Unter anderem sind 3 Krankenhäuser, 4 Kirchen, Altersheim getroffen. Im ganzen sollen es 1000 Brandstellen gewesen sein. Die Hedwigskirche ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Der Westhafen soll heute noch brennen.

Alle Juden sind vorige Woche gleich von den Fabriken abgeholt worden und abtransportiert worden. Voll Vertrauen sehen wir nun auf die Ostfront. Möge Gott den Soldaten die Kraft geben, daß die Front gehalten wird. Ich glaub sonst wären wir wohl alle verloren, wenn diese Horden in unsere Heimat eindringen würden. Wir denken ja alle das in diesem Jahr die Entscheidung fallen wird.

Viele herzliche Grüße sendet Dir Mariechen, Albert, Horstel, Fredi und Hans

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**

Name: Josef Isr. B.
Geboren den 25. 3. 78 in Stuttgart
gestorben den 4. 2. 43
Abholung von Polizeigefängnis Alexanderstr. 10
Ehefrau: Rosa B., geb. B. (arisch)
Arzt: Polizeigefängnis
Todesursache: Herzschwäche

Raegener, Ate **Berlin**
An Grete Turner
Liebe Grete!
In den letzten Tagen waren unsere Gedanken sehr, sehr viel bei Euch. Ich weiß, daß Euer Jürgen sich auch unter den Stalingrad-Kämpfern befand. Wie unendlich schwer wird es Dir immer noch sein, Jürgen dort gewußt zu haben und nichts über sein Schicksal erfahren zu können. Wie Dir geht es unendlich vielen Müttern! Möge ein gütiges Schicksal Euren Jürgen vor dem Schlimmsten bewahrt haben u. möge er sich doch noch unter den Überlebenden befinden.
Dieser Krieg ist hart u. seine ganze Härte lastet viel mehr auf den Angehörigen von Soldaten als auf diesen selbst. Vieles was den Eltern oder Frauen schlaflose Nächte bereitet, wird von den Soldaten als Selbstverständlichkeit betrachtet, mag es auch noch so schwer sein. Ich selbst habe in dieser Hinsicht ja auch so mancherlei erfahren können.
Nachdem ich Anfang Januar die Nachamputation durchmachen mußte, bin ich seit einigen Tagen zu Hause. Leider bin ich durch die Liegerei und das ewige Drum und Dran doch wieder ziemlich heruntergekommen u. schwach geworden. Mit viel Mühe mache ich nun wieder meine recht kümmerlichen Gehversuche. Ich bekomme nun demnächst eine Prothese u. hoffe, daß dann alles etwas besser werden wird.
Mitte März will ich mit Lily vielleicht für einige Wochen zur Erholung reisen, evtl. nach Norditalien. Anschließend melde ich mich dann wieder zum Dienst. Bei der wenig schönen Lage im Osten hat man auch für mich noch Verwendung.
In Stalingrad war auch ein Neffe von mir. Er war Oberleutnant und einziges Kind seiner Eltern. Es gibt wohl überhaupt kaum eine Familie, die dort nicht irgendeinen Verwandten oder Bekannten hatte.
Unser Junge wird nun auch 17 und muß Soldat werden – er kann es kaum erwarten. Mit vielen Grüßen, Dein Ate Raegener

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses
Mutter: Josetta, Elisabeth von, Ehefrau, geb. 27. 4. 04 zu L.
Säugling: männlich, Gew. 4000 gr, Länge 54 cm, Kopfumfg. 35 cm, Entl. Gew. 5550 gr
Verlauf: Sectio caesarea, 23.30 Beginn der Operation, unterer Mittelschnitt. Eröffnung des Peritoneums durch Querschnitt, die Muskulatur wird längs durchschnitten, das Kind am Fuß extrahiert, schreit sofort. Gleichzeitige Amputation des Uterus, Vernähung des Uterus und der Bauchdecke.

VI. Partus. Hohes Fieber, Eiweiß, Trombose in beiden Beinen, [...], ging am 10. 2. 43 nach Hause.

Clodius, Carl August 1897–1947
Fernschreiben an die Gesandtschaft in Bukarest **Berlin**
I. Verhandlungen mit rumänischer Delegation heute abgeschlossen. Text Vereinbarungen folgt mit Kurier. Gebe nachstehend kurzen Überblick über wichtigste Verhandlungsergebnisse:
1. Warenverkehr geregelt bis 30. September 1943. Deutsche Warenlieferungen umfassen insgesamt Wert von 1 Milliarde Reichsmark, davon etwa 500 Millionen Reichsmark auf Kredit für Kriegsgerät und kriegswirtschaftlich wichtige Waren. Eisenkontingent von 520000 t im einzelnen aufgeteilt auf eisenschaffende und eisenverarbeitende Industrie. Landmaschinenlieferungen in erheblichem Maße zugesagt, davon 70% über Incoop, 30% über freien Handel.
2. Rumänische Gegenlieferungen von landwirtschaftlichen Erzeugnissen in einigermaßen befriedigendem Umfang, falls Lieferungen wirklich erfolgen. Zusage für Getreidelieferungen haben Rumänen bis zum Schluß abgelehnt. Wir haben Vorbehalt gemacht, daß besondere Abmachungen für Transnistrien in Kraft bleiben.
3. Wir haben uns einverstanden erklärt, 27prozentige Erhöhung Mineralölpreises anzuerkennen gegen gleichzeitige Erhöhung Kriegsgerätepreises um 27%, wobei wir jedoch zur Erleichterung Mineralöllieferungen auf Bezahlung dieser 27% verzichten. Erhöhung Kriegsgerätepreises um 27% wird jedoch bei Berechnung Gleichgewichts im Ölpakt nicht in Abzug gebracht. [...]
5. Frage Getreidefirmen und Ausfuhrangaben konnte wegen fehlender Vollmachten der rumänischen Delegation auch diesmal wieder nicht geregelt werden.
6. In Durchführung im Hauptquartier vereinbarten Ölprogramms wurde als erste Etappe Vereinbarung über Durchführung von Umstellung von Heizöl auf Kohle getroffen, die im Jahr 1943 zusätzliche Lieferung von 200000 t ergibt. Ferner wurden Vereinbarungen über Lieferungen von Bohrgerät zur Steigerung der Produktion getroffen. Diese Lieferungen ermöglichen nach deutscher Auffassung Aufhaltung des Rückgangs der Produktion, nach rumänischer Auffassung sogar Steigerung der Produktion um 250000 t. Es wurde festgestellt, daß weitere Einsparung auf anderen Wegen erzielt werden muß. [...]
Rumänische Erklärung, Wehrmachtfinanzierung würde nicht aufgenommen werden, ehe Gesandtschaft erneut Bestätigung über Absen-

dung Goldes gäbe, ist unberechtigt. Die Form, in der sie vorgebracht wurde, ist nach dem dortigen Drahtbericht geradezu beleidigend.

Weisenborn, Günther 1902–1969 **Berlin, U-Gefängnis, Prinz-Albrecht-Str. 8**

An Joy Weisenborn

Mein Herzensjoyken, min Söting!

Zum ersten Mal seit sechs Wochen darf ich Dir wieder schreiben und freu mich schon seit Tagen drauf. Deine herrlichen, tapferen Briefe haben mir über manch schwere Stunde weggeholfen. Sie sind wunderbar, so frisch und herzenswarm, ich werde sie mein Leben lang in Ehren halten. Als ich Dich jetzt gesehn habe, hat mir den ganzen Tag beim Schreiben die Hand gezittert, vor lauter inniger Liebe. Wieviel Kummer und Sehnsucht hast Du Dir an Deinem Schuh kaputtgelaufen, meine kleine, tapfere, unwiderrufliche Schicksalsfrau. Hoffentlich geht es Dir in Charl. besser, und hoffentlich bist Du nicht mehr so blaß. Ich möchte Dich am liebsten in ein großes Tuch wickeln, Dich auf den Arm nehmen und weit weg tragen, wo Sonne und Frieden ist und ich Dich ungeheuer verwöhnen kann. Wenn sich jemals bewiesen hat, daß wir zwei «stimmen», dann in dieser harten Zeit. Wie auch die Würfel fallen mögen, mein einziges Seelchen, denk dran, daß ich nie jemand inniger geliebt habe als Dich und auch nie jemand mehr lieben werde. Was war das alles für ein Durcheinander von Gefühlen früher bei mir. Und jetzt hab ich durch Dich erst die tiefe Treue, die innerlichste Ehe gelernt und bin jetzt erst glücklich. Das danke ich Dir, mein Joyken.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir freikommen, obwohl ich auf meinen Brief an den Oberreg.rat noch keine Antwort bekommen habe. Stell Dir vor, wir könnten wieder zusammenarbeiten, ich könnte Dir früh wieder diktieren, Tee steht auf dem Tisch, und abends gibt es Tootsrollen zu essen. Ach, es kommt bestimmt wieder, sei getrost! Es ist eine Zeitfrage. Bis dahin müssen wir eben Tage hamstern, wir haben schon ganz schön gehamstert, über 120 Tage. Wenn eines Tages alles überstanden ist, macht man einen Strich drunter und fängt neu an. Aber was auch geschieht, wir gehören auf Tod und Verderben zusammen, und nichts soll uns trennen. Sei tapfer, Geliebte, ganz tapfer, ja? Und ganz ruhig, ja? Wir haben soviel Schönes gehabt, und wir werden bestimmt noch viel Schönes erleben. Darauf freu ich mich jetzt schon. Und Du auch, nicht wahr? So, jetzt leg ich meine Hand auf Deine Augen. Ganz leise, mach sie zu, ja? So, so, so … Du bist so lieb und so rührend, daß Du mich immer wieder glücklich machst. Mein Herz macht einen tiefen Knicks vor Dir. Liebe, liebe, liebe …

Laß es Dir gut gehn, beweg Dich viel und sei ganz ruhig und stark. Du hast soviel innere Kraft! Und spiel ein paar Partien, daß Du mich bald matt setzen kannst. Von Vater kam ein Brief und von Erika Lebensmittel. Denk an unsre «Brücke» von 18 bis 18.15 Uhr, ja?

Und nun in Fröhlichkeit … immer Dein Pitt

[am Rand] Weißt Du noch: Obergurgl?

Lied vom 4. 2. 1943

Du bist nicht da, ich bin allein,
und sprach seit Monden nicht ein Wort.
Kein Vögelchen pfeift hier am Ort,
und doch ist es kein Einsamsein.
Was auch geschieht, wir lieben uns.
Ich sing dein Lied, wir lieben uns für alle Zeit!

Ich hab' solang dich nicht gesehn
und nicht dein blasses Angesicht.
Auch, wo es ist, ich weiß es nicht,
Doch, wo es ist, da ist es schön!
Was auch geschieht, wir lieben uns.
Ich sing dein Lied, wir lieben uns für alle Zeit!

Die Anemonen blühn auch hier,
und in der Zelle ist oft Mai.
Bist du auch fern und nicht dabei:
Hier ist ein Kuß, den schick ich dir!
Was auch geschieht, wir lieben uns.
Ich sing dein Lied, wir lieben uns in Ewigkeit!

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!

Im letzten Brief schrieb ich von den evtl. Urlaubsaussichten. Es ist nichts daraus geworden. Der General hat geantwortet, für solche Transporte sind Soldaten nicht da. Die Urlaubsaussichten sind dadurch wieder sehr schlecht. Am besten ist es, man denkt nicht an Urlaub und läßt sich überraschen.

Der neue General wird bei uns auch viel ändern. Überhaupt wird im Frühling in den Kommandanturen aufgeräumt werden. Tatsächlich stecken da eine Menge Soldaten darin, die durch weibliche Kräfte ersetzt werden können. Abwarten Tee trinken. Gestern und heute habe ich ein seltenes Kommando. Eisgewinnung auf der Luga. Du staunst, was bei

Preußens alles gemacht wird. 10 Gefangene hatte ich dazu bekommen. Das Eis ist immerhin schon 40 cm dick. Viel schaffen die Gefangenen gerade nicht. Wenn wir noch ein paar Tage dabei sind, haben wir unseren Sommerbedarf geerntet. Allerdings darf es nicht wärmer werden. In den letzten Tagen hat es tüchtig geschneit. Es ist aber leider Pappschnee. Das Thermometer zeigte heute 0 Grad. Wenn es heute Nacht nicht friert muß ich meine Fabrikation erstmal wieder einstellen. Das Eis ist wohl dick genug, aber nicht mehr so gut.
Was macht ihr Geister denn! Bist Du «krankes Huhn» wieder gesund? Hoffentlich doch. Ilse wird Dich mit allen möglichen und unmöglichen Einfällen überraschen. Es ist gut, daß ihr euern Spaß habt. – Heute Abend ist Schreibabend auf unserer Stube. Gestern haben wir in der Ofenröhre Puffer gebacken. Es hat gut geklappt. Fett, Kartoffeln und Eier sind ja genug vorhanden. Die Puffer schmeckten auch vorzüglich. Es war ein Betrieb wie früher im Landheim.
Lieber Racker, dieses Blatt wär nun voll geschmiert. Also Schluß für heute.
Es grüßt herzlichst Dein Gustav
Grüße Ilse u. Mutter!

Köhler, Gerhard 1916–1944 **auf Transport nach Rußland**

Mein herzensgutes Milein!
Von unterwegs sende ich Dir meine herzlichsten Grüße. Das Abschiednehmen zögerte sich ziemlich lange hin, da der Zug erheblich Verspätung hatte. Im Soldatenheim, zu dem wir immer sehr nette Beziehungen hatten, nahmen wir unsere letzte Abendmahlzeit ein, nachdem ich meine vielen Abschiedsbesuche bei Dienststellen und Kameraden erledigt hatte. Nun sind wir herausgelöst aus einem Arbeitsgebiet, in dem ich viel Interessantes erlebte, und wo man vor allen Dingen durch die Zusammenarbeit mit den verschiedensten Dienststellen einen großen Kreis von Freunden und Kameraden hatte, aus dem zu scheiden immerhin schwer ist.
Jetzt sind wir also auf großer Fahrt. Man kann auf den langen Halten nur immer pünktchenweise schreiben. Hier beginne ich in Fulda. Ich hoffe, daß ich Dich von irgendwo noch einmal anrufen kann. Mit meinem Vater habe ich am Montag aus V. fernmündlich mich unterhalten. Meine Versuche, nach Lindenfels durchzukommen waren leider immer erfolglos. Sonst geht es mir gut. Ich hause alleine in einem 2. Klasse-Abteil, in das ich nachts Pipifax zum Schlafen mit hineinnehme. Sonst sitzen hier der Oberstleutnant und mehrere Kameraden beim Skat beisammen. Ich

habe Skatspielen auf der Bahn gelernt. Vernünftiges kann man doch nicht unternehmen. Den Tag beenden wir immer mit einem Unterhaltungsstündchen, denn bei Kerzenlicht kann man weder lesen noch schreiben.
Sonst ist alles frohester Stimmung.
Nun, mein herzensgutes Milein, begnüge Dich heute mit diesen wenigen Zeilen. Das Signal zum Weiterfahren ist schon gegeben. Gleich wird der Zug wieder anrucken.
Indem ich Dir alles Gute wünsche, grüße ich Dich herzlichst,
stets Dein Gerhard.

Böttger, Hermann *1923

Liebe Mutter! **Sagan**

Ich bin nun so langsam dabei, mich bei diesem neuen Übergangshaufen einzuleben. Wenn nun nichts dazwischenkommt, bekomme ich noch 10 Tage Urlaub, die 6 Tage vom Oktober werden nämlich angerechnet auf dieses Halbjahr. Aber man ist ja so bescheiden geworden, und ich freue mich sehr (das ist gar kein Ausdruck, riesig muß es heißen) auch über bloß 10 Tage.
Gestern bekam ich meinen Farbfilm ersetzt und dank der guten Beziehungen noch einen dazu. Ist das nicht enorm in der heutigen Zeit 72 Farbaufnahmen zu haben?
Sämtliche Rekruten fahren jetzt auf Erholungsurlaub, und dann schleunigst raus! Bei uns wird es ja auch nicht viel anders sein. Von der 4. Kompanie fahren jetzt jeden Tag 16 Mann mit, bis Mitte Februar alles durch ist. – Diese Gerüchte mit Marika Rökk, Magda Schneider, Ilse Werner sind alle nicht wahr. Lediglich die Häuser sind zerstört.
Dein Hermann.

Richard B. *1922 **Ingolstadt**

Heute wieder Eisräumen. Hat aber direkt Spaß gemacht, sich mit Hacke und Schaufel mal richtig austoben können. – Die Prüfungsarbeit für uns Bordfunker habe ich gerade noch mit genügend geschrieben. Das ärgert mich umso mehr, als viele von uns tadellose Noten bekommen haben. Warum sowas, bin ich denn tatsächlich genau so bekloppt wie ein Hilfsschüler? Nein, ich glaube es nicht!
Ach, ich mag darüber gar nicht mehr nachdenken, das Versagen tut doch fast körperlich weh!

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten, Mittelabschnitt**
K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»

Liebe Mutti,
wir haben bis zum Sonntag Spielverbot, der ernsten Lage wegen. Nun sitzen wir hier in einer kleinen russischen Stadt, sind die ganze Nacht gefahren, eine Strecke, die normalerweise 1½ Std. dauert und Elinor geht es immer schlechter. Auch unser Pianist ist sehr krank geworden und muß wahrscheinlich in ein größeres Lazarett in einer nahen Stadt. Unser Zimmer ist eiskalt, und wir haben den ganzen Koffer angezogen, um im Bett wenigstens etwas warm zu werden. Aber heute ziehen wir gottlob um und sollen von der Wehrmacht aus sehr gut und warm untergebracht werden. Ich mache täglich derart viele Eroberungen, daß es mir nicht mehr Spaß macht. Mein lieber Freund in Bobrisk und mein Chef in Minsk genügen mir vollkommen. Gestern Nacht im Bahnhofsgebäude habe ich noch einen Leutnant kennengelernt, der mich heute vormittag schon hier im O.T. Heim anrief und zum Essen einlud. Alles lacht, und ich heiße die Dame, die ihre Männer mit Nummern bezeichnen muß. Leider habe ich im Moment einen sehr schweren Stand in der Truppe. Alle mögen mich gern (besonders mit Margo habe ich mich kolossal angefreundet; sie sagt mir sehr kluge, stille Dinge), aber Lucha schikaniert mich wo er kann. Warum benimmt er sich immer schlimmer? *Ich* tat ihm doch kein Leid. Aber er brüllt mich an und bewacht mich derart, macht mir so viele Vorwürfe über jede Eroberung, daß ich mir wie ein verängstigtes Pensionsmädchen vorkomme. So ist noch nie auf mich aufgepaßt worden, so hat man noch nie an meine Jugend appelliert. Ich weiß doch allein, was ich zu tun, was zu lassen habe, und ich zittere vor jedem Brief, den ich in seiner Gegenwart bekomme. Er ist sehr häßlich und gemein zu mir, und gestern Nacht war ich daran, an Minsk zu schreiben und unseren O.T. Chef, meinen Freund, zu bitten, mich in einer anderen Truppe hier im Osten einzusetzen. Dieser Mann kommt mir wie ein böser Engel vor und obgleich ich viel Leid durch ihn hatte, überviel Leid, habe ich doch viel gelernt und kann hoffentlich bald über seine gespielte Überlegenheit lächeln und aufhören ihn zu hassen. Ich mache jetzt ebenso viel Eroberungen wie Hanne, das ist nicht einmal ein Glück. Ich habe die meisten Chancen in der Truppe logischerweise. Margo ist nicht mehr so ganz jung, Evchen ist offiziell mit Ernst liiert. Wenn ich nur Iphigenie bekomme. Alles ist zu geschmacklos. Ich werde mich aber moralisch finden, genau wie Hanne es auch tun wird (wenn ich sie doch in Orel träfe) und warte, warte auf Briefe von meiner guten Mutter. Kuß Muttilein, ich bin todmüde. Biggi.

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**
Ukrainisches Tagebuch

Kürzlich erlebte ich eine Temperaturschwankung von 25° innerhalb 24 Stunden. Von einem Vormittag zum andern fiel das Thermometer von 5° über Null auf 20° darunter.
Wer in diesen Zonen nicht zu Hause ist, dem mag Frost gleich Frost sein. Doch wie behaglich warm man sich beispielsweise bei schwachem Frost fühlt, wenn vorher 20 oder 30° Kälte geherrscht hatte, das hat höchstens der Flieger erfahren, wenn er – in der kalten Jahreszeit – aus eisiger Höhe zur Erde zurückkehrt.
Den ganzen langen Winter über gehen die Einheimischen immer gleichmäßig warm und dick gekleidet. Lieber schwitzen sie in ihren grauen, armseligen, aber wattierten Hüllen, als daß sie sich einem Luftzug aussetzen. Doch um ihre Pelzmützen, die Ohren und Nacken schützen, beneiden wir sie manchmal. Auch um die Filzstiefel, die manche von ihnen tragen. Der Filz an den Füßen hat übrigens den großen Vorteil, daß man auf dem glatten Boden nicht gleitet. Was jetzt im Kriege an solchen Stiefeln hier neu hergestellt wird, geht restlos an die Front.
In den Häusern und Hütten sind alle Fensterfugen dicht zugestopft und verklebt. Unten zwischen die Fenster – auch die ärmste Hütte hier hat Doppelfenster – wird Watte gelegt, geschmückt mit glitzernden Sternchen. Von Lüften-Können ist keine Rede. Lieber warmer Mief als kalter Ozon ist die Meinung. Das innere Fenster, das während der warmen Jahreszeit auf den Dachboden wandert, wird bei Beginn des Winters wieder angebracht. Es hat in der Regel keine Flügel zum Öffnen. Manchmal wohl eine ganz kleine Klappe, der eine gleiche im äußeren Fenster entspricht. Doch sah ich nie, daß von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wurde. – Die Hütten auf dem flachen Lande, dort, wo der eisige Wind scharf daherweht, bekommen im Winter einen richtigen dicken wärmenden Pelz um, eine Hülle aus Stroh, Laub oder Schilf. Nur ein oder zwei kleine Fenster gucken wie Augen aus dem Pelzwerk.

Marin, Falco 1919–1943 **Slowenien**
Ich habe mich sehr für die Menschen in Slowenien interessiert. Die Häuser liegen verstreut in den Wäldern und auf den Hügeln zwischen den Weinbergen. Dörfer sind selten und winzig: ein paar Häuser um eine Kirche und ein Gemeindehaus. Die Landschaft ist melancholisch: Hügel, soweit das Auge reicht, wie Wellen auf dem Meer, und gleichförmige Wälder, Weiden und Weinberge.

Es ist keine Landschaft wie bei uns, wo das Gelände unaufhörlich belebt wird durch Veränderungen und harmonisiert durch einen hohen Himmel, ein helles Licht, das mit seinem Wechselspiel alle Flächen belebt. Hier liegt keine Helligkeit in der Luft, im Gegenteil, der Himmel scheint auf uns zu lasten, und die Hügel im Vordergrund sind denen im Mittel- und Hintergrund sehr ähnlich. Es gibt hier nur das Gefühl der Weite. Krähen, Wildenten und Spatzen kreisen scharenweise langsam am Himmel, Schweine wühlen im Schlamm an den Straßen. Es ist ein fruchtbares, sehr fruchtbares Land. Ursprünglich stellte ich es mir als eine Art Karst vor, nur viel weiträumiger. Aber es gibt hier nur lehmige Erde, so weit das Auge reicht, Hügel aus Lehm, Ebenen aus Lehm und schlammige, sehr schlammige Flüsse.
Allgemein bleiben uns die Menschen, die wir an den Straßen, in den Türen und in den Fenstern sehen, fern; wir können nicht mit ihnen reden, in ihren Gesichtern wird nicht einmal der Haß sichtbar. Wenn man ihnen fest in die Augen sieht, werden sie plötzlich verwirrt und grüßen mit dem römischen Gruß, mit weit geöffneter Hand. Aber im Grunde kann man nicht einmal sicher sagen, wie sie es meinen.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Lemberg**

Vormittags ein Rundweg, um Emmes die Stadt zu zeigen. Dann stellte sich der getreue Stadtschulrat Messlin ein, der uns völlig Verlassene ermunterte und nun wirklich durch die Schönheit Lembergs führte, besonders auch zu dem ukrainischen Museum, das so reich ist an Webereien, Stickereien, an kunstvoll gefärbten Ostereiern und Geräten aller Art.
Danach waren Stadthauptmann und Gouvernör außer sich, daß wir zum Abend abreisen wollten, denn ich sei nachmittags bei Herrn Dr. Wächter und abends beim Stadthauptmann zu Gast. Aber wir waren entschlossen, selbst auf Koffern sitzend, die Stadt zu verlassen.
Nachmittags waren wir bei prächtigen Menschen, ganz der Musik lebend, beim Stadthauptmann Höller, danach, noch eindrucksreicher, bei dem Gouvernör Wächter, mit dem man sehr rasch eine in allen Dingen übereinstimmende Meinung feststellte. Ein klarer nüchtern urteilender, österreichischer Beamter besten Schlages, der von Begeisterung für seine Aufgabe glüht und sie wirklich erkennt.
Aber welche Schwierigkeiten haben diese Männer durch die ewige Entrüstung der Poltergeister und Schlagedraufs! Da verbieten sie, die Polen und Ukrainer die deutsche Sprache zu lehren, da versuchen sie durch unerhört taktlose Maßnahmen die Ukrainer, die uns am nächsten

stehen, zu einer Art Hörigenvolk zu stempeln – was nie gelingen würde. Sie wollen in ihrem verdammenswerten Hochmut – nicht Stolz, sondern Überheblichkeit ist's – die Ukrainer nicht einmal als Soldaten und Helfer dulden. An die zwei Millionen vorzüglicher Freiwilliger hatte sich uns aus diesem Volk angeboten. Jetzt sind wir auf dem Rückzug, weil wir mit Deutschen nur eine fadendünne Front besetzen konnten, jetzt sterben unsere Männer für ein Land, das seine eigenen Bewohner gern gegen die Russen verteidigt hätte; jetzt erst werden die Völker des Ostens zusammenfinden. – Finden sie gleich zur größeren Einheit, wäre es uns recht. Eine kleingeistige Zwischenschicht verdarb, was von oben befohlen wurde, der «Landgraf» wurde nicht hart, sondern erträumte sich Truppenspiele oder unterschrieb Verordnungen gegen die deutsche Sprache oder gegen die Juden. Und unsere neue Jugend wuchs zu langsam – oder, nein, sie stirbt für die Grenzen der Ukraine.
Der Aufenthalt in Lemberg war durch die Besuche bei Höller und Wächter trotz allem fruchtbar.

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

An SS-Gruf. Hans Jüttner, Chef des Stabes SSFHA
Lieber Jüttner!
Ich fuhr Samstag, den 30. 1. 1943, am SS-Führungshauptamt vorbei. Die Menge der dort parkenden Wagen war geradezu erschreckend.
Ich bitte Sie, einen wirklich vertrauenswürdigen Mann zu beauftragen, der sich in Zivil hinstellt und die Nummern aufschreibt. Halten Sie dann ein geradezu barbarisches Strafgericht über alle SS-Führer und SS-Männer ab, denen ein Gebot des Führers gleichgültig ist und die den totalen Krieg noch nicht begriffen haben.
Alle Wagen, die Dienststellen und Hauptämtern gehören, die mit dem SS-Führungshauptamt nicht zusammenhängen, ersuche ich mir zu melden. Außerdem ersuche ich um Bericht über das Ergebnis bei dem SS-Führungshauptamt selbst.
Insgesamt glaube ich, daß gerade das SS-Führungshauptamt, das die Verteilung der Benzinquoten hat, hier mit bestem Beispiel vorangehen müßte. Heil Hitler! Ihr HH

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

Lieber Sepp!
Du erzähltest mir doch kürzlich, daß die Leibstandarte-SS während ihres Aufenthaltes in Frankreich 7000 Trippererkrankungen gehabt haben soll. Ich habe die Ärzte deswegen zur Rede gestellt und sie

behaupten, daß nach Truppenkrankennachweisen in der Zeit vom 1.7. bis 31.12.1942 244 Trippererkrankungen festgestellt worden sind. Gehe doch der Sache einmal nach. Entweder mußt Du eine unrichtige oder irrtümliche Meldung bekommen haben oder ich. Die Frage würde mich grundsätzlich interessieren.
Ich habe mich so gefreut, daß wir kürzlich die Nacht über miteinander fuhren. Es war doch schön, wie in alten Zeiten.
Nochmal alle guten Wünsche für Waffenglück

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

Lieber Pohl!
Der Inhalt des anliegenden Päckchens ist etwas ganz Wertvolles, nämlich Samen von perigierendem Roggen, also einem Roggen, der mehrjährig ist und wie Gras mehrere Jahre hindurch nach der Reife zur Ernte abgemäht werden kann.
Ich ersuche um sofortige Vorschläge, wo wir Anbauversuche machen können und wer diese Züchtung verantwortlich in die Hand nimmt. Die Vorschläge für die Durchführung der Züchtung bitte ich mir wegen der Wichtigkeit der Sache im einzelnen einzureichen.
Das Saatgut hat SS-Gruppenführer Korsemann von einem Saatzuchtgut im Kaukasus, das wir damals übernahmen und der Gruppe Landwirtschaft übergaben, mitgebracht. Ich habe Korsemann schon den Auftrag gegeben, wenn wir wieder in dieses Gebiet kommen, das Saatzuchtgut auf jeden Fall für uns selbst zu beschlagnahmen.
Beim Reichsernährungsministerium bitte ich einmal nachzuforschen, ob diejenigen Männer, die das Gut in den Händen hatten, diesen mehrjährigen Roggen mitgebracht haben oder ihn dort stehen ließen.
Das Saatgut darf nur durch Kurier transportiert werden, der mit seinem Kopf für die einwandfreie Übergabe haftet. Es darf nicht im dampfgeheizten Zimmer auch nur 24 Stunden aufbewahrt werden.

R., R. *1924 **(Wien)**

Kurz nachdem ich zum Major im III. Bezirk gezogen war, erhielt ich auf meine Bewerbungen eine Aufforderung zur Vorstellung. Die Adresse war im VI. Bezirk, dicht bei der Mariahilferstraße. Natürlich ging ich hin. Das Büro war in einer Parterrewohnung untergebracht, und es herrschte Aufbruchsstimmung. Überall standen Kisten und Kasten herum, Angestellte liefen aufgeregt hin und her.
Man bot mir einen Stuhl in der Diele an. Nachdem ich eine ganze Weile gesessen hatte, öffnete sich die Wohnungstür, und zwei baumlange

Männer erschienen, der eine sehr sympathisch, in den Dreißigern, blond, blauäugig, rundliches, frisches Gesicht, gut gekleidet. Er begrüßte mich sehr herzlich, entschuldigte sich für die Wartezeit und nahm mich mit in sein Büro.
Der andere Typ blieb im Hintergrund. Ich hatte ihn nur kurz gesehen und sofort eine heftige Aversion gespürt. Er war noch größer als der «Chef», trug einen dunkelblauen Mantel und einen hellgrauen Hut. Seine Gesichtszüge waren von einer beunruhigenden Häßlichkeit.
Der Chef widmete sich nun ganz mir, besprach seine Pläne und welche Rolle ich dabei spielen sollte. Er war mitten im Umzug und würde erst danach auf meine Dienste zurückkommen. Er war Frankfurter, und ich hatte sofort ein gewisses Vertrauen zu ihm.
Wir verblieben so, daß er mich anschreiben würde, wenn der Umzug beendet sei.
Zwar verließ ich diese Firma nicht mit dem Gefühl, daß sich aus dem Gespräch wirklich etwas ergeben würde, andererseits war jede Aussicht auf eine Stellung nun schon ein Strohhalm, an den ich mich klammerte.

Aslan, Raoul 1886–1958 **Wien**

An seinen Freund Tonio Riedl
M.g.E.
Magda Schneider ist nicht umgekommen und ihre Kinder auch nicht. Nur ihre Wohnung ist total zerstört bis auf einen eingebauten Kasten, in dem gerade alle ihre Schätze waren: Pelze, Schmuck u.s.w. Ist das nicht eine Gnade? [...]
Im Februar plane ich eine Revision meines Vertrages durch einen Anwalt. [...]
Deine Briefe verbrenne ich nicht mehr. Das ist nun mein ganzer Schatz. Vor Gottes Thron gibt es keine Geheimnisse. Dort wird alles erkannt. Auch die Wahrheit unserer Briefe und unserer Liebe.
Du wünschest mich irgendwie «glücklich». Also glücklich war ich nur mit Dir. Und wenn um dieses Glück herum nicht so manches Bittere gewesen wäre und ist, Bitterkeiten der Zeit, der «Freunde», des Berufes, der Umstände – und auch Bitterkeiten, die aus dem eigenen Ich erwachsen, dann wäre ich sogar restlos glücklich.
Ich küsse Dich innigst. D. R.

Frenssen, Gustav 1863–1945 **Barlt-Holstein**

Lieber Geert Spanjer,
Der Tabak wird mit Grüßen abgeliefert werden.
Wir, Grote, haben die Fahnen der «Geschichte des deutschen Glaubens» zur Entscheidung der Prüfungsstelle des Propagandaminst. vorgelegt, die vorschlägt, das Büchlein erst nach dem Kriegsende erscheinen zu lassen. Was denn nun geschehen wird.
Grote will in diesem Herbst Gesammelte Werke herausbringen, 2×6 Bände, die alles Erzählerische enthalten sollen, im nächsten Jahr dann noch weitere sechs, die das Kulturelle bringen sollen. Er meint, daß die Papierbewilligungsstelle zugeneigt ist. Die drei Erzählungen, die bei Grote liegen, werden wohl erst nach dem Krieg herauskommen. – Ich danke für die Verse, ja, die sind ja wieder sehr hübsch, das Ende: weite Sicht, wie's sich gehört. Es freut mich, daß Sie zu meinem Geburtstag Einiges öffentlich sagen werden. Der Hauptrufer wird wieder ein Hans A[...] sein, der ordentlich ein Gewerbe daraus macht und leider wenig Starkes bringt. Meine Frau ist wohlauf und in alter Weise tätig und mir geht's leidlich. Aber das Herz ist zu empfindsam und ist in Stalingrad.
Wir haben Euch sehr gern. Wenn die Ilse auch ein Schietbüttel ist.
Euer alter Gustav Frenssen.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Neulich wieder durch die verdunkelte Stadt gegangen. Alles war so, wie ich es in einer früheren Eintragung einmal zu beschreiben versuchte; nur daß ich an einem Hause nahe dem Bahnhof in blauer Leuchtschrift (von offenbar kurzem Radius nach oben) das Wort fand: «Weiterleitungsstelle». Ich wußte nicht, was das Wort genauer bedeutet, aber ich empfand die absolut gewordene Organisation inmitten einer nächtlichen Schwärze, die mir vorkam wie das Nichts.
Soeben 10 Uhr Abends nochmals im Garten gewesen. Der Schnee liegt naß, in einer Dicke von etwa fünf Zentimetern. Mitten in der Höhe eines nachtgrauen Himmels stand Jupiter ganz allein und leuchtete aus dem festen Bestande seiner Ordnung über einer dunkeltrüben Welt. Kein Stern sonst am gesamten Firmament.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, kalt um 0°
An der Krüseliner Hecke Holz hauen
1 Fuhre Holz von Utnehmer

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

Etwas Fieber.
Mit v. d. B. im American. In den Lokalen keine Musik wegen Stalingrad.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Rudolf Rittner früh † (1943) ohne dies erfahren zu haben, aber Rittner krank wissend, hat G. Abends den Freund R.'s, Bürgermeister von Patschkau angerufen, der den Tod meldete, sein Brief traf am 6.[?] erst ein.
Regnerisch, mild. Vorm.: Abreise Müthel nach Berlin. 1 Std. im Zwingerhof. G. liest im «Schlesien» (Geburtstagsheft 1942, Nov.). Abendessen auf 210.

Hautpmann, Gerhart 1862–1946 **Dresden, Hotel Bellevue**

Erst hier, Bellevue, fand [ich] Ruhe, das köstliche Buch des Schlesienverlags über meine Person zu genießen. Es kann einem Schriftsteller nichts Ehrenvolleres, Schöneres und Lieberes werden.
Europäer, haltet zusammen! Was auch gekommen sein mag und noch kommen mag, haltet zusammen! Euer Appell, laut oder still, darf nicht vergehen, ihr tragt wie es auch immer sei, die Geistesfackel der ganzen Welt: In euch vereint sich Sokrates mit Aristoteles, Jesus mit Buddha, in den Werken, Phydias mit Michelangelo, [...], Goethe mit Shakespeare und Ayschylos.
Rettet, ihr Europäer, den Geist, komme, was da wolle zu plumper Macht über euch. Kein Perserreich hat euch vernichten können, auch das russische kann es nicht. Und Amerika und England verstehen sich falsch, wenn sie gegen ihre Saugamme wüten.
Den Bürgermeister von Patschkau von hier aus nur mit Schwierigkeiten angerufen, teilt seinen Tod mit [Rittners].
Gesegnet sein Leben und seine Erlösung. – Er war ein entschlossener Philosoph. All meine Liebe folgt diesem menschlichsten Menschen nach. Die schlafenden Abgründe (der Giganten) warten des Lichts! – (Mut des Feuers! Siehe Jacob Boehme).
Ins allzu Fantastische sich versteigen, heißt, von sich, der Gegenwart und also vom Gefühl, vom Sein, der Gegenwart sich entfernen und somit vom eigenen Puls, von der Zelle lebendigen Blutes!
Gegenwart ist alles, auch in der Dichtung.

Halbe, Max 1865–1944 **Dresden**

Infolge des Falles von Stalingrad heutige «Strom»-Premiere auf Montag, 8. Febr. verschoben. Muß bis dahin in Dresden bleiben. Alle Theater u.s.w. solange geschlossen.
Vollständige Landestrauer.

Kollwitz, Käthe 1867–1945 **Berlin**

[Anfang Februar]. Am 31. Januar hat sich der letzte Teil der 6. Armee (südlicher Teil) in Stalingrad endlich ergeben. Frau Bekker vom Rath hat ihren kleinen Sohn ganz antimilitärisch erzogen. Als er in das HJ-Alter kam hat sie ihn nach der Schweiz gebracht. Von dort gegen ihren Willen zurück, kam er plötzlich an. Er «könne es nicht länger ertragen sich in der Schweiz in Sicherheit zu wissen, er müsse mit in den Krieg».
So wurde er ausgebildet und kam in den Kaukasus. Im Januar dieses Jahres ist er dort gefallen.

Jung, Carl Gustav 1875–1961 **Zürich**

An Arnold Künzli, Zürich
Sehr geehrter Herr,
Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer wohlwollenden Besprechung meiner kleinen Schrift. Da ich glaube, daß Sie sich bemühen, meinen Auffassungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wage ich es, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Fragwürdigkeit zu lenken, welche schon öfters der Gegenstand meiner Kuriosität und gelegentlicher Nachforschung war. Ich kann allerdings nicht behaupten, daß letztere je von Erfolg gekrönt gewesen wäre. Gestatten Sie mir darum, daß ich nun auch Sie mit meinen Fragen behellige. Es handelt sich um die in der Schweiz allgemein übliche *Bemängelung meiner Wissenschaftlichkeit*. Setzen wir den Fall, daß letztere tatsächlich so leicht erkennbare Mängel aufweise, wie setzen Sie sich dann mit der Tatsache auseinander, daß ich mindestens sieben Doctores h.c. auf meinem unwissenschaftlichen resp. blöden Haupt vereinige? Ich bin, mit Verlaub zu melden, Ehrenmitglied der Akademie deutscher Naturforscher und Ärzte, Fellow der Royal Society, Doctor scientiae von Oxford und Harvard University, einer der 4 Ehrengäste und Repräsentanten Schweizerischer Wissenschaft am Tercentenary letzterer Universität etc.? Bestehen diese ehrenwerten Körperschaften eigentlich aus lauter urteilsunfähigen Kindsköpfen, und repräsentiert die philosophische Fakultät der Universität Zürich «the brain of the world»?

Ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie mich darüber erleuchten könnten, wieso der in Deutschland, England, Amerika und Indien vorherrschende Wissenschaftsbegriff, vermöge dessen ich als *Naturforscher* «prämiert» wurde, den wissenschaftstheoretischen Anforderungen der Philosophischen Fakultät von Zürich *nicht* genügt. Ich bin Ihrer gütigen Auskunft um so mehr verpflichtet, als es mir bis jetzt nie geglückt ist, zu entdecken, wo meine Begriffsbildung oder Methode dem Wesen empirischer Wissenschaft widerstreitet und daher von der unbestrittenen Autorität letztgenannter ehrenwerter Körperschaft verurteilt werden muß.
Die Bezeichnung «romantisch» für meinen Begriff des Unbewußten lehne ich ab, da letzterer ein *empirischer* und eben gerade kein philosophischer Begriff ist. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß ich die Initialen C. G. mit *Carus* gemeinsam habe und ebenfalls das Wort «Unbewußt» gebrauche. Er ist ein Philosoph, ich nicht. Ich «setze» kein Unbewußtes. Mein Begriff ist ein Nomen, das empirische, jederzeit nachprüfbare Tatbestände deckt. Würde ich z. B. Archetypen «setzen», so wäre ich kein Naturforscher, sondern ein Platoniker. *Philosophisch* bin ich altmodischerweise nicht über *Kant* hinausgekommen, kann also mit keinen romantischen Hypostasen dienen und bin infolgedessen für philosophische Befunde ganz und gar nicht zu Hause. Man kann mir nur beweisen, daß es gewisse Tatsachen nicht gibt. Auf diesen Beweis aber läßt man mich warten.
Da mir Ihr Wohlwollen aus Ihrer Besprechung deutlich ist, möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich Sie mit der Haltung der Philosophischen Fakultät keineswegs belaste. Ihre Besprechung war nur der indirekte Anlaß zu einer neuerlichen Kuriositätsregung, verbunden mit der Hoffnung, etwas zu vernehmen, das meiner offenbar nur lokalen wissenschaftlichen Minderwertigkeit hilfreich entgegenkäme.
Mit bestem Dank, Ihr ergebener C. G. Jung

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

Schön, warm. [...] – Um ¾2 Lunch bei Draeger in der Victoriastraße mit der Freifrau von Essen und Ziegler. – Fuhr dann mit Alma zu Brita, wo Alma Besuch machte. Z. und ich fuhren weiter zu Subhas Chandra Bose, Exc., der in einer hübschen Villa in der Sophiastraße [Sophienstraße] wohnte und umgeben war von mehreren Hindus, alle erfreut darüber, daß ich kam. Sehr höflich. Wurden in den Salon zu Tee, Gebäck, Zigaretten gebeten. Unterhielten uns über indische Politik. Bose der beste und stärkste Kongreßpräsident. Im Gegensatz zu

Gandhi. [...] – Dann zum Hotel, wohin Alma von Brita gebracht worden war, von Grundherr war bereits dort. Er sprach kräftig über die ernste Lage. – Stalin fürchtet und haßt Deutschland, verachtet aber England. In letzter Zeit hat Stalin kein Wort von einer zweiten Front gesagt, weil er sie nicht brauchte. Er kam ohne Hilfe zurecht. Er wird nach Casablanca eingeladen, kommt aber nicht, nach Jerusalem und kommt nicht. Der Fall Stalingrads macht die Russen übermütig. – Hitler sprach in seiner Proklamation am 30. nur von der russischen Gefahr, kein Wort über England und Amerika. Die haben wie Stalin nur ein Ziel, Deutschland zu vernichten. Darum hat Deutschland keine Wahl, sondern muß schließlich kämpfen. – Der Umschwung in Schweden kommt erst, wenn russische Truppen vor Torneå und auf Åland stehen. – v. G. erwartet nach dem Fall Stalingrads einen Sturmangriff gegen Finnland. – Die Kommunisten in Schweden gefährlicher und effektiver, als das schwedische Volk ahnt. Von Rußland bezahlt. Haben überall Zellen, die voneinander nichts wissen und für Rußland arbeiten, ohne es zu ahnen. – v. G. meinte, England und Rußland wollten Finnland zum Separatfrieden zwingen oder wollen einen solchen zumindest. Käme er zustande so wäre dies, nach v. G., ein Vorteil für Deutschl. das in diesem Fall eine Anzahl Divisionen frei bekommt, die anderswo eingesetzt werden können. Finnland wird dann von Deutschland getrennt und sucht Anschluß an Schweden, was Deutschland begeistert begrüßen würde. v. G. ist der Meinung, daß Schweden in einer kritischen Situation, und falls Rußl. über Finnland andrängt, sich an England anschließen kann. Ich sagte, daß Schweden sich bestimmt neutral verhalten und seine Neutralität bis zum äußersten verteidigen werde. Daß Churchill nach Adana reist und sich mit dem türkischen Präsidenten berät, ist ein Zeichen der Schwäche: der Premier einer Weltmacht kommt mitten im Krieg als Bittsteller zu einem kleinen Staat!

Von ½6–7 war v. Grundherr bei uns. – Um ½8 Essen für Arvid und Eric, Brita erkältet. Gutes Essen: Kaviar, Schildkrötensuppe, Gans mit Äpfeln, Nachtisch, weißer und roter Wein. Nette Stimmung. Viel Politik. Sie sehen die Situation düster, sehnen sich danach, daß wir wiederkommen. Interessiert an den Äußerungen v. Grundherrs, besonders hinsichtlich des Anschlusses Finnlands an Schweden und Deutschlands Befriedigung über eine solche Eventualität. – Sie gingen um 11.15, nachdem ich für Wilhelm Mauritz und Catharina, deren Pate ich bin, in «Von Pol zu Pol» eine Widmung geschrieben hatte. Dann rasches Packen. Alle Kellner haben Trinkgeld bekommen. Alles

ist fertig. Es ist 12 Uhr. Bereit zu einigen Stunden Schlaf. – Vor einigen Tagen versenkten jap. Flugzeuge 2 Schlachtschiffe der USA und 3 Kreuzer und schossen 33 Flugzeuge ab. Kurz darauf wurde ein Schlachtschiff schwer beschädigt, ein Kreuzer versenkt und einer beschädigt. – 7,2 Millionen Gefangene in Deutschland.

Vesper, Will 1882–1962

An Dr. Erwin Ackerknecht **(Hannover)**

Sehr verehrter Herr Dr.!

Könnten Sie mir wohl für meine Zeitschrift einen kleinen Aufsatz (von sechs Schreibmaschinenseiten etwa) über Eugen Roth und seine Arbeiten schreiben? Ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar, auch für anderweitige Mitarbeit.

Mit ergebensten Grüßen! Heil Hitler! Will Vesper

Böll, Heinrich 1917–1985

Lazarett

Ich vergaß ganz, Dir zu erzählen, wie wir unsere letzten Stunden in Paris verbracht haben, wir waren nämlich auf dem Rummelplatz; mir stand der Sinn nicht danach, aber ich mußte mich ja fügen, und außerdem war es auch ganz nett; zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich meine letzte Mark durch viermaliges Fahren auf der Achterbahn verjubelt habe; vielleicht kennst Du diese Einrichtungen, ein ganz phantastisch schaudervolles Vergnügen! Diese Fahrt in Abgründe… Sonst war es auch sehr amüsant. Diese kindlichen Vergnügen! Eine Bude war da, da konnte man für fünf Francs mit fünf schweren Steinen alte Teller kaputtschmeißen! Die Frau pries an: «Herr Soldat – hier alles kaputt – prima!» Und sie machte ein Wutgeheul vor und schmiß zur Reklame selbst einen Teller in Scherben. Das Lachkabinett war leider geschlossen; dieses Vergnügen hätte ich mir auch noch gegönnt…

Es war sehr leer da, traurig war es, wirklich eine faszinierende Trauer. Alte, magere, geschminkte Mädchen, meistens in Buden, wo man werfen konnte, weißt Du, mit Stoffbällen nach Blechbüchsen, mit Holzringen nach Champagnerflaschen.

Wirklich, es gibt nichts Kindlicheres als diese Vergnügen; und dann das Publikum, ein Gemisch aus Soldaten und Pariser Halbwüchsigen, also alles Kinder! Es gab Pralinen zu kaufen, das Kilo für achtzig Pfennige, und eine süße Limonade rosenroter Färbung, die schöner war als der Himmel!

«Dreht euch, dreht euch sowieso!» hätte man am liebsten gerufen! Eigentlich gibt es wohl nichts Traurigeres als so einen Rummelplatz am

hellen Nachmittag mit seinen geschminkten Anpreiserinnen, leer in dem hellen Licht des Tages, brutal geblendet.
Tolle Pariser Kinder, reizend, frech und dreckig, die um Zigaretten für ihre Väter betteln.

Valéry, Paul 1871–1945 **(Paris)**
Soweit die Kirche Politik ist, ist sie von allen Mächten diejenige, welche am konstantesten von kühler *Vernunft* beraten und geleitet worden ist. Ihre Organisation, ihre allgemeine Behutsamkeit, ihre Unternehmungen, ihre Anverwandlung von Erfahrungen usw. Der Heilige Geist ist der Göttin Vernunft gar nicht so unähnlich.

Hagen, H. *1913 **Paris**
Geheim
Aktenvermerk: *Betr.:* Italienischer Einspruch gegen die französischerseits getroffenen antijüdischen Maßnahmen
Streng vertraulich und absolut zuverlässig wird aus einem Bericht CADOs aus der Dienststelle Bousquets in Vichy an Leguay in Paris folgendes bekannt: Am 13. 1. 43 hat ein italienischer Delegierter beim Präfekten des Dép. Alpes-Maritime eine heftige Demarche unternommen, wobei er zum Ausdruck brachte, daß die italienische Regierung es nicht wünschte, daß alle Juden ausländischer Staatsangehörigkeit, also nicht nur diejenigen mit italienischer Staatsangehörigkeit, Maßnahmen unterworfen seien, die bei den Juden französischer Staatsangehörigkeit angewandt würden. Die italienische Operationstruppe behalte sich alle Rechte bezüglich der Anwendung von gegen die Juden ausländischer Staatsangehörigkeit gerichteten Maßnahmen vor.
Von diesem Schritt der Italiener wurde Deutsche Botschaft (Achenbach) und von diesem wiederum die italienische Botschaft unterrichtet.

Knochen, Helmut *1910 **Paris**
An das Reichssicherheitshauptamt – IV B 4 a, Berlin
Geheim!
Betr.: Festnahme bezw. Evakuierung von Juden italienischer Staatsangehörigkeit
Im Judenlager Drancy sind zur Zeit 15 Juden italienischer Staatsangehörigkeit interniert. Im November 1942 befanden sich 4 und im Dezember 1942 5 italienische Staatsangehörige in dem Judenlager. Alle diese Juden sind wegen Verstoßes gegen Judenanordnungen eingeliefert worden. Die Einlieferung und Internierung ist daher zu vollem Recht erfolgt.

Freilassungen können nur unter Berücksichtigung besonderer Gründe in Einzelfällen erfolgen.
Es trifft zu, daß der Jude italienischer Staatsangehörigkeit Ricardo Benhamias am 10. 9. 1942 infolge Schlaganfalles in Drancy verstorben ist. Juden italienischer Staatsangehörigkeit sind nicht nach Auschwitz abbefördert worden.
Ich muß es ablehnen, Einschränkungsmaßnahmen hinsichtlich der persönlichen Freiheit der italienischen Staatsangehörigen jüdischer Rasse nur nach vorherigen Abmachungen mit den italienischen Vertretungen anzuordnen. Vielmehr muß darauf bestanden werden, daß Juden italienischer Staatsangehörigkeit, die sich gegen Judenanordnungen vergehen, die gleichen Folgen zu tragen haben wie alle übrigen Juden verbündeter, befreundeter oder neutraler Staaten. Außerdem aber ist bereits im September oder Oktober 1942 an die italienische Regierung herangetreten worden, um zu veranlassen, daß die italienische Regierung die Juden italienischer Staatsangehörigkeit bis Ende 1942 zurücknehme, falls diese Juden nicht unseren Judenmaßnahmen unterworfen werden sollten. Die italienische Regierung hat bis heute keine entsprechenden Schritte unternommen, vielmehr ist sie gerade in der zurückliegenden Zeit in einer völlig unverständlichen Weise nicht nur für Juden italienischer Staatsangehörigkeit, sondern auch für andere ausländische Juden eingetreten. Wie ich eingehend in meinen Berichten vom 13. 1. 1943 und vom 2. 2. 1943 an SS-Gruppenführer Müller dargelegt habe, sind es gerade die italienischen Stellen, die die Durchführung der auf deutsches Ersuchen von der französischen Regierung beabsichtigten Maßnahmen gegen Juden in den Grenz- und Küstendépartements des neubesetzten Gebietes verhindert haben. Als Beispiel für die Einstellung des italienischen Generalkonsuls in Paris sei angeführt, daß dieser kürzlich bei mir angefragt hat, ob und auf welchem Wege eine nichtjüdische Italienerin mit einem abgeschobenen Juden ehemals deutscher Staatsangehörigkeit korrespondieren könne.
Im übrigen bemerke ich, daß alle deutschen Judenanordnungen im altbesetzten Gebiet Frankreichs sich mit Ausnahme der Judensternverordnung gegen Juden aller Nationalitäten richten. Es kann daher auf keinen Fall in Frage kommen, daß Juden italienischer Staatsangehörigkeit grundsätzlich von den Judenanordnungen ausgenommen werden. Derartige Ausnahmen würden sich nicht nur propagandistisch in denkbar ungünstiger Weise gegen uns auswirken, sondern darüber hinaus die Endlösung der Judenfrage in Frankreich noch mehr hemmen, als dies ohnehin schon durch die absolut verständnislose Einstellung der italie-

nischen Behörden der Fall ist. So darf darauf hingewiesen werden, daß die Schweiz Ende Januar 1943 die Juden Schweizer Staatsangehörigkeit nur deshalb zurückgeführt hat, weil den Vertretern des Schweizer Konsulates wiederholt gesagt werden konnte, daß die Juden anderer Staaten ebenfalls von den Regierungen zurückgeführt werden würden. So beabsichtigt die ungarische Regierung, einen Bruchteil der Juden ungarischer Staatsangehörigkeit noch im Februar 1943 nach Ungarn zurückzunehmen, während sie sich für die Masse dieser Juden desinteressiert gezeigt hat. Schließlich aber machen die Juden italienischer Staatsangehörigkeit im gesamten altbesetzten Gebiet Frankreichs noch nicht einmal 500 Köpfe aus. Die Rückführung dieser Juden nach Italien könnte daher ohne besondere Schwierigkeiten durchgeführt werden, wobei sämtliche deutschen Dienststellen ihre volle Unterstützung zuteil werden lassen würden.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Um 4 Uhr vorhin Besuch von den Eheleuten Paulhan. Sofort beim Eintritt in mein Arbeitszimmer sagte Paulhan zu mir: «Sie werden einen Preis von der Académie bekommen. Es darf nur noch nichts darüber gesagt werden. Einen Preis für die Tiere.» Ich kann mir ein «Die Académie hat sich schon immer für Tiere interessiert» nicht verkneifen. Nachdem er gelacht hat, fährt er fort: «Eine Dame hat ein Vermächtnis für die Académie ausgesetzt, um Preise an diejenigen Schriftsteller zu verteilen, die sich für Tiere interessiert haben. Aber, ich sage es Ihnen noch einmal, es darf mit niemandem darüber gesprochen werden.»

Ich erfahre von ihm, daß Julien Cain, der im Lager Romainville interniert war, nach Deutschland deportiert worden ist, um dort zu arbeiten. Madame Paulhan ist bestimmt Kommunistin und unerbittlich antideutsch. Sie ist trotzdem in ihrem Urteil unparteiisch. Sie erzählt mir, daß kurz vorher vor dem Odéon eine Gruppe von deutschen Soldaten singend vorbeigegangen sei. Auf dem Bürgersteig hatten einige Studenten angehalten und sahen sie vorbeilaufen, mit spöttischer Miene, nahezu laut lachend, mit höhnischem Verhalten. «Das hat mich aufgebracht. Ich fand das unanständig, feige. Ich hatte Lust, ihnen zu sagen: ‹Wenn Sie die so schlecht finden, könnten Sie ja vielleicht gegen sie in Afrika kämpfen.›» ...

Als ich nach Neuigkeiten von Benjamin Crémieux frage, der in Carcassonne war, seitdem man den Juden die Départements an der Küste verboten hatte, erzählt mir Paulhan: «Crémieux ist nicht mehr in Carcassonne. Er versteckt sich.» Es war fast schon entschieden, ihn

wieder in seine Stelle im Auswärtigen Amt einzusetzen. Wegen dieser Sache war er nach Vichy gekommen. Dann wurde bekannt, daß er gewisse Äußerungen gemacht hatte. Freunde haben ihm einen Wink gegeben, daß er verhaftet werden sollte. Er hat sich schnell aus dem Staub gemacht. Man weiß nicht, wo er ist. Sein Sohn wurde festgehalten, 8 Tage lang, dann freigelassen.

Als ich sage, daß es komisch wäre, wenn wir diese «Herren» nach und nach wieder heimgehen sehen würden, sagt Paulhan zu mir: «Das wird viel einfacher sein. Eines Morgens werden keine mehr da sein. Sie werden alle bei Nacht verschwunden sein.» Ich sage, daß es erstaunlich wäre, nach so vielen Rückschlägen, daß der Ausspruch von Churchill: «England hat noch nie einen Krieg verloren», doch noch wahr wird. Madame Paulhan sagt, daß sie sich in der Tat noch sehr gut an diesen Ausspruch von Churchill erinnern könne.

Ich bringe sie zum Lachen, als ich sage, daß die Franzosen insgesamt schon Mittel und Wege finden werden, um sich das Verdienst dieses Abzugs zuzuschreiben: «Nun gut! Wir haben sie gehabt. Man brauchte nur noch abzuwarten.» Sie stimmen zu, daß das so sein könnte.

Paulhan erzählt mir: Sie haben die Offiziere des 2e Bureau festgenommen, die mehr oder weniger konspirierten. Sie haben «bei ihnen» Lagepläne gefunden, wo man in bestimmten Wäldern Vorräte an heimlich produzierten Waffen vergraben hatte. Sie brauchten sich nur noch dahin zu begeben, um sie freizulegen. Haben bei ihnen ebenfalls kleine Taschenkalender gefunden, die Angaben folgender Art enthielten: an dem und dem Tag, bei dem und dem Datum Besuch Soundso. Alle diese «Soundsos» wurden auch geschnappt.

Immer dieser französische Leichtsinn. Das kostet die Dokumente des Generalstabs, die in einem Waggon zurückgelassen wurden, der wiederum auf einem Abstellgleis bei der Flucht im Stich gelassen wurde, und die dort von den Deutschen gefunden wurden, die sie mit photographischen Reproduktionen veröffentlicht haben.

Was für arme Wesen müssen diese Leute sein, und wie sind bestimmte Ämter Männern übertragen, die nichts von der Intelligenz und den Qualitäten haben, die sie beanspruchen, was sie, diese Männer, nicht daran hindert, auch die Wichtigen und Mächtigen zu mimen. Das erinnert auch an die Sache mit der Wiederbesetzung des Rheinlandes durch die Deutschen; die Regierung bat um die Ansicht der Abteilung Ic, die antwortete, daß es klüger wäre, sich nicht zu rühren, und dann kam heraus, daß die deutschen Offiziere einen versiegelten Umschlag bei sich hatten, zu öffnen im Falle eines Zusammentreffens mit dem

französischen Kontingent mit dem Befehl, sofort kehrtzumachen. Man hat nie gehört, daß die Offiziere dieser Abteilung Ic abberufen wurden, wie sie es verdient hätten. Was letzten Endes auch nur ein dürftiges Heilmittel wäre: solche Sachen werden, waren schon immer und werden immer sein: typisch französisch.

Bei all diesen Gesprächsthemen haben weder Paulhan noch ich daran gedacht, über die Sache «Chamfort» des Brüsseler Verlegers zu sprechen.

Ich habe heute abend in «Le Cri du Peuple» ein Artikelchen gelesen, dessen Autor die Reisen Churchills in verschiedene Staaten – im Augenblick die Türkei –, um diese als Verbündete zu gewinnen, als eine Erniedrigung auffaßt. «Niemals hat man einen englischen Premier gesehen, der sich so erniedrigt hat, der so auf Abwege geraten ist. Das wäre die Arbeit der Botschafter.» Vollkommen böswillig, das kann man ungeachtet allen proenglischen Empfindens sagen, bei bloßer Ehrlichkeit im Urteil. Das beweist einen großen Sinn für Diplomatie, dieses Handeln eines Mannes aus der Regierung, der vor nichts zurückweicht, wenn die Gefahr da ist, und die Notwendigkeit, sich die Chance zum Sieg zu sichern.

Hat sich nicht Ludwig XIV. auch mit dem großen Türken verbündet? Ist nicht ein Präsident der französischen Republik ins zaristische Rußland gereist? Ein anderer nach England? Wie der Zar und ein König von England nach Frankreich. Hoffen wir für den Autor dieses Artikelchens, daß er nicht ein Wort von dem glaubt, was er da schreibt.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Am 2. Februar vollendete sich die Vernichtung der deutschen Armee in Stalingrad, nach heldenhaftem und vergeblichem Widerstand. Wie groß mögen die Leiden dieser hingeopferten Soldaten sein, die nicht einmal mehr hoffen können, ihr Tod werde zum Sieg beitragen? Was mögen sie in ihrem Todeskampf vom Hitlerismus, von Hitler gedacht haben? Was aber denkt Hitler selbst?

Il descend, réveillé, l'autre côté du rêve. [Wieder erwacht, steigt er auf der anderen Seite des Traums hinab.]

Während wir bei Amphoux, unserem überaus freundlichen Nachbarn, auf französische Radionachrichten aus London warten, probieren wir die Musikprogramme verschiedener Sender aus. Nach einem *Allegro* von Haydn, das nicht besonders aufregend ist, ruft Amphoux aus: «Das ist keine seiner besten Seiten.» Neulich schon, als er mir abends auf einer

Schallplatte *Nuages* von Debussy vorspielte, hatte er gesagt: «Sie werden sehen, das ist eine besonders schöne Seite.» Dieses Wort «Seite», so gebraucht, scheint mir charakteristisch für eine ausgedünnte Kultur.

Ich notiere aus den von Boswell wiedergegebenen Gesprächen (vom 9. April 1778) das Wort eines gewissen Harris [?]:

I think heroic poetry is best in blank verse; yet it appears that rhyme is essential to English poetry, from our deficiency in metrical quantities.

Boswell ist Eckermann unbestreitbar überlegen. Schade, daß Johnson Goethe so weit unterlegen bleibt. Seine Weisheit repräsentiert großartig die seiner Epoche, erhebt sich aber nie daraus empor.

Er verfügt über witzige Einfälle, köstliche, treffende Erwiderungen, man hört ihm aber ohne wirklichen Gewinn zu und spürt immerwährend die Grenzen seines Genies. Gefesselt im übrigen durch das Credo, an das er sich unaufhörlich bindet; wobei man aber zweifelt, ob er ohne diese Fessel vermocht hätte, sich sehr weit vorzuwagen. Er bleibt immer und bei allem ein Literat, und man weiß ihm Dank dafür. Seine Sprache ist reich, bildhaft, gehaltvoll, vielfältig und irgendwie saftig; diejenige Swifts scheint daneben abgemagert. Wie dem auch sei: Wenn es so aussieht, als hätte Johnson seine Epoche beherrscht, so vor allem, denke ich, durch seine Masse. Er erdrückt alles.

Montgomery, Bernard Law 1887–1976 **Tripolis**

Am 3. und 4. Februar besuchten der Premierminister und der Chef des Generalstabes Tripolis. Wir veranstalteten für sie Vorbeimärsche der Highlander-Division und der Neuseeländischen Division zugleich mit Teilen der Panzertruppe und einigen Nachschubeinheiten.

Winston Churchill war außerordentlich beeindruckt und tief gerührt, als die Truppen an ihm vorbeimarschierten: so frisch und gesund aussehend in tadelloser Haltung. Ich selbst war sehr stolz darauf, der Befehlshaber solcher Männer sein zu dürfen. Ich bat ihn, ein paar Worte an die Offiziere und Mannschaften meines Stabes zu richten. Dabei sagte er unter anderem:

«Seit Ihrem Siege bei El-Alamein haben Sie jeden Abend Ihre Zelte einen Tagesmarsch näher der Heimat aufgeschlagen. Wenn die Leute Sie in kommenden Zeiten fragen, was Sie im Zweiten Weltkrieg getan haben, brauchen Sie nur zu sagen: Ich bin in der 8. Armee mitmarschiert.»

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Tripolis**

Tripolis. PM und ich waren in Montgomerys Lager geblieben, während die übrige Reisegesellschaft bei Alexander war. Um 9.30 Uhr versammelten wir uns alle wieder und fuhren im Wagen nach Tripolis. Es war sehr eindrucksvoll für mich; ich sah die Stadt zum ersten Mal. Straßen und Häuser waren von Posten besetzt, um die Bewohner in Schach zu halten. Auf dem Hauptplatz und der Seepromenade war das Gros der 51. Division angetreten. Das letzte Mal hatten wir sie bei Ismaila, kurz nach ihrer Ankunft in Mittelost, gesehen. Damals hatten alle noch helle Gesichter; jetzt sind es gebräunte Krieger, die viele Gefechte und einen siegreichen Vormarsch hinter sich haben ... Langsam fuhren wir die Front ab, und während der ganzen Zeit jubelten die Männer PM zu. Wir bestiegen dann eine improvisierte Tribüne, und die Regimenter marschierten unter den Klängen einer Dudelsackkapelle an uns vorüber. Es war ein prächtiger Anblick. Die ganze Division wirkte wie aus dem Ei gepellt und sah aus, als hätte sie die vergangenen Monate in Garnison gelegen und nicht einen Vormarsch von 2000 km und viele Kämpfe hinter sich ...

Nach der Parade fuhren wir landeinwärts zur Besichtigung der Korpstruppen, der mittelschweren Artillerie, der Feldartillerie, Pak, Pioniere usw. In vielen Ortschaften jubelten die Eingeborenen uns zu und klatschten in die Hände. Oliver Leese, der Korpskommandeur, gab uns ein ausgezeichnetes Essen im Freien. Danach sahen wir uns die verschiedenen vom Feind benutzten Minentypen und die Art und Weise ihrer Entschärfung an. Es ging weiter zur neuseeländischen Division, die mit Bernard Freyberg an der Spitze vollständig zur Parade angetreten war. Über Mikrophon und Lautsprecher entbot er einen «Generalsalut», was vorzüglich klappte. Wir nahmen die Parade ab, und schließlich marschierte die ganze Division an uns vorüber.

Hinterher tranken wir Tee und fuhren zum Flughafen Castel Benito, da PM die dortigen Luftstreitkräfte inspizieren wollte. Von dort zum Hafen hinunter. In einem Motorboot machten wir eine Hafenrundfahrt und besichtigten die Sperrschiffe, die man jetzt wegräumt. Gerade ist ein Dampfer von 2900 t eingelaufen, der erste, den man durchgelotst hat. Zum Abschluß ... sahen wir uns noch die von den Deutschen zerstörten und zum Teil bereits wiederhergestellten Kais und Landungsstellen an. Die Deutschen haben eine gründliche Arbeit geleistet, und es ist noch eine Menge zu tun, bis alles wieder in Ordnung ist.

Es war ein denkwürdiger Tag, den ich niemals vergessen werde. Was ich am klarsten in Erinnerung habe, ist der Vorbeimarsch der 51. Division.

Als ich, neben Winston stehend, die Division vorüberziehen sah und die wilde Musik der Dudelsäcke hörte, spürte ich ein Würgen in der Kehle, und eine Träne lief mir übers Gesicht. Ich blickte Winston an und sah in seinem Gesicht mehrere Tränen ... Zum ersten Mal begann ich die tiefe Freude über jene ersten Erfolge zu empfinden, die den Endsieg jetzt wahrscheinlich machten. Diese Gefühlsregung wird nur verständlich, wenn man sie in Beziehung zu den anfänglichen Katastrophen setzt, zu jenen Tagen, in denen kein einziger Hoffnungsstrahl die furchtbare Finsternis durchdrang. Ich schämte mich meiner Tränen nicht, ich fühlte mich nur ungeheuer erleichtert.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Der Premierminister soll morgen bei uns ankommen. Er verschwand aus Casablanca, dann hörte ich von Colonel Bill Stirling, Ikes «British Military Assistant», daß «Winston» nach Kairo gefahren war. Dann kam die Nachricht, er hätte den Präsidenten der Türkei aufgesucht. Ich vermute, daß der Premierminister seiner langehegten Überzeugung nachgegangen ist, daß die Türkei mit ihren 45 Divisionen in dem Krieg gegen die Axis eingesetzt werden kann, vorausgesetzt, daß wir sie ausrüsten können. Der Premierminister erzählte Ike diese großartige Strategie ein oder zwei Tage nach dem «torch-Day». Damals dachten wir über einen Durchbruch in Hitlers Ruhr-Gebiet nach, so daß die Angelegenheit, die Türkei anzuwerben, weit, weit weg schien. Jetzt jedenfalls, nach dem überraschenden Sieg der Russen in Stalingrad und dem Erfolg der Achten Armee, der Besetzung von Nord-Afrika, mit der Aussicht, die «Huns» und «Eyeties» aus Afrika herauszuwerfen und mit dem Vorteil des Wassertransports durch das Mittelmeer, scheint es, daß wir eine wesentliche Handelsgrundlage haben, mit der wir die Türkei zum Mitmachen bewegen können.

Während der Casablanca-Konferenz wurde die türkische Angelegenheit zu einer Sache der alliierten Politik. Ich bin gespannt, was für Fortschritte der britische Star-Kaufmann macht. Die große Strategie ist, Sizilien einzunehmen, nachdem Tunis befreit ist, um so Italien auszuschalten. Danach der Plan für die Türken, an unserer Seite mitzukämpfen.

Inzwischen ist der Präsident nach Hause zurückgekehrt und hat eine Pressekonferenz gegeben, in der er mit ganzem Herzen den politischen Vorbereitungen hier drüben zustimmte. Er sprach sehr lobend über Giraud. Über de Gaulle nicht so sehr, aber auch ein wenig.

Für französische Ausrüstung mußten Verschiffungsmöglichkeiten ge-

funden werden, denn der Präsident hat offensichtlich den Leuten zu Hause Dampf gemacht. Das kommt gerade zur rechten Zeit, denn Giraud ist aufgebracht über den Verlust seiner französischen Soldaten im Mittelabschnitt. Er erzählte vor einigen Tagen, daß fehlende Ausrüstung für seine Soldaten zu der «Abschlachtung» geführt hatte.
«Unser Angriff auf Faid war erfolglos» ist eine Zeile aus der Mitteilung des alliierten Hauptquartiers, eine erfrischend freimütige Feststellung einer Tatsache. Diese Reporter, die eine beträchtliche Zeit an der Front verbracht haben, schreiben außerdem nach Hause, daß die Öffentlichkeit keinen leichten Sieg erwarten sollte und daß es eine höllische Schlacht geben würde, oder eine ganze Reihe davon, bevor der «Hun» aus Afrikas Vorhalle vertrieben wäre.
Der Angriff auf Maknassy wurde zurückgerufen, weil Ike nicht wollte, daß unsere mobile Reserve durch unnützes Herumstürmen zerstreut wird. In Zukunft sollen sie nur noch dann zuschlagen, wenn sie genau wissen, daß sie in einer starken Übermacht sind. Die mobile Reserve wird ihre Chance bekommen, wenn Rommel auf seinem Rückzug vorbeikommt. Ike will, daß Fredendall die Amerikaner genug kämpfen läßt, bis sie «Blut geleckt» haben. Eine solche Operation läuft gerade an, und zwar die Einnahme von Faid, nachdem der erste Angriff, wie oben erwähnt, erfolglos war.
Neun der dreizehn oder fünfzehn angeblichen Verschwörer im Darlan-Mord wurden gestern befreit, und wahrscheinlich werden noch mehr Gefangene aus Konzentrationslagern freigelassen.
General Patton soll die amerikanischen Angriffskräfte beim Kommando «Husky» (Sizilien) befehlen und General Clark soll die Fünfte Armee, die eine Ersatzstreitmacht wird, übernehmen. Patton spielt sich ziemlich auf mit seiner Aufgabe und wird seine Truppen zweifellos à la Teddy Roosevelt in San Juan Hill führen. Der Angriff wird direkt unter Alexander, dem alliierten Ober-Kommandeur, als Kommandeur der Bodentruppen stattfinden.
Die Generäle Clark und Patton flogen gestern aus Oujda herein, kamen ins Haus zum Mittagessen, wickelten ihre Geschäfte ab, bekamen ihre Instruktionen und flogen wieder ab, ohne auch nur im Hauptquartier gewesen zu sein.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

¾8 Uhr auf, Kaffee getrunken, gebadet und gegangen. Nach dem Frühstück Arbeit am Moses bis ½1. Mit den 3 Borgeses auf der Promenade, von da zum Lunch im Swiss Chalet. [...] 11 Uhr-Nachrichten

registrierten das Gerücht von der Ermordung Hitlers, unbestätigt. Deutschen Kaukasus-Truppen scheint eine Art von Dunkerk bevorzustehen. Stalingrad scheint nicht die letzte Todesfalle für Zehntausende gewesen zu sein.

Mann, Katia 1883–1980

Liebster Aissisohn [Klaus Mann]: **Pacific Palisades**

[...] Hast Du denn wohl Dich schon der Intelligenz-Prüfung unterzogen, und wie mag sie abgelaufen sein? An eigenes Arbeiten ist wohl vorerst durchaus nicht zu denken, aber auch dies kann sich mit der Zeit ändern. Wie steht es denn wohl mit allen Unternehmungen, vor allem mit dem Stück? – Genug gefragt. Bei uns denn also geht alles im gewohnten Trott. Mit der italienischen kleinen Familie leben wir in vollster Harmonie, und ich muß wirklich Z.s konsequent durchgeführte Unerschütterlichkeit den Eigentümlichkeiten des Schwiegersöhnchens gegenüber anerkennen. [...] Ich gerate wohl gelegentlich etwas mit ihm aneinander, wenn er die ganze heutige Weltpest als eine rein italienische Erscheinung in Anspruch nimmt. [...] Das Kind Medi [Elisabeth] ist wirklich allzu anhänglich ans Elternhaus, das ist ja schließlich nicht gut. Meine rückwärtigen Bindungen sind garnichts dagegen, sie hätte lieber die dicken Beine erben sollen. Wegen ihrer schriftstellerischen Ambitionen braucht man sich keinerlei Sorgen zu machen, es handelt sich vorerst um weitausschauende Vorbereitungen. Das Kind ist wirklich lieb und putzig und hat sich im Lande California ungemein herausgemacht und infolgedessen verniedlicht.
An den Joseph denken wir kaum mehr, so lange ist er schon fertig. Vati hatte sich mit dem Schluß des innerlich etwas überlebten Werkes ziemlich schwer getan, und möglicher Weise ist er auch etwas matt ausgefallen, aber das wird das ganze ja nicht beeinträchtigen. Jetzt arbeitet er an dem vom dummen Herrn Robinson bestellten Moses, und es wird gewiß ein stattlicher kleiner, für den Auftraggeber völlig unverwendlicher kleiner Band werden. [...] Wir haben seit Anfang des Jahres tatsächlich wieder ein Dunkeli, Gussy genannt, ein ganz pfiffiges und leidlich fleißiges Ding, die nur eben unentwegt von Mittwoch bis Freitag und von Samstag bis Montag ihre freien Tage durchhält. [...] Daß ich ihr freilich mein Radio geben mußte, wo es doch durchaus keine mehr zu kaufen gibt, kränkt mich. Die Hungersnot ist so ziemlich vorüber, nur Fleisch gibt es so gut wie garnicht, und man muß sich an Geflügel und ekles Gekröse halten. [...]
Tausendsegen von der getreuen Soldatenmutter Mielein.

Fisher, Leonard *1924 **Camp Upton/USA**

Liebe Eltern und Verwandte, lieber Bruder!

Fünfzehn Tage und noch keine Masern. Das ist doch was. Ach was! Die ganze Kompanie hat jetzt Angst vor uns, weil ein weiterer Fall ausgebrochen ist, in Zelt 87, das hinter uns liegt.

Heute habe ich bis 10 Uhr geschlafen und bis 12 Uhr gelesen. Aß zu Mittag, ging bis 14:30 zurück zu meinem Lagergestell und duschte von 15–16 Uhr. Ich schicke ein Paar dreckige Unterwäsche, ein Paar Zivilsocken und ein Taschentuch, das ich nicht weiß schrubben konnte, nach Hause. Schickt mir bitte meine Geologie Unterlagen (beide Aktenmappen; fragt Rich, wo sie sind), meine Harmonika und was davon übrig ist; neue Unterwäsche und indische Tinte und meine Mokassins. Versuch bitte, die dreckige Unterwäsche so schnell wie möglich wieder zurückzuschicken. Schaffst Du das? Schickt die Tinte bitte einzeln, wenn es geht. Ach ja, schickt bitte meinen normalen Füllfederhalter und das, worum ich gestern gebeten habe.

Heute ist nichts Neues passiert. Es regnet wie der Teufel und der Platz ist eine einzige Katastrophe aus Schlamm und Wasser. Wir haben den ganzen Tag gesungen, und ausgerechnet die alten Lieder.

Ich liebe Euch alle, Len.

Paß auf Deine Augen auf, Papa, und schreib nicht, wenn es Dich zu sehr anstrengt.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Der dritte Tag bringt etwas Neues. Wir bleiben nach dem Appell zwischen Block 18 und 19 stehen. Wir kommen auf Block 19. Auch Block 20 ist belegt. Ein Judentransport aus Berlin. Tätowierte Nummern 100000. Wo sind die 99000? Wo sind sie? Wie viele sind wohl nicht registriert worden?

Jetzt sind insgesamt drei Blöcke belegt. Dreimal vierhundert – macht zwölfhundert. An der Zahl gemessen ein ansehnliches Dorf – in drei Pferdeställen. Tagsüber taut der gefrorene Schlamm zwischen den Blöcken auf. Befehl zum Läuseappell: Hemd ausziehen. Läuse suchen! Fleckfiebergefahr. Deshalb die Quarantäne. Wir suchen – finden keine. Ein Häftlingsarzt kommt. Sieht gleichfalls nach Läusen. Auch er findet keine. Der Blockälteste kommt. Antreten in Dreierreihen. Block 19, vorwärts Marsch! Im Schlamm geht es sehr schwer vorwärts. Er kommandiert Laufschritt. Nimmt wegen des Schlamms das Kommando wieder zurück. Mein Nachbar, Dr. Rabinovitsch, verliert seine Galoschen – Schuhe hat er keine, man hat sie ihm gestohlen. Es ist unmöglich, diese aus dem Schlamm hervorzuziehen. Er läuft jetzt – die Füße in Fußlappen gewickelt. Die verliert er auch. Nein, frieren tun wir jetzt nicht. Die Bewegung und die Aufregung, was nun kommt oder kommen kann, machen uns warm.

Denkt wohl Erwin Rosenblum, den alle Ruzicka nennen, was zu deutsch Röslein bedeutet, auch jetzt noch an das Grand Hotel Pupp in Karlsbad und die feinen Menus, die er dort vor dem Kriege genoß? Heute morgen hielt er uns einen Vortrag über seinen Aufenthalt in Karlsbad. Die einen hielten es für Sadismus. Die andern ließen ihm die Freude zurückzublicken. In eine Zeit ohne Stacheldraht. Ohne Schlamm. Ohne Hunger.

Jetzt sind wir da. Ein Stacheldrahtzaun. Innerhalb eines großen Stacheldrahtzaunes. An einer Stelle ein Durchschlupf. Fünfzig Zentimeter vom Boden. Bückt man sich, kann man durchkriechen. Wir robben uns durch. Dem Blockältesten geht es zu langsam. Mit Fußtritten hilft er nach. Wir sind an einer Kiesgrube. Häftlinge in gestreifter Kleidung schaufeln Kies. Abgemagert. Blutunterlaufene Wunden. Ein Kapo brüllt und schlägt die Häftlinge mit einem Schaufelstiel. Es sind eigentlich wandelnde Skelette. Ob wir wohl auch einmal so aussehen werden? Bewegung! ruft der Blockälteste. Jacken ausziehen! Verkehrt anziehen! Gegenseitig knöpfen wir uns die Jacken zu. Die Knöpfe sind am Rücken. Verrückt, denke ich. Wir haben das Rückenteil der Jacke mit Kies aufzufüllen. Mit den Händen. Manche nehmen nicht genug. So meint der Blockälteste. Mit dem Fuß tritt er die Häftlinge in die Bauchgegend. Neuer Kies. Dann ist er zufrieden. Der Kapo von der Kiesgrube kommt an den Stacheldraht. Wir haben durchzukriechen. Mit dem Kies. Es ist nicht leicht. Stützen wir uns, fällt der Kies heraus. Jeder, der durchkriecht, erhält einen oder zwei Stockhiebe. Von dem Kapo. Mit dem Schaufelstiel. Wer den Kies verschüttet, muß nochmals zurück. Neuer Kies. Neue Hiebe. Wie lange kann man das aushalten? Zurück zum Block. Der Kies wird zwischen Block 18 und 19 geschüttet. Zur Trockenlegung des Schlammes. Vierhundert Häftlinge – vierhundert Schaufeln Kies. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Das sinnlose Spiel wiederholt sich noch zweimal.

Beckerle, Adolf Heinz 1902–1976 **Sofia**

Telegramm an das Auswärtige Amt

Der Ministerpräsident [Filoff] mitteilte mir bei einem Gespräch, daß über die Schweizer Schutzmacht von englischer Seite das Angebot gemacht worden sei, etwa 5000 jüdische Kinder nach Palästina zu

übernehmen. Wenn er auch erklärt, daß es sich zunächst um eine unverbindliche Anfrage handle, zu der er noch keinerlei Stellungnahme eingenommen habe, wird er zweifellos die Gesandtschaft zu dieser Frage, sobald sie offiziell anhängig sein wird, nach ihrer Ansicht hören. Ich bitte daher um Weisung. Die Gesandtschaft hat sich zunächst darauf beschränkt, allgemein zu erklären, daß wir schlechte Erfahrungen damit gemacht hätten, daß Juden die Möglichkeit auszuwandern gegeben werde, da diese dann im Ausland gegen uns eingesetzt oder von der feindlichen Propaganda ausgenutzt worden seien. [Bergmann teilte darauf der Gesandtschaft in Sofia am 13. 2. mit: «Bitte dem Ministerpräsidenten schon jetzt mitteilen, daß wir dringendst davon abraten, auf das Angebot der Schweizer Schutzmacht betreffs Auswanderung von 5000 jüdischen Kindern nach Palästina einzugehen. Unsere Erfahrungen ließen die Befürchtung begründet erscheinen, daß diese 5000 Juden unter englischem Einfluß zu 5000 Propagandisten gegen unsere antisemitischen Maßnahmen erzogen würden. Außerdem würde das geringste Nachgeben in dieser Frage von den Feindmächten als Schwächezeichen ausgelegt und sofort propagandistisch verwertet werden. Auch vertrüge sich eine derartige Maßnahme nicht mit unserer Politik gegenüber den arabischen Völkern.

Bitte hierbei zum Ausdruck bringen, daß es von großer Wichtigkeit sei, die Ablehnung in verbindlicher Form zu äußern. Der Feindpropaganda seien möglichst wenig Handhaben für den zu erwartenden Vorwurf unhumaner Handlungsweise zu geben. Aus diesem Grunde müsse auch einem offiziellen Angebot der Schutzmacht zuvorgekommen werden.»]

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

10.30	aufgestanden
11–13.30	gearbeitet
13.30	Mittagessen bei Lammers
16–17	gearbeitet
17–18	?
18.30–19.30	gearbeitet
20	in den Zug mit Wolff, Frick, Keitel, Reichert, Bormann ...
	gearbeitet

Telefongespräche

11.20	SS Stbf. Baumert, Berlin – Luftmeldungen
11.25	Berlin – Wohnung
12.30	SS Gr.F. Wolff, W.Sch. – Zurück von Berlin, Ullmann n. Breslau.
16.50	SSOstgrf. Daluege, Berlin – Besetzung P.Pr. Breslau, Verhältnisse Tschechei. Wirbt Nachrichtenhelfer [?]

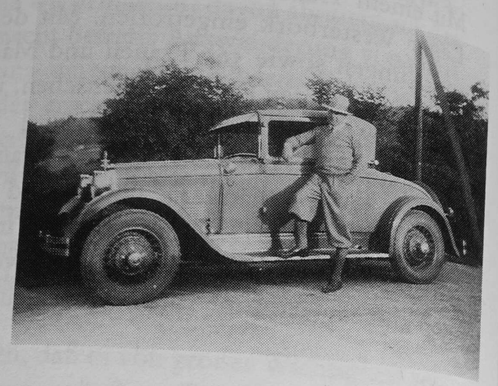
Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Mit einem Transport des RSHA aus Holland sind 890 Juden aus dem Lager Westerbork eingetroffen. Mit dem Transport sind 321 Männer und Jungen sowie 569 Frauen und Mädchen angekommen. Nach der Selektion werden [...] 790 Menschen, unter ihnen Invaliden und Kinder, in den Gaskammern getötet. [...]

Mit dem Sonderzug Da 15 ist ein Transport des RSHA aus Berlin mit 1000 jüdischen Männern, Frauen und Kindern eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 713 Menschen in den Gaskammern getötet.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 33 Häftlingen eingeliefert; fünf Tote kommen aus Birkenau.

Zeitsprung in das Jahr 1938



Zwischentext zum 4. Februar 1943

Lang, Jochen von *1925
über Martin Bormann

Der Haustyrann

Als der Oberste Parteirichter Walter Buch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vom amerikanischen Ankläger Robert M. W. Kempner bei einer Vernehmung gefragt wurde, ob sein verschollener Schwiegersohn [Martin Bormann] «ein furchtbarer Mensch» gewesen sei, antwortete er: «Ich glaube, daß er wahnsinnig geworden ist», weil er die dünne Luft in den Höhen der Macht nicht vertragen habe. [...]
Doch Buch konnte unmöglich verborgen geblieben sein, daß Machtgier und Machtmißbrauch schon im Charakter des noch nicht arrivierten Martin Bormann steckten, als dem Typ des Untertanen, der jedem Befehl gehorcht, aber sofort zum Tyrannen wird, wenn er befehlen kann. [...]
Der NS-Bauernführer Darré, Zeuge von männlichem Paschagebaren in der Bormannschen Wohnung, bemitleidete die Buch-Tochter, die [...] der Roheit des Ehegatten wehrlos ausgeliefert schien. Sie werde von «einem der brutalsten Männer» gepeinigt, «der sich ein Vergnügen daraus machte, seine Frau ... vor Fremden zu demütigen».
Das geschah, als Bormann noch Hilfskassen-Leiter war, doch auch sein Aufstieg in die NS-Oberschicht änderte daran nichts. Im Berghof-Klüngel empörte man sich, daß Bormann durch die Finger pfiff, wenn er seine Frau herbeirufen wollte, und verlangte, daß sie dann «beeilt» [...], also im Trab zu ihm kam. Nicht nur die Frau, auch die Kinder und das Hausgesinde atmeten angeblich auf, wenn er das Haus verließ oder gar auf Reisen ging.
Der Schlüssel dafür, daß diese Ehe trotzdem nicht unglücklich genannt werden konnte, liegt im Charakter von Gerda Bormann. Bei der Hochzeit war sie bereits eine (wie ihr Ehemann sich später einmal ausdrückte) «in der Wolle gefärbte Nationalsozialistin», die weder im Regen noch in der Sonne an Farbe verliere. Ihr Vater hatte sie so erzogen; ihm hatte sie stets nachgeeifert, und sie hatte es um so schmerzlicher empfunden, daß er durch seine Arbeit für die Partei so wenig Zeit für die Tochter hatte. Schon als Schulmädchen hatte sie hingerissen im Elternhaus den Tiraden Hitlers gelauscht und dabei gründlich die Rollen gelernt, die nach dessen Prinzipien auf ein deutsches Mädchen zukamen, sobald sie das heiratsfähige Alter erreichte: Gefährtin des Mannes, Hüterin des

häuslichen Herdes und Mutter vieler Kinder. Sie brauchte eine männliche Autorität über sich. [...]

Nun war allerdings die Hausarbeit nicht gerade ihre Stärke. In einem Brief an ihren Mann meinte sie sogar einmal, seine damalige Geliebte (im Laufe der Jahre hatte er etliche) sei die bessere Hausfrau. Auch ihr Bruder Hermann räumte ein, daß seine Schwester für praktisches Tun nicht sonderlich begabt gewesen sei und immer in höheren Sphären geschwebt habe.

Ihr Vater hatte sich schon als Offizier immer als Erzieher gefühlt und sogar eine Zeitlang nach dem Ersten Weltkrieg geplant, eine Internatsschule aufzumachen; weil sie diesem Vorbild nachfolgen wollte, war sie Kindergärtnerin geworden. Ihr Mann rühmte allerdings dann und wann ihre Küche, die ihn wider Willen um viele Pfunde schwerer gemacht habe, aber das geschah zu einer Zeit, da sie eine Köchin am Herd stehen hatte. Sie fühlte sich am wohlsten, wenn sie mit ihren Kindern zusammensitzen, sie mit Märchen unterhalten, ihnen Volkslieder beibringen und sie mit Zeichnungen und Linolschnitten beschäftigen konnte. Deshalb fand sie sich auch leicht damit ab, in der Familienrangordnung deutlich hinter dem Herrn des Hauses zurückzustehen. Er selbst charakterisierte einmal in einem Brief an seine Mutter die Verhältnisse so: «Die Führung des Haushaltes, die Behandlung der Hausangestellten, die Erziehung der Kinder geschehen nach meinen Anweisungen, die Gerda zu beachten hat!»

Während der ersten sechs Jahre ihrer Ehe hätte eine solche großspurige Anordnung noch lächerlich gewirkt. Der Haushalt war zumindest bis in den Sommer 1933 zwangsläufig bescheiden, und die erste Wohnung in Icking war klein. Auch die im Haus Sonnenweg 1 der Pullacher Parteisiedlung, die ihm schon vor seiner Ernennung zum Stabsleiter zur Verfügung gestellt wurde, bot nicht allzuviel Platz. Wachsende Verpflichtungen und eine ebenso rasch wachsende Kinderschar überzeugten dann die Partei, daß er mehr Räume brauche; die Familie konnte in das ebenfalls parteieigene Haus Margarethenstraße 11 in Pullach umziehen.

Als das fünfte Kind geboren wurde, zogen auf einem Grundstück im Pullacher Sonnenwinkel die Handwerker bereits die Grundmauern für das nächste und nun endgültige Heim hoch. Heinrich Bormann, geboren Mitte Juni 1936, bekam seinen Vornamen nach dem neugewonnenen Freund und Bundesgenossen Himmler. Der ließ [...] jeweils am Geburtstag und an Weihnachten seinem Patenkind Geschenke zukommen, die das Sekretariat des Reichsführer SS gewissenhaft in den Akten ver-

merkte – im ersten Jahr einen silbernen Eßschieber und einen Teddybär, später, während des Krieges, ein Unterseeboot, ein Gewehr, einen Panzer.

Mitte September 1936 feierte Martin Bormann mit den am Neubau beschäftigten Handwerkern das Richtfest. Bier und Würste kosteten ihn ebensowenig wie Neubau und Grundstück. Die Partei bezahlte alles, und sie durfte, von Hitler angewiesen, nicht kleinlich sein; das Haus mußte auch repräsentativen Zwecken dienen können. Deswegen wurde der Innenausbau so zeitraubend, daß es erst spät im folgenden Jahr bezogen werden konnte – fast zur selben Zeit wie das Bormann-Haus auf dem Obersalzberg. Nun konnte sich die Familie aussuchen, wo sie jeweils wohnen wollte, hoch in den Bergen oder in der Nähe der Großstadt München. Doch Gerda stand es nicht zu, darüber zu entscheiden. Wenn Hitler auf dem Berghof wohnte, wollte ihr Mann auf jeden Fall in Rufnähe seines Führers sein. Sie hingegen mußte sich gelegentlich von ihm nach Pullach verbannen lassen, zur Strafe für Ungehorsam oder Nachlässigkeit, wie etwa, daß sie versäumt hatte, ein von ihm bevorzugtes Smokinghemd rechtzeitig in die Wäsche zu geben.

Zu den großen Empfängen und Festivitäten, die vorwiegend in Berlin und in München stattfanden, nahm er sie fast nie mit, obwohl häufig genug die Reichsleiter mit ihren Frauen eingeladen waren. Daß sie alle zwei Jahre ein Kind zur Welt brachte, genügt als Erklärung dafür nicht. Fühlte er sich vielleicht deplaciert, wenn er sich neben seiner wesentlich größer gewachsenen Frau einer Gesellschaft präsentierte? Oder störte es ihn, daß sie es nicht verstand, sich in den Vordergrund zu drängen, und daß sie selbst in kleinem Kreis statt mitzureden nur zuhörte?

Sie sei ungeachtet der Karriere ihres Mannes «eine bescheidene, etwas verschüchterte Hausfrau geblieben», berichtet Speer. Und Schirach bestätigt: «Nur auf dem Obersalzberg sah man sie, und da war sie häufig abends am Kamin unter den Frauen der engsten Mitarbeiter Hitlers und sagte den ganzen Abend hindurch kein Wort. Ganz Mutti, und als solche wurde sie auch von Hitler mit besonderer Achtung behandelt.» Diese Achtung zeigte ihr Hitler immer an ihrem Geburtstag mit einem prachtvollen Strauß roter Rosen.

Daß es Bormann mit der ehelichen Treue nie genau nahm und daß er, wenn Filmschauspielerinnen auf den Berghof geladen waren, eines der Sternchen in sein Bett zu locken versuchte – häufig mit Erfolg [...] –, erfuhr Hitler auch von Eva Braun oder vom Fotografen Hoffmann. [...] Was er nicht wußte, war, daß auch Gerda über die Seitensprünge ihres Mannes unterrichtet wurde – von ihrem Martin. Sie nahm seine

Eskapaden als ein männliches Naturereignis und in der Gewißheit hin, daß er immer wieder zu ihr zurückkehren würde – auch der Kinder wegen. Sie sollte Recht behalten. [...]

Rasch geriet die Familie zum Renommiermitglied der Kinderreichen; auf sechs Nachkommen brachte sie es bis zum Kriegsbeginn, auf neun bis zum Kriegsende. Damit erwiesen sich die Bormanns auch in dieser Hinsicht als konsequente Nationalsozialisten; sie schenkten ihrem Führer den Nachwuchs, mit dem er die zu erobernden Weiten des Ostens bevölkern wollte. Für Gerda deckte sich dieser Einsatz fürs Vaterland – so wertete Hitlers Weltanschauung jede Geburt – mit ihren eigenen Wünschen: Sie konnte nie genug Kinder um sich haben. Die eigenen genügten ihr nicht einmal; auf dem Obersalzberg hatte sie immer noch eine Schar kleiner Gäste im Haus.

Daß ihr Ehemann seine Sprößlinge ebenso sehr liebte, darf bezweifelt werden. Zugute gehalten werden muß ihm, daß er gar nicht die Zeit hatte, sich mit ihnen abzugeben. Schon während der friedlichen Jahre sah er sie wochenlang kaum, weil er in Berlin gebraucht wurde oder auf Reisen von einer Parteiveranstaltung zur anderen war. Später hatte er seinen Platz vorwiegend im jeweiligen Führerhauptquartier. Die Kinder haben ihn jedoch nicht sehr vermißt. War er zu Hause, mußten sie sich leise verhalten, damit seine vom strengen Hofdienst überreizten Nerven sich beruhigen konnten. Er strafte sie, wenn sie eine Anweisung nicht unverzüglich ausführten. Sie durften nicht mit fremden Leuten sprechen oder mit unbekannten Kindern spielen, weil er fürchtete, sie würden zuviel reden und ihm damit schaden. Jähzornig und unberechenbar konnte er sie wegen Kleinigkeiten züchtigen – mit einer Hundepeitsche, sagt ein Augenzeuge, mit einer Reitpeitsche ein anderer.

Damit prügelte er zwei seiner Kinder bei einem Ausflug, weil sie sich vor einem großen Schäferhund ängstigten. Als einer seiner Söhne in eine Pfütze stolperte, bestrafte er ihn mit Fußtritten. Andererseits machte er sich während seiner Abwesenheit Sorgen um sie und wies Gerda schriftlich an, was sie den Kindern eintrichtern müsse: Nicht mit Streichhölzern spielen, von Fremden keine Süßigkeiten annehmen, nicht zu unbekannten Leuten ins Auto steigen. Richtig stolz war er auf sie, wenn er sie auf den Berghof bringen durfte, zu Hitler, der ihre Köpfe streichelte und sich an ihren unbefangenen Reden erheiterte.

Freitag, 5. Februar 1943

Ihr sollt innewerden, daß ich der Herr, euer Gott, bin.
HERRNHUT
2. MOSE 16,22

Das höchste Gut ist ein ruhiges Herz.
TAGEBUCH QUAATZ

47 000 Verwundete aus Stalingrad geborgen. Transportflugzeuge unterstützten die Helden.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**
Meine besondere Verbindung zur Bendler Straße [Wehrmachtsleitung] erzählt von zunehmenden Schwierigkeiten mit U-Bootbesatzungen: sie «streiken»; sie weigern sich rauszugehen; viele desertieren, wenn die Boote in den Hafen eingelaufen sind: viele andere warten auf ein Strafurteil wegen Gehorsamsverweigerung und «Feigheit» ...
Der Chefredakteur des «Svenska Dagbladet» war auf der Durchreise in Berlin. Er war längere Zeit von einem größeren Arbeitsaufwand belastet, als Kräfte und Gesundheit aushalten konnten. Nun will er ein bißchen Ruhe und Erholung in der Schweiz suchen. – Mit Furcht sieht Dr. A. dem Sieg des sowjetischen Kommunismus über Deutschland entgegen. Seine Gedanken kreisen um die Frage, ob es nicht – trotz allem – insbesondere trotz der angelsächsischen Forderung nach bedingungsloser Kapitulation – noch möglich sein sollte, wenigstens etwas vom alten, bürgerlichen, christlichen Deutschland wiederhergestellt zu sehen – um zu verhindern, daß der Bolschewismus – vielleicht sogar ein vereinter deutsch-russischer Bolschewismus! – der Herr des Kontinents wird. Das beste und vernünftigste Resultat des Krieges wäre es nach Dr. A.'s Meinung gewesen, wenn man dem Nationalsozialismus und dem Bolschewismus erlaubt hätte, sich gegenseitig zu zerschleißen.

Der schwedische Pressemann und konservative Politiker ist äußerst bedenklich hinsichtlich Roosevelts und Churchills Proklamation in bezug auf Deutschlands bedingungslose Kapitulation ...
Einer der Gründe von Dr. A.'s Besuch in Berlin war ein Treffen mit dem christlichen Widerstandskämpfer Dr. Eugen Gerstenmaier – wie auch der Rendsburger Th. Stetzer dem sogenannten – christlichen – «Kreisauer Kreis» zugehörig. Gerstenmaier, der Theologe ist, aber beim Außenministerium in der Wilhelm Straße angestellt, hat die allerbesten Verbindungen zur Ökumenischen Bewegung in Schweden, besonders mit Sigtuna.
Auf einem bestimmten Punkt können Dr. A. und ich uns nicht einigen – in den meisten anderen Beziehungen geht es gut –: ich bestehe darauf, daß es verkehrt ist, über die möglichen Probleme des «zweiten Akts» zu grübeln – die bolschewistischen Zukunftsgefahren –, so lange der «erste Akt» – die totale Niederkämpfung des Nazismus – noch nicht zu Ende «gespielt» ist. Dr. A. hingegen arbeitet schon mit dem «zweiten Akt», ehe der «erste Akt» fertig ist. Es ist, meine ich, der Zukunft halber absolut notwendig, daß Hitler zu der von den Angelsachsen geforderten bedingungslosen Kapitulation gezwungen wird ...
Es verlautet hier, daß Meissner von der deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen sich im Anschluß an die Stalingrad-Katastrophe zum Ostfronteinsatz gemeldet hat. Ich höre mich im Goebbels-Ministerium um, aber bekomme nur eine knurrige Antwort: «Wir interessieren uns nicht für Herrn Meissner in Kopenhagen – Herr Frielitz ist unser Mann.»

Bormann, Gerda **Obersalzberg**
An Martin Bormann, ihren Mann
Frau Todt erzählte mir, daß Jost ursprünglich die Verbindungstexte schreiben sollte, im neuen Buch mit den Briefen ihres Mannes, das bald veröffentlicht wird. Sie war aber so verärgert über Josts erstes Buch, daß sie Speer gebeten hat, jemand anderen damit zu beauftragen. Sie selbst hatte keine Idee, wer die passenden Worte schreiben könnte. Sie ist begeistert über die Portraitbüste ihres Mannes von Thorak, ebenso Ilsebill, die sagte, daß sie bei jeder anderen Büste, die sie mit ihrem Vater verglichen hat, dieses oder jenes auszusetzen hatte. Bei Thoraks Arbeit fühlten sie und ihre Mutter sofort: Das ist Vater. Obwohl es keine exakte Ähnlichkeit war, gab es doch ganz und gar den Gesichtsausdruck ihres Vaters wieder, wenn er von seinen Plänen sprach oder ihnen einen

wichtigen Punkt erklärte. Thorak kann sich sicherlich kein besseres Urteil wünschen.
Walter hat uns heute morgen um halb sieben verlassen, er war sehr froh, die Kinder gesehen zu haben und sendet Dir seine besten Grüße. Er ist jetzt erster Offizier unter Kapitän Erdmenger auf dem Zerstörer des Führers. Großmutter hat sich auch sehr über ihn gefreut; er hat uns fast den ganzen Abend Geschichten über Narvik und Dietl erzählt, wie sie ohne alle technischen Vorräte zurechtkommen mußten und wie sie einige lustige Pannen hatten.
Evi [Braun] hat angerufen. Ohne die persönliche Zustimmung von Minister Gö[oe]bbels können keine amerikanischen Filme mehr herausgegeben werden. Würdest Du ihn bitte anrufen und ihn bitten, weitere amerikanische Filme zum Berghof zu schicken?

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Fritz abends ½7 Uhr zum Dienst, es sprach ein Ritterkreuzträger zur Hitlerjugend, der noch besser ansprach als der von neulich, Fritz dann im Dunkeln allein nach Haus; nachmittags machten Heinzi und Fritz das Wohnzimmer gründlich sauber, dann noch Schularbeiten; mein Fuß mit dem dicken Verband behindert mich doch sehr und schmerzt auch, dazu habe ich wieder neuen Schnupfen und solche Blutleere im Gehirn, daß es mir beim Lesen vor den Augen flimmert und ich furchtbare Kopfschmerzen habe; als ich dann plättete, um den Kopf zu entlasten, hing mein Bein daran wie ein schwerer Sack; es ist schrecklich, so elend zu sein, wo auch noch ringsum die Arbeit wartet.
Hermann hatte nachmittags viele Leute, vormittags unentwegt diktiert, dabei ist er auch sehr erkältet, Schnupfen und Bronchialkatarrh.
Die Jungvolkbuben aus der Siedlung müssen abends stets nach Haus gebracht werden, weil dort die Lager der ausländischen Arbeitskräfte sind und Gefahr besteht.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Archivrat Dr. Schäfer, zweiundsiebzig Jahre alt, bekommt zweieinhalb Jahre Zuchthaus (Abhören des Feindsenders), seine ebenso alte Frau anderthalb Jahre. Das polnische Dienstmädchen hat die Anzeige gemacht. Ich wasche Wäsche von zehn Wochen ganz allein. Dabei passiert ein Unglück, der alte Kessel stürzt ein, während die Wäsche kocht. Ich kann das meiste retten, liege aber danach mit Herzschmerzen und Kopfweh. Unsere Nachbarn V. bieten jede Hilfe an, das sind wahre Nachbarn.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Ich soll also schreiben, wie es mir geht. Da kann ich wohl sagen: gut. Was ich denke und empfinde, ist schon schwerer zu berichten, da mir hierzu die Muße fehlt. Politisch: eine schwere Schlappe. Der Verantwortliche von Stalingrad gehörte vor ein Kriegsgericht. 300000 beste Truppen ist kein Pappenstiel. Hier oben drückt der Russe immer noch. Jedoch ohne Erfolg. So etwas ist auf beiden Seiten verlustreich.

Pröbstle, Alfred *1922 **Valnesfjord**

Die Freude am Militärischen und die Begeisterung dafür muß eine Art Geisteskrankheit sein, da sonst keinem normalen Menschen soetwas einfallen oder gar gefallen würde.

Pfeiffer, Gottfried 1901–1985

Heereszeugamt F.Z., Eichstelle **Berlin**

Wie Ihr aus der Anschrift seht, lebe ich nicht mehr in der in ihrer Art behaglichen Kate in Dorf Zinna. Seit dem 4. 2. bin ich nach Berlin-Spandau zum Heereszeugamt versetzt worden und von dort auf die hiesige Zweigstelle gekommen. Hier wohne ich nun in anderer Art romantisch: Am Rande der Großstadt – im Norden Berlins – inmitten von Schrebergärten in einem Neubau, den wir uns selbst mit zurechtzimmern und einrichten müssen, denn 1939 ist scheinbar jäh der Weiterbau unterbrochen worden. Das Haus hatte noch keine Türen, die Treppen kein Geländer, e.T. waren noch nicht vorhanden. Alles Mobiliar muß erst beschafft werden – sowohl für die Wohn- wie für die Arbeitsräume. – Was wir nun hier schaffen werden – ja das ist uns allen, die wir von Zinna hier her versetzt wurden nicht ganz klar. Wahrscheinlich handelt es sich um das Eichen des meteorologischen Geräts, das die Wetterzüge gebrauchen. Ich erwartete eigentlich meine Frontabstellung und kam nun ganz plötzlich zu dieser «g.v.H.» Tätigkeit. Darum kann ich auch noch kaum glauben, daß ich hier lange bleiben werde. Aber solange will ich die Nähe zur Wohnung meiner Mutter (rel.! = 1 Std), zu Berlin und der Geographischen Wissenschaft – und die besseren Verbindungen nach Bonn möglichst ausnutzen.

Ich habe noch ein ganz schlechtes Gewissen, daß ich nicht zum 20. nach Koblenz geschrieben habe, um so an Eurem Zusammensein und an der Erinnerung an den Vati nicht nur in Gedanken teilzunehmen. Ich habe es wohl vor allem deswegen versäumt, weil ich den vorausgehenden Sonntag zum Wochenende in Berlin war. Den 20. selbst habe ich «dienstlich» verbracht. Ich mußte am 19. mittags den L. v. D. spielen

was mit «Laufburschen vom Dienst zweckmäßig» zu übersetzen ist. Das ging bis zum 20. mittags. Unangenehm war, daß ich mir am 19. morgens bei schwerstem Glatteis durch einen Fall die linke Hand verstauchte, was mir noch heute beim Möbelschleppen etwas Beschwerden macht. Es sind ja besonders ernste Tage, in denen wir diesmal unseres Vati gedenken müssen. Sie haben wohl mehr als alles andere uns allen den Blick für die wirkliche Gefahr der Lage geöffnet, in der wir schon lange uns befinden und von der Stalingrad ja nur ein Teilsymptom ist. Allerdings in sofern ein besonders ernstes, weil es eine erste wirklich ernsthafte Niederlage an der Front begleitete – denn die 6. Armee selbst hat ja ihren Stand gehalten und getan was nur möglich war. Ich habe ja immer die Gefahr unserer Lage für ungeheuer gehalten und darum ja oft die Augen vor mancher Kritik geschlossen, weil mir die größere Gefahr eben unser ganzes Leben bedrohende von Außen zu sein schien. Ich glaube nicht, daß wir verzweifeln müssen – außer über unsere Propaganda in Presse und Radio zu diesem Unglück – glaube allerdings nicht, daß dies etwa das Ende unserer Prüfungen ist. Im Gegenteil mehr denn je ist meine ernsteste Sorge, ob wir die Kraft haben werden, das kommende durchzuhalten – bis zu einem Ende, das unser Leben sichert. Verfehlt würde es auch sein schon jetzt Frage und Kritik an diesem ersten Rückschlag anzusetzen, das «warum» und «war es nötig» zu fragen – das läßt sich von hieraus jetzt garnicht beantworten und lähmt nur unsere notwendige Kraft.

Du lieber Schatz wirst in diesen Tagen ganz besonders unseren lieben Vater vermissen. Möge das Unglück – nach so vielem Glück – uns die innere Läuterung und Reifung bringen, die wir als Rolle für uns und unsere Aufgabe in der Welt gebrauchen. Aus der Presse werden wir sie noch lange nicht lesen, mögen wir sie aber doch bald in den Menschen selbst in ihren Anfängen finden. Dazu müssen wir alle beitragen. Es grüßt Euch herzlich Euer Gottfried. Ganz besonderen Dank auch Susi für ihr liebes erstes Briefchen.

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**

Zu den Meldungen über Stalingrad kann ich Dir nur soviel sagen, daß die Russen von der Gefangennahme des Generalfeldmarschalls Paulus mit noch 18 Offizieren berichtet haben. Es kann aber auch eine Falschmeldung sein. Die Sprengung sollte jedenfalls stattfinden, ob nun in dem Durcheinander irgendeine Sache dazwischen kam und einen andern Ausgang herbeiführte, weiß man noch nicht. Daher wohl auch noch die Zurückhaltung. Mehr kann und darf ich nicht sagen!

Ich schlafe nicht mehr so gut, die seelische Belastung wird doch immer schwerer. Allmählich bin ich soweit, daß mich jede naiv-egoistische Haltung, diese Art Harmlosigkeit, mit der über den Krieg gesprochen wird und über die notwendigen Opfer, die von andern zu bringen sind, aufreizt. So werde ich auch ungerecht gegenüber jenen Mädchen, die sich heute noch einbilden, nur ihrem Kunststudium, ihrer Lieblingsbeschäftigung nachgehen zu müssen, sogar glauben, darauf einen Anspruch zu haben. Wer wird denn von uns danach gefragt, was er gerne möchte! Und wer fragt die Jungens? Die müssen einfach alles lassen und hingeben und Helden werden! Weiß Gott, ich sehe jetzt alles unter dieser unerbittlichen Härte. Paßt doch direkt zu den Aufsätzen über den «Totalen Krieg», wie die Presse sie jetzt brachte?! Aber Du wirst schon verstehen – es erscheint mir manches, auch manch Schönes im Augenblick nicht so wichtig. Und diese so weit verbreitete Kurzsichtigkeit! Auch Liselotte hat sie. Sie hat mir natürlich abgeschrieben, verspielt die Planstelle bei uns. Der 1. März ist ihr zu früh. Sie will bis Juni bei ihrer Schwester bleiben. Hoffentlich gefällt es ihr in zwei Jahren in Ostpreußen auch noch, falls sie bleiben darf und nicht woanders hinbefohlen wird. Noch sind ja viele Hintertüren offen, aber eine Verschärfung wird kaum ausbleiben und mit einer Dauer von zwei Jahren muß man wenigstens noch rechnen. Ob ich Liselotte im Notfall helfen kann? Ich glaube es kaum, denn es paßt nicht immer so. Doch die Menschen wollen ja nicht hören. Woher kommt bloß diese engbegrenzte Einstellung – haben sie denn alle Linsenverkrümmung?

Im Radio spielt man schon wieder Märsche – man sollte doch auch lieber vier Tage Funkstille machen! Aber aus allem, auch dem größten Opfer wird ein Kinostück gemacht, so ein richtiges Kolportagestück – aufregend, dramatisch, schwülstig und kitschig.

Ich lese jetzt neben dem «Hesperus» von Jean Paul einen äußerst spannenden, sehr sinnlichen, aber auch voller ausgezeichneter Bemerkungen über Bildende Kunst steckenden Roman von 1785. Scheidt gab mir gestern mit wärmster Empfehlung und einiger Sorge, daß mein Seelenheil leiden könnte «Ardinghello und die glücklichen Inseln» von Wilhelm Heinse aus dem Goethe-Wieland-Kreis. Man sollte die Scheu vor den hundertjahrealten Büchern überwinden. Ich glaube, sie sind ursprünglicher und darum unverwüstlicher als die der Jetztzeit. Ich bin sehr froh, daß ich mit Eifer wieder beim Lesen bin. Die Musik ist zur Zeit gänzlich in mir erstickt. Die Belastung ist zu arg. Und sie wird nur noch schwerer werden. Scheidt geht es genauso – er kann auch nicht mehr richtig arbeiten. Man muß ja denken!!

Hans habe ich inzwischen schon einige Mal geschrieben. Ich kenne die Lage dort ziemlich genau [Kessel von Demjansk] und bin sehr in Sorge.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Krakau**

Morgens bei gutem Wetter Einfahrt in *Krakau*. Sonderbar, ich bin des Reisens immer noch nicht müde; habe wohl etwas von Eulenspiegels Wesen – oder dem des Berend Fock? Es ist kein Geltungsbedürfnis, ich glaube, das brauche ich nicht. Mich sehnt es auch oft jählings zum Hof und meiner Arbeit. Aber dazwischen bin ich zufrieden, daß ich noch beglückende Vorträge vor mir habe. Wobei auf dieser Reise natürlich Emmes' Begleitung mitspricht, die für alles umsichtig sorgt.
Wanderung durch das alte Krakau. Die Stimmung wird mir als freundlich geschildert, während aus Warschau eine Reihe von Ermordungen Deutscher gemeldet wird, die mir ernst erscheinen und in ihren Folgen schwer sein müssen. Denn fünfundneunzig vom Hundert der Eisenbahner sind Polen und vier Fünftel des Nachschubs unseres Heeres geht über dieses Gebiet. Es muß ruhig und besonnen bleiben.
Die Berichte von der Ostfront klingen nach wie vor sehr ernst.

Hedin, Sven 1865–1952 **Kopenhagen**

Aufbruch von Berlin. – Wurde um ½7 geweckt. Fuhr 7.40. Der Zug ging 8.12 ab. Ziegler und Frau Bassler am Bahnhof. Bassler begleitet uns. [...] Höfliche Behandlung beim Zoll. Keine Kontrolle des Gepäcks. Schöne Reise, Lunch an Bord. Freundlicher Empfang in Gedser. 4 Stunden Fahrt. Ich schlief, denn ich hatte in der Nacht keine Minute geschlafen. Am Bahnhof in Kopenhagen Gen. Dr. Knudsen. Herr Machowitz, der Grüße von Dr. Best überbrachte. Knudsen sprach eine Einladung zum Essen für morgen abend 7 Uhr mit Best und anderen aus. – Fuhren ins «Palace Hotel», wo wir 3 elegante Zimmer bekamen. Dann Souper, wozu Grassmann und Machowitz kamen. – Haslund rief Alma heute abend an. Will uns morgen sehen. Teil einer Wochenschau zeigt uns in München.

Jeinsen, Gretha von 1906–1960

Urlaubstage von Romain. Stalingrad. Die Erschütterung in allen Teilen des Volkes spürbar als die dumpfe Ankündigung eines noch schwereren, unentrinnbaren Schicksals. Die politische Lage, der totale Einsatz und der totale Kräfteverzehr. Die Erschöpfung des Volkes, die Gestalten in den öffentlichen Verkehrsmitteln, grau in grau, dazwischen die große Zahl der Verwundeten. Es erdrückt mich fast.

Daß sich dieses Zeitalter von Stahl im musikalischen Bereich dem Sammetkäppi Richard Wagners verschreibt, ist zwangsläufig; man glaubt, den Heroismus nur durch ein Riesenaufgebot an Pauken und Trompeten wach zu halten.
Über die Eitelkeit, und daß ihr gerade die großen und freien Geister verfallen sind.
Rochefort als Lektüre. Er ist doch dem Niedrigen verwandt. Maurras: «Der Feind der klassischen Ordnung ist das Germanentum.» Und: «Im Grunde ist der deutsche Geist ein ewiger Anwärter auf unsere französische Kultur.»
Aussprüche wie diese widerlegen sich selbst.
Was den Arbeitseinsatz anbelangt, so tritt hier die nachbarliche Mißgunst hervor; der eine weist auf den anderen als abkömmlich hin, es erfolgen anonyme Drohungen, und alter Haß flackert wieder auf und sucht sich diesen neu geschaffenen Umstand zunutze zu machen. Nie erschien mir die menschliche Kreatur verächtlicher als heute; was an niedrigen Instinkten herrscht, tritt offen und unverhüllt zutage, und das alles unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe.
Atel wurde mit seinen Klassenkameraden zum Luftwaffendienst einberufen. Die Ungewißheit, die mich oft lähmend überfällt, wenn ich in dies junge Gesicht blicke.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**

Stalingrad

Es gibt nicht Worte, die euch, Helden, ehren,
und kaum mein Schweigen weiß, wie groß ihr seid:
Ihr seid schon Stern in allem Brand der Zeit,
und kein Gewölk kann eurer Leuchtkraft wehren.

Dies, dies heißt dienen: sich nicht abzukehren
vom heilgen Auftrag, wenn das Herz auch schreit,
und so zu bleiben: trotzig und bereit
im Angesicht des Unbekannten, endlos Schweren.

Wo wir nun gehen, sehn uns eure Blicke,
wo wir nun kämpfen, leuchtet eure Tat;
ihr seid der Kern der künftigen Geschicke,

ihr seid zur neuen Frucht geweihte Saat.
Wir bleiben Strom und Insel, Strand und Pfad:
Ihr aber seid der Geist. Ihr seid die Brücke.

Bonhardt, Dr. Emil **Lübeck**

Sehr geehrter Herr Lembke,
schon mancher meiner ehemaligen Schüler hat für uns alle sein Leben hingeben müssen und so nahe mir all dies Leid gegangen ist, so hat mich doch kaum je eine Nachricht so erschüttert, wie die, daß nun auch Ihr Herbert hat fallen müssen, nachdem er fast vier Jahre für uns im Felde gestanden hat. Sein Schicksal ist mir darum so besonders ergreifend, weil er zu den Besten, den Kernhaftesten und Treuesten gehört hat. Ich habe mich immer so gefreut, wenn ich während des Krieges einmal Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen. Er war so ganz der geworden, der er als Junge schon zu werden versprach, oder vielmehr er ist eben immer derselbe geblieben. Es ist ein so furchtbarer Gedanke, daß unser Volk gerade von diesen Edelsten – ich meine das Wort wirklich so! – so viele verliert, von ihnen, die es doch einst so bitter nötig haben wird. Denn letzten Endes beruht doch unsere Zukunft auf dem Sein und auf dem Wirken dieser besten und dieser männlichsten, wahrhaft soldatischen Männer. Aber Ihr Herbert ist mir auch rein persönlich immer besonders lieb und wert gewesen. Ich sehe ihn noch auf der letzten Bank hinten, neben seinem nun auch schon längst gebliebenen Freunde M. sitzen. Sie und Ihre Gattin müssen nun durch diese furchtbaren Stunden und Tage und Wochen hindurch, und es wird immer eine tiefschmerzende Lücke in Ihrem Leben bleiben. Darüber wird auch der Gedanke, welch edel erfülltes Leben Ihr Sohn zum Ende geführt hat nicht hinweghelfen können. Aber es mag Ihnen doch ein wenig wohl tun, zu wissen, daß so manch einer in diesen Tagen in herzlichem Mitgefühl Ihrer gedenkt.
Seien Sie jedenfalls versichert, daß ich auch zu denen gehöre, die in freundlicher Erinnerung, aber auch in ehrfürchtiger Dankbarkeit Ihres Sohnes Herbert gedenken. Ihr Ihnen und Ihrer Gattin sehr ergebener Dr. Bonhardt
Eben sehe ich in der Zeitung, daß Ihr Sohn verlobt gewesen ist, und bitte Sie, auch Ihrer Schwiegertochter und deren Eltern meine innige Teilnahme auszusprechen.

Heinz X.
An Helmut Zucker, Luga **Ilmensee**
Lieber Helmut!
Ja, was ich in Frankreich nicht geschafft habe, in Rußland wurde es nun doch wahr. Man hat mich – halt Dich fest – in einen Rechnungsführer-Lehrgang gesteckt, der am 15. Februar zu Ende geht.

Mir scheint, unser Haufen hat so ziemlich die schlechteste Stelle geschnappt, die man nach Stalingrad bekommen konnte. Der Russe ist ja zäh wie Sohlenleder. Schade um die vielen Kameraden, die in Stalingrad gekämpft haben. Aber im Frühjahr wird sich das Blatt ja sicher wenden. Mir ist ja doch komisch vorgekommen, mitten in den östlichen Winter hineinzugeraten. Es ging ja alles gewaltig schnell, 12 Tage lagen wir auf der Bahn. In Staraja Russa konnten wir nicht rein, weil die russische Ari da gerade wieder mal reinfunkte. Im Augenblick ist ja Päckchen- und Urlaubssperre, es haut also wieder einmal hin.
Ja, nun ist Dein Wunsch in Erfüllung gegangen, dort zu sein, wo die Entscheidung fallen wird. Bist Du zufrieden? Ich glaube, auch Du wirst das Ende dieses Krieges hier in Rußland genauso herbeiwünschen wie ich. Sei ehrlich, das ist doch hier die größte Scheiße, in die man geraten konnte. In den Bunkern tropft das Wasser wenn der Schnee taut. Nachts friert man, tagsüber schwitzt man wie ein Bulle, wenn der Ofen glüht. – Glücklich ist, wer vergißt … – Unser oberster Luftwaffenchef hat ja gesagt, wer hier rauskommt, hat Dusel gehabt. Na, wir wollen sehen was sich machen läßt. Uns bleibt im Augenblick nur übrig zu warten bis das Frühjahr kommt, und dann müssen wir den Russen raushauen, daß es so kracht. Sei gegrüßt von Deinem Heinz.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**
In den letzten Tagen schrieb ich ziemlich häufig.
Entsprechend der verwirrten Lage wirst Du die Briefe vermutlich in wilder Reihenfolge erhalten. Du wirst Dich natürlich ängstigen, aber trotzdem ich das weiß, habe ich immer so einigermaßen das berichtet, was los ist und was ich schreiben darf. Bei mir persönlich und bei allen meinen Männern ist nach Seidels Fall immer alles gut ausgegangen, obwohl die Lage oft unerfreulich war. Wir waren im übrigen nicht in irgendeinem Gefecht. Daß die ganze La aus K. hier ist, ist Dir aus älteren Briefen wohl bekannt. Ich bin militärisch ihr erwählter Führer und lasse heute Nachm. allein 12 KV Räte und KV Inspektoren etc. neben x Sonderführern etc. auf dem Schießstand ihre Fertigkeit zeigen. Nachts liegen die Melder bei mir im Quartier, wie es sich gehört, denn gestern war Großalarm wegen Partisanen. Diese haben eine rege Tätigkeit entfaltet, aber nichts erreicht. Immerhin ist R. etwas wie eine Insel geworden, und der Fehler ist besonders der, daß die Ungarn, die uns hier schützen, sehr wenig unternehmungslustig sind. Der Oberst ist mit seinen Leuten weg. – Wie sich die Sache weiterentwickelt, ahnt niemand, weiß ich nicht. Ziemlich wild alles! (Wunsch nach neuer Verteidi-

gungslinie am Dnjepr) Kommt es besser, werde ich mich freuen. Allemal ist schon heute festzustellen, daß ein erheblicher Anteil meiner Amtsbrüder arbeitslos geworden ist. Kobold wird auch nicht bei mir bleiben, d. h. vielleicht er allein mit einigen Männern noch etliche Tage. Wir hatten eine ruhige Nacht, nur am Abend bumste es. Das ändert sich nach der Wetterlage. Z. Zt. ist es kalt und sonnig, Straßen sind gut befahrbar mit LKW u. PKW. Aber der Februar ist der Monat der Stürme! Schlitten ist mir lieber. Mir machen meine russischen Freunde die größte Sorge!
Nochmals immer Dein Kl.

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**
Ukrainisches Tagebuch
Von unserm gelegentlichen Polizeihilfsdienst berichtet launig Freund G.

Meine Tätigkeit als Hilfspolizist
vom 4. Februar, 13 Uhr bis 5. Februar, 13 Uhr.
Motto: Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei

Als ich den Befehl, einen ganzen Tag lang Hilfspolizist zu spielen, bekam, wurde ich begreiflicherweise erst einmal böse. Warum denn, um Gottes Willen, ausgerechnet ich, der ich mich doch nicht in besonderem Maße für diesen ehrenvollen Posten qualifiziert halte. Sie suchen wohl mal wieder einen Dummen. Auf dem Wege zum Polizeilokal beneide ich Dr. F., der sich so bildschön drücken kann. Meine Minderwertigkeitskomplexe wachsen, als ich mich bei dem preußisch groben Leutnant melde und ich bemerke, daß ich der einzig Gediente bin. Um mich herum nur krumme Zivilisten, die nie eine Knarre in der Hand hatten. Einigen Trost bietet, daß ich mich im Gegensatz zu den andern mit einer Marschverpflegung für einen Tag versehen habe. Der alte Soldat ist ihnen denn doch über, hat sich sofort nach dem Essen erkundigt und mit Erstaunen und Befremden festgestellt, daß man bei der Polizei die einfachsten Grundrechte jeden militärischen Dienstes vernachlässigt. Welchen Trost bietet ein Stück Brot, ein Ende Wurst und ein wenig Butter.

Die Luft roch preußisch. Ein paar Tische und Stühle, zwei Bänke, alles geschmacklos und alt, dazu bis auf ein Führerbild kahle Wände. So ist es überall. Der Leutnant warf mir einen ersten und unangenehm aufmerksamen Blick zu. Angstschweiß trat auf meine Stirn. Bald kam mir der rettende Gedanke. Ich enthüllte dem staunenden Leutnant und dem nicht weniger erstaunten Spieß – hier Meister genannt – meinen bisher

nicht ohne Absicht verborgen gehaltenen militärischen Rang und fügte als Trumpf auch meinen zivilen Titel bei. Die Wirkung war wie erhofft. Die Beamtenseelen kippten aus den Pantinen. Aus strengen und unnahbaren Vorgesetzten wurden freundliche, durch meine Gegenwart leicht genierte Mitbürger.

Um 4 Uhr trat ich mit meinem Kameraden den vorgeschriebenen Rundgang an. Wir entdeckten zunächst nichts Polizeiwidriges. Die Straßen waren tief verschneit und boten ein Bild des Friedens. Kinder fuhren Schlitten oder liefen Ski. Mädchen mit dicken Schaftstiefeln an den Beinen holten Wasser vom Brunnen. Schlitten, die vom Bazar kamen, fuhren lautlos an uns vorüber. Es war ein entzückender Spaziergang in die dörflichen Außenbezirke von Shitomir. Aber nirgends ein Grund zum Einschreiten. Schließlich entdeckte ich bei schon angebrochener Dunkelheit in einem Haus ein helles Licht. Also Verstoß gegen die Verdunkelungsvorschriften. Mit harten Beamtenschritten betraten wir das Zimmer, in dem eine ganze Reihe von Schustern arbeitete. Wir erweckten zu unserer Genugtuung gewaltigen Schrecken, man verdunkelte hastig und fürchtete die Strenge des Gesetzes.

So zogen wir weiter und kehrten im Kasino des Kommissariats ein, wo ich trotz der bereits erhaltenen Verpflegung noch ein Abendessen für uns ergattern konnte. Wir stärkten uns mit Wodka und waren nun innerlich und äußerlich bereit, die Nacht im Interesse der Sicherheit unseres geliebten Shitomir hinzugeben. Allen, die uns begegneten, leuchtete ich ins Gesicht, aber es waren meist Soldaten. Sonst waren noch unterwegs einige Liebespaare, die sich mangels eines gemeinsamen Unterkommens auf der kalten Straße aufhalten mußten. Einige weibliche Wesen huschten vorüber, ohne daß ihre Absichten zu erkennen waren. Sonst gähnende Leere auf den Straßen.

Zur Unterbrechung unserer etwas ermüdenden Tätigkeit besichtigten wir das Strafgefängnis. Vom Turm der Umfassungsmauer wurden wir mit «Halt» angerufen. Der Mann war in Ordnung. Wir kamen zur Wache, die aus früheren kriegsgefangenen Kaukasiern besteht. Was sind das für schöne Menschen, hochgewachsene, nordische Gestalten mit lebhaftem Geist und klaren Zügen. Ich unterhielt mich lange mit ihnen über ihre schöne Heimat. Von der deutschen Wachmannschaft war keiner aufzutreiben. Das wird morgen geregelt.

Zurückgekehrt zur Wache eröffnete uns der jetzt so menschenfreundliche Spieß, daß wir nun vier Stunden ausruhen könnten, von 10 Uhr bis 2 Uhr nachts. In einem Nebenraum standen Feldbetten, die meisten mit laut schnarchenden volksdeutschen Polizisten belegt. Die Matratzen

waren tief ausgebeult, Kopfkissen gab es nicht, auch keine Decken. Wir nahmen also den Mantel. Schon reichlich müde, schlief ich sofort ein, erwachte aber nach einer Stunde, da die Kälte am Körper hochkroch. Im Wachzimmer dagegen war es angenehm warm. Auf jedem der sechs Stühle saß ein übermüdeter Polizist und schlief, den Kopf auf den Tisch gelegt. Es gelang mir, den Vorzugsplatz am Ofen zu bekommen, aber schlafen konnte ich da nicht.

Um 1 Uhr nachts wurden wir schon wieder herausgetrieben. Es war tief dunkel draußen. Und kalt. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und ließ uns in unseren Osteinsatzsommermäntelchen erschauern. Wir gingen durch die Ruinenstraßen. Die leeren Mauern starrten uns schreckhaft entgegen. Gähnende Leere überall. Nur hin und wieder der Anruf eines Postens. Ein schweigsamer volksdeutscher Polizist begleitete uns.

Wie schön gemütlich erschien uns nach der Rückkehr das preußische Wachlokal. Nach ausführlicher Mahlzeit schlief ich auf einer Bank in unmittelbarer Nähe des Eingangs ein. Jedesmal wenn einer hereinkam, strich die eisige Luft über mich hin. Aber nun war schon bald alles gleichgültig.

Aber als es um 5 Uhr schon wieder losging, da sank dann doch die Stimmung unter Null. Inzwischen war das Thermometer auf unter zehn Grad gesunken. Jeder trottete verdrossen und frierend vor sich hin. Ich glaube, wir haben in den ganzen zwei Stunden keine zehn Worte miteinander gesprochen.

Ein Frühstück im Kommissariat brachte uns dann wieder einigermaßen ins Gleichgewicht. Von der letzten Streife von neun bis elf Uhr ist nur zu berichten, daß wir uns wie alte Männer vorwärts schleppten, völlig ausgemergelt. Mein Kamerad war im Begriff schlapp zu machen. Irgendwelche Eindrücke in uns aufzunehmen waren wir nicht mehr imstande. Insgesamt haben wir 35 Kilometer hinter uns gebracht. Es war keine geringe sportliche Leistung und herrlich die Müdigkeit hinterher.

Oetjen, Lena **Hamburg**

An Familie Turner

Ihr Lieben!

Von Elisabeth hörten wir, daß Euer Jürgen bei Stalingrad dabei war. Von ganzem Herzen wünschen und hoffen wir, daß Ihr bald eine günstige Nachricht von Eurem Jungen habt. Das Schicksal von Stalingrad ist grauenhaft und die Ungewißheit noch viel furchtbarer. Was wird noch alles kommen? Wir können nur flehen, daß die Front weiter standhält, was würde wohl aus uns?

Wieviel Leid hat dieser unselige Krieg schon gebracht, aber es hilft nichts, wir dürfen den Mut nicht verlieren und müssen stark und hart bleiben, wenn es auch manchmal ziemlich damit hapert, besonders bei mir. Wie geht es Euch sonst? Habt Ihr die vielen Fliegerangriffe gut überstanden? Beim letzten Angriff vorgestern hatten wir eine enorme Abwehr. Im übrigen besteht unser Leben nur noch aus Hetze und Jagen. Hans ist rastlos tätig und ist ziemlich elend und abgekämpft.

Die ganze Familie grüßt Euch, ganz besonders Eure Lena Oetjen.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Der Rundfunk meldet, daß es unserer Luftwaffe gelungen ist, 47 000 kranke und verwundete Soldaten aus Stalingrad zu retten. Dann wird erzählt, daß 91 000 deutsche Soldaten in russische Gefangenschaft geraten seien. – Enno, wo bist du?

WB: Sowjetische Landungsversuche bei Noworossijsk wurden zerschlagen. Starke feindliche Angriffe im Mündungsgebiet (!) des Don und Kuban wurden abgewiesen. Am mittleren Don und am Ladogasee weiterhin schwere Abwehrkämpfe.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Gestern hat das deutsche Oberkommando erklärt, daß seine Truppen an der russischen Südfront die neuen Stellungen bezogen haben, in unverminderter Kampfstärke. Es hat diese Stellungen, die es zu halten gedenkt, genau genug bezeichnet, sie gehen von der Halbinsel Taman, die Bezirke Novorossiisk und Krasnodar einschließend, bis östlich der Einmündung des Donez in den Don. Man wird also bei den kommenden Ereignissen sagen können, wie weit sie mit den Plänen übereinstimmen. – Gleichzeitig wird in Worten, die Hitlers Prägung tragen, kundgetan, daß die Helden von Stalingrad dem Führer während zweier Monate Zeit verschafft haben, neue Pläne, Streitkräfte, Waffen aufzustellen, nicht nur im Osten, und nicht nur zu Lande, wie die Welt im richtigen Augenblick «mit Staunen» erfahren wird. (Es riecht nach Gas, aber was kann uns noch erschrecken!) Schließlich noch eine dritte kategorische Erklärung: *Die Russen sind es, nicht die Deutschen, die in Stalingrad und in den Winterkämpfen die schwersten Verluste hatten. Verglichen mit den russischen sind die deutschen Verluste sogar «minimim».*

Meine Zeitung bringt tobsüchtige Hetz- und Haßreden des *Dr. Ley gegen die Russen. Man müsse diese Steppenwölfe erschlagen, zertreten, kurz auf jede Weise ausrotten. Ebenso die Juden, die den Bolschewismus geschaffen haben.*

Ein Mensch in höchster Stellung, der so ungehemmt das Volk zu den scheußlichsten Verbrechen auffordert, hat gewiß selbst den Tod verdient. Auch Rosenberg, der die Ausmerzung fremder Bestandteile aus dem Volksleben fordert, enthüllt sich als Massenmörder, auch ihn muß man sich merken. [...]
Die britischen U-Boote der letzten zwei Jahre, die sämtlich namenlos waren, erhalten zur allgemeinen Freude jetzt statt ihrer Nummern richtige Namen.

Zigal, Wladimir *1917 **Rote Armee**

In den letzten Tagen hatten die Matrosen lange an ihren MPis geputzt, Nahkampf mit dem Messer geübt und nachts vom Wasser aus unser Ufer mit «Polundra!» gestürmt. Als neue Bekleidung in unsere Hütte gebracht wurde – Wattejacken, Hosen, warme Wäsche, Fäustlinge und Mützen mit Ohrenklappen –, gab es keinen Zweifel mehr: Bald geht es los mit der Landungsoperation. Ich fragte: «Wann? Und nehmt ihr mich mit?» Aber die Burschen senkten verlegen den Blick und schwiegen – militärisches Geheimnis! Aus der Not half mir der Feuerleitoffizier Witja Solominzew. Er schenkte mir einen Nagan – einen echten, mit Patronen! Und er sagte: «Ein Finnmesser hast du? Wenn wir an Bord gehen, halte dich an uns – bei der Masse Leute merkt man's nicht.»
Abseits hinter dem Haus stand einsam ein stilles Örtchen, seemännisch Galion genannt. Nachdem ich geprüft hatte, daß niemand drinnen saß, riß ich ein paar Seiten aus meinem Notizbuch, legte sie auf die Erde, zielte, zog ab. Vom Aufprall der Kugel zuckten die Blättchen zusammen. Ich feuerte das ganze Magazin leer, dann ein anderes, ich schoß und schoß.
Schließlich kam die Stunde, die alle erwartet hatten; ich ging mit den Matrosen der ersten Staffel der Brigade an Bord des Kanonenbootes «Krasny Adsharistan». Nach dem ersten Anlandungsversuch in Jushnaja Oserejka in der Nacht vom 3. zum 4. Februar saß ich an Deck und zeichnete. Am Himmel zogen Wolken. Die Sonnenstrahlen spielten wie Silberfischchen auf den Wellen. Aber bei vielen schlugen die Zähne noch immer einen nervösen Trommelwirbel.
Ich sah zu, wie die Möwen nach Zwiebackbrocken haschten und dabei die Schaumkronen der Wellen streiften, ich schaute den Genossen in die rußgeschwärzten Gesichter, und mir war, als ob die verflossene Nacht etwas längst Vergangenes sei, als ob mir jemand vom Feuerbild des Krieges erzählt habe und ich nicht selbst handelnde Figur gewesen sei.
Am Morgen davor war Bereitschaftsstufe 1 befohlen worden, und um

15 Uhr waren wir abmarschiert. Ich trug einen schwarzen Mantel und am Koppel auf der einen Seite ein deutsches Bajonett, an der anderen den Nagan an langen Riemen. In der Ferne erblickten wir düsteren Himmel und Schiffsmasten. Die Bataillone zogen sich weit hin, aber zu sehen waren nur Rücken, Rücken und nochmals Rücken und darauf Kochgeschirre, Feldspaten, MPis, weiter unten dann die in den Stiefelschäften steckenden Löffel.
Das Einschiffen leitete Oberst Potapow, seit kurzem Brigadekommandeur.
Die letzten Kommandos und kurzen Abschiedsworte waren verhallt. Die Matrosen breiteten Zeltbahnen über die Mäntel und Rucksäcke, ließen sich nieder. Es schaukelte leicht, leiser Regen fiel. Eine graue, undurchsichtige Nacht.
Auf der Höhe von Abrau-Djurso begannen die Kreuzer «Krasny Kawkas» und «Krasny Krym» zu feuern, um die gegnerische Küstenartillerie niederzuhalten.
So ein Feuer hatte ich noch nie gesehen. Die Granaten flogen über uns hinweg. Zerstörer und Schnellboote schossen ebenfalls in direktem Richten auf die Küste. Verschiedenfarbige Leuchtspuren sausten über den Himmel. Ich saß auf dem Achterschiff und konnte die ganze «Festbeleuchtung» ausgezeichnet sehen. Leuchtraketen hingen wie riesige mehrflammige Kronleuchter in der Luft, erst still, dann langsam sinkend. Der Pulverdampf nahm einem den Atem. An der Küste geriet etwas in Brand, dann krachte eine Explosion und verschiedenfarbige Funken flogen umher. Es war sehr schwer zu begreifen, was da vor sich ging. Überall detonierten Granaten, Splitter pfiffen durch die Gegend. Von der Küste stach ein bläulicher Scheinwerferstrahl ins Dunkel. Als er unser Kanonenboot streifte, gab er den Gesichtern sekundenlang einen leichenhaften Schimmer. Von allen Schiffen sausten Leuchtspurgeschosse auf den Scheinwerfer los, und 15 bis 20 Granaten schlugen gleichzeitig ein. Nach kurzer Zeit wiederholte sich das Ganze. Und so ging es die ganze Nacht.
Gegen Morgen legten wir an der Küste an – die «Krasnaja Adsharistan» und die Schnellboote. Stille trat ein. In der Morgendämmerung zeichneten sich die Umrisse der Küste und die kleinen Gestalten der ins Wasser springenden Matrosen immer deutlicher vor dem bleichen Himmel ab. Bald waren auch wir an der Reihe. Man konnte schon eine hohe, steil abfallende Schlucht, einen schmalen Felsenstreifen und den weißen Schaum der anbrandenden Wellen erkennen.
Plötzlich eröffneten die Deutschen das Feuer. Wie sich zeigte, hatten sie

mitten in der Schlucht eine gut getarnte Geschützstellung. Aus einem kleinen Tal daneben feuerten Granatwerfer und von oben MG- und MPi-Schützen.
Ringsum begann alles zu brodeln wie in einem tätigen Vulkan, aber am meisten beeindruckte, wie unsere Schiffe gleichzeitig das Feuer eröffneten und wie jedes viele Granaten auf ein und dasselbe Ziel losjagte. Es war, als ob die feindlichen Geschütze an die Wand genagelt würden. Die Detonationen rissen große Erdschollen los, sie stürzten mit den deutschen MPi-Schützen herab. Wir standen 15 bis 20 Meter entfernt. Alles war ausgezeichnet zu sehen.
So ging es weiter, bis der Rückzugsbefehl kam. Ein Teil der Landungssoldaten arbeitete sich schon über Halteleinen und Fallreeps an Bord. Unter ununterbrochenem Feuer liefen wir hinter einer Nebelwand seewärts ab. Während der Fahrt wurden wir von Bombern angegriffen. Fast das ganze 142. Bataillon war an Land zurückgeblieben. Seine Männer brachten die Küstengeschütze in ihre Hand, stießen in die Tiefe vor und nahmen das Dorf Fedotowka. Da sie aber nicht rechtzeitig Verstärkung bekamen, mußten sie es wieder aufgeben. Zu zweit oder zu dritt wollten sie sich nach Sanitschka durchschlagen, wo Zesar Kunikows Abteilung in dieser Nacht gelandet war. Aber das schafften nur wenige.

Wagner-Régeny, Rudolf 1903–1969 **(Berlin)**

In den ersten Tagen des Februar überreichte die Postbotin meiner Frau mit abgewandtem Gesicht meinen Einberufungsbefehl. Ich hatte mich am 5.2.–9.30 Uhr am Küstriner Platz zu «stellen». Damit war nun zweierlei erreicht: mein Name war aus dem öffentlichen Leben gestrichen, und die Möglichkeit war mir genommen, in der Stille mich weiterhin Arbeiten hinzugeben, die den äußersten Zorn der Mächtigen hervorriefen. Eine umfangreiche «Liste», von dem «Propagandaministerium» aufgestellt, schützte jedoch die «wertvollen» Komponisten des Landes vor ähnlichem Mißgeschick. Also war in meiner Einberufung auch die Anerkennung enthalten, jener vielen, unbekannten Menschen, die sich ihre Freiheit bewahrt hatten.
Daß die Komponisten seit jeher nicht geeignet sind, brauchbare Soldaten abzugeben, weiß ein jeder einsichtsvolle Minister.
So nahm ich von der weinenden Frau Abschied und fuhr mit meinem Koffer am 5. Februar im nebligen Morgen mit der Stadtbahn zum Küstriner Platz.
Ich war eine volle Stunde zu früh dort. Es ist eine Unart, überallhin zu

früh zu gehen. Doch liebe ich es, Situationen sich entwickeln zu sehen. Ich stehe gern eine Stunde zu früh vor dem Portal eines Theaters, weil die kommenden Menschen zu dem Ereignis gehören. Bald sah ich eine Gruppe von Ankömmlingen vor dem Hause der Plaza stehen. Alle sahen schäbig aus mit ihrem Köfferchen und den braunen Schachteln, die mit Schnüren zugebunden waren. Nach und nach füllte sich der Platz mit mehreren hundert Männern, deren einige von ihren Frauen begleitet waren. Rauhe Stimmen erklangen. Laut und roh. Die ganze Gesellschaft wurde in den Kassenraum der Plaza hineingetrieben. In diesem Kassenraum entstand bald jene Luft, die man in Wartesälen auf größeren Bahnhöfen antrifft. Indem sich ein jeder dem unbekannten Zwange gottergeben so schnell wie möglich unterordnen wollte, um von der Oberfläche unterzutauchen, formierten sich Gruppen und Reihen, in denen erste Bekanntschaften gemacht, Verhaltensmaßregeln empfohlen und kleine Artigkeiten erwiesen wurden.
Es hieß: Nur nicht auffallen! Um alles in der Welt nicht etwas tun, was nicht alle tun. Man könne sich dadurch in Abgründe stürzen, und ewige Pein würde einen verfolgen. Bei diesen Ermahnungen griff ich mir an den Kopf und fühlte meine Baskenmütze an, die mich merklich von allen anderen unterschied. Mützen zu tragen hatte ich mir angewöhnt, weil ich oft an Kopfschmerzen litt, und weil man weiche Mützen auf jener Stelle über die Stirn ziehen kann, die gerade nach Wärme verlangt. Diese treffliche und den Tatsachen entsprechende Ausrede formulierte ich, bereit, sie einem jeden, der mich der Mütze wegen anhalten würde, wie ein Gedicht vorzusagen.
Wir wurden namentlich aufgerufen, eingeteilt, und standen viele Stunden lang wartend herum. Die immer wieder gestellte Frage war, wohin man uns bringen würde. Einige sagten, nach Rathenow, andere nach Potsdam. Es machte mich unglücklich, als es gewiß geworden war, daß wir noch am Mittag nach Sorau/Lausitz verladen werden sollten.
Vor der Tür des Telephon-Automaten, der in dem Foyer sich befand, war arges Gedränge. Und es war viel Freundlichkeit eines Fremden, daß er mir Erschöpftem und Erregtem den Vortritt gab. Ich wollte meine Frau davon verständigen, daß die Reise in einen entlegenen Ort gehe und daß dadurch häufige Zusammenkünfte unmöglich wären. Sie aber sprach unentwegt mit Menschen, die sie trösteten, so daß ich unwillig den Apparat dem liebenswürdigen Fremden wieder zurückgab.
Dann setzte sich endlich alles in Bewegung. Zu dritt nebeneinander, eilenden Schrittes, ging man zu einem Bahnhof. Mir zur Linken schritt ein schmächtiges Männlein aus Spandau. Zur Rechten ein lausbübisch

aussehender Geselle, dessen alte Mutter von dem Bürgersteige her sich laut mit ihrem Sohne über nichtssagende Gegenstände unterhielt. Eine ihrer Fragen war: «Junge, hast du schon Anschluß gefunden?» – Er antwortete: «Hier ist ein Künstler, ein Musiker. Scheint ein ganz angenehmer Mensch zu sein.» Und er nickte, mit dem Kopf auf mich weisend.

In dem Eisenbahnwagen III. Klasse entspannten sich die Glieder. Die Geister aber erwachten. Man konnte bemerken, daß die verdrießlichsten Gesichter sich die größte Mühe gaben, optimistische Äußerungen zu tun. Mir gegenüber saß ein Herr. Er war Verkäufer in dem Schuhgeschäft Salamander. Sein Gesicht, dessen Haut jugendlich gespannt war, glich auch in der Miene demjenigen eines 15jährigen Knaben. Als er aber den Hut abnahm, sah man einen schneeweißen, wohlfrisierten Schopf.

Man aß seinen Proviant, rauchte und wurde mit der zunehmenden Dunkelheit nachdenklicher.

Vor der Tür des Abortes stand eine Gruppe merkwürdiger Gestalten. Ich gesellte mich zu ihr. Da war ein spitznasiger Kellner vom Flugplatz Tempelhof und ein Kaufmann. Der Kellner rauchte sehr aromatischen Tabak, darum wurde lange Zeit vom Rauchen gesprochen.

Als die blauen Lampen die Düsterkeit des Raumes noch erhöhten, hoben melancholische Gesänge an, und eine unendliche Weite erzeugte sich in dem engen Wagen.

Gegen 10 Uhr abends hielt der Zug. Pfiffe, grelle Stimmen, Kommandos erklangen in der Dunkelheit. Energisch aussehende Offiziere, provokant geschniegelt anzuschauen, eilten hin und wider. Ordonnanzen brachten Aktentaschen und Thermosflaschen, und der ungeordnete Haufe von Zivilisten setzte sich in Bewegung zur Kaserne, während die Offiziere in einem Auto abfuhren. Nach 1 Stunde Weges sollte ich zum ersten Male eine Kaserne von innen sehen. In einem langen, schlecht beleuchteten Korridor standen wir wartend einige Stunden lang. Weil ich vor Müdigkeit nicht mehr stehen konnte, setzte ich mich auf meinen Koffer. Durch die Zimmertüren gingen Männer in Hemdsärmeln oder in dunkelgrauem Strickzeug aus und ein. Sie machten auf mich einen erschütternden Eindruck. Sie sahen alle aus wie Gefangene, die eine Strafe abzubüßen haben.

In Gedanken versunken war ich, als die Stimme des Hauptfeldwebels mich anfuhr: «Was sind Sie von Beruf?»

Ich blinzelte ihn an, stand auf, verbeugte mich und fand nicht gleich die Sprache.

«Sind Sie Schullehrer, Professor oder sowas?» sagte er im Weitergehen.

«Komponist bin ich», sagte ich leise. Ich konnte es nicht laut sagen.

Da blieb er stehen, sah mich verwundert an und ging.

Nach langen Formalitäten, dem Ausfüllen von Fragebogen und derlei quälenden Tätigkeiten, wurden wir in die Stuben eingeteilt.

Zum Erbrechen erschöpft, legte ich mich – lange nach Mitternacht – auf meinen Strohsack, als es hieß: «Antreten im Keller zum Deckenempfang!»

Es blieb nichts anderes übrig, als in langen Reihen anzustehen, um Decken zu empfangen. Nach einer Stunde war auch dieses Geschäft getan.

Nun lagen wir, in warme Decken gehüllt, auf unsern harten Pritschen. Es roch nach Stroh und Urin. Der schmächtige Spandauer und der lausbübisch Aussehende waren auch jetzt bei mir auf Stube 103. Ferner ein dicker, fröhlicher Uhrmacher, dessen Geschäft am Alexanderplatz sich befand, ein Rechtsanwalt und ein seltsam aussehender Mann.

Obwohl wir alle müde waren, ich dazu noch einen eigentümlich nagenden psychischen Schmerz empfand, konnten wir nicht schlafen.

Es bildete sich jene Art von sarkastischer Heiterkeit, die ihr Entstehen einem übergroßen Druck verdankt, einem Druck, dem kein Entrinnen möglich ist, es sei denn durch den Tod. So wurden unsere Gespräche finster-unflätig.

Ein jeder gab sich die Mühe, den anderen an hirnverbrannten erotischen Vorstellungen zu überbieten, bis auch dieses nicht mehr genügte und die gewöhnlichsten und schmutzigsten Bezeichnungen für Excremente aller Art in immer neuen Zusammenhängen geäußert wurden.

Fisher, Leonard *1924 **Camp Upton, USA**

Liebe Eltern und Verwandte:

Ich habe gerade Papas einen und einzigen Brief erhalten. Es ist jetzt 11:10 morgens; mein 16. Tag in Camp Upton.

Es scheint – obwohl ich doch 60 Meilen weg bin – als liefen sogar meine Gedanken genauso wie die Euren und ich dächte an die gleichen Dinge wie Ihr, denn ich bin Euch immer einen Brief voraus. Ich beantworte Eure Briefe, noch bevor ich sie erhalte. Ich sehe nämlich Eure Fragen voraus.

Der Kerl, der seine Zähne mit 4 Zahnbürsten putzt, erwartet auch, nach Fort Belvoir zu gehen. Er ist seit zweieinhalb Monaten hier. Vergeßt nicht, *wenn* ich nächste Woche noch hier bin, überrasche ich Euch mit einem Besuch. Drückt mir die Daumen.

Draußen ist es sehr warm, und es scheint, als sei der Winter plötzlich

gestorben. Wir haben unsere Zelttüren hochgeschlagen und lassen's uns gutgehen. Übrigens, heute bin ich um 10 aufgestanden und hatte wieder Frühstück im Bett. Eine Flasche Milch und Crackers.

Keine Sorge wegen des Geldes. Ich werd's Euch verdammt schnell wissen lassen, wenn ich welches brauche.

Ich zeichne nicht viel, da ich die Bleistifte nicht ausstehen kann. Die schmieren zu leicht. Ich brauche indische Tinte, und zwar schnell. Trotzdem hab' ich es geschafft, ein Porträt von einem der Jungs anzufertigen. Er nahm es mit sich nach Hause, und natürlich wißt Ihr das über den Sergeant.

Ach, übrigens Papa, man schreibt Carlas Namen C-A-R-L-A, nicht Colla.

Glaub nicht an das, was Dir andere Leute über Jungs erzählen, die das große Los in der Armee gezogen haben, Papa. Weil die in den meisten Fällen nur heiße Luft von sich geben. Ich mein das nicht so ganz ernst, aber es ärgert mich. Dies hier ist die Armee während des Krieges, und wir gehen auf keine Vergnügungsreise, und wir wissen das auch. Denjenigen, die sich weigern, dies zu begreifen, fehlt die Erfahrung oder die Vorstellungskraft. Die Armee buhlt nicht so sehr um vermeintliche Talente, wie die Leute behaupten. Ich wußte das, bevor ich reinkam, und ich weiß es jetzt. Die Armee ist nicht in dem Maße an einem halbfertigen Künstler ohne Namen interessiert, daß sie ihn über das ganze Land schicken, um zu zeichnen. Nein, so blöd ist die Armee nicht. Sie haben nur Interesse an einem Künstler in seinem eigenen, wirklichen Gebiet, und das ist alles. Wenn ein Mann wie Benton in die Armee eintreten würde, dann nur aus einem Grund – um das Leben in der Armee in der ganzen Welt zu zeichnen – in Übersee, falls notwendig, ohne tatsächlich im Kampf mitzumachen. Aber, und vergiß das nicht – jeder Mann, der künstlerisches Talent zeigt, wird mitnichten aus seiner Einheit verlegt, falls er sich in einer Kampfeinheit befindet. Er wird die gleiche Arbeit verrichten wie seine Kameraden und wie alle anderen kämpfen. Sollte aber der Künstler-Soldat Beziehungen und deshalb Privilegien haben, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach 24 Stunden am Tag zeichnen. Das kann ich nicht bestreiten. Als ich mich vorstellen mußte, damit mein Hintergrund aufgezeichnet werden konnte, glaubst Du denn, ich hätte ihnen nichts über das Stipendium, über die studentische Künstlergruppe, über Soyers und alles andere erzählt? Aber was glaubst Du, haben die geantwortet – «Das ist nicht wichtig für ihre Aufzeichnungen.» Sie waren nur daran interessiert, welche Kurse in Kunst ich am College belegt hatte, und so weit sie die Sache anging, begann ich mit

Zeichnen, als ich den ersten College-Kursus in Kunst nahm. Ich war so verdammt wütend, daß ich daran dachte, dem Fragenden eins unter's Kinn zu setzen. Er war nur ein Gefreiter. Mit dieser Geschichte weißt Du nun alles, was mir bisher passiert ist.

Ich bin überrascht über Rich; er schreibt nicht jeden Tag. Was sagst Du dazu, Richie, alter Junge?

Es gibt etwas, das ich gerne wüßte. Was ist auf dem Wasser passiert? Wieviele Boote sind im Durchschnitt pro Tag rein und rausgegangen? Nicht viele? Ungewöhnlich viele? Denn irgendetwas scheint sich hier seit Roosevelts Casablanca-Treffen zusammenzubrauen. Ich weiß nicht, was es ist, bis es passiert.

Wenn ich nur mit Sicherheit wüßte, daß ich nach Belvoir gehe, würde ich mich besser fühlen, und die Warterei würde mir nichts ausmachen. Aber jetzt fang' ich an, ein nervöses Wrack zu werden. Aber trotzdem noch immer froh und munter, und dies sind keine eitlen Wörter mir zu Ehren.

Und um Gottes Willen, Mama, geh mit einem Lächeln auf Deinem Gesicht durch die Gegend, mir geht's phantastisch, ganz ehrlich.

Unser berühmtes Zelt Nr. 68 ist das bekannteste in dem ganzen Gebiet. Es wird jetzt das ‹Masern-Zelt› genannt. Jeder macht einen großen Bogen um uns, auch der Leutnant. Wir haben absolute Ruhe. Bis jetzt hat noch keiner von uns die Masern, und ich bezweifle, daß wir sie bekommen.

Seitdem ich hier bin, habe ich einige außergewöhnliche Dinge über die Mahlzeiten bemerkt. 1. Kartoffeln dreimal am Tag. 2. Kuchen jeden Tag. 3. Morgens Milch, nachmittags Tee, abends Kaffee, manchmal Milch. 4. Fleisch zweimal am Tag, außer freitags. Freitag ist Fischtag.

Für Tante Soph und Onkel Ben: Ich nehme an, Ihr würdet nicht verstehen und könntet's nicht glauben, was für ein Leben ich hier lebe. Um die Wahrheit zu sagen, ich versteh's selber noch nicht und war schockiert, als ich das Bett sah, in dem ich schlafen sollte. Es war für die Armee zu weich. Wir können morgens nicht aufstehen. Es ist wahr, daß wir besser als die Gezogenen behandelt werden, aber vergeßt nicht, daß wir in Zelten schlafen, die wir selbst beheizen müssen, während die Gezogenen in komfortablen Baracken schlafen. Aber keine Angst, diese Ferienzeit in «Shangi-fa» kann nicht lange dauern. Könnt Ihr mir einen Gefallen tun? Findet heraus, in welcher SAMMEL-KOMPANIE Euer Neffe war und sagt es mir. Es gibt sechs Sammelkompanien für Gezogene, die 1, 2, 3, 4, 5 und die 6 für Schwarze. Wißt Ihr, ich versuche

immer noch herauszufinden, wie wir einen Kohleneimer von der 6. Kompanie in unser Zelt bekommen haben. Alles Liebe, Len.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebe Margot!
Jetzt, wo ich Ihr Bild habe, ist es nicht mehr so einsam hier in meinem kleinen privaten Winkel, den man hier hat. Allerdings müssen Sie sich nun gefallen lassen, daß ich neugierigen Fragen eine Antwort geben muß. Die lautet dann: «Jawohl, Du hast recht, das Bild gehört mir. Es ist ein Geschenk.»

Kurz, Robert 1910–1943 **im Osten**
Meine herzallerliebste kleine Frau!
Von einem Kleid höre ich gar nichts mehr, schade, ich hätte mich doch auch darüber gefreut. Jetzt ist es schon wieder Zeit, fürs Frühjahr oder für den Sommer zu besorgen. Sollst doch eine fesche Mutti sein, wenn ich auf Urlaub komme, denn ganz können sie uns doch nicht verbannen. Was haben wir in dieser kurzen Zeit frieren und hungern gelernt. Da bleibt jedem etwas, er kann so gesund sein, wie er will, und hoffen wir nur, daß nicht alles am Ende umsonst war. Wenn in der Nacht die Verpflegung vorkommt, wird alles noch im Laufe der Nacht aufgefuttert, und am Tage wird gehungert. Gestern war Gelegenheit, mir die Haare abhacken zu lassen, und da konnte ich erst sehen, wieviel graue Haare ich dazu bekommen habe. Zeitung zu lesen ist hier unmöglich, und trotzdem sind sie willkommen, um sie in die Stiefel zu legen und für sonstige Zwecke. Seid von Herzen gegrüßt von Eurem Papi.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**
An Frau U.N.
An einem der letzten Tage in Deutschland ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen noch einige Zeilen zu senden. Lange wartete ich vergeblich auf einen Bild-Brief von Ihnen. Vielleicht hat Sie mein 2. Brief gar nicht erreicht? Die Faust-Aufführung in Hannover ist lange vorüber. Kritiken aus hannoverschen Zeitungen liegen neben mir, sogar eine aus der BZ am Mittag! Wie habe ich mich gefreut, als ich die Kritiken als unvollkommenen Ersatz für die Aufführung in die Hände bekam. «U.N. gab eine in ihrer Schlichtheit ergreifende Darstellung Grethchens» stand in der bln. Zeitung!
Von der Schreibstube bekam ich zweimal eine Theaterkarte für die

Komödie. «Die schwache Stunde» betitelte sich die etwas seichte Komödie, die mir nicht besonders gefallen hat.
Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob der Film einmal, wenn er farbig und räumlich vorgeführt werden kann, das Theater verdrängen wird. Früher sagte ich mir: Klar! Keine wackelnden Kulissen, echte Hintergründe, das wirkt doch ganz anders. Heute sage ich: Niemals! Im Film würde der unmittelbare Kontakt zw. Schausp. u. Zusch. fehlen: Überhaupt würde etwas fehlen: Die Spannung vor dem Aufziehen des Vorhangs, die Theateratmosphäre – die Theaterromantik. Ja! Mögen die Kulissen ruhig ein wenig schwanken, die Leinwand sich wölben! Da ist der Mensch, der zu uns spricht, keine gefühllose Mechanik!
Als einer, der einen techn. Beruf ergreifen will, dürfte ich eigentlich nicht so sprechen. Aber es ist doch so! Und wen die unnatürlichen Kulissen stören, der wird sie in 1 oder 2 Jahren häufig durch Projektion ersetzt und «vernatürlicht» finden.
Ich erinnere mich noch deutlich an die projizierten Geister in der grausigen Schlucht im Freischütz, den ich damals in Hannover sah. Wenn auch die Geister unbeweglich durch die Felsen gespensterten, beeinflußten sie doch die unheimliche Stimmung sehr stark.
Ich bitte Sie höfl. mir vorläufig nicht zu antworten, da sich unsere Adresse bald ändern wird. Aus dem Osten aber werden Sie nach kurzer Zeit von mir hören.
Es wünscht Ihnen weiterhin neue, noch schönere Erfolge und grüßt Sie herzlich, Ihr sehr ergebener

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
1. Tagesparole: Die Zeitungen werden zum Wochenende wiederum im Zeichen starker publizistischer Eigenarbeit stehen und ihr Gesicht durch die Betonung der festen Siegesentschlossenheit der deutschen Nation erhalten. In den Leitaufsätzen der Blätter, die vor allem die Sonntagsausgaben beherrschen müssen, ist das Fazit der heroischen Ereignisse der vergangenen Woche zu ziehen, die das deutsche Volk mit fanatischer Entschlossenheit beantwortet. Deutschland hat gerade an dem Beispiel seiner Stalingradkämpfer und durch ihre soldatische Leistung seine feste Siegeszuversicht noch weiter begründet, in deren Zeichen es zu neuer großer Kraftentfaltung entschlossen ist.

2. Tagesparole: Der Nachdruck von persönlichen Briefen des Führers aus Sammelwerken aller Art bedarf in jedem Falle einer vorherigen

Rückfrage bei der Presseabteilung der Reichsregierung. Die Wiedergabe von Führerbriefen aus dem Buch «Soldatenbriefe großer Männer», erschienen in der deutschen Buchvertriebs- und Verlagsgesellschaft, Berlin, wird hiermit ausdrücklich gesperrt.

3. Ausländische Stimmen zu Stalingrad nur aufgreifen, wenn sie den Heldenkampf der deutschen Truppen feiern, nicht aber, um mit ihm zu polemisieren.

10. AA: Die neutrale Presse in Schweden, in der Schweiz, auch in Südamerika befasse sich mit der bolschewistischen Gefahr. Nicht aufgreifen. Dieses Pflänzlein müsse wachsen. Es sei später noch Zeit, es zu betrachten.

13. AA: Atlee hat im Unterhaus einen Sturm aushalten müssen und sollte die Frage beantworten, warum die Russen nicht in Casablanca gewesen seien. Kann aufgegriffen werden. Er mußte sich auf Ausflüchte zurückziehen.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**

SW: Oldenburg, Der Minister der Kirchen und Schulen an alle Lehrer: Der Reichsstatthalter in Oldenburg und Bremen und Reichsverteidigungskommissar Weser–Ems ordnet aus gegebener Veranlassung an, «daß jegliche behördliche Verlautbarungen und Maßnahmen, die geeignet sind, die christlichen Kirchen und ihre Angehörigen in ihren Gefühlen zu verletzen, nur nach Einholung meiner persönlichen Stellungnahme erfolgen dürfen. – Ich werde jeden Beamten, der den Krieg für den geeigneten Zeitpunkt zum Austragen überflüssiger Glaubenskämpfe hält, zur Verantwortung ziehen.» gez. Wegener

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Fischer, Elfriede, Ehefrau, geb. 6. 3. 22 zu Berlin
Säugling: weiblich, Gew. 3850 gr, Länge 55 cm, Kopfumf. 36 cm, Entl.Gew. 3830 gr
Verlauf: 4. 2. 18.00 Wehenbeginn, 5. 2. 1.30 Blasensprung, 2.00 Geburt, 2.10 Placenta, 2.20 2 ccm Secacornin
I. Partus. Normaler Verlauf, ging den 7. Tag nach Hause.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. Musik Dur – moll

3. Latein Lehrstück 2
4. Multipl. bezogener Zahlen
5./6. Ausgefallen wegen Erkrankung des Lehrers

Lieselotte G. *1929
über ihre Lehrerin

Jetzt weiß sie, daß wir es doch gewesen sind [die ihr eine Tafel Schokolade schickten] und wir sie lieben. Als wir zum Konfer[manden-unterricht] gingen, kam sie aus der Schultür. Wir rasten los, und Krakel und ich warfen uns auf den Kohlehaufen zum Verstecken. Sie sah uns. Sie hat auch einmal eine Lehrerin geliebt. Sie wird uns verstehen. Es ist schweres Leid über Deutschland gekommen. Stalingrad. Es ist zum Weinen, aber ich will nicht schwach werden. Ich kann nur beten, daß Gott unser Volk behüten möge, denn wir dürfen nicht unterliegen. Das dürfen wir den Männern nicht antun, die an der Front ihre Pflicht taten, und all dem geflossenen, deutschen Blut der besten unseres Volkes. Ich will mein ganzes Leben so leben, daß Frau Laenen [die Lehrerin] alle meine Gedanken, jede Tat sehen kann, sie soll in mich hineinsehen können, tief in mein Herz, mein ganzes Leben will ich ausbreiten vor ihr, ohne mich zu schämen. Groß will ich werden und gut, wie sie.

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**

Wie viele Abende damit verbracht, mich hinzulegen, ins Tagebuch zu schreiben, zu lesen, Musik zu hören. Liege ich zufrieden da, wenn ich Giraudoux genieße oder über die Erzählung, die ich schreiben will, nachdenke oder ins Tagebuch improvisiere? Abende in Louveciennes, die Gegend ums Haus schlief wie eine riesige Pflegemutter, Abende, an denen sich die meisten Menschen befriedet, eingelullt, von Erinnerungen berauscht fühlen. Doch Anaïs kann nicht ruhen. Wärme, Parfum, Teppiche, gedämpfte Lichter, Bücher. Sie beschwichtigen mich nicht. Ich bin mir bewußt, daß die Zeit verstreicht, bewußt der Dinge dieser Welt, die ich nicht gesehen, der interessanten Menschen, die ich nicht kennengelernt habe.

Immer zieht mich meine Phantasie hinaus in die Nacht. Ich möchte überall zugleich sein. Wenn ich mich hinlege, versäume ich Leidenschaft, dramatische Ereignisse und Abenteuer.

Ich träume von Fiestas, Indianerstämmen, der Architektur der Majas und bin derweilen in Olgas Salon, lerne Helden aus dem Spanischen Bürgerkrieg kennen. Ich träume von Tahiti, von Japan, von Südame-

rika, von Peru, vom Titicacasee und bin derweil im Salon der Imbses, Bravig Imbs spielt Spinett, eine Dame singt altenglische Lieder. Die Szene erstarrt wie eine Daguerreotypie. Die Abende verstreichen. Ich werde unruhig. Zeit verstreicht. Zeit. Zeit. Ich bin aufgewühlt, wach, bewegt. Ruhelos. Ich kann nicht ausruhen. Ich träume von Reisen.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, feucht, um 0°
An der Krüseliner Hecke Holz hauen
je 1 Fuhre Holz von Utnehmer & Kratochwil

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Fieber dank Dampfbad wieder weg. – Orchideen Stilleben auf grau mit grüner Schale – sonst noch sehr müde.

Dix, Otto 1891–1969 **Hemmenhofen**
Lieber Ernst
Vielen Dank für Deinen Brief mit den Weihnachtsprospekten. Leider ist meine Frau vorläufig noch nicht transportfähig, und wenn sie gesünder ist, daß sie reisen kann, wird es wohl das beste sein, sie geht vorerst mal in ein Krankenhaus hier in der Gegend zu einer genauen Untersuchung. Ich male noch an dem Chirurgenporträt. Es ist bis auf den Kopf fertig und hat gute Lichtwirkung (Licht der Operationslampe gelbweiß, grünweiß, gelb, blau, ganz wenig rot). Das Hauptlicht liegt auf den Händen und auf der Operationswunde. Die Ähnlichkeit ist wie immer sauschwer. Morgen fahre ich Sonntag über wieder nach H. und mache es nächste Woche fertig. Wenn meine Frau ins Krankenhaus muß, ist es möglich, daß ich für die Zeit nach Dresden komme, um an dem St. Lukas weiterzumalen. Es scheint, daß nun doch bald der Frühling kommt, manchmal ist das Wetter geradezu prachtvoll.
Herzliche Grüße Dein Dix

Hammelsbeck, Oskar *1899 **Zehlendorf**
Verehrte Frau Jaspers!
Da ich nunmehr disponieren muß, darf ich nochmals anfragen, was Ihre Pläne für den 23. sind. Sie hatten die Freundlichkeit, mir ein Quartier in der Bergstraße anzubieten. Ich bin sonst ja immer in der Reichspost und würde, wenn Ihnen das lieber ist, auch da rechtzeitig vorbestellen.

Im übrigen wüßte ich aber auch gerne, wie Sie über den Tag selbst verfügen wollen. Soll ich zu einer bestimmten Stunde vor- oder nachmittags mit Prof. Radbruch zusammen die Gabe überreichen? Erwarten Sie dazu auch noch andere – etwa Benz, Hoffmann, Brecht, Regenbogen, Bischoff, die von den Heidelbergern beteiligt sind?
Da ich Heidelberger Freunden auch gerne ansagen möchte, wann ich sie sehen kann, wäre ich für eine baldige Antwort sehr dankbar. Ich muß am 24. in der Frühe wieder zurückfahren.
Mit guten Wünschen und Grüßen Ihr O. Hammelsbeck

Schaffstein, Hermann
An Heinrich Wolfgang Seidel **Köln**
Sehr verehrter Herr Seidel!
Am 12. Mai 1944 besteht der Hermann Schaffstein Verlag 50 Jahre, in der zweiten Generation der Familie des Gründers.
Aus diesem Anlaß würde sich der Verlag, der in reichem Maße die Unterstützung und Freundschaft seiner literarischen Mitarbeiter auch in schweren Jahren fand, besonders freuen, wenn er neue Werke seiner Mitarbeiter im Jahr 1944 herausbringen könnte.
Der Verlag wendet sich mit dieser Anregung an seine ständigen Autoren und an einen kleinen Kreis von Schriftstellern, mit denen er – aus gelegentlicher Mitarbeit in den kleinen Reihen des Verlages oder auf anderem Wege – in Verbindung trat.
Erwünscht sind größere Buchausgaben und einige Sammelbände innerhalb «Schaffsteins Blauen Bändchen».
Für die *größeren Buchausgaben* kommt alles inbetracht (vom Umfang von 40000 bis zu etwa 100000 Silben), was sich an Kinder oder junge Menschen wendet oder darüber hinaus für den einfachen Leser der Volksbüchereien geeignet ist, von dem Goethe im Plan zu einem lyrischen Volksbuch sagt, daß für ihn der tüchtige Gehalt und die Bildung des Charakters von besonderer Bedeutung sei.
Naturgemäß eignen sich für den jungen Menschen im besonderen Maße Erzählungen, die eine innere Entwicklung geben und eine Entscheidung in sich schließen, ob der Stoff nun frei erfunden oder der Geschichte entnommen ist oder biographischen Charakter trägt.
Bei dem Mangel an wertvollen *Mädchenbüchern* würden wir besonders Erzählungen, die sich an das Mädchen wenden, begrüßen, wobei wir betonen dürfen, daß es uns nicht nur um das übliche Jugendbuch geht, sondern nicht zuletzt um Probleme aus der Entwicklungszeit beider Geschlechter, die u. E. nur in dichterischer Behandlung vor die Jugend

gebracht werden können. Es geht uns also in besonderem Maße um Bücher der «Lebensgestaltung», wie wir sie beispielsweise in unseren Verlagswerken Hans Watzlik «Erdmut, eine wunderbare Kindheit», in Jens Hagerup «Juvi die Lappin» und in der biographischen Erzählung von Hansgeorg Buchholtz «Ein Musketier von Potsdam» haben.
Die durch ein Preisgericht bestimmten 5 besten Bücher sollen mit Sonderhonoraren bedacht werden:

das 1. mit einem Sonderhonorar von RM 3000.–
das 2. mit einem Sonderhonorar von RM 2500.–
das 3. mit einem Sonderhonorar von RM 2000.–
das 4. mit einem Sonderhonorar von RM 1500.–
das 5. mit einem Sonderhonorar von RM 1000.–

Die Sonderhonorare werden unabhängig von der üblichen prozentualen Honorierung gegeben.
Darüber hinaus weiter zum Druck kommende Manuskripte erhalten ein Sonderhonorar von je RM 500.–
Bei den *Sammelbänden für die Blauen Bändchen* hat der Verlag an vier Motivgruppen gedacht:

1.) «Aus der Jugendzeit»: Erlebnisse von Kindern und jungen Menschen heiterer und ernster Art, mit Humor erzählt. Erwünscht sind besonders Erzählungen von der Bewährung junger Menschen im Alltag.
2.) In der zweiten Motivgruppe stehen Heimat und Elternhaus im Mittelpunkt.
3.) Die dritte Gruppe soll dem Erlebnis der Kameradschaft gehören, gleichgültig ob es sich um das Erlebnis des Studenten, des Soldaten oder des im Beruf stehenden jungen Menschen handelt, um frei erfundene Erzählungen oder um Selbsterlebnisse.
4.) Die vierte Motivgruppe steht unter dem Motto «Deutsche Männer und Frauen» mit historischen bzw. biographischen Erzählungen, in denen vor allem auch berufliches Streben und der Erfolg hingebungsvoller Arbeit zur Darstellung kommen könnte.

Für die Beiträge zu den Sammelbänden der Blauen Bändchen ist vorgesehen, daß für die erste 10000 Auflage das Doppelte des sonst üblichen Honorars bei Annahme gezahlt wird, für weitere Auflagen das Normalhonorar.
Für diese Beiträge zu den Blauen Bändchen können gern auch solche Arbeiten eingereicht werden, die bereits in Zeitschriften oder Zeitungen vorab gedruckt wurden, nicht dagegen in Büchern oder billigen Reihen.
Die Einsendungen für die größeren Ausgaben müßten bis zum 31. Juli 1943 erfolgen, die Einsendungen für die Sammelbände bis spätestens 31. August 1943.
Der Verlag wäre aus kriegsbedingten Gründen dankbar, wenn Sie ihn bis Ende April 1943 wissen ließen, ob Sie seinem Aufruf Folge leisten können und an einen Beitrag für eine größere Ausgabe oder an einen kleinen Beitrag für einen der Sammelbände denken.
Der Verlag darf sagen, daß seine Arbeit seit 50 Jahren ebenso sehr der Jugend, wie durch die literarische Erziehung der Jugend dem ganzen deutschen Schrifttum gedient hat, das er zu seinem 50jährigen Bestehen in Beiträgen von Dichtern unserer Zeit gern gespiegelt sähe.
Mit den verbindlichsten Empfehlungen und Heil Hitler
Ihr sehr ergebener Hermann Schaffstein

Behl, Carl Friedrich Wilhelm *1889
An Margarete Hauptmann **Berlin**

Sehr verehrte und liebe gnädige Frau,
eben bekomme ich von der «Drehbühne» Nachricht über die «Versunkene Glocke»! Es liegt also ein Vertrag über die Oper Respighis, den Herr Doktor Hauptmann unterschrieben hat, bei Bote & Bock vor. Nach Auskunft von Bote & Bock scheint dort keine Neigung vorhanden zu sein, die «Versunkene Glocke» für eine [?] Opernkomposition herzugeben. Die Respighische Oper habe vielmehr Aussicht, eventuell in Italien jetzt wieder aufgeführt zu werden. Die Zöllnersche Oper nach der «Versunkenen Glocke» ist im Vertrieb von Breitkopf & Haeckel. Ich habe dem Suhrkampverlag von dieser Feststellung Kenntnis gegeben, und er wird wohl von sich aus den jungen Komponisten, der angefragt hatte, benachrichtigen.
Von meiner kleinen Anzeige des «Großen Traumes» in der D.A.Z., die Ihnen s. Zt. entgangen war, füge ich einen Ausschnitt bei. Sie ist leider verfrüht erschienen, da ja – bis auf das eine Exemplar auf dem Wiesenstein – die ganze Ausgabe des Inselverlages noch auf den Buchbinder wartet. Inzwischen gehen hier im Zeichen der Stillegung viele Veränderungen vor sich. Die «Dame», der «Silberspiegel» und die «Elegante Welt» stellen ihr Erscheinen sofort ein, und, wie ich hörte, soll Dr. Reindl jetzt das Feuilleton im «Reich» übernehmen, was ja sehr zu begrüßen wäre. Herr Voigt, der nun glücklich «über den Berg» zu sein scheint – er schrieb mir schon wieder selbst –, fürchtet, daß er Ostern wieder in den Schuldienst muß. Ich selbst habe noch nichts gehört, hoffe aber, doch für die «zweite Abteilung» gerettet zu werden.
Inzwischen rüste ich schon wieder zu einer kleinen Reise. Ich fahre

Ende der Woche nach Wernigerode und werde auf der Rückfahrt – wahrscheinlich Montag, 15. Februar – auf einen Tag nach Dresden kommen, um meinem dortigen Safe noch verschiedene Dinge anzuvertrauen. Allmählich verteilt man hier in Berlin aus Angst vor den Luftangriffen seine ganze Habe. Hoffentlich treffe ich Sie und Herrn Doktor Hauptmann noch in Dresden an. Inzwischen wird wohl Herr Suhrkamp kommen, der das Manuskript des «Neuen Christophorus» dann wieder mitbringt.
Herzliche Grüße von uns beiden für Sie und Herrn Doktor Hauptmann, Ihr dankbar ergebener

Halbe, Max 1865–1944 **Dresden**

Telefonierte gestern mit Anneliese, hörte, daß es Luise, abgesehen von starken Schmerzen, leidlich geht. – Ich habe morgen abend eine Lesung aus eigenen Werken in einem Dresdener kunstliebenden Hause.

Hauptmann, Gerhart 1862–1946 **Dresden, Hotel Bellevue**

Es ist nichts mit allzufixen Ideen: Ich bin eben achtzig Jahre alt und fühle, daß ich noch immer, offenen Auges, am Leben weiter und weiter lernen muß:
So muß man enge Vorurteile gegen den Osten, auch Rußland, fahren lassen: Was haben wir nicht alles von dort an Kulturgütern: Buddh. etc., Seidenweberei, deren Schönheit der Muster [...].
Es sind ja doch Asiaten. – Porcellan: China versorgte damit die halbe Welt und wurde der Luxus Europas. – Goldschmiedekunst etc. etc.
Wir müssen das Mysterium der Kultur als solches erkennen.
Lernen und mehr noch: Umlernen, umlernen heißt die Parole.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

¾8 Uhr auf. Kaffee, Ei und Toast gefrühstückt und bis 12 am Moses gearbeitet. Maniküre, Haarwäsche und Rasieren. Gegangen bis über das alte Haus und zurückgefahren. Frischer Seewind. Mit der Post viel Zeitschriften-Lektüre. [...] Interessante Beiträge der «Nation», deprimierend charakteristisch für Zustand und Gedankenrichtung dieses Landes. – Nachmittags strenger Brief an Bermann wegen seiner Knickrigkeit, Ablehnung seiner Vertrags-Erneuerungswünsche. Vielleicht nicht abzuschicken. Abendessen mit K. allein. Nachher Diktat eines Glückwunsches an die russische Armee zum 25jährigen Jubiläum. Gelesen in «Common Sense». Vor Einschlafen: «Hadschi Murat».

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**

Verehrter Meister Broch,
nehmen Sie vielen Dank für Ihren Brief vom 12. v. Mo sowie *keine* Entschuldigungen für die «verspätete Antwort» – denn die Verspätung ist beabsichtigt. Ich möchte keinesfalls den undankbaren und gefühllosen Eindruck erwecken, als wollte ich Sie jetzt in eine Korrespondenz verwickeln, und ich betrachte Ihren Brief – wie jeden etwa folgenden – durchaus als eine einmalige und unvermutet ausgeschüttete Dividende einstiger Peripatetik auf der Strecke Herrenhof–Landstraße oder Gössl–Toplitzsee. Bitte nehmen Sie das so zur Kenntnis und lesen Sie nicht mehr heraus als drinnen ist; allerdings, wenn möglich, auch nicht weniger – denn gar so wenig und gar so bescheiden ist es nicht. Es hat, um es kurz und nebelhaft zu sagen und im Vertrauen darauf daß Sie mich «schon verstehen» werden – es hat irgendetwas mit geistiger Treue zu tun: ein Begriff, von dem ich nicht weiß, ob er eine platonische Existenz besitzt, der aber für mich eine immer größere Rolle zu spielen beginnt je länger ich hier bin und je unrettbarer ich alles, was mit «Geist» und was mit «Treue» zu tun hat, in einen scheußlichen Wust von Zelluloid, Druckerschwärze und Thousand Island Dressing versinken sehe. Daß ich da auf keinen einzigen der sehr wenigen Strohhalme verzichten will, dürfen Sie mir nicht übelnehmen.
Genau so wenig, wie ich es etwa Ihnen übelnehmen dürfte, daß Sie das «Geschichtel-Erzählen» nicht nur aufgegeben haben, sondern es obendrein als «Geschichtel-Erzählen» bezeichnen. Es macht mich nur traurig. Denn erstens waren mir die Geschichteln, die Sie erzählt haben, besonders lieb und wert, zweitens hat die Tatsache, daß gerade Sie Geschichteln erzählen, für mich immer etwas legitim Ermutigendes gehabt – so daß mich drittens und folglich die Tatsache, daß Sie's aufgeben, besonders deprimieren muß. Ich werde es ja wohl nie so weit bringen, und der Punkt, von dem aus zwischen Dostojewski und Courths-Mahler kein Unterschied ist, wird mir ewig unerreichbar bleiben. Es sind zwei Jugenderinnerungen, die mich in diesem Zusammenhang so heftig überfallen daß ich Sie Ihnen mitteilen muß. Die eine betrifft den seligen Gustl Grüner [passionierter Wiener Kaffeehaus-Stammgast, vgl. F. T. «Die Tante Jolesch», S. 186ff.] und das Kopfschütteln, mit dem er ein onkelhaft vernichtendes Gespräch über meinen ersten Roman abschloß: «Wie kann sich ein intelligenter Mensch hinsetzen und dichten?»
Die andre betrifft einen Freund, dem ich (es war etwas später) meinen damals schon sehr intensiven Katzenjammer in bezug auf eben solches

«Dichten» vortrug, und daß es mich nicht befriedige, und daß ich doch nicht nur «schöne» sondern auch «nützliche» Bücher schreiben möchte; sein mürrischer Ratschlag lautete: «Schreib ein Telefonbuch.» Die Spannweite zwischen diesen beiden Polen ist Ihnen klar, und sicherlich merken Sie auch, daß der Grünersche Standpunkt immer noch der sozusagen respektvollere war, indem er mir wenigstens zubilligte ein intelligenter Mensch zu sein (während der andre mich gänzlich in die Schranken von Engelhorns Romanbibliothek verwies). Bitte verstehen Sie es als ein Ergebnis jener offenbar miß-leiteten und verkümmerten Intelligenz, wenn ich weiterhin der Meinung bleibe, daß die «Schlafwandler» oder die Unbekannte Größe», daß ein James Joyce-Essay oder eine Novelle ebenso wesentliche Beiträge zur Pest-Bekämpfung darstellen wie das direkte Experimentieren mit psychoseuchischen Bakterien.

Wie gerne ich die bisherigen Ergebnisse Ihrer Forschungsarbeit kennenlernen würde, kann ich Ihnen gar nicht sagen, und ich empfinde es als eine (halten zu Gnaden) poetische Schamhaftigkeit Ihrerseits, wenn Sie zur Erwähnung einer «handfesten Theorie» sogleich einschränkend bemerken, daß jede Theorie stimmen müsse, weil die Historie aus Umlügungen bestünde. Ich weiß nicht recht, wohin Sie damit tendieren, ob zur «Sinngebung des Sinnlosen» des von mir naiv verehrten und von Ihnen vermutlich (und vermutlich mit Recht) als Universal-Dilettanten empfundenen Theodor Lessing – oder Gott behüte zur Dialektik, von der ich immer mehr glaube, daß sie halt doch auf keine bessere Formel gebracht werden kann als: «Dialektik ist, wenn man unrecht hat» . . .

Noch etwas hat mich ein bißchen beunruhigt: Ihre Vermutung, daß ich hier «an der richtigen Stelle» wäre. Ich kann und mag mir nicht vorstellen, daß Sie damit die Filmindustrie meinen, – das war aber die einzige «Stelle», die ich hier jemals hatte. Es ist schon lang vorbei, und von gelegentlichem Herumhuren (wie etwa drüben mit Zeitungen) abgesehn, versuche ich mir die geistige Treue zu halten und schreib mir das Meinige. Eine Novelle wird demnächst sogar auf deutsch erscheinen, in einer einmaligen Subskriptionsausgabe siebener deutscher Bücher (die beiden Franks, Döblin, Alfred Neumann, Thomas Mann und Werfel sind die restlichen sechs). Die nächstgrößre Arbeit ist ein Roman, der noch heuer fertigwerden könnte und gleichfalls ein duftiges Sommer-Capriccio zum Thema hat, nämlich die Geschichte eines jüdischen Nazi-Spitzels, und über allem wuchtet etwas eher Monströses, was knapp vor Kriegsausbruch als ein Wiener Untergangsroman fertiggestellt und verkauft war, aber nicht mehr erschienen ist und, wenn

jemals, das erste Drittel eines Romans vom Untergang Europas abgeben wird (mit Prag als zweiter und Paris als dritter Station).

Der Draft [amerik.: Einberufungsbefehl] hat mich zwar erfaßt aber sogleich wieder ausgespien, weil meine freiwillige Mitwirkung bei der tschechischen Legion in Frankreich meinem vom Sport ramponierten Herzen nicht gut bekam. Über das Alter bin ich noch nicht hinaus – aber das soll Sie nicht daran irremachen, daß ich jener «jungen Generation», als deren frühreifen Vertreter Sie mich so freundlich behandelt haben, längst nicht mehr angehöre, und wenns nach mir gegangen wäre, hätt' ich überhaupt nie.

Wenn ich keinen direkt gegenteiligen Bescheid von Ihnen bekomme, so werde ich – es ist nur fair, Sie zu warnen – daraus schließen, daß mein Brief Sie nicht allzu sehr gestört hat und daß ich Ihnen wieder einmal schreiben darf. Bis dahin die aufrichtigsten Wünsche Ihres herzlich ergebenen F. T.

Nicolson, Harold 1886–1968 **Sissinghurst**

Charles Peake erzählt mir eine Sache über de Gaulle, die mich erschreckt. Er hatte dem schwierigen, listenreichen General zu der Leistung von Leclerc gratuliert. «O ja», sagte de Gaulle, «er ist ein jüngerer Mann. So werden alle meine Generäle sein. Sie werden das noch erleben.» Das beweist, daß er sich wirklich einbildet, er werde eines Tages Frankreichs Diktator sein. Ich verzweifle an de Gaulle.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Nachmittags um 4 Uhr 30 ruft mich der Duce. Vom Augenblick meines Eintretens an merke ich, daß er sehr verlegen ist. Ich verstehe, was er mir sagen will. «Was wünschest du jetzt zu tun?» so beginnt er und fügt dann mit leiser Stimme hinzu, daß er die ganze Regierung umgebildet hat. Ich verstehe seine Gründe, ich billige sie und will nicht die geringste Ausnahme machen. Unter den verschiedenen Lösungen für meine Person, die er mir vorlegt, lehne ich eindeutig den Gouverneursposten in Albanien ab. Wie soll ich jene füsilieren und hängen, denen ich Brüderlichkeit und gleiche Rechte versprochen habe? Ich wähle den Botschafterposten beim Heiligen Stuhl. Es ist ein Ruheposten, der jedoch für die Zukunft viele Möglichkeiten eröffnet. Und die Zukunft liegt in den Händen Gottes, heute wie niemals vorher.

Es ist ein harter und schmerzlicher Schlag für mich, das Außenministerium zu verlassen, dem ich seit sieben Jahren, und was für Jahren! mein Bestes gegeben habe. Ich habe im vollen Sinne des Wortes zu sehr in

diesen Mauern gelebt, um jetzt nicht einen physischen Schmerz, fast eine Wunde zu spüren. Aber das zählt nicht. Ich kann stark sein und dem Morgen entgegenblicken. Dieses Morgen kann sogar eine größere Handlungsfreiheit von mir fordern. Die Wege der Vorsehung sind manchmal geheimnisvoll.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947

Telegramm an das Auswärtige Amt **Rom**

Citissime – Nur als Verschlußsache zu behandeln

Für Herrn Reichsminister des Auswärtigen persönlich.

Graf Ciano, den ich soeben 19 Uhr aufsuchte, um ihm die mir telefonisch aufgetragenen Grüße des Herrn Reichsaußenministers zu überbringen und mich für sein kostbares Geburtstagsgeschenk zu bedanken, überraschte mich mit der Mitteilung, daß er nicht mehr Außenminister sei. Der Duce habe heute eine Wachablösung größten Stiles verfügt, die bis auf einige Fachministerien – er nannte sie Kolonien – nahezu alle Kabinettsmitglieder erfasse, darunter auch ihn. Er werde, wie er durchblicken ließ, eine andere hohe Funktion in Rom erhalten, wenn auch vielleicht nicht sofort. Er nehme an, daß der Duce das Außenministerium, wie schon in früheren Zeiten, persönlich übernehmen und einen Unterstaatssekretär, vielleicht den jetzigen Gouverneur in Zara, einstigen Londoner Botschafter Bastianini ernennen werde. Die Veröffentlichung der Kabinettsumbildung werde unverzüglich erfolgen.

Ciano erwähnte, daß er sich vom Führer und vom Herrn Reichsaußenminister noch schriftlich verabschieden wolle. Mackensen

Roux, Georges **(Italien)**

Seit einigen Wochen fühlte Mussolini, daß sein Schwiegersohn seine Politik immer stärker mißbilligte. Am 5. Februar bat er ihn zu sich und teilte ihm freundlich – wenn er wollte, konnte er freundlich sein –, aber bestimmt mit, daß er ihm das außenpolitische Portefeuille entziehe. Er ernannte ihn zum Botschafter beim Heiligen Stuhl, ein Posten ohne echte Befugnisse, bei jenem Vatikan, der nur einige hundert Meter vom Palazzo Venezia entfernt war; aber jeder dieser Meter stellte eine unermeßliche moralische Distanz dar, denn im Vatikan verurteilte man Mussolinis Schwäche gegenüber Hitler.

Ciano war in Ungnade gefallen. Dies konnte nur eine Bedeutung haben, die übrigens von den diplomatischen Kreisen Roms wohl verstanden wurde. Der Duce wußte, daß sein Schwiegersohn, so wie das ganze Volk, seine Politik der Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland scharf

ablehnte. Deshalb mußte er sich von ihm trennen. Er wollte also – so schloß man – freie Hand haben, um die Allianz mit den Nazis mehr denn je zu verstärken. Statt seine Politik angesichts des Widerstandes in Italien abzuschwächen, verhärtete er sie.

Nicht ohne Grund versetzte Mussolinis Geste die öffentliche Meinung in Erregung. Der Duce hatte den einzigen Mitarbeiter ausgeschaltet, der in der Lage war, ihn vor den Gefahren einer völligen Unterordnung unter das Reich zu warnen, den einzigen seiner Mitarbeiter, der seine zeitweiligen Bestrebungen unterstützte, sich von Hitler loszusagen. Nun war Mussolini allein mit seinen Zweifeln, seiner Reue, seinem flüchtigen Aufbegehren gegen den Würgegriff Hitlers.

Tompkins, Peter *1919

In der Öffentlichkeit ahmte Ciano gern seinen Schwiegervater (Mussolini) nach. Ihre politischen Ansichten allerdings gingen auseinander. Mussolini nämlich hoffte Hitler dazu zu bringen, mit den Russen – und nicht mit den westlichen Alliierten – einen Kompromißfrieden zu schließen. Dann hätte die Achse ihre Kräfte gegen die Anglo-Amerikaner konzentrieren und diese aus dem «mare nostro» verjagen können. Um Hitler von der Richtigkeit seiner These zu überzeugen, schickte Mussolini Ciano nach Deutschland. Aber Hitler war versessen darauf, den Kampf mit Stalin fortzusetzen, und Ciano konnte Hitler lediglich davon überzeugen, daß die Alliierten, falls Mussolini ausscheiden sollte, mit ihm verhandeln würden.

Cianos eigener Plan beruhte auf der Hoffnung, er könnte aus anderen schwankenden Achsensatelliten – wie Ungarn, Rumänien, Bulgarien – einen Block bilden und mit den Alliierten einen Separatfrieden dadurch aushandeln, daß er ihnen über diesen Block freien Eintritt nach Südosteuropa anbot – wie auch die Vichy-Leute den Alliierten nach Nordafrika verholfen hatten. Die Tendenz, die im Regime die Oberhand gewonnen hatte, war klar zu erkennen: Mussolini und die prodeutschen Politiker entfernen, aber das System beibehalten. Mit anderen Worten: Vom pro-deutschen Faschismus zu einem pro-alliierten Faschismus übergehen.

Anfang 1943 trat also in Italien eine eindrucksvolle Zahl von Männern auf, die gerne «à la Darlan» handeln wollten. Mehr oder minder rechneten sie alle auf königliche Unterstützung: Badoglio, Ambrosio, Caviglia, Grandi, Ciano, der Herzog d'Aosta und andere.

Aber im Februar 1943 bekam Mussolini Wind von der Sache und feuerte die meisten Verschwörer hinaus. Er vereinigte alle Kontrollgewalt in

seinen Händen, indem er nicht nur das Armee-, das Marine- und das Luftwaffenministerium übernahm, sondern auch noch das Auswärtige Amt und das Innenministerium.
Zu diesem Zeitpunkt begannen zwei Kräfte das wahre Machtverhältnis hinter den Kulissen zu gestalten. Diese Kräfte beschleunigten die Manipulationen der «Möchtegern-Darlans» und übten bald einen offenen Druck auf den König aus, den Krieg zu beenden.
Bombenangriffe der Alliierten begannen die Produktivität der italienischen Industrie zu beeinträchtigen, und eine Welle von Streiks drohte die Fabriken Norditaliens lahmzulegen.
Für den König und alle jene Industriellen, die den Faschismus finanziert und ihm zur Macht verholfen hatten – gerade um solche Streiks zu verhindern – waren diese sozialen Unruhen und die Aussicht auf eine Revolution noch schlimmer als Bombenangriffe.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Algier**

Algier. 1400 km. Um 3 Uhr geweckt, um 3.30 Uhr Frühstück, um 4 Uhr Abfahrt zum Flughafen Castel Benito. Um 5.30 Uhr stiegen wir in die Dunkelheit auf. Wir mußten uns zunächst auf südwestlichem Kurs halten, um Tunesien zu umgehen, dann drehten wir nach Norden ab. Infolge dieses Umwegs waren es 1400 Flugkilometer. In den ersten drei Stunden schlief ich; danach sah ich mir von oben Südalgerien an.
Um 10 Uhr Ankunft auf dem Flughafen Maison Blanche. Dort hatte sich Eisenhower zur Begrüßung eingefunden. Er sagte mir, PM sei zehn Minuten vor uns angekommen, und er habe ihm seinen halbgepanzerten Wagen zur Verfügung gestellt, dessen Fenster vorsorglich mit Dreck und Öl beschmiert seien. Der Wagen fahre über eine Umgehungsstraße. Ich ersah daraus, daß Eisenhower etwas besorgt war. Dann stieg ich in seinen Wagen, und wir fuhren den direkten Weg nach Algier. Neben dem Fahrer saß ein Mann mit Maschinenpistole, während Eisenhower selbst eine Pistole griffbereit hielt. Aber wir sahen keine verdächtigen Individuen.
Hier («in Ikes Haus») Frühstück, Bad, Rasieren. Dann kam Anderson von der 1.Armee, und ich hatte mit ihm eine lange Unterredung über seine Front. Insofern eine nützliche Besprechung, als mir sofort klarwurde, daß er mehr Infanterie braucht. Infolgedessen bat ich Eisenhower, in meinem Namen ans Kriegsministerium zu telegrafieren und eine zusätzliche Infanteriedivision anzufordern.
Mit Anderson ging ich dann zu PM. Er lag im Bett. Das erste, was er sagte, war, er beabsichtige, einen Tag länger zu bleiben. Ich sagte ihm,

das hinge vom Wetter ab; wenn es gut wäre, müßten wir heute abend fliegen. Nach einiger Mühe erlangte ich seine Zustimmung.
Nach dem Essen bildeten wir einen Konvoi und fuhren zum Flugplatz. Ich bestieg die Maschine, zog den Pyjama und darüber eine Fliegermontur, dazu pelzgefütterte Stiefel an und wartete auf den Abflug. Die Motoren liefen an, liefen und liefen, aber es ging nicht los. Schließlich sagte der Pilot, wir müßten wieder aussteigen. Wie sich herausstellte, versagte einer der beiden Magneten des Motors Nr. 1 von PMs Maschine und mußte ausgewechselt werden. So konnten wir heute nicht mehr starten, und es blieb uns nichts anderes übrig, als uns wieder anzuziehen und in Eisenhowers Haus zurückzukehren. Um 2 Uhr kam ich endlich ins Bett, hundemüde.
Es war eine fatale Verzögerung, denn dem Geheimdienst zufolge war ein berüchtigter Agent nach Algier geschickt worden, vermutlich mit der besonderen Aufgabe, Winston umzubringen. Wir hatten gegen den Wunsch des Kabinetts in Algier Station gemacht, und es war bestimmt nicht ratsam, eine Minute länger als notwendig dort zu bleiben.

Unbekannter Verfasser
An Samuel Schmitt **Basel**

Mein lieber Sämi!
Gerne habe ich gelesen, daß Sie wieder in Teuffenthal bleiben dürfen, wenn vorerst auch nur für einige Wochen. Was Sie erzählen, klingt ja wie eine Odyssee. Mit Genugtuung lese ich, daß es Ihnen selbst in einem Flüchtlingslager noch besser ging als in Frankreich.
Sehr gerne hätte ich Sie einmal wiedergesehen, es wird sich sicher einmal Gelegenheit bieten, vielleicht diesen Sommer, warten wir einmal ab. Ich habe Ihren Bericht meinen Kollegen zu lesen gegeben. Sie lassen Sie alle bestens grüßen, und Hr. Josef Meyer legt Ihnen noch ein kleines Taschengeld bei.
Sehr gespannt bin ich, einmal zu vernehmen, wie Sie aus Frankreich in die Schweiz kamen. Die Flucht bis zur Schweizergrenze muß sicher nicht leicht gewesen sein. Sie kamen im rechten Augenblick noch in Sicherheit, bevor die deutschen Truppen ganz Frankreich besetzten. Man darf sich gar nicht ausdenken, wie es Ihnen hätte gehen können, wenn die Deutschen Sie angehalten hätten.
Nun haben Sie doch sicher das Gefühl, am rettenden Ufer zu sein, wenn Sie zur Zeit ja auch noch schwere Arbeit in nicht gerade idealer Umgebung [Hier endet der vorliegende Text]

Ein Oberstaatsanwalt **München**
An den Reichsminister der Justiz, Berlin
In der Nacht vom 3. auf 4. Februar 1943 wurden an mindestens 20 Stellen der Stadt München mit Blechschablone und Teerfarbe Inschriften angebracht, die lauten «Freiheit» oder «Nieder mit Hitler»; daneben ist ein durchstrichenes Hakenkreuz angebracht. Inschriften dieser Art wurden festgestellt an Anschlagsäulen in der Ludwigstraße, an der Universität, in der Amalienstraße, in der Gegend der Salvatorstraße und am Altheimereck. Die Täter sind unbekannt. Die Hauseigentümer wurden angewiesen, die Inschriften zu entfernen.

Graf, Willi 1918–1943 **München**
früh um 5 uhr will ich eigentlich nach pfronten fahren. um einige minuten verpasse ich den zug, muß dann später losfahren, verliere so einen halben tag. über mittag in garmisch: herrliche sonne über dem neuschnee, fast schmerzen die augen in dieser blendenden helle. ringsum die berge, ich laufe ein stück aus der stadt. Die fahrt durch einen teil von tirol ist schön. am nachmittag in pfronten. wiedersehen mit ria [Maria Vieth, geb. 1919. Aus der Erinnerung berichtet sie, Willi Graf habe mit ihr über seine Widerstandsaktivitäten gesprochen; sie vermutet, daß er vor allem daran interessiert gewesen sei, die Einstellung ihres Mannes zu erfahren.], die ich 5 jahre nicht mehr gesehen habe. die kleine hildegard ist nett, schon bald ist sie zutraulich, aber das wechselt doch sehr oft bei ihr. rasch komme ich mit ria in ein gespräch, wir kennen uns ja eigentlich kaum. sie ist so allein hier und sucht nach menschen, die ihr etwas sagen können.

Weisenborn, Günther 1902–1969 **Berlin, U-Gefängnis, Prinz-Albrecht-Str. 8**
An Joy Weisenborn
Mein Joyken –
abends 9.15 Uhr
Eben komm ich nach «Hause» in die Zelle und habe den Antrag auf Todesstrafe durch den Reichskriegsanwalt eben gehört. Nach einer Verhandlung von einer halben Std, ohne daß ein Zeuge für mich gehört wurde.
Es ist furchtbarer Ernst geworden. Ich wundere mich, daß ich sehr ruhig und gefaßt bin, mit den Beamten einen kleinen Witz machte und an Dich, an Dich, meine Schicksalsfrau dachte. Muß ich sterben, so werde ich tapfer und schweigsam sterben. Es ist Krieg, die einen fallen in Stalingrad, die anderen in Plötzensee.

Wir werden uns auf jeden Fall jetzt lange nicht sehn, aber unsere Liebe wird nicht vergehn. Sie wird ein Teil der großen Weltliebe sein, der wir dienen und zu der wir uns gläubig bekennen.
Ich grüße Dich aus innerstem, wunden Herzen und bleibe in jeder Minute Dein Pitt

Weisenborn, Günther 1902–1969 **Berlin, U-Gefängnis, Prinz-Albrecht-Str. 8**
Memorial
Als ich in den Saal des Reichskriegsgerichts geführt wurde, vor dem ein Posten stand, sah ich ein Schild an der Tür: «Geheime Verhandlung». Ein kahler Habichtskopf mit Hornbrille, der von einem schwarzen Talar getragen wurde, stieß auf mich zu: «Ich bin Ihr Offizialverteidiger. Ich kenne Ihre Akten. Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen. Sie wissen, daß Sie im Höchstfalle mit der Todesstrafe rechnen können. Wir sehen uns ja nachher.»
Ich hatte monatelang um einen Verteidiger gebeten. Hier war er. Er hatte gesprochen. Es waren die einzigen Worte, die er je zu mir sprach. Ich habe diese Worte nie vergessen, denn sie bildeten meine gesamte juristische Vorbereitung für einen Prozeß auf Tod und Leben.
Die Tür öffnete sich, und ich betrat den Gerichtssaal.
Der Saal des Reichskriegsgerichts war groß und ganz leer. An einer Schmalseite saß das Gericht, das aus zwei Generalen, einem Admiral und zwei anderen Offizieren bestand. Rechts erhöht der Staatsanwalt, unter ihm der Verteidiger.
An der Eingangstür saß an einem Klapptisch ein bescheidener, grauer Zivilist, ein Gestapokommissar, der sich Notizen machte. Die Richter verhielten sich leise und eifrig, ihre Sätze hatten Glacéhandschuhe an. Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, daß ich gut täte, nur mit Ja oder Nein zu antworten. Mir schwebte vor, daß man Zeugen laden könne, und ich bat um zwei Zeugen. Der Präsident lehnte ab. Mir wurde die belastende Aussage von einem Protokoll aus vorgelesen. Ich bat um Gegenüberstellung mit dem Belastungszeugen. Das wurde abgelehnt, denn er war bereits hingerichtet. Ich stand in einer lächerlichen Aufmachung vor dem Gericht, denn meine Hose rutschte, weil der Gürtel weggenommen und ich ziemlich dünn geworden war; die Manschetten meiner Hemdärmel fielen über meine Hände, weil mir die Manschettenknöpfe abgenommen worden waren. Ich hatte keine Papiere, nicht einmal eine Anklageschrift. Die fünf blassen Offiziersgesichter blickten mich mit jener mechanischen Beschränktheit an, mit jenem bewegungslosen Interesse, das eine müde Skatrunde hat, wenn sie aus dem Fenster

des Speisewagens auf einen Rottenarbeiter draußen hinabblickt. Sie sahen sich den von oben an, der da um sein Leben kämpft, nichts weiter. Zu den Anträgen des Anklägers wurden wir sechs Angeklagte, die an jenem Tag Termin hatten, hereingerufen. Wir mußten auf sechs Stühlen, die weit auseinander standen, mitten im leeren Saal, in dem die Stimme hallte, Platz nehmen.

Es waren sechs Strafanträge, die der Oberst stellte. Von diesen forderten fünf die Todesstrafe. Als er meinen Namen unter diesen fünf nannte, hatte ich die Empfindung einer gewissen kühlen Erleichterung. Jetzt wird endlich Ruhe sein. Ich blickte nach den andern, sie standen blaß und fest. Nur eine Frau schluchzte. Es war die Frau, gegen die eine Gefängnisstrafe beantragt worden war.

Als das Gericht sich entfernt hatte, reichten wir uns alle trotz des Verbots zum erstenmal die Hand und zum letztenmal, ehe wir gefesselt und davongefahren wurden.

Polizeirevier 173 **Berlin-Schöneberg**

Tätigkeitsbuch, Eintragung vom 6. März 1943

Nr. 105/106 – Festnahme und Einlieferung von Juden

Am 5. 2. 43, gegen 17.00 Uhr erschien auf dem Revier der Hauswirt des Hauses Eisenacher Str. 80, Arthur . . ., wohnhaft Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 81, und erklärte, daß laut eines fernmündlichen Gespräches mit der Stapo nachstehende Juden festzunehmen und der Stapo eingeliefert werden sollen.

Es handelt sich um das Judenehepaar Harry Israel Rosenthal, 24. 5. 02 in Rossberg geboren, und seine Ehefrau Lina Sara Rosenthal, geb. Fichauer, 5. 1. 14 in Breslau geboren, sowie der Jüdin Paula Sara Fichauer, geb. Cohn, 8. 2. 81 in Wolfenbüttel geboren, die gemeinsam, als Untermieter bei dem Juden Fritz Isarel Samulon, 30. 6. 92 in Berlin geboren, wohnhaft Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 80, der seit einigen Tagen die Wohnung mit Selbstmordabsichten verlassen haben soll, wohnen. Nach fernmündlicher Rücksprache bei der Stapo, bestätigte der SS-Reservist H., daß die Festnahme der Juden auf Anordnung des Kommissars S., Stapo IV D 1, erfolgen solle. Am 6. 2. 43 gegen 06.50 Uhr wurden die obengenannten Juden in ihrer Wohnung Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 80 durch Owm. d. Sch. d. Res. und mich festgenommen, und dem Revier zwecks Einlieferung mittels Gefangenentransportwagen zugeführt.

Frank, Anne 1929–1945 **Amsterdam**

Liebe Kitty!

Obwohl ich Dir lange nichts mehr von den Streitereien geschrieben habe, hat sich daran doch nichts geändert. Herr Dussel nahm anfangs die schnell vergessenen Auseinandersetzungen noch sehr ernst, aber nun gewöhnt er sich daran und versucht nicht mehr, zu vermitteln.

Margot und Peter sind überhaupt nicht das, was man «jung» nennt, beide sind so langweilig und still. Ich steche schrecklich dagegen ab und bekomme immer wieder zu hören: «Margot und Peter tun das auch nicht. Schau mal, deine liebe Schwester!» Gräßlich finde ich das.

Ich gebe auch gerne zu, daß ich ganz und gar nicht wie Margot werden will. Sie ist mir viel zu lasch und gleichgültig, läßt sich von jedem überreden und gibt in allem nach. Ich will einen kräftigeren Geist! Aber solche Theorien behalte ich für mich, sie würden mich schrecklich auslachen, wenn ich mit dieser Verteidigung ankäme.

Bei Tisch ist die Stimmung meistens gespannt. Zum Glück werden manche Ausbrüche wegen der Suppen-Esser zurückgehalten. Die Suppen-Esser sind alle, die von unten kommen, um einen Teller Suppe zu kriegen.

Heute mittag sprach Herr van Daan wieder darüber, daß Margot zuwenig ißt. «Sicher wegen der schlanken Linie», sagte er spöttisch. Mutter, die immer für Margot eintritt, sagte laut: «Ich kann Ihr dummes Geschwätz nicht mehr hören.»

Frau van Daan wurde feuerrot, er schaute vor sich hin und schwieg. Oft lachen wir auch über irgend etwas. Erst kürzlich kramte Frau van Daan so herrlichen Blödsinn hervor. Sie erzählte von früher, wie gut sie mit ihrem Vater zurechtkam und wie viel sie geflirtet hat. «Und wissen Sie», fuhr sie fort, «wenn ein Herr ein bißchen handgreiflich wird, hat mein Vater gesagt, dann mußt du zu ihm sagen: ‹Mein Herr, ich bin eine Dame!› Dann weiß er schon, was du meinst.» Wir brachen in Lachen aus wie über einen guten Witz.

Auch Peter, so still er meistens ist, gibt uns manchmal Grund zu Fröhlichkeit. Er hat das Pech, versessen auf Fremdwörter zu sein, deren Bedeutung er aber oft nicht kennt. An einem Nachmittag durften wir nicht auf die Toilette gehen, weil im Büro Besuch war. Peter mußte aber sehr dringend, zog die Spülung jedoch nicht. Um uns nun vor dem wenig angenehmen Geruch zu warnen, befestigte er einen Zettel an der Tür: «S. V. P. Gas.» Er hatte natürlich gemeint «Vorsicht, Gas», fand aber S. V. P. [S'il vous plaît; A. d. Ü.] vornehmer. Daß es «bitte» bedeutet, davon hatte er keine blasse Ahnung. Deine Anne

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Ich nehme meine Notizen in Block 3/2 wieder auf, wohin ich kam, nachdem ich einige Zeit in 3/3 unter Beobachtung stand. Das Fieber erwies sich als ... Typhus. Das ganze Lager steht unter Quarantäne. Mich hatte es tüchtig erwischt, aber ich bin gerettet. Ich wiege noch 52 kg! Ich werde «versuchen, mich zu bessern». Man soll niemals den Teufel versuchen. Aber die Moral ist gut, der Appetit kehrt zurück, und Joseph ist der großzügigste der Kameraden. Eine weitere unangenehme Überraschung: mein Brief vom 13. 12. ist zurückgekommen. Wieder heißt es warten. Es überrascht mich wenig. Im stillen war ich immer sehr skeptisch, was die Pakete betraf, die wir bekommen sollten. Wenn ich nur ein paar Neuigkeiten erfahren könnte ... Gestern war der Geburtstag von Louise. Ich beende den Tag mit einer Rückkehr nach 3/3. Die Blutanalyse war positiv. Ich habe richtiggehend Typhus.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Wir müssen nur noch zweimal Kies holen. Eigentlich empfinde ich es jetzt nicht mehr so schlimm. Es ist alles Gewöhnung. Auch an Schläge kann man sich gewöhnen. Bei unserer Rückkehr wartet der Lagerkapo auf uns. Er ist ein Asozialer, er hat einen schwarzen Winkel. Er hat sich ein seltsames Spiel ausgedacht. Spießrutenlaufen. Mit dem Kies. Zwei Reihen Häftlinge, ungefähr zehn auf jeder Seite, stehen mit dem Gesicht zueinander. In den Händen halten sie Schaufelstiele. Die übrigen müssen durchlaufen. Und müssen geschlagen werden. Ich werde zu den Schlagenden ausgesucht. Ich hole zum Schlag aus, ohne in Wirklichkeit zu schlagen. Ich bemerke nicht, daß mich der Kapo beobachtet. Unter seinem Schaufelstiel breche ich zusammen. Mein Rücken tut weh. Mit zehn Berlinern mache ich viel mehr als mit Euch, Ihr Saubande!

Das also ist Quarantäne. Eine Art Tauglichkeitsprüfung. Eine Elite. Eine Elite der Skelette. Denn es kann nicht mehr lange dauern. Wir sind auf dem besten Wege. Die kalorienarme Wasserkost und das nicht trinkbare Wasser sind die Ursache des Durchfalls. Der Andrang zur zweisitzigen Latrine ist groß. Der Scheißmeister hat keine Not. Wer ihm eine Scheibe Brot zusteckt, wird vorgelassen. Wer keines hat, muß warten. Bis es zu spät ist. Von da an wird er immer etwas Brot aufbewahren. Als Maut.

Die Kranken knien vor den Ofentüren. [...] Verbranntes Holz soll die Tierkohle ersetzen. So gibt es vor dem Ofen ein Gedränge und Streit.

Wir treten zum Abendappell an. Dann gibt es Brot und Margarine. Wir bekommen Decken. Richtige Decken. Bunte Decken. Keine einheitlichen Farben. Sie stammen aus einem Transport aus Holland. Das Einnähetikett ist ein Beweis dafür. Alle sind glücklich. Vielleicht werden wir wirklich gebraucht. Osten – Arbeitseinsatz. Wir haben Decken. Zwei Decken aufeinander wärmen besser. Bobby Alt und ich schlafen unter zwei Decken. Warmen Wolldecken. Aus Holland. Decken, deren Besitzer möglicherweise nicht mehr am Leben sind. Jetzt können wir sogar die Kleider ausziehen. Wir legen sie unter den Kopf.

Beckerle, Adolf Heinz 1902–1976

Telegramm an das Auswärtige Amt **Sofia**

Der Ministerpräsident mitteilte mir bei einem Gespräch, daß über die Schweizer Schutzmacht von englischer Seite das Angebot gemacht worden sei, etwa 5000 jüdische Kinder nach Palästina zu übernehmen. Wenn er auch erklärt, daß es sich zunächst um eine unverbindliche Anfrage handle, zu der er noch keinerlei Stellungnahme eingenommen habe, wird er zweifellos mich zu dieser Frage, sobald sie offiziell anhängig ist, nach mein ... [fehlt Klartext] ... hören. Ich bitte daher um Weisung. Ich habe mich zunächst darauf beschränkt, allgemein zu erklären, daß wir schlechte Erfahrung damit gemacht hätten, daß Juden die Möglichkeit, auszuwandern gegeben wurde, da diese dann im Ausland gegen uns eingesetzt oder von der feindlichen Propaganda ausgenutzt worden seien. gez. Beckerle

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

8–10	Posen
10.30–14	Gau u. Reichsleitertagung
15	Essen
16–17.30	Besichtigung Rüstungsbetrieb
18	?
18.30–19	Reichsjugendführer Axmann
20	Essen v. Gau u. Reichsleitern

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

In einer Stehzelle im Keller von Block 11 stirbt der deutsche kriminelle Häftling Bruno Graf (Nr. 3268) den Hungertod. Er ist am 7. Januar 1943 in den Bunker eingeliefert worden, weil er nach einem Fluchtversuch in die Strafkompanie eingewiesen worden ist und während der Strafverbüßung Margarine entwendet hat.

Die Häftlinge Michael Kavac (Nr. 86227), geboren am 8. März 1920 in Hunt, und Markus Coerant (Nr. 86712), geboren am 7. Juni 1922 in Amsterdam, werden auf der Flucht gefaßt und in den Bunker von Block 11 eingeliefert.

Mit dem Sonderzug Po 65, der Zamość am 3. Februar 1943 um 11 Uhr verlassen hat, ist ein Transport mit Polen und Juden, die aus der Region Zamość ausgesiedelt worden sind, eingetroffen. Der Transport umfaßt 1000 Menschen. Nach der Selektion werden [...] 417 in den Gaskammern getötet. [...]

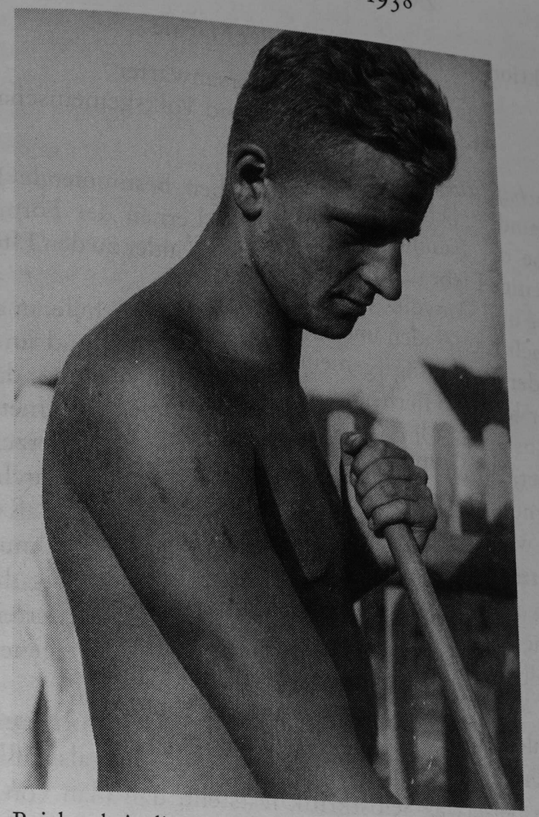
In den Nachmittagsstunden fliehen die beiden polnischen Häftlinge Zygmunt Gut (Nr. 91776), geboren am 15. November 1921, und Henryk Juszkiewicz (Nr. 91791), geboren am 20. März 1921, aus dem Lager. Sie sind am 22. Januar 1943 von der Sipo und dem SD aus Radom in das Lager eingeliefert worden.

Das Amt D I des WVHA empfiehlt den Kommandanten der Konzentrationslager, an die neu eingelieferten Häftlinge Zivilkleidung aus den gelagerten Beständen der polnischen und russischen Häftlinge auszugeben [Die Massendeportationen von Häftlingen in die Konzentrationslager führen zu Problemen bei der Versorgung der Häftlinge mit Lagerkleidung, den sog. Streifenanzügen.]

Das Amt D II des WVHA gibt dem Kommandanten des KL Auschwitz die Anweisung, den Häftlingsarzt Bronislaw Zieliński (Nr. 88039) in das KL Herzogenbusch und die beiden Häftlingsärzte Jan Konieczny (Nr. 90336) und Antoni Klopotowski (Nr. 91608) in das KL Neuengamme zu überstellen. [Wie einem Vermerk auf der Anweisung zu entnehmen ist, werden die Häftlinge nicht überstellt. A. Klopotowski ist am 25. Januar 1943, Jan Konieczny am 23. Februar 1943 gestorben; ihre Nummern werden im Leichenhallenbuch des Stammlagers nicht genannt, so daß anzunehmen ist, daß sie in Birkenau gestorben sind. Bronislaw Zieliński stirbt am 28. Februar 1943 im Häftlingskrankenbau, Block 20; seine Nummer ist unter diesem Datum im Leichenhallenbuch des Stammlagers vermerkt.]

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 42 Häftlingen eingeliefert.

Zeitsprung in das Jahr 1938



Reichsarbeitsdienst

Zwischentext zum 5. Februar 1943

Inspektion des Bildungswesens der Marine **Kiel**

Der Offiziersanwärter in Messe, Gesellschaft und Volksgemeinschaft

Gesellschaftliche Erziehung

Die grundsätzliche und für das Leben bestimmende Erziehung ist Aufgabe der Familie. Hier wird das Lernen der Formen durch die gegenseitige Liebe und die Achtung der Kinder zu den Eltern besonders lebendig und sinnvoll.

Aber auch Kameraden und Vorgesetzte in der Schule, in den Organisationen der Bewegung [gemeint ist die NSDAP] und im Beruf sollten einander helfen. Hierbei ist allerdings Voraussetzung, daß man einerseits selbst sein Ohr für gutgemeinte Hinweise öffnet, andererseits vermeidet, durch Taktlosigkeit den anderen zu verletzen. Jeder kann noch lernen und echtes Selbstbewußtsein kann dadurch nur gestärkt werden, wenn es von anderen so eingeschätzt wird, daß es eine Belehrung vertragen kann. Wer auf eine gutgemeinte Ermahnung mit Grobheit antwortet, wird keine weitere erfahren und ewig dumm bleiben. Zum anderen sollte sich derjenige, der Belehrungen erteilen will, stets vorher selbst prüfen, ob er sich nicht erstmal an der eigenen Nase ziehen muß.

Auch schlechte Beispiele sind lehrreich. Es wird oft vorkommen, daß man bei Fremden irgendwelche Angewohnheiten als häßlich empfindet und dann bei etwas Selbstkritik feststellt, daß man von dem gleichen Fehler auch nicht frei ist. Dann heißt es, ihn erst bei sich selbst bekämpfen und dann den anderen darauf hinweisen.

Ein heute weit verbreitetes Übel ist der Hang vieler, sich durch Schnoddrigkeit in den Vordergrund schieben zu wollen. Nicht der größte Rüpel ist der Stärkste!

Körperpflege

Dein Tag fängt mit dem Aufstehen und Waschen an. Darüber kann man nun schon sehr viel sagen. Fassen wir den Begriff «Waschen» einmal weiter und nennen ihn «Körperpflege». Wenn Du als kultivierter Mensch auftreten willst, mußt das zu allererst an Deinem Äußeren zu erkennen sein. Ein gut rasiertes Kinn gibt dem ganzen Gesicht eine morgendliche Frische. Rasiere Dich täglich vor dem Frühstück, wenn irgend möglich auch an der Front. Auch an der Front läßt sich die

Körperpflege durchführen. Sie ist dort aus hygienischen Gründen und als Beispiel für die Truppe sogar unerläßlich. Glaube nicht den P.K.-Berichten, daß zu einem wirklichen Seemann, zu einem schweren Einsatz grundsätzlich ein möglichst ungepflegter Bart gehört. Es steht fest, daß Du mit einem wallenden Bart besonders männlich wirkst – und ein fusseliger Bart dagegen ist scheußlich, ebenso ein im Werden begriffener. Da Dein junges, energisches Gesicht glatt rasiert einen viel unwiderstehlicheren Eindruck hinterläßt, wo Du einen solchen machen willst, laß den Bart weg!

Und wenn Deine Haare, die unter normalen Bedingungen alle 14 Tage geschnitten werden, von selbst nicht richtig liegen wollen, dann gibt es genug Mittelchen, sie dazu zu bringen. Wähle aber nur solche Mittel, deren Geruch Deinen Kameraden das Frühstück nicht verleidet. Dein Haarschnitt braucht nicht so auszusehen, als ob man Dir eine Obertasse auf den Kopf gesetzt und ringsum alles weggeschnitten habe. Wenn Deine Haare aber so lang sind, daß sie Dich beim Sport oder beim Essen stören, wirkt das bestimmt noch weniger schön.

Ein wichtiges Kapitel der Körperpflege ist die Pflege Deiner Hände, insbesondere der Fingernägel. Sehr lange Fingernägel passen nur zu schlanken Fingern und verlangen eine sehr sorgfältige Pflege, sind also nur für die holde Weiblichkeit, und beim Manne abzulehnen. Kölnisch Wasser oder ein neutrales Rasierwasser wird der Haut Deines frisch rasierten Gesichtes guttun. Auch im Taschentuch sind ein paar Tropfen davon ganz angenehm. Geckenhaft und unschön ist es jedoch, sich mit irgendwelchen stark duftenden Wassern oder Ölen zu bespritzen. Überlaß das den Frauen! Bei ihnen wirkt es gut, solange sie es in demselben Verhältnis verwenden, wie ein geübter Barmixer Angostura.

Noch etwas anderes: Wenn Du die eben erwähnten Punkte der Körperpflege vernachlässigst, werden Deine lieben Mitmenschen verwundert sein. Persönlich lästig jedoch wird ein Mensch, der aus dem Munde riecht. Das ist durchaus nicht immer eine Folge von unterlassener Zahnpflege. Es kann andere Gründe haben und derjenige, den es betrifft, weiß es oft selbst gar nicht, bekommt es auch nicht gesagt, weil es doch so «peinlich» ist, davon zu sprechen. Wenn Du also bei einem Kameraden feststellst, daß er einen ungesunden Atem von sich gibt, dann sag es ihm mal unter vier Augen in entsprechend taktvoller Form. Er kann dann, falls er glaubt, seine Mundpflege genügend sorgfältig betrieben zu haben, seinen Arzt um Rat bitten. Du erweist ihm einen großen Dienst!

Anzug
Nach dem Waschen wirst Du Dich anziehen. Du sollst Dir nicht irgendein paar Kleidungsstücke über den Leib werfen, sondern Dich richtig anständig anziehen. Dazu gehört allemal eine Kleider- und eine Schuhbürste! Ein Bügeleisen ist geeignet, Deiner Hose eine sehr viel ansprechendere Form zu verleihen – auch Deiner Bordhose! Bei der Pflege Deiner Uniform denke daran, daß man bei verschiedenen Gelegenheiten mal eine wirklich anständige Garnitur zur Hand haben muß. Halte Dir deshalb *immer* einen vollständigen Anzug mit Hemd, Kragen, Schlips, Schuhen, Mantel, Mütze usw. tipp und topp in Ordnung und griffbereit. Eine Staubschutzhülle dafür wird Dir Deine Mutter oder «Dein Familienanschluß» aus irgendwelchen alten Stoffresten schon noch zusammenflicken können.
Unterscheide bei der Wahl Deiner Anzüge immer den Anlaß, zu dem Du sie tragen willst. An Bord wird es Dir kein Mensch verübeln, wenn Du Deinen etwas abgetragenen, vielleicht schon geflickten, natürlich sauberen Anzug trägst. Gehst Du aber an Land, sei es aus was für Gründen immer, dann bist Du ein Vertreter der deutschen Wehrmacht und hast als solcher anständig angezogen zu sein. An Land zeigst Du von der bei Dir sicher glücklich gelungenen Verschmelzung des Seemanns mit dem Soldaten nur den letzteren. Der Seemann in Dir ist viel zu stolz, um sich vor unverständigen Augen dicke zu tun. Übermäßig weite Hosen und Kniffe in der Mütze sind Geschmacksentgleisungen.
Bemühe Dich auch um stilvolle Kleidung, wenn Du mal Zivil tragen solltest. Gleiche Dich in der Wahl Deines Anzuges stets Deiner Umgebung an. Echte Vornehmheit ist unauffällig! Und Ausgeglichenheit ist immer gut. Der Sportanzug paßt nicht ins Theater. Ziehe Dich immer so an, wie Du es für korrekt hältst und wie es Menschen tun, die Du als Vorbild betrachten kannst – und sage nie: «Der oder jener tut es ja auch nicht.»
Soviel über das Anziehen. Gehen wir nun weiter in unserem Tageslauf. Bevor Du zum Frühstück gehst, überlege kurz, ob Du innerlich und äußerlich klar bist. Du beginnst gewissermaßen den offiziellen Teil des Tages; zeige Dich in Deiner ganzen Frische und Schönheit. Rasieren, Zähneputzen, Nagelpflege usw. müssen erledigt sein. Bevor Du zu den übrigen Kameraden stößt, solltest Du – so oder so – die Überzeugung gewonnen haben, daß Du völlig frisch und ausgeschlafen bist.

Frühstück
Das Frühstück ist eine Mahlzeit, die im allgemeinen nicht geschlossen eingenommen wird. Trotzdem kannst Du aber darauf achten, daß Du mit Deinem Zigarettenrauch den noch essenden Messekameraden den Appetit nicht verdirbst. Schon jetzt kannst Du mit Deiner Selbstbeherrschung beginnen. Verkneife Dir einen Genuß, wenn Du anderen damit eine Freude machen kannst und ihre morgendliche gute Stimmung erhalten willst.

Mantel
Wenn Du nun zum Dienst gehst und es ist draußen kalt, wirst Du Dir einen Mantel anziehen. An Bord wickelst Du Dir einen Wollschal um den Hals. Dagegen wird keiner etwas einzuwenden haben, denn: wer friert ist dumm oder ein ganz armes Luder. Solltest Du aber an Land gehen, dann schenke Dir den Schal, auch den feinen weißseidenen! Kannst Du es gar nicht lassen, weil Du es sooo schön findest, oder Du Deinen allerletzten Kragen umhast, dann lege Dir das *saubere* weiße Tuch fest unter Dein Jackett, so daß es wirklich nur den Kragen schont und sich nicht wie ein Rettungsring über Deinen Mantelkragen bauscht.

Handschuh
Ziehe an Land nicht Deine weißen oder gescheckten Arbeitshandschuhe an. Wildlederhandschuhe kann man sehr einfach selbst waschen, sie leiden gar nicht darunter. Und dann behalte die Dinger an! Nichts sieht unordentlicher aus, als ein junger Mann, der mit der einen behandschuhten Hand lässig den zweiten Handschuh gegen seine Schenkel schlägt.

Rauchen auf der Straße
Das Rauchen auf der Straße ist zwar neuerdings erlaubt, Du weißt aber, wie schäbig und haltlos es aussieht und schenkst es Dir deshalb!

Im Laden
Hast Du Einkäufe irgendwelcher Art zu machen, so mißbrauche nicht Deine Stellung als Wehrmachtangehöriger durch das Verlangen, bevorzugt abgefertigt zu werden. Bedenke stets, daß Du Vertreter der angesehensten Erziehungsgemeinschaft des deutschen Volkes bist. Sich vordrängen bedeutet, andere zurücksetzen und verärgern. Reihst Du Dich ein in den üblichen Ablauf, ja, läßt Du Müttern und Behinderten den Vortritt, beweist Du am schönsten, daß die Erziehung der Wehrmacht

ausgerichtet ist auf das Wohl der Volksgemeinschaft und nicht auf persönlichen Vorteil und Eigennutz.

Rechts oder links
Es ist Dir wohl klar, daß ein älterer Mensch immer rechts von Dir geht. Wir halten darin den alten germanischen Brauch fest, daß man dem Vorgesetzten, Gast oder dem älteren Menschen die Bewegungsfreiheit der Schwerthand nicht stört. Von zwei Gleichaltrigen geht der Uniformierte rechts. Geht Dein Vorgesetzter in Zivil und Du in Uniform, dann gehst Du natürlich links. Eine Dame oder ein älterer Herr gehen immer an der Seite, an der sie der geringsten Bedrohung ausgesetzt sind – also durchaus nicht unbedingt rechts. Der alte Brauch, daß drei und mehr Personen die würdigste bzw. die Dame in die Mitte genommen wird, um sie zu schützen und ihr das Gespräch zu erleichtern, dürfte Dir bekannt sein. Die nächstältere Person geht dann links und die jüngste rechts.
Im Gedränge, in Lokalen und überall dort, wo Du erst einen Weg bahnen mußt, gehst Du der Dame voran. Auf Treppen wirst Du Dich oberhalb Deiner Begleiterin halten, selbst wenn sie noch so hübsche Beine hat. Bei Verkehrsmitteln hilfst Du der Dame ein- und aussteigen, wirst also nach ihr ein- und vor ihr aussteigen. Wenn Ihr in ein Auto steigt, ersparst Du ihr Laufmaschen im Strumpf, wenn Du nicht über die schon sitzende Dame hinwegkletterst, sondern um den Wagen herumgehst und zur anderen Tür einsteigst.

Einhaken
Deinen Arm brauchst Du nur hilfsbedürftigen Damen zu bieten. Bei Deiner Frau tue es ruhig auch. Deine kleine Freundin findet in ihrer jugendlichen Elastizität ihren Weg am besten allein.

Verdunkelung
Übrigens – rechne nicht zu stark mit der Verdunkelung. Wenn Du zum Beispiel aus einem Lokal herauskommst, sind Deine Augen noch geblendet und Du hältst Deine Umgebung für viel dunkler, als sie tatsächlich ist. Es ist gefährlich, auf diese eingebildete Dunkelheit zu bauen. Sei gewarnt!

Begrüßung
Wie Dein militärischer Gruß aussehen soll, hast Du als Rekrut gelernt. Wenn Du nun glaubst, daß eine Verbeugung Deinem militärischen

Gruß eine besondere Note verleiht, dann irrst Du! Eine Verbeugung gibt es nur, wenn Du Damen die Hand gibst – sie ist kurz und knapp, nicht devot bis zum Fußboden.

Handkuß
Du hältst vielleicht den Handkuß für überholt. Zu diesem Thema laß Dir sagen, daß der Führer die Damen seiner Umgebung immer durch einen Handkuß ehrt. Ein Handkuß ist selbstverständlich ein Kuß auf die Finger, nicht auf den Unterarm oder gar Handschuh!

Gruß
Ein unerfreuliches Bild ist es, wenn einer auf den Gruß des anderen wartet, weil er sich für etwas älter hält. Wie kleinlich ist das! Es wirkt auch nicht sehr schön, wenn jemand vor dem Gruß betont nach den Abzeichen des anderen hinschaut und dadurch den Eindruck erweckt, als passe er die Qualität des Grußes dem Dienstgrad des anderen an.

Vorstellung
Damen gegenüber läßt Du Dich möglichst von einem der Dame bekannten Herrn vorstellen. Schmückende Beiworte wie «mein Name ist» oder «angenehm» sind überflüssig. Willst Du jemanden auf Dich aufmerksam machen, so bittest Du, Dich vorstellen zu dürfen.

Essen
Und nun wollen wir zu Mittag essen. Wer diese Mahlzeit allein einnehmen muß, ist zu bedauern. Denn mit dem Essen hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine besondere Kultur verbunden. Eine Mahlzeit soll dem Körper nicht allein die nötigen Kalorien zuführen, sondern soll der Geselligkeit und dem Gedankenaustausch dienen, soll erholen und anregen. An den Tischsitten eines Hauses erkennt man die geistige Einstellung seiner Bewohner. Beachte deshalb beim Essen folgende Bräuche:
Beweise, daß Dir an Deinen Tischgenossen mehr als an den zu erwartenden leiblichen Genüssen liegt, indem Du Dich ihnen vor, während und nach dem Essen widmest.
Setze Dich erst zu Tisch, nachdem die Hausfrau oder der älteste Anwesende seinen Platz eingenommen hat.
Der Beginn einer Mahlzeit steht fest und Du hast zu diesem Zeitpunkt zur Stelle zu sein. «Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.»
Kommst Du aus dringenden dienstlichen Gründen zu spät, oder wirst

Du während der Mahlzeit abberufen, so erweist Du beim Weggehen und Wiederkommen dem Ältesten eine Ehrenbezeigung und bittest um Entschuldigung. Wenn Speisen herumgereicht werden, nimm, sobald sie Dich erreicht haben. Stehen sie jedoch auf dem Tisch, so reiche sie zuerst Deinem älteren Nachbar oder Deiner Tischdame.

Zur Schonung der Tischdecke ist es ratsam, Deinem Teller kein allzu großes Fassungsvermögen zuzutrauen. Wenn Dein Hunger sehr groß ist, dann bediene Dich lieber öfter. Was Dir angeboten wird, kannst Du ruhig annehmen. Dauerndes Zieren ist ein Zeichen von Unsicherheit. Allerdings achte darauf, daß alle anderen von den vorhandenen Speisen auch noch etwas haben wollen. Es ist ein bedauerliches Zeichen für die Rücksichtslosigkeit der Teilnehmer einer Tischgesellschaft, wenn die Speisen in Einzelrationen aufgeteilt werden müssen, damit auch wirklich jeder etwas davon bekommt.

Die Berührung Deines Ellenbogens mit den Bratkartoffeln Deines Nachbarn wird diesem nicht den Appetit anregen. Deshalb bitte um eine Schüssel oder Kanne, die Du schlecht erreichen kannst, und lehne Dich nicht stumm kauend mit dem ganzen Oberkörper in die Mitte der Gemeinde.

Beschränke Dich beim Essen auf den kleinstmöglichen Platz, Du störst dann keinen anderen und Deine Bewegungen wirken ansprechend. Deine Arme gehören nicht auf den Tisch, allenfalls mal die Handgelenke. Unter den Tisch gehören die Hände allerdings ebensowenig! Messer und Gabel dienen zum Essen. Sie gehören auf den Teller und nicht in Deine beredt gestikulierende Hand.

Denke daran, daß es nur den wenigsten gegeben ist, mit vollem Munde noch deutlich zu sprechen.

Die Methode, wie man zu Luthers Zeiten seine Anerkennung für die Güte des Mahles ausdrückte, ist heute nicht mehr üblich. Wenn Dir Dein Körper während des Essens in irgendeiner Weise Schwierigkeiten macht, sei es durch Husten-, Schluckreiz oder dergleichen, dann stehe auf und verlasse den Raum.

Sorge dafür, daß in Deiner Umgebung stets eine angeregte Unterhaltung herrscht.

Trinken

Wenn ein gemeinsames Getränk gereicht wird, dann trinke nicht eher als der Älteste. Trinkt Dir ein Vorgesetzter zu, dann stehe *auf alle Fälle* auf. Winkt er ab, dann setze Dich, achte darauf, wenn er das Glas absetzt und stehe dann *unbedingt* wieder auf. Bist Du selbst der Ältere, danke

Deinen jüngeren Kameraden für die Dir erzeugte Ehrerbietung, indem Du auch kurz «anlüftest»! Trinke niemandem mit dem letzten Rest Deines Glases zu. Wird Dir zugetrunken und Du hast nichts mehr im Glase, so erwidere den Zutrunk baldmöglichst mit Deiner neuen Füllung.

Wische Dir, bevor Du trinkst, den Mund ab. Die Fettränder an Deinem Glase, die andernfalls entstehen, sehen wenig nett aus.

Was getrunken wird – bestimmt der Gastgeber,
Wieviel getrunken wird – der Gast!

Einschenken

Wo Du auch bist, hast Du als jüngster Herr im Kreise die Pflicht des Einschenkens zu übernehmen. Dabei prüfst Du bei jeder neuen Flasche Wein erst in Deinem Glase, ob keine Korkenreste in der Flasche waren. Bei Sekt ist das nicht zu befürchten. Du brauchst Dir also nicht zuerst einzugießen; – ebensowenig Liköre und andere «kurze Getränke», doch diese werden bei Tisch meist schon eingeschenkt gereicht.

Du gießt zuerst Deiner Tischdame, anschließend den Gästen in Deiner Nähe und zuletzt Dir ein. Fasse die Flasche nicht am Halse, sondern unten so, daß Du nicht über den Handrücken gießt, sondern Deine schlanken Hände auf der Flasche liegend den begeisterten Damen eine Augenweide sind.

Eß-Sitte

Für verschiedene Speisen verwendet man verschiedene Bestecke. Suppe ist man nicht mit Messer und Gabel. Wenn etwas Dickes drin schwimmt, das mit dem Löffel ohne Gefahr für die Mitbürger nicht zu zerlegen ist, dann zerlege es vor dem Beginn des Essens so, daß Du anschließend mit dem Löffel ungestört weiteressen kannst. Suppe, die in der Tasse serviert wird, darfst Du trinken. Die dicken Brocken daraus nimm aber lieber mit dem Löffel. Kartoffeln schneide nicht mit dem Messer. Bei unseren guten, modernen Nirosta-Klingen würden zwar weder Messer noch Kartoffeln drunter leiden, aber «man tut so was eben nicht». Beschränke den Gebrauch des Messers überhaupt auf die Speisen, zu denen Du es unbedingt benötigst. Für Klopse, Frikadellen, die meisten Gemüse und alle weichgekochten Mahlzeiten ist es überflüssig. Bei Speisen, die Du nicht kennst (z. B. Krebse, Artischocken) und die Du folglich nicht anzugehen weißt, tue nicht, «als ob» und schiele nicht dabei zu den anderen. Frage ruhig, dabei fällt Dir kein Stein aus der Krone, es wirkt natürlich und jeder hat eine Freude daran, es Dir

beizubringen. Gleichzeitig ist dann auch der Anfang der Unterhaltung gemacht.

Der Fisch liebt auch keine Berührung mit dem normalen Messer. Hierfür gibt es Fischbestecke oder zwei Gabeln.

Mit dem Fischessen ist das überhaupt so eine Sache. Die vermaledeiten Gräten können einem den ganzen Spaß dran verderben. Wenn sie Dir in den Hals kommen, verursachen sie leicht körperliche Störungen, die Dich zum Verlassen des Raumes zwingen. Deshalb zerlege Dir Deinen Fisch auf dem Teller so sorgfältig, daß diese Gefahr weitestgehend behoben wird. Bekommst Du doch mal eine kleine Gräte in den Mund, die Du mit der Gabel nicht zu fassen bekommst, so nimm lieber zwei Finger zu Hilfe, als daß Du sie mit Absicht oder aus Versehen auf den Teller spuckst.

Wenn bei einer größeren Tafel mehrere Gedecke auf dem Tisch liegen, sind sie für gewöhnlich so angeordnet, daß Du sie von außen nach innen der Reihe nach benützen kannst. Wenn Fisch oder Fleisch herumgereicht wird, so warte mit dem Auftuen der übrigen Speisen, wie Kartoffeln und Gemüse, bis Du mit ersterem versehen bist. Da Du ja doch mit dem Essen jedes Ganges erst anfängst, wenn Deine Nachbarn zur Rechten und Linken mit allem versorgt sind, vermeidest Du damit, daß Dir Dein Essen unnötig kalt wird.

Jegliches Reden über das Essen läßt Dich als unbescheiden oder als leicht beschränkten Menschen erscheinen, dem kein anderes Gesprächsthema einfällt, als was er gerade vor sich sieht. Ein Nörgeln über das Essen ist eine Unmöglichkeit! Man findet es häufig bei denen, die zu Hause viel schlechter gegessen haben.

Wenn es Dir als Gast irgendwo geschmeckt hat, so ist es eine schöne Sitte, wenn Du Dich bei der Gastgeberin beim Aufheben der Tafel bedankst und ihr Dein Entzücken über die genossenen Delikatessen zum Ausdruck bringst. Als Gespräch bei Tisch ist auch dieses Thema ungeeignet.

Rauchen

Mit dem Rauchen nach Tisch wartest Du, bis der älteste der anwesenden Herren zu rauchen begonnen hat. Dieser wieder wartet, bis abgetragen ist und Aschenbecher auf dem Tisch stehen. Als einziger Raucher fragst Du nach Beendigung der Mahlzeit alle Teilnehmer, ob Dein Rauchen störe, ehe Du Deine Zigarre ansteckst. Wenn kein Aschenbecher vorhanden ist, rauchst Du nicht, denn Deine Asche gehört noch weniger auf den gebrauchten Teller als auf den Fußboden.

Du hast immer – auch als Nichtraucher – Streichhölzer in der Tasche, denn es ist selbstverständlich, daß Du immer der erste bist, der seinem Vorgesetzten Feuer anbietet. Dabei nimmst Du die Zigarette aus dem Mund! Mehr als zwei Mann sollen ein Streichholz nicht benutzen, weil es leicht abbricht und Flecke und Löcher in Tischdecken und Anzüge brennt.

Will man Dir das Streichholz aus der Hand nehmen, dann drehe es so, daß sich Dein Kamerad nicht die Finger dabei verbrennt. Das erfordert etwas Übung, geht aber sehr gut. Bietet Dir ein Älterer Feuer an, so nimm ihm das Streichholz ab. Wenn Du jemandem Feuer gibst, dann halte das Streichholz in Mundhöhe, sonst verbrennen Deinem Partner (Partnerin) sehr leicht die Augenbrauen.

Einem Zigarrenraucher biete kein brennendes Streichholz an. Das Anzünden einer Zigarre ist eine heilige Handlung. Reiche ihm die Streichholzschachtel, aus der ein Streichholz zwischen Schachtel und Hülle griffbereit eingeklemmt heraussteht. Ein Benzinfeuerzeug empfindet der Zigarrenraucher als ebenso unerfreulich wie der Droschkenkutscher eine Tankstelle.

Geselligkeit

Wenn der Vormittag vorwiegend der Arbeit gewidmet war, werden Nachmittag und Abend eher einmal mit einer kleineren oder größeren Geselligkeit ausgefüllt sein. Diese Geselligkeiten haben auch im Kriege ihre Berechtigung. In einer Zeit, in der alle Kräfte für die Erreichung eines großen Zieles eingesetzt werden, wollen wir uns natürlich nicht sinnlos vergnügen oder berauschen. Aber wir wollen in einem netten Rahmen mit anderen Menschen als denen der täglichen Umgebung zusammenkommen, einmal anderen Gedanken nachgehen und in einer harmlosen Heiterkeit neue Kraft, in einer geistreichen Unterhaltung neue Anregung für unsere Arbeit gewinnen. Bei dieser Grundeinstellung der Geselligkeit gegenüber brauchen materielle Bedenken kein Hinderungsgrund zu sein. Nicht der Wein, Braten oder die Zigarren geben dem Abend das Gepräge, sondern ausschließlich die beteiligten Menschen. Jedem Fronturlauber, den Du in einen solchen Kreis der Geselligkeit aufnimmst, wirst Du eine ganz große Freude damit bereiten.

Besuch

Gesetzt den Fall, Du wirst eingeladen, kennst Deine Gastgeber aber noch nicht persönlich, dann wirst Du 1, 2 oder 3 Tage vorher zwischen 11 und 12.30 Uhr oder zwischen 17 und 18 Uhr in einem anständigen

Anzug dorthin gehen, Dich vorstellen und für die Einladung danken. Häufig wird der Besuch sonntags gemacht werden müssen. Auch wenn das mehr als 3 Tage vorher ist. Du nimmst dabei keine Blumen mit, sondern Deine Besuchskarte. Heute ist es schwer, Besuchskarten gedruckt zu bekommen. Du kannst auf ein kleines Kärtchen Deinen Namen schreiben und dieses abgeben. Eine Besuchskarte genügt im Kriege! Hausfrau, Hausherr und 3 Töchter können alle ganz gut von einer Karte Deinen Namen lesen und brauchen nicht jeder eine in den Papierkorb zu werfen.

Unangemeldet zu erscheinen ist heutzutage, wo die meisten Hausfrauen ohne Hausgehilfin auskommen müssen, unhöflich und riskant. Unhöflich deshalb, weil Du gerade in einem Augenblick kommen kannst, wenn der Braten anbrennt, riskant, weil Du entweder vor verschlossener Tür stehst, oder es Dir peinlich sein wird, offensichtlich zu stören. Deine Besuchskarte gibst Du der Hausgehilfin. Öffnet die Hausfrau selbst, dann sage, wer Du bist. Dehne den Besuch auf keinen Fall länger als 10 Minuten aus. Zum Zeichen, daß Du bald wieder zu gehen gedenkst, behalte umgeschnallt und nimmt die Mütze und Handschuhe mit in das Zimmer. Diese Bekleidungsstücke gehören nicht auf den Tisch. Lege sie auf einen Stuhl oder behalte sie auf dem Schoß in der Hand.

Setze Dich nicht wie ein Großvater in den bequemsten Sessel, sondern halte Dich auch im Sitzen gerade, nimm die Knie und Füße (rechter Winkel – nicht großer Onkel) zusammen, strecke die Beine nicht mitten in das Zimmer, schlängele sie aber ebensowenig um die Stuhlbeine.

Nach dem Besuch verabschiedest Du Dich zuerst von der Hausfrau, selbst wenn wesentlich ältere andere Damen zugegen sind. Bei schlechtem Wetter hast Du Deinen Mantel an. Diesen ziehst Du aus, ehe Du das Zimmer betrittst, hast jedoch Dein Unterschnallkoppel um und kannst dann trotzdem umgeschnallt auftreten.

Blumen

Folgst Du der Einladung selbst, so wird es die Gastgeberin angenehm empfinden, wenn Du ihr Deine Dankbarkeit durch das Mitbringen von ein paar Blumen ausdrückst. Auch hier sei Deine Wahl unauffällig. 13 rote Rosen passen nicht.

Erspare der Hausfrau das Auswickeln der Blumen!

Unterhaltung

Im Verlaufe des Nachmittags oder Abends ist es nicht Deine erste Pflicht, Dich möglichst gut zu amüsieren und alle gebotenen Genüsse mitzubekommen, sondern Du hast Dich als Gastgeber ebenso wie als Gast ganz der Gesellschaft zu widmen. Dein Auftreten soll der dem deutschen Soldaten seit Jahrhunderten eigenen Ritterlichkeit entsprechen. Alle anwesenden Gäste freuen sich über ein feundliches Wort von Dir, und alle Damen würden gern mal mit Dir tanzen. Lehnt eine Dame Deine Aufforderung zum Tanzen ab, weil sie sich etwas ausruhen möchte, dann unterhalte sie während der Dauer dieses Tanzes. Eine Dame darf während des Tanzes nicht ohne Herrengesellschaft bleiben.

Dein ganzes Auftreten muß natürlich und frei sein. Beobachte Dich selbst! Wenn Du Dein Gesicht krampfhaft verzerrst, bist Du auch innerlich nicht frei. Wenn Du gedrechselt und unsicher sprichst, hast Du unnötige und innerliche Hemmungen. Rede laut, verständlich und überlegt. Sage lieber etwas weniger als dummes Zeug.

Allerdings mußt Du beachten, daß nur sehr gute Freunde lange schweigend beisammen sein können, ohne daß es peinlich wird. Will in einem Kreis keine Unterhaltung aufkommen, so fühle Du Dich dafür verantwortlich, daß diesem Zustand ein Ende bereitet wird. Hast Du den nötigen Humor in der Hinterhand, dann bringe Deine Mitmenschen zum Lachen, das wird Dir immer gedankt werden. Gelingt Dir das nicht, so schneide ein Thema an, das nach Möglichkeit alle Anwesenden interessiert. Fällt Dir ein solches Thema nicht ein, so laß Dir folgende Eselsbrücke schildern: Gehe einfach das Alphabet durch: A. Algen, Abessinien, Apfelsinen usw., B. Vitamin B, Berlin, Boxen, Bolschewismus, C. Caesar, Cognac, Cocktail, D. Dynamit, Dänemark, E. Apricot, Beethoven – na, es gibt noch unendlich viel. Die Sache sieht geistlos aus – aber es hängt ja nicht von dem Thema ab, ob ein Gespräch geistvoll ist, sondern nur von den Teilnehmern. Deine Wendigkeit im Gespräch ist Übungs- und Konzentrationssache.

Es ist nun einmal so, daß fast jeder Mensch nur ein wirklich großes Interesse hat: sich selbst. Du kannst in zwei Monaten mehr Freunde erwerben dadurch, daß Du Dich für andere Menschen interessierst, als in 2 Jahren dadurch, daß Du versuchst, sie für Dich zu interessieren. Dein Gesprächspartner ist hundertmal mehr interessiert an seinen eigenen Nöten, Problemen und Liebhabereien als an dem, was Dich bewegt. Bemühe Dich, als guter Zuhörer zu erscheinen. Du wirst gern gesehen sein. Wenn über andere Menschen gesprochen wird, sollte sich der eine Kritik erlauben, der sich besser fühlt als der Kritisierte. Wer dies aber ganz ehrlich von sich selbst behaupten kann, der hat es nicht mehr nötig,

zu kritisieren. Habe lieber mal den Mut, etwas zu bewundern, zu lernen und anzuerkennen!

Soldat und Religion

Religiöse Fragen bewegen den Soldaten, der mit dem Leben für sein Volk eintritt, an der Front besonders stark. Der Offizier wird als aufrechter Mann für sich selbst eine klare religiöse Entscheidung treffen. Darüber hinaus ist er für die Lösung konfessioneller Fragen nicht berufen. Er muß aber wissen, welchen allgemeinen Standpunkt er dann zu vertreten hat, wenn Fragen aus der Mannschaft an ihn herangebracht werden.

Bei der Hervorkehrung der eigenen Ansicht wird der Offizier größte Zurückhaltung üben, aber keinen Zweifel darüber lassen, daß religiöse Dinge mit größter Ehrfurcht behandelt werden müssen.

Untergebene, die mit religiösen Fragen an den Offizier herantreten, wird er darauf hinweisen, daß jeder einzelne selbst mit Ernst seinen eigenen Weg suchen soll, daß es aber für den soldatischen Einsatz gleich ist, aus welchem religiösen Glauben der einzelne die Kraft zum Leben, Kämpfen und Sterben nimmt, wenn er sie nur besitzt.

Über das Verhältnis Mensch, Volk und Gott werden aus dem Opfergang dieses Krieges neue Erkenntnisse erwachsen, die eine Übereinstimmung finden werden zwischen dem, was wir Nationalbewußtsein, und dem, was wir Religiosität nennen. Einen Konflikt des Gewissens oder der Pflicht zwischen Religion und Volksgemeinschaft kann es für den Soldaten nicht geben.

Der Offizier muß die Verpflichtung in sich fühlen, auch Seelsorger seiner Soldaten zu sein, besonders des Teils, der seine Bindung an eine Konfession verloren hat. Er hüte sich vor allen Dingen davor, Begriffe, die dem anderen heilig sind, herabzusetzen und lächerlich zu machen. Eine Äußerung: «Es ist ja alles Quatsch, was Sie da sagen oder was diese oder jene Richtung glaubt» kann zutiefst beleidigen und jeden inneren Konnex zerstören. Ist auf Grund der Zusammensetzung der Gesellschaft ein positives Ergebnis in Gesprächen dieses Inhalts nicht zu erwarten, so biege sie bei Zeiten ab oder schweige.

Spiel

Gesellschaftsspiele können lange Abende anregend verkürzen. Wer dem Spiel nicht restlos verfällt, zeigt durchaus keine Geist- und Haltlosigkeit, wenn er gern mal zu den Karten greift. Auch das Knobeln ist nicht ohne Reiz. Eins aber ist schlimm, das «Kiebitzen». Gewöhne Dir das

bitte nicht an, Du fällst ungemein lästig, wenn Du alles besser weißt und anders machen würdest. Besonders beliebt machst Du Dich, wenn Du der Reihe nach die Karten aller Spieler auswendig lernst und dann während des Spiels zu tratschen anfängst.

Überhaupt – wo Du auch bist – gehe entweder richtig mit der Gesellschaft mit, oder verschwinde. Ein Mensch mit einer Leichenbittermiene kann einem ganzen Kreis die Fröhlichkeit vergällen.

Aufbruch

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die meisten Menschen tüchtig arbeiten müssen und abends müde sind. Deshalb bleibe, wenn Du am Abend eingeladen bist, nicht bis in die Puppen sitzen. Ein höflicher Gastgeber wird Dir erst, wenn ihm schon die Augen zufallen, zu verstehen geben, daß er müde sei. Hast Du den Zeitpunkt versäumt, und Dein Gastgeber muß erst von Müdigkeit, Frühaufstehen, Bettenmachen oder dergleichen zu reden oder zu lüsten anfangen, dann ist das ein Keulenschlag für Dich. Du brichst dann sofort auf! Im allgemeinen wirst Du spätestens um 22.30 – 23.00 Uhr Deinen Aufbruch ankündigen und Dich nur durch sehr stichhaltige Gründe davon abbringen lassen.

Theater

Ein Wort laß uns hier dem Theaterbesuch widmen. Das Theater ist eine Stätte der Kultur. Besuchst Du es, so zeige durch Deinen Anzug, daß Du Dir dessen bewußt bist und Dich innerlich darauf eingestellt hast.

Bedenke, daß sich alle Theaterbesucher auf die Aufführung freuen, denn die meisten haben nur selten Gelegenheit, daran teilzunehmen. Wenn Du erkältet bist und ihnen durch Dein Niesen oder Husten den Genuß verderben würdest, dann verkneife Dir das Unternehmen, Du hast ja auch selbst keine Ruhe.

Während der Pausen in den Wandelgängen erweist Du Deinen Vorgesetzten einmal eine anständige Ehrenbezeigung.

Drehe den Mitbesuchern nicht Deine Rückseite entgegen, wenn Du Dich durch schon besetzte Reihen bewegst.

Als Fähnrich in der Offiziermesse

In einer kleinen Messe lebst Du schon als Fähnrich mit älteren Offizieren zusammen. Es ist Dir eine Höflichkeitspflicht, diesen ein paar Stunden des Abends für persönliche Gespräche Zeit zu lassen und ab 21.00 Uhr die Messe zu räumen, auch wenn Dir das nicht besonders befohlen wurde. Hast Du einmal im Kameradenkreise länger gesessen,

so daß Du zu den Letzten gehörst, die die Messe verlassen, so denke daran, wie der Schauplatz Eurer Geselligkeit auf die Soldaten wirken wird, die ihn am nächsten Morgen betreten. Umgeworfene Gläser, Asche und Zigarettenstummel, Bierpfützen und die Scherben zerbrochener Gläser vermitteln häufig gar nicht zutreffende Rückschlüsse auf die Tätigkeit «am Abend vorher». Sie werden die Achtung vor dem Offizier nicht erhöhen. Beseitige daher, wenn Du die Messe verläßt, so gut es geht, die größte Unordnung!

Tischreden

Mancherorts ist es üblich, besondere Ereignisse im Leben eines Messemitgliedes mit einer kleinen Feier oder Ansprache bei Tisch hervorzuheben. Dies ist eine nette Sitte. Man empfindet es sogar unangenehm, wenn darüber völlig stillschweigend hinweggegangen wird. Für jedes Geburtstagskind ist es eine Freude, wenn bei Tisch seine kleinen Sünden und auch seine Vorzüge wohlwollend beleuchtet werden; einem neuen Messemitglied erleichtert ein netter Empfang das Einleben und einem Scheidenden werden durch eine herzlich gehaltene Abschiedsrede alle schönen und schweren Stunden, die er mit der Gemeinschaft verlebte, ein letztes Mal ins Gedächtnis gerufen.

Bist Du dazu ausersehen, die Tischrede zu halten, so mache es Dir zum Vorsatz, dem gefeierten Messemitglied Freude zu machen. Das ist leicht bei geselligen Menschen, die sowieso überall beliebt sind und an deren Glätte alle Pfeile abgleiten. Aber gerade denjenigen Kameraden, die gesellschaftlich nicht so ganz gewandt sind oder denen dies und das nachgesagt wird und deren dienstliches oder kameradschaftliches Leben sowieso schon erschwert ist, sollst Du bei ihrem Geburtstag mal eine Lanze brechen und ihre guten Eigenschaften preisen. Fehler hat jeder, auch Du!

Briefschreiben

Jeder Brief ist sofort zu beantworten! Nichts ist so selbstverständlich und so sehr ein Zeichen guter Erziehung. Soll die Antwort eine Nachricht enthalten, über die Du Dir selbst noch nicht klar bist, dann schreibe eben, daß Du auf diesen oder jenen Punkt noch nicht eingehen kannst, es aber baldmöglichst tun wirst. Gratulationen, Beileidsbriefe usw. sind unbedingt sofort zu schreiben, wenn Du die entsprechende Anzeige bekommst. Gratulationsbriefe sollen am Geburtstag usw. ankommen!

Schreibe Deine Briefe so, wie Du sprichst, in einem flüssigen Deutsch,

und bemühe Dich, den Empfänger nicht zu langweilen. Es ist nicht erforderlich, daß der Brief 18 Seiten lang ist, sondern, daß er kurz und klar das enthält, was Du sagen willst. Das erfordert Konzentration und ein wenig Überlegung. Irgend ein alter Römer entschuldigte sich bei seinem Freund, daß sein Brief so lang sei, aber er habe keine Zeit gehabt. In der Über- und Unterschrift drückt sich das Verhältnis des Schreibers zum Empfänger aus. Vorgesetzte und ältere Herren redest Du mit «Hochzuverehrender (oder hochverehrter) Herr Admiral (Kapitän, Ministerialdirigent)» oder «Sehr verehrter Herr Kapitän» (Kapitänleutnant, Regierungsrat usw.) an. Gleichgestellte und andere «Sehr geehrter Herr . . .» Haben Herren keinen Titel, so wählst Du eine der drei Anredeformen entsprechend der Stellung, die sie im öffentlichen Leben bekleiden, dem Alter und dem Grade der Hochachtung, die Du ihnen zollst. Damen werden grundsätzlich «verehrt», also heißt die Briefanrede «Hochverehrte gnädige Frau» oder «Sehr verehrte gnädige Frau!»

Die Briefabschlüsse bieten Deiner Phantasie etwas mehr Ausdrucksmöglichkeit. Briefe an fernstehende Personen werden stets in irgendeiner Form mit dem deutschen Gruß beendet. Damit lassen sich sehr gut auch persönlich Grüße verbinden, z. B. «mit gehorsamstem Gruß und Heil Hitler!

bin ich
Herr Kapitän, Ihr sehr ergebener Kuno Mener.»
oder:
«Heil Hitler!
Ihr, sehr verehrter Herr Kapitän, gehorsamster
.....
Leutnant z. S.»

Ist es ein Privatdienstbrief, so setzt Du unter den Namen noch den Dienstgrad. Den Angehörigen des Empfängers gegenüber bittest Du um eine Empfehlung. Damen wirst Du nicht «gehorsamst» grüßen, sondern «ergebenst», «freundlichst» oder dergl., je nach dem Grad der Vertrautheit zwischen der Dame und Dir.

Stellung zur Frau

Dein Verhalten der Frau gegenüber sei ritterlich und zuvorkommend. Sei stets Fürsprecher des weiblichen Geschlechts, übernimm ungebeten körperliche Arbeiten, suche durch Handreichungen den Frauen das Leben zu erleichtern. Werde in Gesprächen mit Frauen niemals heftig. Bist Du anderer Meinung, so versuche in Ruhe, Deine Gedanken

klarzumachen. Du kommst damit weiter und vermeidest in Verkennung der weiblichen Eigenart, unhöflich geworden zu sein.

Aus der Verschiedenheit ergibt sich zwangsläufig ein Unterschied zwischen dem Verhältnis vom Mann zur Frau und dem von Männern untereinander. Neben das einfache «Sichkennen» und vorbehaltlose Zusammensein tritt der Wunsch, den anderen zu erforschen, ein Suchen nach der Brücke zwischen den Geschlechtern und endlich die Liebe als Erfüllung – wenn die Beziehungen gesund sind.

Das wird eintreten, wenn sich zwei gleichwertige, in ihren Geistes- und Gefühlsleben ausgeglichene Menschen finden. Sie werden sich verstehen, schätzen und hochachten – ihr Zusammentreffen ist ideal und wird von der Allgemeinheit mit Wohlwollen beobachtet.

Fehlt jedoch diese Voraussetzung, d. h. liegen starke Unterschiede in dem geistigen Niveau vor oder überwiegt gar bei einem Teil das Gefühlsleben bei weitem über alle geistigen Regungen, so schlägt die gegenseitige Liebe, die Bewunderung und Hochachtung voreinander in ein unwürdiges Zueinandergetriebenwerden ohne jeglichen ethischen Fundus um.

Du stehst an exponierter Stelle vor dem Volk, Du gehörst zu seiner Führerschicht, Du hast die Pflicht, Dein gutes Erbgut zu erhalten. Du hast also die Pflicht, dementsprechend die Wahl Deiner weiblichen Bekanntschaft, die Wahl Deiner späteren Frau und Mutter Deiner erhofften Kinder zu treffen und Dich von Jugend an so sauber zu halten, daß Du ohne zu erröten einmal vor das Mädchen treten kannst, das Du als Deine Lebensgefährtin wählen willst.

Der Mann muß eine klare Zukunft, die Frau eine klare Vergangenheit haben.

Prüfe Dich selbst genau und eingehend, bevor Du Dich entscheidest, durch eine Heirat ein liebenswertes Wesen mit Deinem Leben zu verbinden, ob Du in der Lage bist, diesen Menschen verantwortlich zu führen, ob Du ihm in jeder Lage Halt und Stütze sein kannst.

Du kannst ruhig einmal Dein Herz verlieren. Es hat jeder ein Anrecht auf den Frühling, behalte aber bei aller maienhaften Romantik einen klaren Kopf und sei Dir stets der Tragweite Deines Handelns bewußt.

Der Offizierberuf, durch seine Uniform und seine Tradition besonders hervorgehoben, wird in der Volksgemeinschaft aufmerksam auf Vorbildlichkeit hin beobachtet. Aus diesen Gründen soll ein Offizier dem Offizierkorps nur eine Frau zuführen, die nach Gesinnung und Herzensbildung Gewähr bietet, ihre Stelle in ihrem neuen Pflichtenkreis auszufüllen. Aufgabe des Offiziers ist es, als «Mann» dafür zu

sorgen, daß er nicht durch seine Heirat auf ein nicht mehr tragbares Lebensniveau herabsinkt oder seine Frau ihn in der Erfüllung seines Berufes nicht mehr unterstützen kann.

Es ist eine Beleidigung für jeden Offizier, der die gleiche Uniform mit Dir trägt, wenn Du Dich mit weiblichen Personen zeigst, die diesen Anforderungen nicht genügen. Ganz davon abgesehen, daß Du Deine Empfänglichkeit für das schönste Erlebnis des Lebens durch jeden Ausreißer abstumpfst, hast Du als Offizier die Verpflichtung, Deiner Uniform und damit Deinem Volke gegenüber, in dieser Beziehung sehr wählerisch und ausgesprochen exklusiv zu sein.

Verhalten zu anderen Kreisen

Zu jedem Führer gehört ein gesundes Maß von Herrentum; es wird von dem Untergebenen als eine selbstverständliche Erscheinung des soldatischen Führers gefordert. Die Grenze zwischen notwendigem und berechtigtem, auch vom Nationalsozialismus für die Führerkorps geforderten Herrentum einerseits und einer falschen Überheblichkeit und Anmaßung andererseits, läßt sich nicht in Worten ausdrücken; sie muß gefühlt und streng eingehalten werden.

Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.
HERRNHUT
JOH. 13,7

Verehrung dankbarer Menschen ist das schönste Denkmal.
TAGEBUCH QUAATZ

Heldenopfer im Glauben an Deutschlands Endsieg
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**
Notiz. Es ist nicht verwunderlich, daß der Führer noch nicht bereit ist, einer ihm von H. v. Ribbentrop unterbreiteten Anregung zu folgen und eine Proklamation herauszubringen, die den westeuropäischen Ländern Selbständigkeit zusichern würde, den osteuropäischen mit Einschränkungen (Polen Protektorat, die Randstaaten à la Slowakei, Rußland allgem. Wohlfahrt im neuen Europa, Kroatien, Griechenland, Albanien, Serbien müßten von Italien entsprechende Zusagen erhalten). Formulierung vorbehalten, würde, in einem Zustand stabiler Front, derartiges fördernd wirken können, trotz der zu erwartenden Ablehnung der Gegenseite.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
1. Tagesparole: Die deutsche Presse beschließt [= schließt ab] nunmehr die besondere Würdigung des Heldenkampfes von Stalingrad mit einem flammenden Bekenntnis der Siegesentschlossenheit des deutschen Volkes.

2. Tagesparole: Die Umbildung der italienischen Regierung, die eine Konzentration der Kräfte bedeute, ist ohne sensationelle Aufmachung kurz erläuternd zu behandeln.

Dazu AA, von Stumm: Die Regierungsumbildung sei schlagartig wie immer erfolgt und habe alle Betroffenen überrascht. Die Presse in Italien werde keine Kommentare schreiben und keine Lebensläufe bringen, aber das italienische Publikum habe andere Möglichkeiten, sich zu informieren.
Die deutsche Presse müsse einiges zum Thema sagen, möge sich aber an den italienischen Rundfunk halten. Danach entspreche die Änderung der faschistischen Gewohnheit, die Männer an den höchsten Stellen abzulösen, die jetzt Gehenden seien Kameraden, die lange Zeit dem Lande gedient hätten, vor allem Bottani, Farini und Ciano. Andere kämen und würden gleiche Ergebenheit zeigen und neue Kräfte für die Leitung der gewaltigen Anstrengungen zur Verfügung stellen, die das Land bringen muß, um sich den Sieg und den Platz in der Welt zu sichern. Daß Mussolini das Außenministerium übernommen habe, sei in diesem Augenblick besonders wichtig und zeige, welchen Wert er der Aufgabe beilege, die Arbeit dort selbst zu leiten. Wo es passe, möge man auch ein paar freundliche Worte für Ciano einstreuen, doch nur beiläufig («einige kleine Worte können nichts schaden», Fischer). Erste Seite höchstens jedoch zweispaltig.

5. Eine englische Stimme behaupte, Rommels Rückzug in Libyen sei ein wohldurchdachter strategischer Plan gewesen. Nicht darauf zurückgreifen.

6. Aus der Türkei und aus Schweden kämen günstige Stimmen über die Lage an der Ostfront. Nicht zitieren, man trüge sonst nur dazu bei, unnütze Illusionen entstehen zu lassen. Man möge besser abwarten.

11. Vor Verlesung der Tagesparolen in der heutigen Pressekonferenz sagte Herr Fischer: Daß es üblich sei, den Führer in den deutschen Zeitungen immer nur dann zu erwähnen, wenn ein amtlicher Anlaß gegeben sei oder Schriftstücke aus seiner Feder oder Geschichten über ihn nur zu bringen, wenn man sie zuvor mit der Presseabteilung abgesprochen habe. Wenn in einem Buch, das allerdings allen zuständigen Stellen vorgelegen habe, Briefe veröffentlicht würden, so sei das nicht gleichbedeutend mit einer Veröffentlichung in der Tagespresse. Dort erhalte jede Veröffentlichung einen politischen und dokumentarischen Wert. Man möge mit größter und gründlichster Genauigkeit darauf achten, daß in Zukunft in keinem Fall solche Veröffentlichungen ohne nochmalige Absprache vorgenommen werden.

abends:
1. Nachtrag zur Tagesparole: Das in der deutschen Buchvertriebs- und Verlagsgesellschaft in Berlin erschienene Buch «Soldatenbriefe großer Männer» ist in der Tages- und Zeitschriftenpresse nicht mehr zu besprechen.

6. Zum Schluß wurde der Vertreter des Auswärtigen Amtes, Braun, von Stumm gefragt, ob er nicht etwas über die Hintergründe der Regierungsänderung in Italien sagen könne. Er verneinte dies, meinte aber, Mussolini habe sich sicher über seinen Schwiegersohn [Außenminister Graf Ciano] erheblich geärgert. Sicheres wisse man nicht. Er rede weder vorher noch nachher darüber. Auf die Frage, ob diese Regierungsänderung die Beziehungen zu Deutschland tangiere, antwortete er, dies entziehe sich seiner Kenntnis.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Der Duce telephoniert ziemlich früh am Morgen, um meine Ernennung am Heiligen Stuhl aufzuhalten. «Man wird sagen, daß du kaltgestellt worden bist, und du bist zu jung, um kaltgestellt zu werden.» Aber ich hatte dieses Schwanken vorausgesehen und hatte Guariglia sehr früh in die Staatskanzlei geschickt, um für das Agreement nachzusuchen. Geschehen ist geschehen. Und der Duce hat die vollzogene Tatsache ohne Begeisterung akzeptiert.
Acquarone teilt mir im Namen des Königs mit, daß er nichts von meinem Austritt aus der Regierung wußte, als er mich am Donnerstag sah. Er ist sehr glücklich, daß ich in den Vatikan gehe. Acquarone persönlich ist begeistert.

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter in Erlangen
Meine Herzens-Allergudeste!
Zu Brenner wäre viel zu sagen, es ist nicht Unsinn und alles mir sehr interessant. Aber er täuscht sich wohl über das Tempo, das tut man meistens, es wird noch viel länger dauern. Obwohl die italienischen Vorgänge sehr für Beschleunigung sprechen; es sind gerade die achsenverantwortlichen Leute wie Ciano entlassen worden, alles in allem ein sehr bedeutungsvolles Symptom.
Es werden hier alle Luxusgeschäfte, auch Parfumerien, geschlossen, alle solche Zweige stillgelegt. Ich kaufe mal wieder massenhaft Toilettenzeugs.
Vielen vielen Dank für die Marken, aber liebste, mach nicht wieder so

liebelichen Unsinn und iß, iß, iß, iß Deine Portionen! Du mußt in Kraft sein für's Kommende! Ich schlinge zur Zeit wie wild und bin fetter als je, aber es wird nötig sein. Was man an sich trägt ist die einzig sichere Reserve!
Ich umarme Dich zärtlichst, mein Herze!

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Mussolini hat seine sämtlichen Minister, einschließlich seines Schwiegersohnes, verabschiedet und an ihre Stellen mehr oder weniger unbekannte Faschisten gesetzt. Was das bedeuten soll, ist nicht ganz klar. Mussolini übernimmt selbst das Außenministerium. Die vielen Ministerien, die er längst bekleidet (Krieg, Marine etc.) behält er bei. Auch Grandi ist ausgeschieden.
Die Russen haben in der Ukraine Isjum am Don besetzt. Hinter ihrer Woronesch-Front haben sie Stari Oskol ausgeräumt. Wenn die Deutschen nicht verhindern können, daß die Russen so vorrücken, werden sie, um nicht wieder abgeschnitten zu werden, das Donezbecken und wohl auch Rostow bald räumen müssen. Es scheint, daß am Zusammenfluß Don – Donez besonders heftig gekämpft wird, was auch in der Gegend von Novorossiisk, dem anderen deutschen «Brückenkopf», zu erwarten ist. Russische Landungen nahe Novorossiisk sind nach deutscher Darstellung schlimm für die Russen ausgegangen.
Die Deutschen verstärken ihr altes Geschrei, daß sie Europa und insbesondere die einzigartig hohe europäische Kultur vor dem Untergang retten, den ein Sieg der Bolschewiken im Gefolge hätte, und fordern drohend, daß alle europäischen Staaten, auch die Neutralen, mitwirken. Nach deutscher Siegesgewißheit sieht das nicht aus. Einige Blätter in der Türkei und Schweden haben den Mut zu fragen, wie es denn in Europa hinsichtlich des selbständigen Eigenlebens der europäischen Staaten aussehen würde, wenn die Deutschen siegten, und eine Zeitung drückt sich sogar so aus: Kein Kind kann glauben, daß Deutschland kämpft, um Europa zu retten und zu befreien.
Bemerkenswert ist, was ein amerikanischer Fachmann über die Getreidelieferungen an Rußland gesagt hat. Diese sind den Russen noch wichtiger als Kriegsmateriallieferungen. Es sind in den letzten Monaten mehr Lebensmittel verschifft worden und gut angekommen als früher. Die Sendungen an Rußland haben die Priorität vor denen nach England und werden vielfach direkt den russischen Truppen zugeführt. Es soll keine Übertreibung sein, wenn man behauptet, daß die russischen Offensiven ohne die amerikanische Nahrungszufuhr nicht möglich

Irmintraud Wolff

Paris 1943

gewesen wären. Auch auf dem Weg über Persien wird Rußland in steigendem Maß beliefert. England, das zur Zeit weniger erhält als Rußland und aus seinen Vorräten noch großzügig abgegeben hat, wird nächstens wieder reichlicher aus den USA versehen werden.

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Jürgens Division ist lobend im Wehrmachtsbericht erwähnt worden. Man weiß, was das heißt. Adelheid rief aus Elvershagen an. Nur aus Mitgefühl. Mamas Gesicht!

Idiotischer Abend bei mir. Meine Gäste griffen meinen Pessimismus an. Papa sei ätzend verbittert. Wir alle hier in Berlin seien Stammtischstrategen, die von nichts eine Ahnung hätten. Ich wurde scharf, redete unüberlegt und fing fast zu heulen an. Aber ich kann es nicht ertragen, wenn man Papa angreift. Er hat es schwerer als Mama, die immer noch irgendwelche Notwendigkeiten für diesen Krieg sieht.

Munding, Friedrich 1887–1964 **Berlin**

An Friedrich Scheffelt, Konstanz

Lieber Herr Scheffelt!

Hoffentlich sind Sie gut angekommen.

Von hier wäre zu berichten, daß die Ankündigung der Generaleinziehung des Menschenmaterials und der Schließung der Geschäfte ungefähr gewirkt hat, wie wenn man mit einem Stecken in einen Ameisenhaufen schlägt. Alles sucht Deckung ...

Übrigens: Werden Sie auch betroffen?

Was mit mir wird, weiß ich noch nicht. Ich werde mich selbstverständlich immer auf unseren geliebten Führer ausrichten und ihn im Auge haben – aber man kann eben auch nicht mehr als man kann.

Nun noch eine Frage: Besitzen Sie vielleicht unter Ihren Bücherschätzen noch irgendein kleines Wörterbuch des Russischen? Es kann ein Idiotikon sein, das heißt für Primitive. Ich kenne nämlich nicht ein Wort.

Jawohl: Des Russischen ... Herzlichen Gruß Ihr Munding

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Vormittags Gemeinschaftsfeier, Holert spricht gut über Stalingrad – und ermahnt daraufhin die Mädel, ihre Pflicht zu tun. Dann Zeugnisverteilung. Es sollen jetzt viele Betriebe geschlossen werden, die nicht mehr kriegs- und lebenswichtig sind, damit die Menschen für Kriegsaufgaben frei werden.

WB.: Fortdauer der schweren Abwehrkämpfe.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Hermanns Predigt angehört; Wolfgang Fritsche auf Urlaub gekommen, ist jetzt Offiziersbewerber, sieht schneidig aus.

Heinzi hat eine I geschrieben in französischer Formenarbeit, selbst vorbereitet, bei Dr. Foniel, der bisher nie zufrieden mit ihm gewesen war; der Sohn von Dr. Foniel ist Arzt in Stalingrad.

Heinzi sagte neulich, als die Einschließung Stalingrads bekannt wurde: nun müßten wir uns alle freiwillig melden und helfen; man spricht auch schon davon, daß die Schüler zur Heimflak kommen sollen und teils schon gekommen sind; Radio und Zeitung brachten die letzten Funksprüche aus Stalingrad; über Gefangennahme erfährt man nichts.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. ausgefallen, Erkrankung des Lehrers
3. Latein Lekt. 3 extemp.
4. Griechisch, St. 18 beendet
5. Kirgisensteppe, West Turkestan
6. –

Bremer, Sigrid *1925 **Berlin**

Wir freuten uns immer sehr auf unsere Tanzstunde, und hatten auch gar kein schlechtes Gewissen, daß wir noch tanzten, obwohl in Stalingrad so tausendfach gelitten und gestorben wurde. Es würde ja nicht mehr lange dauern, bis auch «unsere Leutnants» wieder an die Front kämen. Umso enttäuschter und trauriger waren wir, als nach der Tragödie ein generelles Tanzverbot befohlen wurde.

Ausgerechnet vor unserm Tanzstunden-Abschlußball mußte das passieren!

Es fand ein Essen in einem Hotelsaal statt. Die Tische waren festlich gedeckt. Auf den Tellern lag das spartanische Mahl, für das wir etliche Lebensmittelmarken hingegeben hatten. Trotzdem, die Stimmung war großartig. Es gab Wein und sogar Sekt. Wir waren ausgelassen und fröhlich. Hätten wir doch nur tanzen dürfen! Stattdessen waren wir fest an unsere Tische geklebt. Dabei waren wir beschwingt, von unseren vertrauten Melodien aus dem Grammophon, und eigentlich gar nicht mehr zu halten.

Wieder und wieder bettelten wir bei Hauptmann Kuchenbeck, ob er uns nicht wenigstens einen Abschiedstanz erlauben könne. Es tat ihm

furchtbar leid. Er hätte selbst gerne getanzt, aber diese Befehlsüberschreitung würde ihn seinen Dienstrang kosten. Er würde degradiert werden. Das sahen wir natürlich ein. Aber wir waren sehr traurig darüber.
Der Abend war fast zuende, als uns eine Polonaise gestattet wurde. Sie führte um Tische und Stühle herum. Immer wieder wurde sie verlängert. Wir hielten uns an den Händen und gingen, uns im Takt der Musik wiegend, immer wieder durch den Saal. Mit ein paar kurzen Walzertakten, die wir ganz bewußt genossen, wurde die lange Polonaise beendet.

Riedel, Therese **München**

HAUSHALTSBUCH

31. 1. Ausflug nach Feldmoching	
1. 2. Milch 27	2.20
2. 2. Miete 63.–, Zeitung 3.50, Brot 1.80	0.27
3. 2. Fred Schulgeld 14.– Fleisch 70, Milch 27	68.30
4. 2. Milch 27, Lori Schuhe 1.90, Kinderkörbchen 5.10	14.97
5. 2. Parteibeitrag 2.40, Milch 27, Maistasche 6.–	7.27
Otto 10.–	8.67
6. 2. W.H.W. 1.90, Selzer Hansl 50, Käsbrot 50	10.00
Milch 45, Dallheimer 3.68, Seifen 1.93, Hutter 6.42	2.90
	12.38

Fredl am 6. 2. mittags 2 Uhr mit 11 Pfd. Brotmarken, 2 Mark von mir und 50 Mark von seiner Sparkasse davon.
Fredl am 10. 2. vorm 9 Uhr von Lore geholt, zwei Tage und zwei Nächte auf einer Bank geschlafen, 1 Nacht bei Dasch.

Napp, Kurt 1905–1944 **Ulm**
An seine Frau in Dresden
Eine tolle Fahrerei, wir lernen ganz Süddeutschland und Umgebung kennen. Na, das geht alles von der Zeit ab, und bezahlt wird es obendrein. Heute früh gab es endlich ein wenig warmes Wasser von der Lokomotive zum Rasieren und zu einer Katzenwäsche, wir sahen schon aus wie die Räuber, aber trotzdem ganz gemütlich. Jetzt haben wir wieder 4 Stunden Aufenthalt, Suppe fassen, Menü einnehmen; es ist anzunehmen, daß wir tatsächlich am Sonntag unser Ziel erreichen. Ich bin gespannt, wie sich alles entwickeln wird. Die schönsten Märchen kursieren unter dem Transport. Es ist ergötzlich, wie lebhaft die Phantasie bei den meisten Menschen ist, jeder weiß was Besseres und noch Amtlicheres zu berichten. Das Wetter ist wieder recht erfreulich, nicht

sehr kalt und Sonnenschein, es gibt viel zu schauen. Die Zeit vergeht zwischen schauen, schlafen, essen und rauchen, nur die Nachtruhe ist ein Problem und nicht jedermanns Sache.

Köhler, Gerhard 1916–1944 **auf Transport nach Rußland**
Meine herzensgute Michaela!
Ich schreibe diese Zeilen während des Fahrens. Deswegen mußt Du die etwas krakelige Schrift entschuldigen.
Nun hält aber der Zug hinter Breslau, und ich kann nun ruhiger schreiben. Wir fuhren über Mainz – Frankfurt/M. – Eisenach – Erfurt – Halle – Cottbus – Glogau und machen nun in Breslau Verpflegungsrast. Morgen früh werden wir also wohl schon in dem ehemaligen Polen wachwerden und damit haben wir uns endgültig von dem kulturellen Leben entfernt. Die Nächte waren immer herrlich lang, und die Wärme im Abteil ließ einen guten tiefen Schlaf zu. Gestern Abend haben wir bis Mitternacht in einem Abteil sehr nett bei einigen Flaschen Wein geplaudert. Mein Kommandeur hat uns einen Abriß seines militärischen Werdeganges in sehr schöner, lebendiger Weise gegeben. Am Tage wird in allen Abteilen bis zum Schwarzwerden Skat gespielt. Und das ist auch so ganz in Ordnung, denn Vernünftiges kann man doch während der Bahnfahrt nicht unternehmen. Es wird gar nicht mehr allzu lange dauern bis wir an dem uns noch unbekannten Ziel angekommen sind.
Zum Anrufen war keine Gelegenheit, da wir nur immer abseits größerer Bahnhöfe gehalten haben, an Stellen ohne Telefonanschluß. Nun, mein herzensgutes Milein, grüße ich aus Deutschland zum letzten Mal.
Dein Gerhard.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**
Eine einzelne Kerze flackert ein trostloses Licht durch den kahlen Güterwagenraum. Dunkle Gestalten stehen vor der Tür. Diesiges Halbdunkel steht draußen. – In aller Eile wurden wir verladen, standen von 15 bis 22 Uhr auf dem Bahnsteig herum, vermummte Gestalten. Nach und nach verkrochen wir uns in die Güterwagen, hockten uns auf die Bänke, machten das Feuer in dem kleinen Ofen an. Nachdem 3 Ballen Stroh auf dem Boden ausgebreitet waren, setzte ich mich auf die hinterste Querbank und lauschte den Gesprächen der Kameraden. Sie standen in der Tür, ihre Gesichter von den Bahnhofslampen hart beleuchtet.

Zacharias, Erich Armin **im Osten**

Winter im Osten

In der Klarheit, die des Landes
Weiße Weite überstrahlt,
Stehen Wälder, liegen Hügel,
Wie von Meisterhand gemalt.

Über Weiden, über Erlen,
An den Flüssen, an dem Moor,
Steigt ein Klingen heller Saiten
Mit dem Bussardruf empor.

Stilles Dorf, verwehte Wege,
Schneeverhüllt ein jedes Dach:
Schlittenglocken läuten alle
Einsamkeit der Wälder wach.

Mrongovius, Arthur 1905–1992 **Mirgorod/Ukraine**

Auf der Rückfahrt vom Urlaub stellte ich gewisse Überlegungen an, die mir in Gesprächen mit meinen Abteil-Mitbenutzern kamen. Sie bezogen sich auf die Unterschiede zwischen uns deutschen Soldaten und denen unserer sowjetischen Gegner, was die Entbehrungen des Krieges anbetrifft. Hätte man nämlich dem deutschen Soldaten den Urlaubsanspruch auch zu Kriegszeiten genommen und nicht für eine bis zum Schluß des Krieges recht gute Verpflegung gesorgt, hätte man ganz gewiß auch seine Kampfbereitschaft sehr stark beeinträchtigt. Die Duldungsbereitschaft des Sowjetsoldaten war im Vergleich dazu viel größer. Bis zum Ende des Krieges erhielten sie weder Urlaub, noch brauchte sich die sowjetische Führung um die Versorgung ähnliche Gedanken zu machen, wie die deutsche. Nicht nur wurde mir das sowohl von unseren Freiwilligen als auch später durch eigene Eindrücke in sowjetischer Gefangenschaft bestätigt, sondern wie oft konnte ich mich auf den verschiedenen Schlachtfeldern selbst durch eigene Inaugenscheinnahme von weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen von Gefangenen davon überzeugen. Ihre Brotbeutel enthielten meist nicht mehr als ein Stück trockenes Brot und eine kleine Portion Dörrfisch. Und sie kämpften darum doch nicht weniger tapfer. Es war somit also auch deren Genügsamkeit, die unseren Soldaten bei der Bekämpfung des sowjetischen Feindes so viel Schwierigkeiten bereitete.
Den Divisionsstab in Mirgorod fand ich bei meiner Ankunft in heller

Aufregung. Der sowjetische Druck auf die Front bei Charkow ließ deren Durchbruch befürchten und brachte dadurch auch die Aufstellungsvorbereitungen für die erste turk-völkische Großeinheit im Raum Mirgorod in Gefahr. Was sollte also mit den Freiwilligen-Legionen dort geschehen? Wenn es nach Hitler gegangen wäre, wären nicht nur sie, sondern überhaupt alle bereits existierenden Ostfreiwilligen-Einheiten wieder aufgelöst und ihre Angehörigen zurück in die Gefangenenlager verfrachtet worden. Und das, obwohl viele von ihnen bereits bewiesen hatten, daß sie, motiviert durch die Idee, die Stalin-Herrschaft zu stürzen, Seite an Seite mit deutschen Verbänden in den Abwehrschlachten des Jahres 1942 voll ihren Mann gestanden hatten.
Außerdem kam im Osten keine deutsche Einheit mehr ohne diese landeseigenen Hilfswilligen aus, einschließlich übrigens auch der Waffen-SS. Als Beispiel möchte ich hier die russische Artillerie-Abteilung meines Freundes Keiling nennen, der für den tapferen Einsatz dieser Russen das Ritterkreuz erhielt. So mußte auf Drängen des Oberkommandos des Heeres schließlich auch Hitler einsehen, daß die Ostfreiwilligenverbände für die weitere deutsche Kriegsführung inzwischen unverzichtbar geworden waren, um die ausgebluteten deutschen Reihen zu verstärken. Um gleichzeitig aber allen Eventualitäten eines Überlaufens einiger dieser Verbände aus dem Wege zu gehen, beschloß man, sie an die Westfront zu verlegen. Für unsere in der Aufstellung begriffene 162. Infanteriedivision bedeutete das ihre Verlegung ins Reichsgebiet, wo sie unbehelligt von Feindeinwirkung feldmarschmäßig gemacht werden sollte.
Für die Vorbereitung dieser für die Legionäre sicher zunächst weitgehend unverständlichen Maßnahme war vor allem auch ich mit meiner Turk-Propagandaeinheit gefordert. Ich ließ also nach eingehender Schulung meine Propagandisten in die Legionslager ausschwärmen mit dem Auftrag, ihre Landsleute davon zu überzeugen, daß sich ihr Kampfeinsatz im Westen für die Befreiung ihrer Völker von Russen und Bolschewisten genauso lohne wie auch der im Osten.
Verlegungsziel war der Truppenübungsplatz Neuhammer am Quasis in Niederschlesien, nahe meiner Görlitzer Heimat.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Krakau**

Vormittags den fertigen Vortrag über den einheitlichen Untergrund Europas durchgesehen. Mittags führte uns Herr Wolfram zur alten Universität. Sie ist noch zwanzig Jahre älter als Prag, und ist zwar von polnischen Königen ins Leben gerufen, wurde aber in der damals

deutschen Stadt Krakau mit Lehrkräften, die zu neunzig vom Hundert deutsch waren, und mit Studenten, die ebenfalls zu achtzig vom Hundert deutsche Namen trugen, eröffnet. Wie ehrwürdig der herrliche gotische Innenhof, zumal auch der Vortragssaal. (Den ich mir statt des Leseraums in der Stadtbücherei gewünscht hätte!) Auch der Rathaussaal, den mir der Stadthauptmann Pavlo beim Besuch am Vormittag zeigte, wäre mir lieber gewesen; er bot ihn mir an. Aber die Bücherei, deren Saal nur zweihundert Hörer faßt, hat nun einmal alles vorbereitet. Nachmittags waren wir beim Stadthauptmann Pavlo und seiner reizenden Frau zu Gast. Es war ein entzückender Kreis – alles Wiener – von jener Wärme, die, ähnlich wie einst Brahms und Hebbel, den Dithmarscher Blunck zu den deutschen Ostmärkern zieht. Wir versprachen Pavlo, wiederzukehren; wie in Lemberg bei Wächter war hier rasch eine rechte Herzwärme aufgebrochen. Welch ein Unterschied auch gegenüber der früheren, fauligen Schicht von Franks Gefolgschaft. Und welcher Eifer und welcher Ernst in den Gesprächen, immer wieder abgelöst durch fröhliche Einwürfe.

Abends – es war der dritte Abend der Vorlesungssperre – den Vortrag über Europa zu Ende gefeilt.

Und nachts wieder stundenlang bei den Kameraden der Ostfront; in sonderbar harten Gesprächen, die auch der Tapferkeit des Feindes gerecht wurden.

Sehr bitter wurde wieder über das Versagen der Ostverwaltung, besonders in der Ukraine gesprochen. Es fehle jede Geschicklichkeit, Maßnahmen zu erklären, man donnere und wettere und versage den Ausgleich gerade jenen Völkern, die in uns ihre Befreier begrüßt hätten. Wir hätten nach der Revolution noch nicht die Zeit gehabt, die Landsknechte wieder auszusondern.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **am Bahnof Koronewo/Ukraine**

2. Brief bei gleicher Gelegenheit. Wir haben Gelegenheit, großes Gepäck wegzuschicken. Die Lage ist unverändert. Man weiß nichts. Es geht mir gut, ich bin wohl und munter, fahre wieder zurück nach Rylsk. Zu Liebesworten keine Zeit mehr.

Aus dem 1. Brief: ... In meinem Schlaf- und Arbeitszimmer stehen 2 Bilderrahmen voller Bilder (einer, wo jedes Kind klein und nackend ist und 1 Serie neuere) auf meinem Schreibtisch an die Wand gelehnt. Narzissen sind im Aufblühen. Ich hatte lieben Besuch von Hptm. Pauling und seinem Dolmetscher, dem Prof. Schott, der bei Dollanskis wohnte. Isa spielte uns vor, mir fiel ein altes Liederbuch in die Hände,

und ich ließ mir deutsche Lieder spielen. Bei dem «Ständchen» von Schubert («Leise flehen meine Lieder») dachte ich an Dich. – Es sieht nicht sehr doll aus hier. Ich nehme an, daß ich bald arbeitslos sein werde. Es kann sich nur um Tage handeln. Wenn das Schicksal es fügen sollte, daß ich aus diesem Einsatz heil herauskomme, so werde ich entweder zur Truppe gehen oder zur Reicheschen Innung [Abwehr]. Vielleicht kann man noch einige Tage im Reich erleben.

Ich gedenke Deiner voll Freude und Wehmut. Meine Ehe mit Dir war die glücklichste. Ich habe Dir viel zu danken! (Draußen kracht es gehörig. Es sind Flieger da. Schlecht zum konzentrieren, im vollen Zimmer dazu.) Ob ich noch einmal Deine Augen sehen werde, Deine lieben Hände streicheln, das weiß ich nicht. Es sind aber doch gute Aussichten dafür vorhanden. Sollte ich völlig frei werden, d. h. hier frei, so könnte mich Reiche anfordern. Er wird früher als Du wissen, wann es soweit ist, aber besser wäre wohl, ich käme zur Truppe. Armes Deutschland!

Ich grüße Dich nochmals weit über das Land her, Dich und die Kinder, Dich mein geliebtes Mädchen, immer am meisten.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**

Meine liebe Frau Martha!

Heute bekam ich noch einen Brief von meinem Bruder Hans, den er am 6. 12. 42 geschrieben hat. Der Brief war vom 11. 1. 43 gestempelt und von der Prüfstelle geöffnet worden. Daher wohl auch die Verzögerung. Es ist mir doch beweglich, diesen letzten Brief noch in Händen zu halten. Nun habe ich eine Bitte an Dich: Hans schreibt in seinem Briefe, den ich Dir beilegen und aufzuheben bitte, Elisabeth würde ein Hungergefühl nicht mehr los. Sie ist ja auch noch sehr jung und in dem Alter, wo ein junger Mensch immer viel Appetit hat. Kannst Du nicht Elisabeth mal ein Paketchen schicken, wenn Du noch dazu imstande bist, wenn Du diesen Brief erhältst. Mir kannst Du ja jetzt nichts schicken, und ich entbehre ja auch nichts; meine Portionen verzehre ich nicht einmal immer. So laß Elisabeth zukommen, was Du mir etwa zugedacht hast. – Ich bin gesund und wohlauf. Die Tage haben ihr ruhiges Gleichmaß. Am stärksten nehmen wir inneren Anteil an den Ereignissen, die sich an anderer Stelle abspielen. – Wie mag es Dir gehen? Ich bitte Gott, Dir Kraft und Zuversicht zu geben für diese letzten Wochen bis zu Deiner Entbindung, daß ER auch das Kindlein leben lasse.

Grüße Hausgenossen und Nachbarn und gib meinen lieben Buben einen Kuß von mir. Auch Dir einen Kuß Dein Gerhard.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine liebe L., damit Du beruhigt bist, will ich zwischendurch Luftpost schreiben. Der Heeresbericht brachte gestern Angriffe am Wolchow- und Ladogasee.

Bei uns ist alles in Ordnung. Das Wetter ist bei – 11 Grad windig. Es ist kurz vor Mittag, also muß ich schließen.

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **am Ladogasee**

Meine liebe Hilde und Kinderchen.

Heute geht schon wieder eine Woche zu Ende. Die Zeit verrinnt hier im Fluge. Es ist das einzig Gute!

Der Winter hat schon etwas nachgelassen. So wie jetzt, ist es zum Aushalten. Auch, was Verpflegung anbelangt, wird uns hier vorne alles mögliche zugeschoben. Alkohol, Schokolade, Korinthen, Zigaretten, alles noch zusätzliche Kampfzulage.

Aber es muß verdient werden. Die Kämpfe haben etwas nachgelassen in ihrer Heftigkeit. Die ersten Tage war es hier am Ladogasee grausam. Bis jetzt haben wir gehalten, und ich denke, daß wir es auch weiterhin können!

Von meiner Tischlerei bin ich ganz abgekommen. Ich habe alles mit der Waffe vertauscht. Betrübt bin ich nicht darum. Die friedliche Arbeit war ganz gut, aber doch ein ungesundes Verhältnis! Die Lage an der ganzen Front ist ziemlich gespannt und aufs Höchste angespannte Kräfte und Material. Der Russe will mit aller Gewalt eine Entscheidung erzwingen. Er schmeißt alles an die Front! Wie weit das alles führt, bleibt abzuwarten.

Das Vertrauen zur Führung muß auch jetzt unerschütterlich bleiben.

Immer in Liebe, Euer Pappi und Dein Franz.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Der Posteingang war recht erfreulich, da 2 Briefe, 55 und 58 eintrafen, sowie eine Koralle. Für alles herzlichen Dank. Der beklexte Brief wäre nun auch da.

Die Wärme im Wüstengebiet ist ja erstaunlich. Aus München wurden auch 10 Wärmegrade gemeldet. Vielleicht ist darauf auch unser vorübergehendes Tauwetter zurückzuführen ebenso wie der seit mehreren Tagen und besonders heute Abend wütend tobende Südwest-Schneesturm bei 6–8° Kälte. Das ist ein Wetter bei dem kein Hund hinter dem Ofen hervorkriecht. Tante Henny schrieb mir auch von ihren

mißglückten Kaukasusgeschäften. Das ist in der Tat ein harter Schlag. Von ihr erhielt ich ebenfalls einen interessanten Artikel «Bremen an der Wende», der sich mit der Entwurzelung des bremischen Kaufherrentums durch Umsiedlung in die Ost- oder luftgeschützten Gebiete befaßt. Der Verfasser meint, daß darin eine Gefahr für Bremen läge, daß sich die alte Tradition aufzulösen drohe und einmal aufgelöst nicht so leicht wiedererstehen würde. Es ist ja interessant, daß ein derartiger Artikel gerade heute im VB, den Papa ja zur weiteren politischen Ausrichtung, an Stelle der BZ bezieht, erscheint. Je länger der Krieg dauert, desto größer wird dieses Problem. – Hinsichtlich meiner geschichtlichen Studien kann ich mich nicht weiter auslassen, aber schon jetzt bin ich mit dem Ergebnis mehr als zufrieden. Schade, daß ich Papa die Produkte nicht vorführen kann. Sie werden einmal unbezahlbar für mich sein. Auch Heinz ist sehr daran interessiert. Mittags war der Spieß aus Gründen, die im Inhalt gewisser Flaschen zu suchen sind, nicht beim Antreten. Fehrentz ließ uns gleich wegtreten und ich stürzte mich in die Sauna. Es war heute sehr heiß und der Schweiß floß in endlosen Strömen. Es tat aber sehr gut. Am Nachmittag machten wir nach längerer Pause ein Mensch ärgere Dich nicht. Die Norddeutschen belegten alle drei ersten Plätze, während die Süddeutschen verloren. Ich werde mich gleich in's Bett begeben, um etwas vorzuschlafen. Auf der Stube ist es heiß und draußen geht ein Schneesturm. Die Wache ist nicht zu beneiden. Viele Grüße von Eurem Eckart.

Zander, Hartwig **Stade**

Sehr geehrter Herr Siebert!

Ich hörte die traurige Nachricht, daß Ihr lieber Sohn im Osten gefallen ist. Ich weiß, wie groß Ihr und Ihrer Gattin Schmerz ist, den einzigen Sohn zu verlieren, für den Sie beide mit Liebe und Freude gelebt und gestrebt haben. Ich spreche Ihnen und Ihrer verehrten Gattin hiermit meine herzliche Teilnahme aus und wünsche, daß auch Sie in diesen schweren Stunden Trost und Kraft finden, diesen so bitteren Verlust zu tragen. Ihr Hartwig Zander

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**

K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»

Liebe Mutti, ich habe so viele Liebesbriefe zu schreiben, daß ich eigentlich für andere Post garkeine Zeit habe. Trotzdem habe ich Dir jetzt täglich geschrieben und außerdem wieder zwei Päckchen eben für Euch abgegeben. Es laufen jetzt also im ganzen 3 Päckchen. Bestätige sie

mir bitte wenn Du sie erhalten hast. Ich hoffe, daß sie ankommen werden, da sie recht kostbar sind und ich mir den Inhalt tatsächlich vom Munde abgespart habe. Im einen ist eine 2 Pfd.-Büchse Fleisch mit sehr viel Fett, das Du kalt wie warm verwenden kannst und das herrlich schmeckt. Ein paar Gramm Margarine ist im anderen und eine Büchse mit Thunfisch, der auf dem Brot wie Kalbfleisch schmeckt.
Was ich hier täglich rumküsse, wieviel Eroberungen ich mache, geht auf keine Kuhhaut. Es ist schon bald nicht mehr schön, und ich begreife jetzt Hannes und auch Lottes unsolides Leben an der Front. Es ist sehr schwer hier in Rußland, normal zu bleiben. Einen kleinen Tick haben wir alle, und gegen den Ansturm der Männer standzuhalten, fehlt uns manchmal einfach die Kraft. Ich bin natürlich diejenige, die am meisten zu verarbeiten hat, da Evchen stark mit Lucha liiert ist und die Tänzerin sehr schwer verheiratet ist. Ich bin trotz allem einsam und sehne mich nach Ruhe und Liebe. Es sind 2 Männer, die mir hier am liebsten sind und an die ich mit Sehnsucht denke. Der eine ist unser oberster Chef in Minsk, der mich mit viel Liebe und Ehrfurcht behandelt hat und fest an meine Unschuld und edle Seele glaubt. Ich mache mich zwar etwas lustig über ihn, aber seine feine gebildete Art und sein männlicher Ton gegen eine Frau, tut mir gut. Er ist Ende 20. Schlank, blond, blauäugig und sehr elegant in den Bewegungen. Ein sehr ähnlicher Typ (äußerlich) wie Gründgens. Den anderen Mann in Bobrisk habe ich aber eigentlich noch lieber. Er ist der Stabsintendant der dortigen Kommandantur. Ende 30. Bedeutend breiter, männlicher, schwerer in der ganzen Art wie Werner. Dunkel im Typ mit einem vollen Gesicht, schwer im Knochenbau ohne dick zu sein. Er wäre übrigens ein Typ, der Dir liegen würde. Er spricht als Münchner einen mir so sympathischen Dialekt, und ich habe damals den ganzen Abend mit ihm bayrisch gesprochen. Er fand, daß das sehr zu mir paßte. Im übrigen verstehen wir uns auf literarischer Basis blendend. Er liebt Ringelnatz, Morgenstern, Rilke und sagt sehr vernünftige Dinge über all das. Ich werde ihn wohl nie wiedersehen, aber ich mag denken, daß ich ihn doch noch einmal sehen werde. Er hat mir einen sehr dankbaren, innigen und schwerfälligen Brief geschrieben, der fast blöd klingt für jemanden, der unsere stillen Stunden nicht miterlebte. Dieser Brief begleitet mich nun, und ich fühle mich froh und stark, wenn ich ihn in Händen halte, und er ist mir im Augenblick das Kostbarste, was ich in diesem fremden Land besitze. Hier in dieser kleinen Stadt bewohnen wir alle ein russisches Häuschen, das von der deutschen Wehrmacht beschlagnahmt wurde. Eine sehr feine Dame bedient uns und heizt den großen Ofen, der alle Zimmer gut und fast zu

warm heizt. Wir verständigen uns mit Händen und Füßen und wenden unsere paar russischen Brocken an, die wir gelernt haben. Heute nachmittag wollen Margo und ich, begleitet von einem O.T. Obertruppführer einen Spaziergang an den Dnjepr machen, der eine halbe Stunde entfernt von unserm Häuschen fließt. Jetzt ist er natürlich zugefroren wie alle Flüsse Rußlands und stündlich fahren viele Pferdeschlitten an unserm Haus vorbei, die die großen Eisblöcke ziehen, die die russischen Bauern sich aus dem Fluß schlagen. Gestern sind wir auf einem solchen Eisblock sitzend hinunter zum Bahnhof gefahren, wo wir uns mit der Heeresverpflegungsstelle angefreundet haben. Da sitzen wir viel bei den Männern, unterhalten uns, flirten und leben nicht gerade schlecht. Das Leben geht pausenlos weiter und die Erlebnisse jagen sich. Nun warten wir sehr auf Post, die uns von Minsk nachgeschickt werden soll. Wenn ich doch ein Schreiben meiner Mutti endlich in Händen hätte und wüßte, daß es Euch allen und Dir besonders gut geht. Die Kollegen sind alle so entsetzlich ordinär und obgleich ich mein größtes Leid wegen meiner Liebe zu Ernst hinter mir habe, tut mir die verletzende Art, die sie haben, indem sie in meiner Gegenwart zusammen im Bett liegen und sich lieben, bei Tisch sich küssen u.s.w. u.s.w. furchtbar weh. Evchen weiß nicht, was sie mir angetan hat. Neulich fragte sie, ob ich etwas von alledem nach Hause geschrieben hätte, und ich sagte: «Natürlich habe ich meiner Mutter davon geschrieben. Ich kann sie doch nicht in dem Glauben lassen, daß ich hier in Rußland glücklich verheiratet bin.» Da war sie ganz still. Und neulich hörte ich, als sie zu Kollegen sagte: «Ich freu mich so sehr auf das Ende der Tournée und darauf, mich mal wieder richtig mit Frau Erdmann unterhalten zu können.» Sie ist ein lieber Kerl und eine echte Frau. Ich habe sie trotz allem sehr gern. Margo ist wundervoll klug und gut zu mir. Wenn nur eine Zeit für mich kommt, in der ich einmal in Ruhe lieben und arbeiten kann. Ich möchte so gern einen Menschen von Herzen lieben und auch in meiner Nähe innerlich und äußerlich wissen.
Ich küsse Dich in unserm kleinen Steglitzer Häuschen
als Dein geliebtes Kind.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

An Herrn Rittergutsbesitzer von Reden, Stuttgart-Degerloch
Mein lieber Bruder von Reden!
Haben Sie sehr herzlichen Dank für Ihren Brief vom 24. Januar. Daß ich ihn erst heute beantworte, liegt daran, daß ich im Auftrage des Oberkommandos der Marine zu einer Marinepfarrertagung in Belgien war.

Ich bin nur für einen Tag zu Hause und im Begriff, zum gleichen Dienst nach Dänemark abzureisen. Obwohl ich damit rechnen muß, noch ein drittes Mal im gleichen Auftrage zu reisen, und zwar nach Bulgarien* hoffe ich doch bestimmt, daß es bei unserer Aprilverabredung bleiben kann. Es könnte höchstens die Schwierigkeit auftreten, daß ich erst im Laufe des 8. (nach meinem Fahrplan kurz vor 16 Uhr) eintreffen kann. Aber selbst das würde wahrscheinlich ja keine grundsätzliche Schwierigkeit sein.

Soll man nicht einfach als Gesamtthema wählen: «Die Gleichnisse Jesu»? Oder würden Sie es lieber sehen, wenn Einzelthemen angegeben würden? Ich möchte mich am liebsten an die Lukanischen Gleichnisse halten, also:

1. Luk. 8, 4–15 (vom Säemann)
2. Luk. 10, 25–38 (vom barmherzigen Samariter)
3. Luk. 14, 15–24 (vom großen Abendmahl)
4. Luk. 15 (die drei Gleichnisse aus Lukas 15)
5. Luk. 16, 1–9 (vom ungerechten Verwalter)
6. Luk. 16, 19–31 (vom reichen Mann und armen Lazarus)
7. Luk. 18, 9–14 (vom Pharisäer und Zöllner)
8. Luk. 19, 11–17 (von den anvertrauten Pfunden)

Selbstverständlich ist mir durchaus recht, wenn die schweren Gleichnisse nicht auf den Sonntag kommen; trotzdem glaube ich, daß man die Gleichnisse vom Pharisäer und Zöllner und von den anvertrauten Pfunden auf dem Sonntag belassen darf. Sie sind sehr gemeindemäßig. Wie sehr wünsche ich, daß wir die Tage werden haben können! Freilich mehren sich die Nachrichten, nach denen mit weiteren Einschränkungen des Reiseverkehrs gerechnet werden muß. Aber wir wollen diese und alle anderen Sorgen dem Herrn befehlen, dessen Dienst wir tun, und dem wir es überlassen dürfen, die äußeren Voraussetzungen für unseren Dienst zu schaffen.

* Tatsächlich wurde H. L. Reiseverbot erteilt, so daß es nicht zu den genannten Fahrten kam.

Graf, Willi 1918–1943 **Pfronten**

so vergehen diese tage des pfrontener besuches in einem fast geschwisterlichen verhältnis. am morgen nach dem kaffee spazieren wir in den schnee hinaus, ich ziehe den schlitten durch die gegend, benehme mich ein wenig wie der vater. immer kommen wir rasch in ein angeregtes gespräch über diese und jene dinge.

am mittag ziehen wir los zur fallmühle, zusammen mit rias schwester und hermann. der weg geht durch ein wunderschönes tal zwischen den bergen. es ist ein gutes stück zu marschieren. ria ist müde und abgespannt, trotzdem sitzen wir am abend noch lange in der hospiz.

Adenauer, Konrad 1876–1967

An den Stabsarzt Dr. Jaeger **Rhöndorf**

Sehr geehrter Herr Stabsarzt!

Mein Sohn, Ihr Untergebener, Soldat Adenauer, hat mir bei meinem Besuche in Butzweiler Hof wiederum so dankbar von der wohlwollenden Behandlung gesprochen, die Sie Ihren Untergebenen, also auch ihm, zuteil werden lassen, daß es mich drängt, Ihnen als Vater hierfür herzlich zu danken. Ihr sehr ergebener Adenauer.

Schlemmer, Oskar 1888–1943

LiJul [Julius Bissier], **Bühlerhöhe**

lies und staune, wohin es mich verschlagen hat, oder: wohin mich Tuts elementare Energie (in solchen Fällen) allen Widerständen zum Trotz gebracht hat (es sollte erst Ende März etwas freiwerden; aber die Berufung auf einen Bekannten in Badenweiler, der jüngst hier war, fruchtete und so bin ich seit dem 1. Febr. hier). Gleich auch zeigt sich, daß die Hausdame, Frau Brenneisen, eine gute Freundin von Frau Grosse ist und last not least Dr. Stroomann Dein Freund, der Dir kürzlich «zwei philosophische Briefe» schrieb! In seinem Sprechzimmer hänge überdies ein JulBiss, den ich mich freue zu sehen. (Eine leichte Erkältung mit Bettruhe hat dies bis jetzt verhindert.) Die Gespräche mit Dr. Str. waren bisher ebensoviel therapeutischer wie künstlerisch-philos.-polit. Natur und auch der jüngere Arzt, Dr. Ruge, ist so geartet. Kennst Du nun diese Bergfestung da oben (doll das wilhelminische Kurhaus und seine Geschichte!), und hast Du nicht Lust, mal heraufzukommen? Es ist natürlich eine «kostbare» Sache, hier zu sein, aber Tut kennt in solchen Sachen keine falsche Scham; sie läßt sich meine Erkrankung etwas kosten!

Von dieser ist zu sagen, daß ich noch Rekonvaleszent bin infolge der Eigentümlichkeit, beim Aufsein kalte Beine (nicht nur Füße) zu kriegen, was Unsicherheit und baldiges Ermüden zur Folge hat. Ich sage daher: ich gehe nicht eher von hier fort als bis ich «gehen» kann. Alle auch schon in der Klinik dagegen angewandten Mittel (4 Zellenbad, elektr. u. a.) halfen nicht. Horizontal im Bett, sind die Beine hingegen warm. Ich bilde mir ein, daß dieser Zustand seit den Insulinspritzen besteht

(dies übrigens reduziert auf 20 Einheiten u. nur morgens, was sehr wenig sei). Im Ganzen habe ich von dieser knappen Woche den Eindruck, daß man sich selbst um sich bekümmern muß, um behandelt zu werden, obwohl Dr. Str. einen Marschplan ankündigte, von dem bis heute nichts zu sehen ist. Steht vielleicht mit der Überfüllung der Häuser im Zusammenhang, und seiner Arbeit damit.

Die Verpflegung kann natürlich mit der in der Klinik nicht konkurrieren (diese war hervorragend), aber der Zuckerkranke soll ja knapp leben und hungrig vom Tisch aufstehen. Ich werde den Bissen schätzen lernen müssen. Die Gäste (der Oberschicht angehörend – wohin gehören wir, sozial gesehen?) reserviert bis steif, teils aus Krankheit, teils aus Schichtgefühl. Das kann sich vielleicht noch ändern, obwohl ich selbst gar kein Bedürfnis habe, ins Gespräch zu kommen oder mich in irgendeiner Weise zu verpflichten. Im Gegenteil: es ist die willkommene Gelegenheit, verkalktes Geistiges abzubauen, aufzulösen und, wenn möglich, neu zu ordnen; auch, das künftige neue Leben zu planen bis herab zum Gemüsegarten und hinein in die Küche. Es reizt, mit dem Erlaubten und Verbotenen, mit den 200 gr. Grahambrot und 200 gr. Kartoffeln pro Tag hauszuhalten und zu wirtschaften bis möglicherweise an Bircher-Benner heran. Bisher glaubte ich ja, daß die Vitalität (und nicht zuletzt auch Schöpfungskraft) vom gut und viel Essen und Trinken abhänge. Sollte dies ein Irrtum sein und ich mich auf meine alten Tage noch eines Besseren belehren lassen müssen? Konstitutionellerweise?

Ich war in Freiburg noch nicht so gut zu Fuß, um Besuche bei Janssen, Ziegler, Grosse u. a. zu machen und spare mir dies auf später, wenn ich mich bei Bohnencamp wieder einmal zeigen muß. Daß Ziegler sogar Spezialist in Insulin, ist ja sehr interessant. Ob der strenge Wissenschaftler in Praxis wird etwas sagen können? Bohnencamp nannte mich übrigens «sein Wunder», wollte, daß ich vor seinen Studenten spräche … vermutlich wegen der relativen Raschheit der Wiederherstellung aus gefährdetstem Leben. Ich neige natürlich auch zu der Annahme, daß Wuppertal das Seine dazu beitrug, mich dahin zu bringen; ich bilde mir sogar ein, daß es eine ganz bestimmte Sache war und alle Zusammenhänge damit die Erkrankung beförderten. Wohl möglich, daß diese schon seit längerem bestand. Hier müßte aber ein Psychiater her, diese Verstrickungen und Verquickungen zu lösen.

Ich sage auch so: das ist die Quittung für die vergangenen zehn Jahre der Irritierungen, regelrechter Irrungen, der Entwurzelung und Entfremdung seiner Sache. Ob der noch verbleibende Lebensrest genügt, dies wieder einzurenken, ja, die Summe zu ziehen dessen, was gewollt war?

Eigentlich dürfte es kein Besinnen geben, dies mit der letztverfügbaren Kraft zu tun. Ich muß wieder meine Welt um mich bauen, meine Bilderwelt und auch Seinswelt, die ich bis 33 gewohnt war, um mich zu haben, in Eichberg noch einmal zusammenraffte, um sie dann immer mehr zu verlieren. Ob das Sehringer Experiment gelingt, wird sich erweisen. Tut will als Cerberus meine Unantastbarkeit hüten! So können wir ja doch eigentlich Arm in Arm gehen mit unseren beiderseitigen Tendenzen des «Hin zur Malerei» und des «Sich endlich Ernstnehmens»! Werden uns aber die Reichsverfügungen in Ruhe lassen? Werden sie euch in Ruhe lassen, euren Betrieb?

Es ist sehr fraglich, ob in Wupp. das «Maltechnikum» erhalten bleiben kann. Bleiben wird Kämmerer und die immer mehr sich ausdehnende Tarnung. Aber warten wir ab, was man mit den 54jährigen vorhat, zumal vorerst noch Kranken. Ich hoffe auf eine längere Schonzeit.

In Freiburg genoß ich wieder einmal recht sehr die Schönheit des Münsters. Dir, li Jul, herzlichen Dank für Deine Anteilnahme, Bereitschaft zu helfen durch Freunde und mit Adressen und nicht zuletzt die Bekundung unserer Verbundenheit.

Sei mit Lisbeth und Dorothee (und auch eurer Anne) herzlich gegrüßt mit allen guten Wünschen! Dein Oskar

Von unserem Willy nichts Neues, als daß ihm «büschelweise» die Haare ausgingen; sie gäben ein Sofakissen.

Schrieb ich Dir von der öffentl. Ausschreibung der Direktorstelle a. d. Wuppertaler Meisterschule f. d. deutsche Handwerk?

Muche bewarb sich angelegentlichst, war in Berlin, scheide aber aus (ob von sich aus, weiß ich nicht; ob er nur in Diplomatie machte, um in Krefeld umso sicherer zu sitzen? Ich weiß es nicht). Franz Krause hingegen bewirbt sich, ohne sich seiner Unmöglichkeit bewußt zu sein. Der Exdirektor Etbauer hingegen mache in Salzburg einen ganz großen (Schul-)Laden auf einschl. Tanz, von dem er herkommt. Nach dem, was ich von ihm u. der Schule sah: der falsche Mann am falschen Platz. Hättest Du zu dergleichen Lust? Ich meine Dein dröhnendes Nein zu hören. Indessen – glaubst Du nicht, daß man eines Tages auch wieder Lehrer brauchen wird? Und so fort …

Kubin, Alfred 1877–1959 **Zwickledt**

An Ludwig Rosenberger

Außer mir sind Sie der Einzige, der mir unterkam, dem die Vergangenheit, d. h. sowohl bei mir: Das Bild, die Vision des Vergangenen mehr, ja alles bedeutet, und die Zukunft nur Problem ist! Und das Altern ist

mir das seltsamste Überraschtwerden durch die immer neu auftauchenden Erinnerungsbilder: Ich schöpfte ja aus den Erlebnissen von einst meine Form; daher begreife ich Sie auch! – Hanna Nagel kenne ich nicht persönlich; wie mir vor Jahren College Hans Meid schrieb, gehört sie und ihr Mann (auch Maler) zu den Verehrern meiner Kunst. Es ist dies Paar aus der Meidklasse der Berliner Akademie hervorgegangen. Sie ist besonders durch die eminente Weiblichkeit mir merkwürdig in ihrer Art – alles dreht sich um Mutterschaft, Eros, und die dunklen Bezirke, der [?] die Naturtiefe der Frau mystisch ausmacht. Was hier dann entstehen wird in Verbindung mit Stifter? bei solcher absolut subjektiver Kunst? Sicher nichts Uninteressantes, denn die H.N. fühlt ja ihre Grenzen. Sie soll sehr leiden, daß der geliebte Gatte im Feld ist. – Dr. Drexler ist mir sehr wohl von Passau, Café Wittelsbach, her in Erinnerung. Carossa erzählte mir viel von dem originellen Sonderling, von dem ich ein Büchlein «Pinki, mein Pinki» las, an seine damals verstorbene Frau gerichtet. Ich fand ihn bei all seiner Primitivität sehr rührend, dann warf er sich in München auf die Weiblichkeit, und der Witwer scheint, wie mir mein Freund erzählte, auch Glück gehabt zu haben. Er hatte einen dunklen Vollbart und trug Brille. Mich freut es, daß die Ehe mit der so viel Jüngeren also gut ging… Es ist erstaunlich, aber ich finde, so interessante Objekte findet man nie unter den wirklich schaffenden Menschen!?, die ihr Polares immer fast im Werk verbrauchen.

Jenes Wachsfigurenkabinetts in der Kaufingerstraße entsinne ich mich noch 1898 als eine meiner starken Episoden. Gespenstisch tolle Dinge gab es da zu sehen – in dem Jahr verschwand es auch. Baron Schrenk (Notzing) kannte ich persönlich (mir sehr sympathisch durch sein Äußeres, ja für seine Frau hatte ich geradezu einen Schwarm, lieber Rosenberger.) Faktisch war es wohl auch damals nicht schmerzloser zu leben, aber dessen Bilder sind unser unvergängliches Erlebnis. Ich kann seit einigen Wochen an zwölf Tafeln für einen Band Münchhausen arbeiten. Ich freue mich trotz starker Selbstkritik an der Folge… Nur der Leidensweg, welche jede Publikation dann hat, wenns zur Herstellung kommen soll, vor dem graut mir schon.

Schauerlich solcher gespenstischer Druck, in tausendfacher Vermummung!… Mir rennt man mit Kaufwünschen täglich die Tür ein, wie ärgerlich! Für im wahrsten Sinne «Scheine» seine «Wirklichkeiten» herzugeben, und doch tat ichs und stiftete zu meinem Schaden allerdings öfters viel Freude… Vor 30 Jahren hatte ein Bankbeamter meine Sachen gesammelt; in zehn Jahren brachte dieser mein Hauptsammler fast 500 Kubinblätter zusammen, dann in Geldnot, verkaufte er diese. Nun las

ich in einer Wiener Zeitung: er wurde als «Hochverräter» hingerichtet. Wie schaurig!

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

Angefangen am großen Liebespaar mit Schlange. – Abends war Hedda da, Geburtstag. – Sonst wimmelt alles von Unglücksgeschichten.

Aufzeichnung ohne Unterschrift **Sonderzug «Westfalen»**

An Gesandten Neubacher, Reichssonderbeauftragter für Griechenland
Geheime Reichssache

Erfolgsmeldung über die wirtschaftliche Sonderaktion in Griechenland

Über die vom Herrn Reichsaußenminister beantragte und durch Entscheidung des Führers vom 15. Oktober 1942 angeordnete Sonderaktion in Griechenland berichte ich:

Es ist den Sonderbeauftragten des Reiches und Italiens [Neubacher und d'Agostino] gelungen, den im Herbst 1942 drohenden allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch in Griechenland zu verhindern und dadurch die Durchführung der operativen Notwendigkeiten im griechischen Raume vorläufig bis Ende März 1943 sicherzustellen.

I. Ich habe Ende Oktober 1942 in Griechenland folgende Lage vorgefunden: eine progressive Inflation, welche die vollkommene Zerstörung der Kaufkraft der Drachme Ende November erwarten ließ; leere Märkte; maßlose Spekulation; Schleichhandel mit Preisen, die beispielsweise für 1 kg Olivenöl den Monatslohn eines Arbeiters überstiegen; Hunger innerhalb der breiten städtischen Massen; Auflösung der Ämter, deren Angestellte ihren Lebensunterhalt als Schwarzhändler suchten; die allgemeine Erwartung einer totalen wirtschaftlichen und sozialen Auflösung; die Gefährdung der operativen Arbeiten der Besatzungsmächte.

II. Die heutige Lage ist folgende: Die Inflation wurde abgebremst, so daß der für 5.– 10. November zu erwartende Banknotenumlauf erst heute erreicht wurde; zahllose Zusammenbrüche innerhalb der Spekulation; volle Lebensmittelmärkte, auf welchen die Waren seit mehr als zwei Monaten ungefähr um ein Viertel der höchsten Oktoberpreise verkauft werden (1 kg Olivenöl steht bei gestiegenen Löhnen heute bei einem halben Wochenlohn des Arbeiters); Preissturz von Industrieprodukten bis zu einem Zehntel des Höchststandes; Sturz der Aktienkurse; Winter ohne Hungersnot.

In der schwierigen Übergangszeit von Oktober bis Januar konnten die operativ wichtigen militärischen Erfordernisse befriedigt werden, der

erhöhte Bedarf für den defensiven Ausbau ist bis Ende März vertragsmäßig sichergestellt.

III. Dieses Ergebnis wurde folgendermaßen erreicht:

1) Psychologische Wirkung der vom Führer und vom Duce angeordneten Sonderaktion.

2) Sofortmaßnahmen der Sonderbeauftragten gegen die Spekulation:

a) Einschränkung der militärischen Aufkäufe im Lande;

b) Einstellung von Schuldenzahlungen durch die militärischen Dienststellen und Verlangsamung der Zahlungen für neue Verbindlichkeiten;

c) Bankkreditsperre für Private und Händler;

d) sonstige finanztechnische Maßnahmen;

e) Ankündigung der Verbesserung der Ernährungslage der städtischen Bevölkerung.

3) Inangriffnahme der Verbesserung der Transportlage.

4) Aufstellung eines minimalen Ernährungsplanes für ca. 2 Millionen Bewohner der größten Städte.

5) Unterbrechung der Lebensmittelexporte aus Griechenland.

6) Sicherstellung von Lebensmitteln in Deutschland, Italien, Rumänien, Bulgarien und Ungarn für Griechenland.

7) Reorganisation der Speiseölaufbringung und regelmäßige Ölverteilung in den großen Städten zu billigen Preisen.

8) Ingangsetzung des Heimatnachschubes für technisches, insbesondere Schiffbaumaterial.

9) Verschärfung der Steuereintreibung insbesondere bei den Wehrmachtslieferanten.

10) Verhinderung der Ausnützung des offiziellen Marktkurses für Inflationsgewinne.

11) Ausräumung der Korruption im Versorgungsministerium durch Ministerwechsel.

12) Sparsame Propaganda, aber rasche Erfüllung von Zusagen an die Bevölkerung.

Die Wirksamkeit aller dieser und sonstiger Maßnahmen wurde durch den Glauben der Spekulation an eine Verkürzung der Kriegsdauer infolge der Ereignisse in Nordafrika noch unterstützt.

IV. Bevorstehende dringliche Aufgaben:

1) Leistungsausbau und Finanzordnung bei der Eisenbahn, Verbesserung der Organisation der kleinen Schiffahrt, Umschlagverbesserung in den Haupthäfen.

2) Deflationistische Steuerreform und Verbesserung der Steuereintreibung.

3) Sonstige Maßnahmen zur möglichsten Ordnung des Staatshaushaltes.

V. Zur Sicherung und Verbesserung des Erreichten ist vor allem notwendig:

1) Weiterhin die größtmögliche Handlungsfreiheit der Sonderbeauftragten.

2) Die laufende Heranbringung der sichergestellten Lebensmittel und sonstigen Waren zur Niederhaltung der Spekulation.

3) Schärfste militärische Sicherung der Haupteisenbahnstrecke gegen Sabotageakte.

Stahmer, Gustav 1856–1968

Telegramm an das Auswärtige Amt **Tokio**

Außenminister Tani beantwortete in Budgetsitzung Reichstags vom 5. Februar Anfrage, ob Feindmachenschaften zur Erschütterung Zusammenhalt Achsenmächte, japanisch-sowjetrussische Beziehungen und Haltung Türkei Rückwirkungen auf Achsenlager hätten, wie folgt: [...] Die deutsche und japanische Regierung sind hinsichtlich Entwicklung der Kriegslage in ständiger Verbindung sowohl in Berlin als in Tokio, damit in ihren Beziehungen kein Mißverständnis aufkommen kann. Einer der Beweise ist kürzlicher Abschluß der Wirtschaftsverträge zwischen Deutschland, Japan und Italien. Je ernster Kriegslage wird, desto häufiger und vertrauensvoller müssen Deutschland und Japan sich besprechen. Wir befolgen diese Methode durch die Tat. Botschafter Stahmer betont in seiner gestrigen Presseerklärung die Notwendigkeit, die Beziehungen zwischen Japan und Deutschland möglichst eng zu gestalten. Ich vertraue von ganzem Herzen darauf. Der Feind plant verschiedene Machenschaften gegen Italien. Aber es besteht nicht der geringste Grund zur Sorge über die Beziehungen zwischen Japan und Italien. Wie ich kürzlich in meiner Rede zur Außenpolitik erklärte, werden die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Japan und Sowjetrußland unverändert bleiben, solange Sowjetrußland Neutralitätspakt respektiert.

Die Entwicklung der türkischen Politik ist von großer Bedeutung für die Türkei selbst und für andere Mächte. Ich glaube, die Türkei wird ihre neutrale Haltung nicht so leicht ändern. Sie ist militärisch stark und hat eine Lage von unvergleichlicher geographischer und strategischer Bedeutung. Ich verfolge ihre Haltung daher ständig mit größter Aufmerk-

samkeit. In meiner Reichstagsrede sagte ich über die neutralen Länder mit Entschiedenheit, ich erwarte, daß die weisen Führer der Türkei und anderer Staaten in richtiger Erkenntnis der Gesamtlage keine Fehler begehen. Ich glaube, der gegenwärtige Krieg ist eine Erschütterung der ganzen Welt, verschieden von allen früheren Kriegen. Deutschlands Lage ist heute völlig anders als im letzten Weltkrieg, erstens hatte der Führer Hitler bei Kriegsbeginn die geistigen Vorbereitungen vollendet durch Vertreibung der Juden und Abschluß des Antikominternpaktes. Auf wirtschaftlichem Gebiet war er für den Krieg gerüstet durch Produktionskontrolle und andere Maßnahmen auf Grund Erfahrungen letzten Krieges. Als er in Krieg verwickelt wurde, war er für langen Krieg gewappnet. Abgesehen von der geographischen Kriegslage besteht also auch in dieser Beziehung kein Grund zum Pessimismus. Besondere Erwähnung verdient die Tatsache, daß Japan auf der deutschen Seite steht. In dieser Hinsicht ist dieser Krieg ganz anders als der letzte. Was Seeherrschaft betrifft, so kämpft die ausgezeichnete und todverachtende japanische Flotte mit der deutschen Wehrmacht. So ist die ganze Lage anders, ich vertraue daher auf die Weisheit und große Vorsicht der türkischen Staatsmänner bei Entscheidungen über die Haltung ihres Landes. Stahmer

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Langensalza**

Mein lieber Franz, unser guter Papa.
Wir sind in unserem neuen Heim. So viel, wie ich im ersten Augenblick sagen kann, haben wir es wunderbar angetroffen.
Wir wohnen bei einem Bauern, äußerst sauber und sehr gediegen eingerichtet. Wir haben es mit einer sehr jungen Bäuerin zu tun, deren Mann auch in Rußland steht. Diesmal habe ich bei der Reise feststellen müssen, daß doch unser Hildchen die besseren Nerven hat. Annemie ist vollkommen erschöpft und weint immerzu. Dieser Zustand sagt mir auch, daß es allerhöchste Zeit war, dem Alarm zu entfliehen. Maria Meng wohnt 2 Häuser weiter. Näheres weiß ich noch nicht.
Heute schreibe ich diesen Brief schnell vorweg, damit Du meine neue Anschrift weißt.
Frau H. W. bei O. Teuscher
Cammerforst Kreis Langensalza, Thüringen,
Hauptstraße 13
Liebes, ich sehne mich heiß nach einem lieben Gruß.
Herzlich wollen wir Dich grüßen u. küssen. Deine Hilde, Annemie u. Hildchen.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, regnerisch, starker Südwestwind um 0° 10 mm
Ställe & Hof sauber machen
Holz sägen & hauen

Halbe, Max 1865–1944 **Dresden**

Mittags mit Salzmann und seinem Vertreter D. in erstklassigem Restaurant, das an Walterspiel erinnert, gespeist. – Abends lese ich im Hause Heidenberger aus «Scholle» [«Scholle und Schicksal». Autobiogr. 1933], «Jahrhundertwende» [Autobiogr. 1935] und I. Bild «Friedrich II.» [«Kaiser Friedrich II.», Drama 1940]. Am meisten schienen die Münchner Abschnitte aus «Jahrhundertwende» zu gefallen. «Kaiser Friedrich II.» fiel dagegen etwas ab. Man soll keine dramatischen Bruchstücke vortragen. Sie werden doch nicht verstanden, am wenigsten, wenn Schauspieler unter den Hörern sind.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Regnerisch, mild. Vorm. G. Anprobe bei Rott u[nd] Kukal für eine Winterjoppe. Abends auf 210. G. liest Paracelsus – u[nd] Elisabeth Schucht «Eine Frau fliegt nach Fernost».
(Dr. med. Münch tel[efoniert] v[on] Warmbrunn).

Hauptmann, Gerhart 1862–1946 **Dresden, Hotel Bellevue**

Umlernen heißt die Parole des Lebens.

Podszus, Friedrich 1899–1971 **Damm**

An Wilhelm Lehmann
Mein lieber Herr Lehmann –
Ich war schon leicht in Sorge, daß Sie mein Besuch doch erschöpft haben könnte, als Ihr Brief kam. Sie werden sich denken können, wie schwer mir nach solchem Ausflug in die Freiheit die Rückkehr ins Joch wurde. Ich mußte mir leider (wie so oft) gut zureden.
Die Arbeit ist inzwischen gewachsen, da unsere Dienststelle im Zuge der neuen rigorosen Personaleinschränkungen (Heldenklau geht um!) vollkommen umgebaut werden muß. Obgleich ich wahrscheinlich hier einer der letzten Musketiere sein werde, mache ich mich schon jetzt darauf gefaßt, zumindestens meinen Platz wechseln zu müssen. Immerhin tut es dem Kriegsknecht gut, sich aufs genaueste erinnern zu können, daß er von dann bis dann noch das Glück eines freien Mannes

genossen hat. Acht Tage sind es erst her, die Soldateska hat mich wieder. Zur Erbauung in diesem Zustande lese ich abends Liesskow und lerne für alle Fälle noch einige Gedichte aus dem «Grünen Gott» auswendig, damit wenn es einmal wegheißt, omnia mea mecum porto. Übrigens völlig unerwartet ist vor einigen Tagen doch Mühlau mit zwei Exemplaren des Buches aufgetreten. In Kiel weiß anscheinend auch nicht mehr die linke Hand, was die rechte tut. Jetzt werde ich den zweiten Akt vorbereiten.

Untergangsstimmung? Katakombe? Möchten Sie doch diese nun bekannte Katakombe mit der Zauberkraft eines Noah in eine Arche umwandeln! Es wäre tröstlich, gerade auch für mich, zu wissen, daß irgendwo auf der Welt, soweit es überhaupt möglich ist, Stille, Ruhe herrscht, daß an der Schwelle Ihres Hauses die Dämonen haltmachen, daß Sie gefeiter werden von Tag zu Tag gegen den Lärm des Weltgezänkes. Ich meine, daß wer Mut hat, bis zum Ende zu denken und zu fühlen, muß auch den Lichtfunken neuen Beginns im schwärzesten Dunkel aufschimmern sehen. Ihn umschwingen, jetzt und immer Sehnsucht und Hoffnung, diese wahren Grundkräfte der Welt. Die Welt als Geschichte der Menschen bringt zur Verzweiflung, selbst dann schon, wenn nicht so ungeheuerliche Dinge wie heute geschehen. Wer wollte das bestreiten? Aber Sie haben mit einem begnadeten tieferen Blicke als andere in die Welt als Natur gesehen. Gibt sie nicht doch zuletzt, zu allerletzt Liebesantwort und Weisheit dem in Demut lauschenden Adepten. Die Welt als Schöpfung ist unantastbar von Titanen, Giganten und ihren Bastarden, sie ist und bleibt, wenn ich das Wort Loerkes in solchem Bezuge sagen darf, «die Burg des Gesanges».

Im Gegensatz zu mir, der ich doch noch unheilvoller in die Maschinerie des gegenwärtigen Tumults eingespannt (andere sind es noch mehr!) bin als Sie, wird sich für Sie in der nächsten Zeit Unruhe, Lärm und nichtswürdige Hast nicht in dem Maße steigern wie für mich. Gewiß, nur ein kleiner Vorteil, aber doch ein Vorteil, der bedacht, durchkostet und bedankt sein soll. So bin ich dafür, die Katakombe in eine Arche zu verwandeln. Die Katakomben führen meistens ins Jenseits, dessen Ob, wie Jean Paul sagen würde, bei dem Wie leidet. Das von Tag zu Tag mehr entstellte Diesseits – lockt es nicht doch hinter die Entstellungen zu sehen? Ich bin immer noch der Meinung, es lohnt sich und wird nicht aufhören, sich zu lohnen.

Mir fällt eine kleine Geschichte ein, die mir einmal ein Freund erzählte: 1915, auf einem halbzerstörten Dorfe vor Iwangorod, bei einem alten Juden, der allein zurückgeblieben ist, im Quartier. Ein Posten, der

zurückkommt, wirft heftig die Tür zu. Trotz des Artillerielärms fährt der Alte erschrocken zusammen. Befragt, weshalb er so verstört sei, gibt er zur Antwort, man dürfe nicht unnötigen Krach machen, um nicht den Lamedwafzim zu stören (nach einer Sage die unbekannten, unerkannten sechsunddreißig Gerechten, die den Bestand der Welt verbürgen). Würde nicht unser Jammer unnötig den Jammer der Welt vermehren? Ich frage nur.

Die Arche! Und hin und wieder fliegt daraus die Friedenstaube des Gedichts.

Nachdem ich aus Eckernförde zurückgekehrt war, rollten die Stunden des Urlaubs unbarmherzig schnell ab. Ich lernte bei Schmidt-Rottluffs den Maler Erich Hackel (Heckel?) kennen, der im Sommer oben in der Nähe von Flensburg auf einem Altenteil haust. Er sprach mit inniger Begeisterung von der Landschaft. Ich werde ihm den «Grünen Gott» schicken, dank Mühlau kann ich es nun.

Das Bach-Konzert war leider eine kleine Enttäuschung. Es fehlte trotz guter Cembali-Spieler an Salz. Ich erfuhr erst nach dem Konzert, daß der Dirigent des Konzertes identisch war mit dem Unmenschen, der gegenwärtig die Musikhochschule in Berlin als Direktor leitet. Und es tauchte in mir die Frage auf, ob ein befleckter Mensch fähig ist zu reiner Gestaltung. Verstehen Sie mich recht, es mühte sich ein Mann voll Akribie, keineswegs virtuosenhaft unbescheiden, aber er vermochte nicht die Werkseelen zu wecken – und sie sollen doch geweckt, herbeigerufen werden. In der Freitagnacht fuhr ich dann nach Jüterbog in den Trubelstrudel des Umbaus, von dem ich noch keine Ahnung hatte.

Was nun meine Gedichte betrifft, so fürchte ich, Sie werden zuweilen Schwierigkeiten haben, dieses oder jenes zu bewältigen. Aber Sie sollen mir mit redlicher Strenge sagen, was aus diesem Bande, falls er jemals das Licht der Welt erblicken sollte, entfernt werden müßte. Trotz aller Bemühungen, mich selber zu überblicken, kann ich mich täuschen. Des Nichtgelungenen, Unausgereiften ist bereits zu viel da, es sollte dem nichts mehr zugefügt werden. Ihr Sinn für Spezifisches könnte mir in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. In einem Falle, in dem mir Ihr Nein nicht haltbar scheint, würden Sie mir ja erlauben, begründete Widerrede zu leisten. Z. B. habe ich mir Ihren Einspruch gegen das «huren» (in «Flüchtiges auf dem Wasser») lange durch den Kopf gehen lassen, und finde es unersetzbar, denn gemeint ist ein Akt der Unzucht, zu dem die wie ein Irrlicht brennende Sehnsucht fliehen will. Das Wahnhafte, Süchtige und in der Folge Verworfene würde kein anderes Wort so ausdrücken können, und ästhetische Bedenken gegen ein Wort gelten

doch nicht, wenn es essentiell das Richtige trifft. Der U-Klang, der Frageton – wie sollte ich anders das Sinken in den Grund, in den Abgrund und dann das Heben in den Dunst realisieren? Eine andere Frage: Haben Sie nicht die letzte Strophe zu subjektivisch gelesen? Der Schwan als Druidenvogel wäre sozusagen «vierdimensional», hier aber genügt, wie ich glaube, seine beschränkte Gestalt, ihn wiederum zu entschränken, würde dem Flügelzug, mit dem er das Flüchtige hinwegfegt, zu viel Schwere geben.

Wenn Sie sich ärgern müssen, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Ich bin nicht starrköpfig, sondern zugänglich, durchaus kein Besserwisser. Wenn Ihnen *einige* von den Gedichten so lieb werden wie die Ihrigen, so ist es zunächst genug.

Für heute die herzlichsten Grüße Ihr Podszus

Da ich vermute, daß Sie an Papier, diesem kostbaren Stoffe, Mangel leiden, schicke ich Ihnen ein kleines Sortiment aus meinem bescheidenen Vorrat. (Haubach wird nachliefern!)

Wolfskehl, Karl 1869–1948 **Neuseeland**

An Curt von Faber du Faur, Cambridge, Mass.

Lieber Freund Curt Faber,

ach nur zu gut versteh ich das alles! Selbst meine sonst anerkannte Briefflüssigkeit ebbt manchmal bedenklich und nach gewissen Seiten sogar vollkommen. Grade wo man sich recht viel zu sagen hat, grade Nahen und Nächsten gegenüber stockt das Wort, will nicht heraus über Weiten und Zeiten. Sonderlich jetzt, wo Dämme und Schleusen aller Art den natürlichen Ablauf hemmen oder regulieren. Aber grade darum sollte man sich überwinden, sollte bedenken, wie sehnsüchtig auf der jeweiligen Gegenseite um Briefe gebangt wird. Gewiß sag ich dies ohne allen bittern Beigeschmack.

Denn mit Ihrem letzten Schreiben hätten Sie sich fabelhaft herausgepaukt, wäre das nötig gewesen. So voll von Einsicht wie von Ausblick, von Bericht, Frage und Urteil – ein richtiger Dauergenuß, voller Anregung. Wie sehr bedarf man dessen auf immerhin einsamem Eiland! Aber davon hernach. Zunächst wend ich mich zu Ihrem Brief. Da das Moralische, laut Ihrem Landsmanne Vischer, sich von selber versteht, nur ein paar Kurzäußerungen über die Sachverhalte. Mit besonderer Freude und sehr gespannt vernehm ich vom Weiterbau an Ihrer Monographie über Khuen. Hier, glaube ich, können Sie etwas wirklich Bedeutendes zur Sprach- und Versgeschichte des katholischen Barocks beitragen, ja sogar – trotz mancher bereits gedruckter Andeutungen –

etwas Grundlegendes. K. gehört, als deren vornehmster Repräsentant, neben Laurentius Schnüffis, zu der ebenso unbekannten wie stattlichen Leistung einer eignen sprachbildenden Literaturgattung, über die kaum noch etwas bekannt ist. Er so wenig wie Laurentius stehen isoliert da. In unzähligen Einzelschriften, teils für Gelegenheiten, teils eignen Verssammlungen, war der katholische Klerus fast 200 Jahre lang, bis an die Schwelle jenes «Aufklärichts», das den Sieg der allgemeinen Schriftsprache vollendete, bemüht, in einer aus dem Bayrischen wie auch aus dem Allemanischen entquillenden eignen Literatursprache nicht nur volkstümlich und antiprotestantisch zu sein, sondern auch eine eigne Kultur gegenüber dem eindringenden sächsischen und schlesischen Geschmack zu umgrenzen. Die Leistungen sind oft vortrefflich gelungen, die Absicht manchmal sogar deutlich ausgesprochen. In meiner ja nicht mehr zugänglichen Bibliothek befand sich die größte Sammlung dieser sonst kaum mehr auffindbaren Zeugnisse. Immerhin bergen besonders Klosterbibliotheken Bayerns und Österreichs nach dieser Richtung noch viel Material, auch Handschriftliches.

Die Absicht eigner Sprachbildung mit der polemischen Spitze gegen das offizielle Barockdeutsch ist z. B. ausgesprochen in der Einleitung zu jener katholischen Psalmenübersetzung, deren Vf. mir grade nicht im Gedächtnis ist. Aber Sie wissen schon, welche ich meine, erstgedruckt Augsburg ca. 1650, mit unwiderleglich klaren Worten.

Auch die von der Literaturgeschichte überhaupt noch kaum beachtete geistliche Prosa der Epoche gehorcht der gleichen Absicht, ebenso natürlich das religiöse Volksdrama. Erst der Tiroler Reisner in seinen geistlichen Dramen, Innsbruck ca 1768, bricht mit dieser Tradition. Seine geistlichen Spiele (interessant bes. sein hl. Aloysius) spiegeln etwa die Stufe Gottscheds.

Dabei gefielen sich diese dichtenden geistlichen Herren oft in gewagtesten Versspielen. So kenne ich echte deutsche leoninische Reim-Hexameter in einem Drucke von 1708, wahrscheinlich die einzigen deutschen Leoninen, die es gibt. Heräus, der kunstsinnige Wiener Dilettant, versucht etwas ganz anderes, die Vereinigung von Distichen-Paaren zu einer Reimstrofe.

Jetzt erst rücken Figuren wie Khuen, Laurentius und – in seinen deutschen Gedichten – der von ihnen nicht angezogene, hier aber unumgängliche Johannes Balde an die geschichtlich richtige Stelle und in die zugehörige Beleuchtung. Auch Abraham a St. Clara ist kein Einzelfall mehr. Ja, ich gehe so weit, noch Erscheinungen wie Anton von Bucher und Sailer als Letztlinge, und ungeachtet ihres großen Eigenge-

wichts in diesen Kreis zu rücken und nicht etwa sie als Vorläufer der doch ziemlich künstlichen mundartlichen Literatur des 19. Jahrhunderts zu betrachten. By the way: Anton von Bucher verdient als geradezu genialer Beherrscher und Fortbildner der Mundart wie als einzigartiger Humorist und Satiriker (bis auf Jean Paul hin ohnegleichen) eine eigene monographische Behandlung, ich wüßte niemand Richtigeren hierfür als Sie, lieber Curt.

Bisher ist das ganze Gebiet noch nicht einmal erkannt worden. Geschweige, daß man es behandelt hätte. Brenner in irgendeinem Aufsatz 60 Jahre zurück wagt eine scheue und unklare Anspielung, die natürlich völlig unbeachtet blieb. Und Nadler, hierin wieder bei aller Begabtheit seinen Mangel an echtem Gefühl für Stammestypen beweisend, spricht in seinem Barock-Band ja einzig von dem lateinischen Jesuitendrama und dem italienischen Hofschauspiel. Mehr noch. In einem einzigen Seitenblick auf die deutschsprachigen Bestrebungen im bayrischen 17. zitiert er ein in unsrem Zusammenhang sehr wichtiges, dabei die Aufgabe völlig beherrschendes Stück aus einer Handschrift des Klosters bei Oberammergau, auf dessen bekanntesten Namen ich mich im Augenblick nicht besinne, mit dem ahnungslosen Beisatz: man sähe hier an dieser ungeschlacht mißlungenen Reimerei, daß von einer Pflege der deutschen Schriftsprache in diesen Gebieten damals nicht die Rede gewesen sei. Das absolute Gegenteil ist wahr!

Ich selber habe in der kindlichen Freude, mir dadurch die Entdeckerpriorität zu sichern, an zwei Stellen auf den Tatbestand hingewiesen, wie Sie sich entsinnen, aber nur in äußerster Kürze: 1. in jenem Aufsatz «Schriftsprache und Mundart im Deutschen», abgedruckt in dem Buche «Bild und Gesetz», und 2. in «Beruf und Grenze der Bibliophilie in unserer Zeit» im «Jahrbuch für Bibliophilie», ed. Feigl, Wien 1933. Ich habe von alledem nichts hier, zitiere aus dem Kopf, das entschuldige die und jene Lücke. Die Anregungen aus einem mir ganz besonders am Herzen liegenden Gebiet freue ich mich, Ihnen nicht nur noch mit «warmer Hand», sondern auch mit einem ebensolchen Herzen darzubringen, gewiß, daß sie bei Ihnen beste Frucht tragen. Nach deren Reifen komme ich mit einer weitern, Ihnen vielleicht noch besser zusagenden Sämerei. Verzeihen Sie, daß ich jetzt noch davon schweige. [...]

Sonst nichts zum Schluß dieses überlangen, aber, wie ich verhoffe, einiges darbietenden Briefes. Sie ersehen aus ihm, wie das sog. Leben trotz allem Weltuntergang im Einzelnen weitergeht, weiterhofft, weiterbangt, weiterhaßt, weiterliebt und vor allem: weiterschafft! Besonders hieran können und sollen die Umstände nichts verrücken. Auch die

Leibesumstände – und Leibeszufälle nicht. Diese erst recht nicht. Ich rechne dazu neben der unhemmbar fortschreitenden Erblindung das Sylvestergeschenk eines Armbruchs, der nun so ziemlich geheilt ist. Frau Emma – sie hat meine Antwort auf ihren ja leider nicht beigelegnen Brief, um dessen Nachlieferung ich herzlich bitte, wohl inzwischen erhalten – viele Grüße und Wünsche freundschaftlichster Verehrung. Ihnen selber alles Gute und Herzliche von Ihrem Karl Wolfskehl

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Meine Träume sind ebensooft *auditiv* wie *visuell*; es kommt aber auch vor, daß ich träume, ich *lese* Sätze; sie bilden sich in meinem Hirn, scheinbar ohne mein Wissen, denn ich habe den Eindruck, daß ich sie entdecke; sie überraschen mich.

Welch merkwürdige Komödie spielt man sich da selber vor, wobei man das Material für die Überraschung und doch auch gleicherweise das Staunen darüber produziert. Wie ich mich erinnere, habe ich schon einige Beispiele notiert, wobei man gleichzeitig «mit von der Partie» und der Hereingelegte ist. Ich staune auch darüber, wie genau die geträumten Aussprüche zu den Personen *passen*, die sie hervorbringen; wobei die Personen sich oft viel mehr durch das, was sie sagen, und den Ton ihrer Stimme ähnlich sind als durch ihre äußere Erscheinung, die oft unbestimmt und fließend bleibt; manchmal erkenne ich sie allein an ihren Aussprüchen. Zuerst weiß ich nicht, wer dieser Gefährte ist, der neben mir herläuft; und plötzlich, wenn ich ihn sprechen höre, muß ich denken: Aber das ist doch Marcel! Und wenn ich dann näher hinsehe, sage ich mir: Wie hat er sich doch verändert! Vom Sehen hätte ich ihn nicht wiedererkannt; aber da ich ihn höre, ist jeder Zweifel ausgeschlossen: Ich weiß, *er* ist es.

Wo ging ich also mit Marcel spazieren? Es war am Meeresufer, zwischen Felsen, an die die Brandung schlug. «Angesichts des Meeres», sagt Marcel zu mir, «kann man an nichts denken.» – «Und das gerade hat Hugo erlaubt, Verse zu schmieden», erwiderte ich.

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**

Ich bin wie ein mit Flügeln ausgestattetes Geschöpf, das seine Flügel zu selten gebrauchen darf. Nicht oft genug kommt es zum Hingerissensein. Giraudoux, den ich einst falsch beurteilte, berauscht mich durch seine Subtilität, sein spielerisches Wesen. Die köstlich nuancierten Erfahrungen, die undefinierbaren Mysterien, die in seinen Phantasien eingebettet sind. In Paris verstand ich ihn nicht, vermochte ich dies zarte tönende

Mikroskop nicht zu hören. Ich glaubte, er schwelge in Wortkaskaden, sprachlichen Wasserfällen, aber das ist nicht wahr. Wahr ist, daß seine Prosa wie Spinettmusik klingt, aber sie ist eine subtile orientalische Erzählung, eine Viertelton-Literatur.

Neumann, Alfred 1895–1952 **Hollywood**

Lieber Hermann Kesten,

bitte, hier ist ein Brief von mir, und wenn Sie meine alte Neigung für Sie hinzurechnen, so ist und bleibe es so, als schriebe ich Ihnen jede Woche. Mit Freude und Leid lese ich in Ihrem Januarbrief, daß Sie zwei Bücher zu vollenden im Begriff sind. Der große Roman ist doch wohl der «Kock», an dem Sie schon arbeiteten, als wir uns in New York wiedersahen. Und was ist die Biographie? Und werden Sie so sein wie Klaus Mann oder die Gebrüder Fischer, die mir in aller Freundschaft niemals ihre Bücher schicken? (Wobei ich mich allerdings mit Schrecken frage, ob ich Ihnen eigentlich die «Friends of the People» geschickt habe?)

Statt Neid kann ich auch von dem Kummer sprechen, der mir im Herzen frißt. Denn meine «Transit Road», ein hübsches Buch, aus dem mein Macmillan bereits alles Mögliche herausgetestet hat, steckt immer noch in des Weges Hälfte, weil nun einmal die Studio-Arbeit meine Kräfte in Anspruch nimmt als wärs pures Gold und nicht Sch . . . Es bedeutete für mich tatsächlich eine ungemeine Anstrengung, noch nebenbei meinen Dostojewski-Essay für den ludwigerlschen Sammelband «Eternal Torch» zu schreiben. (Allerdings las ich, genau wie ich bin, zu diesem Behuf den gesamten Dostojewski noch einmal durch.)

Clifford Odets ist dabei, eine neue Adaption meines alten «Patriot» zu schreiben, in der Absicht, das Stück noch in diesem Frühjahr auf dem Broadway zu bringen. (Vor genau 15 Jahren war dort die amerikanische Uraufführung.) Vielleicht kommt dabei eine Reise nach dem Osten heraus.

Daß Marcu diese Welt, die er mit sehr viel Charme zum Besten hatte, so schnell verlassen mußte, hat mich stark beeindruckt, so lose unser Zusammenhang gewesen ist. Und für Landauer und die anderen Freunde habe ich nur die eine Hoffnung, daß die Nazis vielleicht keine Zeit und Viehwagen mehr haben, um sie zu deportieren. (Meine Berliner Geschwister allerdings sind deportiert.)

Ihnen und Ihrer lieben Frau das Herzlichste

von Ihrem alten Alfred Neumann

Kommerell, Max 1902–1944 **Marburg/Lahn**

An Bernt von Heiseler

Sehr verehrter Herr von Heiseler,

es freut mich, daß die Corona in Ihnen einen Fortsetzer ihrer Tradition gefunden hat, und ich danke Ihnen, daß Sie mir die aus vielen Gründen liebe Zeitschrift offenhalten. Prosaisches habe ich im Augenblick nichts, da ich eine Reihe von Aufsätzen soeben zu einem Buch zusammenfasse. Dramatisches, und insbesondere das meinen «komödiantischen Neigungen» entspringt, eignet sich weniger, und ich hätte Ihnen nur einen Gedicht-Kreis anzubieten, der aber wegen seines Umfangs auf zwei Nummern verteilt werden müßte; in *einer* würde er ungebührlich dominieren. Die Gedichte nähern sich etwas einer chinesischen Seh- und Denkart. Aber ich fürchte, an Gedichten haben Sie gerade am wenigsten Bedarf, und Sie könnten höchstens einzelnes bringen. Nun ist hier die zyklische Form sinnvoll, sodaß ich sie nicht zerreißen möchte. Ich sende Ihnen daher diese Gedichte nur, wenn Sie eine Chance wider Erwarten sehen und Sie zur Ansicht einfordern. Sonst steht gern ein einzelnes Gedicht zur Verfügung, wenn Sie darauf Wert legen.

Ich hoffe aber, im Lauf der beiden nächsten Jahre auch einen Aufsatz für die Corona zu haben. Was die «Neue Rundschau» anbetrifft, so meinte Herr Suhrkamp von den obigen Gedichten, sie seien dafür nicht geeignet. Im übrigen bin ich Ihrer Meinung. Der Charakter der beiden Zeitschriften ist ja auch so verschieden, daß eine Kollision vermieden werden kann, und ich möchte keinesfalls im Kreis der Mitarbeiter der Corona fehlen.

Mit den besten Grüßen Ihr sehr ergebener Kommerell

Weisenborn, Günther 1902–1969 **Berlin, U-Gefängnis, Prinz-Albrecht-Str. 8**

An Joy Weisenborn

Mein Joyken!

Ein schwerer Tag geht zu Ende. Ich stand gestern und heute vor dem Kriegsgericht. Gestern beantragte der Reichskriegsanwalt den Tod für mich. Heut war mein letztes Wort, das Urteil lautete auf drei Jahre Zuchthaus wegen «Nichtanzeige eines Verbrechens». Das war heute um zwei Uhr. Um vier war ich in meiner Zelle, lief auf und ab und bin noch nicht klar. Ich lag die Nacht gefesselt. Ich war sehr ruhig. Im letzten Wort sprach ich auch von Dir, von Deiner Tapferkeit in Frankreich und Sizilien. Ich muß mich erst sammeln. Ich bin sehr müde. Und sehr einsam. Es waren die schwersten Tage meines Lebens. Ich hab Dir nichts davon geschrieben, daß ich vorgeladen bin. Du hättest Dir nur

Sorgen gemacht. Ich war schweißgebadet. Wie alles wird, weiß ich nicht. Es ist jetzt 18 Uhr, unsere «Brückenzeit». Danach will ich schlafen, schlafen. Ich liebe Dich so sehr. Dein duftendes Tiroler Tüchel trug ich auf dem Herzen. Mein Gott! Schlaf schön, einzige Geliebte. Bin sehr müd Dein Pitt

Heiseler, Bernt von 1907–1969 **Brannenburg**

An Hans Grimm

Sehr verehrter lieber Herr Grimm,

Ich komme jetzt antworten auf Ihren Brief. Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für die Güte und Ernsthaftigkeit, mit der Sie mir Ihren Standpunkt auseinandersetzten; schmerzlich hat mich berührt, daß Sie mir ein «Schweizertum» zumuten. Niemals im Leben bin ich außerhalb der Not von Deutschland gestanden und will's auch niemals, kann's auch niemals. Wie sollt ich! Niemals auch hab ich gemeint, daß die Zeitenwende, daß die Sünde an Deutschland, von der Sie sagen nicht «kunstfähig» sei. Der bloße Gedanke an alle ästhetischen Stoffabgrenzungen nach denen gewisse vom Bereich der Kunst ausgeschieden wären, ist mir fremd und widerwärtig und habe ich nicht selber oft mich gegen solche Gesinnung gewendet? Das Erlebnis, natürlich ist der einzige Ursprung der echten Kunst – also was Sie das «mit Blut geschrieben» nennen. Ich glaube auch in meinen eigenen dichterischen Arbeiten nirgends dem deutschen Schicksal und seinen Stoffen ausgewichen zu sein. – Aber ich empfinde wirklich Ihren Brief an den Erzbischof – das Kapitel für sich genommen – nicht so sehr als ein von Menschen schwer erlebtes Schicksal, sondern mehr als eine Folge diskutierender Stimmen – und dazu kommt noch, daß für mich die Diskussion, um die es hier geht, die Stellung der christlichen Kirche in der Welt, schwer belastet ist durch die feindselige Massenpropaganda, die man bei uns gegen das Christentum getrieben hat. Darum würde ich die Versäumnisse der Kirchen, – die kein ernsthafter Christ leugnen kann – im Moment lieber nur intra muros besprochen wissen. Aus diesen Gründen wurde mir die Aufnahme des Kapitels in der Corona unmöglich.

Andrerseits verstehe ich, daß Sie nicht gewöhnt sind, zweimal zu kommen, und mir daher nicht ein anderes Stück aus Ihrem Buche anbieten wollen. Ich wage auch nicht, darum noch zu bitten, – den abschließenden Ton Ihres letzten Briefes habe ich bei aller Milde Ihrer Worte, wohl erkannt.

Vergönnen Sie mir aber, Ihnen den Beweis zu bringen, daß es auch mir in der Corona, um das deutsche Schicksal geht. In dem gegenwärtigen

Moment der Weltentwicklung dürfte nichts den Deutschen notwendiger sein als zu lesen wie es die Engländer mit uns treiben und meinen, wenn wir machtlos sind.

Erlauben Sie mir also in einem der nächsten Hefte den Abschnitt aus Ihrem unvollendeten Roman Kaffernland abzudrucken, worin die Behandlung der deutschen Legion auf Helgoland geschildert ist. Das wäre ein Nachdruck, geht also gegen alle Tradition der Corona. Aber die Notwendigkeit, Sie dabei zu haben und diese Warnung und Mahnung jetzt auszusprechen, überwiegt für mich jedes Bedenken. «Kaffernland» war doch bisher außer in der deutschen Rundschau noch nirgends gedruckt? Oder doch? Bitte wollen Sie mir darüber noch kurz Bescheid geben.

In Verehrung Ihr aufrichtigst ergebener Bernt von Heiseler

Abusch, Alexander 1902–1982 **(Moskau)**

In jenen Monaten des unvergleichlichen, keine Opfer scheuenden Widerstandes in Stalingrad hielt die Welt buchstäblich den Atem an: Stalingrad wurde zum Symbol für Sieg oder Niederlage alles Freiheitlichen auf allen Erdteilen.

Bürgerlich-humanistische Schriftsteller sandten uns Gedichte: «Und immer noch stand Stalingrad/Und stand für alle Tage/Und stand für jeden Breitengrad ...» Bei einem «Solidaritätsessen» des Hilfskomitees für die Sowjetunion – eine Form, in der durch Eintrittsgeld und Sammlung Geld eingebracht wurde – rezitierte Pablo Neruda feurig und stimmgewaltig sein Poem «Stalingrad», das wir zuerst in deutscher Übersetzung von Paul Mayer im «Freien Deutschland» abdruckten. Diego Riveras Stimme dröhnte vor Begeisterung, wenn er, der im Krieg eine politische Wendung zur Sowjetunion vollzogen hatte, sein Glas auf ihren Sieg erhob – und man fühlte dabei, daß er vielleicht schon im Geiste ein neues Wandgemälde mit Soldaten der Roten Armee an der Seite mexikanischer Trabajadores und Campesinos (Arbeiter und Bauern) im gemeinsamen gerechten Krieg der Menschheit formte.

Marta Feuchtwanger erzählte mir (und wiederholte es in einer westdeutschen Fernsehsendung später): Die katholische Alma Mahler-Werfel, Frau des Dichters Franz Werfel, habe sie angerufen: «Euer Stalin ist ja genial. Er hat uns alle gerettet!» Ausdruck der Stimmung in jenen Monaten auch in Hollywood, denn Feuchtwangers galten bei den Werfels als «zu russenfreundlich».

Hans H. **Heidelberg**

Sehr verehrter, lieber Herr Hesse!

Noch hatte ich Ihren Weihnachtsbrief, der kurz nach Ihrem Gedichtband eintraf, nicht beantwortet, da beschämen Sie mich dadurch, daß Sie mir schon wieder auf meinen Dankesbrief für diese Gedichte antworten, obgleich Sie in demselben Brief von Ihren schlimmen Augenschmerzen – ein mir glücklicherweise unbekanntes Übel – schreiben, und ich mir deshalb sagen muß, daß auch diese Zeilen Ihnen wieder eine Anstrengung bedeutet haben. Lassen Sie mich darum, so mißverständlich es klingt, Sie bitten, daß Sie diesen meinen Brief nun nicht wieder beantworten möchten. Wenn ich schreibe, so geschieht es ja aus dem Wunsch, Ihnen den Widerhall im Herzen Ihrer Leser ein wenig hörbar zu machen (soweit ich nicht wie so oft Anlaß habe, für eins Ihrer lieben Geschenke zu danken), aber das darf nun nicht zu einer Belastung mit Korrespondenz für Sie führen.

Was würde ich darum geben, wenn ich Ihnen ein wenig von der Arbeit mit der Herausgabe des Joseph Knecht abnehmen könnte! Ach, diese Grenzen, diese sinnlosen Hindernisse – Aber Sie müssen doch in der Schweiz verständnisvolle Leser-Freunde genug haben, die Ihnen mit Freuden helfen würden? Daß Sie das Buch nicht wiederum verschenken können, das ist ja selbstverständlich. Der Plan, einige Leihexemplare zu verteilen, läßt sich hoffentlich ausführen und ist halt der Not der Zeit entsprechend. Ich will trotzdem versuchen, die paar Fäden, die mich sonst noch mit der Schweiz verbinden, zu ziehen und zu sehen, ob nicht so das Buch doch in meinen Besitz kommt.

Heute ist von Hamburg der Abdruck Ihres schönen und so genauen Begleitgedichts zu den Gesammelten Gedichten eingetroffen. Das hat mir endlich den letzten Anstoß gegeben, Ihnen zu schreiben, um auch dafür wieder zu danken. Ich würde nicht so zögern, wäre ich nicht arg übermüdet, so sehr, daß ich nun doch, sobald es gehen wird, ein paar Wochen aussetzen muß.

Wie es bei uns in Deutschland aussieht, davon können Sie sich aus den Zeitungen wohl ein ziemlich zutreffendes Bild machen. Sie haben es ja sogar schon vor 25 Jahren vorausgesehen. Ich las in diesen Tagen gerade wieder in Ihren «Betrachtungen», dort ist das S. 258ff. völlig genau beschrieben.

Dennoch: denken Sie, wir hatten um Neujahr wieder vier Tage lang eine Tagung des Köngener Kreises, mit einem erstaunlich geschlossenen Kreis von Vorträgen. Zwei der täglichen kurzen Morgenfeiern waren von Gedichten und Prosa aus Ihrem Werk getragen, und einige der

schönen Schoek-Lieder nach Ihren Gedichten wurden gesungen. (Ich habe inzwischen auch für mich einige davon gelernt und singe sie so gern.) Von Vielen wurde ich, in Erinnerung an meinen vorjährigen Vortrag, nach Ihrem Ergehen gefragt.

Einmal wird wieder Friede sein –

Möchten Sie recht oft frei von Schmerzen sein!

Ihnen und Ihrer Gattin viele herzliche gute Wünsche und Grüße!

Ihr dankbar ergebener

Winnig, August 1878–1956

Lieber Herr Grimm. **Potsdam**

Nachdem ich von meiner kurzen Lesereise zurück bin, möchte ich Ihnen für Ihren Brief danken und für das Zeitwende-Heft des Arbeitsdienstes mit Ihrem schönen Beitrag. Was ich zu diesem Beitrag zu erinnern hätte, wäre einmal, daß ich Ihrem Worte von den Gesunden und Kranken eine Form wünschte, die jede Mißdeutung ausschlösse, und zum andern, daß Ihr Wort von der Rassenmischung nur innerhalb gewisser Grenzen, die sich heute schon ungefähr erkennen lassen, berechtigt ist. In diesem Punkte stehe ich noch unter dem Eindrucke eines sehr aufschlußreichen Buches von dem Marburger Kretschmer «Geniale Menschen», das Sie lesen müssen. Ihre Auffassung, der auch ich zuneigte, scheint mir von den Erfahrungen bestimmt zu sein, die man mit weiß-farbigen Mischlingen hat machen müssen. Hier gilt es im ganzen Umfange. Anders steht es um die Mischungen innerhalb der europäischen Rassen. Da weist Kretschmer nach, daß die hohen und höchsten Begabungen gerade in den Gebieten der Rassenmischung liegen. Seine Ergebnisse einer dreißigjährigen Forscherarbeit sind in diesem Punkte ganz überraschend oder waren es wenigstens für mich, da ich bisher nur in Günthers Gedankenkreise leidlich zuhaus war. Es wäre viel dazu zu sagen; ich empfehle Ihnen dringend, dies Buch zu gelegener Zeit zur Hand zu nehmen.

Eine andere Frage ist es, ob eine solche Häufung hoher Begabungen erstrebenswert ist. Das ist ein weites Feld.

Es ist mir eine Freude, daß Ihnen meine Höhlengeschichten gefallen haben. Mit Ihrer Kritik sind Sie ganz im Recht. Die Gendarmen hätten nur spannen dürfen. Dieser Fehlgriff konnte mir nur unterlaufen, weil ich nie mit einem Vorderladergewehr hantiert habe.

Auf meiner Reise, auf der ich in Bielefeld, Osnabrück und Gütersloh las, hatte ich manchen erfreulichen Eindruck, allerdings sah ich nun auch das hart mitgenommene Osnabrück. Man hat aufgeräumt, aber

Zeitsprung in das Jahr 1938

man geht doch bewegten Herzens an den Ruinen entlang. Man nannte mir die endgültigen Zahlen. Von den 11 000 Häusern sind 8900 beschädigt und von diesen 560 völlig zerstört, also bis auf die Grundmauern vernichtet. Die Stadt hatte fünf Warenhäuser; die sind alle fünf zerstört – ein merkwürdiger Zufall. In Gütersloh kamen wir in die Landestrauer hinein, doch konnte ich trotzdem lesen, d. h. damit beginnen; nach 40 Minuten gab es Alarm.

Über die Entwicklung bei Langen/Müller war ich anders unterrichtet; ich erfuhr, Zieglers Eingreifen hätte den Übergang an Eher verhindert. Aber ob so oder anders: der Verlag hat seine gute Rolle ausgespielt. Man sieht den Niedergang am «Innern Reich», das ich allerdings nur selten ansehe. Damit will ich nichts gegen Alverdes gesagt haben; eine Zeitschrift kann eben heute nicht bleiben, was sie war oder sein möchte.

In den letzten Wochen habe ich mir manchmal gewünscht, so abseits zu wohnen und zu leben wie Sie. Bei mir kehren manche Urlauber ein, auch Mannhardt war bei mir, als er aus Stalingrad herausgekommen war. Er war vom 5. Dez. bis 10. Jan. dort. So muß ich diese Dinge immer hören und bin von ihnen erfüllt, so daß für die Gedanken, die man zur Arbeit braucht, kein Raum ist.

Seien Sie bestens gegrüßt! Ihr August Winnig

Unbekannter Soldat **Ostfront**

Lieber Manfred Hausmann!

Als ich siebzehnjährig zum ersten Male das Wunder des Frühlings, ein Mädchen E. und die schmerzliche Schönheit des Lebens entdeckte, fand ich den Widerhall solcher märzlichen Seligkeit in Ihrem «Lampioon». Damals schrieb ich an Sie und erlebte die Freude, daß Sie mir auf viele Briefe gewissenhaft antworteten. Als jedoch etliche Jahre später das Mädchen E. und ich Enttäuschung aneinander zu finden glaubten, schwur ich schmerzlich allem Abwehr, was vordem war: dem Mädchen, dem Frühling und damit auch dem Dichter dieser Herrlichkeiten. Nur dessen Wort behielt ich sozusagen als Epilog für diese Jugendfreundschaft im Sinne: «Oder liebt man nur den Schein, jenen durchsichtigen Regenbogen, den man voneinander träumt?»

Heute nun, zehn Jahre nachdem und im vierten der Kriegsjahre, die ich an den Fronten stand, drängt es mich, Ihnen jenen Abfall abzubitten, obwohl Sie diesen weder überhaupt, noch aber als Unrecht verspüren konnten. Aber ich möchte Ihnen bekennen, daß Sie nicht nur uns jungen Menschen in dem Überschwang unserer Primanerjahre etwas gegeben haben, sondern daß Sie noch ebensoviel und mehr uns Männern geben,

die wir hier draußen in der härtesten Wirklichkeit der Front stehen. Ich denke außer an Ihre Kriegsgedichte nun besonders an Ihren offenen Brief jüngst in der Zeitschrift «Das Heer» mit den Gedanken über die Ehe im Kriege, aber auch an die in der «Dame» verzeichneten zarten und wundersam erfreuenden Begebenheiten um den kleinen Martin.
Ach, was wäre unser Leben ohne Traum und Farbe, ohne die dichterische Schau, welche die Härte dieses Lebens aufwiegt mit dem Übermaß der tausend kleinen, beglückenden Dinge, deren Spüren ein anderes Wachsein von uns erfordert, als das nur der tastenden Sinne! Was ich vor zehn Jahren als Idealismus, als wirklichkeitsfeindlichen, und als Illusion verwarf, habe ich auch mit Ihrer Hilfe wiederfinden dürfen. Und siehe, auch das Wort von dem Regenbogentraum verlor seinen bitteren Geschmack schmerzlicher Resignation, wenn man es also fortdachte: «Deshalb soll man vor dem Anderen das sein, was er in einem liebt, und den Anderen so lieben, wie er ist!» Ich habe meine junge Ehe unter das gegenseitige Wissen um dieses Wort und seine Ausdeutung gestellt und es als guten Leitspruch für unsere Gemeinschaft befinden dürfen.
Darf ich Ihnen dafür nicht danken?!

Ferdinand von H. **Lenggries**
An Arthur Kutscher

Entzifferung der Zahl

Der Geist der Tiefe spricht zum Geist der Welt:
Die Rechnung stimmt, die Scharfsinn aufgestellt.
Höchste Potenzen habt ihr allerlei.
Daß aber 2 noch 4 ist 4 noch zwei,
den Zahlentausch habt ihr kein zweites Mal.
Und wie harmonisch ist die kleine Zahl,
nicht Gleichung nur! Den Ausgleich drückt sie aus.
Und was Geheimschrift blieb im großen Gauß,
was Euch verbirgt der Wissensfirnisglanz,
die Wollust «Weib», der Wilden Waffentanz,
des Wechsels Spiel und ewige Wiederkehr –
das große W – : Was ist des Wortspiels Sinn? :
Nichts seid Ihr selbst. Natur leiht alles her,
und Menschenumtausch ist ihr Spielgewinn.
Doch wie sie Eurer Selbstzerfleischung lacht,
fühlt sie Erbarmen auch in Trug und Tarnung.
Auch sie hat Leib und Seele. Hört die Warnung!

Aus Mitleid schweigt die Seele der Natur.
Irr tobt die Schlacht.
Pest und Hyänen folgen ihrer Spur.
Mitleid ist Selbstschutz. Mitleid nur ist Macht.

Sehr geehrter Herr Professor!
Entschuldigen Sie, wenn ich als persönlich Unbekannter noch einmal eine dichterische Besuchskarte bei Ihnen abgebe. Sie haben vor anderthalb Jahren mit einigen Zeilen über meine Miniaturtragödie «Der Kampf mit dem Schlaf» mir eine kleine Genugtuung gegeben für die vielen zudringlichen Sendungen im Lauf der Jahre und mir damit noch eine unerwartete Freude bereitet. Ich habe meinen Dank Ihnen dadurch beweisen wollen, daß ich Ihre anerkennenden Worte in ein gedrucktes Blatt mit Urteilen über mich aufnahm. Aber ich weiß nicht, ob Sie das nicht wieder als eine Zudringlichkeit empfunden haben. Denn ich glaube nicht, daß Sie in den langen Jahren den Drang gefühlt haben, auch nur gesprächsweise bei Anderen ein Wort für mich einzulegen und mir meine mehr als 40jährigen Kämpfe zu erleichtern, da sich mein ganzes Schaffen, wie Geheimrat von Hausegger mir einmal schrieb, gewissermaßen unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit vollzogen hat. Es ist zu spät, um hier noch etwas nachzuholen, und wem so vieles Gute und von Vielen als Großes Erkannte zeitlebens unterdrückt und schon im Keim erstickt wurde, dem ist sein Vaterland längst im unerfreulichsten Sinne zu einem fremden Land geworden, den kann der Gedanke an einen späteren Nachruhm nur mit größter Bitterkeit erfüllen. Ich habe deshalb auch die Münchner Neuesten Nachrichten und die Münchner Zeitung durch einen früheren Schriftleiter bitten lassen, mich bei keinem üblichen Anlaß mehr zu erwähnen, nachdem auch sie meine Kunst, die gleich im ersten Anlauf einen großen ersten und letzten Triumph feierte, seitdem völlig unbeachtet gelassen haben. Ich hoffe, besonders für meine Geburtsstadt, noch weitere Verfügungen dieser Art treffen zu können.
Sie haben, sehr geehrter Herr Professor, trotz dem ganz geringen Widerklang, den meine Stichproben bei Ihnen fanden, mir vor Jahren noch eine zweite Freude bereitet, indem Sie die Absicht hatten, mich einmal zu besuchen. Nicht nur Sie kennenzulernen, schon zu wissen, wie Sie aussehen, hätte mich interessiert und gefreut. Jetzt ist es auch dazu zu spät. Beim Fliegerangriff im September wurde unsere Wohnung durch den Luftdruck einer der Bomben, die in die Nachbarhäuser fielen, so verwüstet, daß wir seitdem notdürftig hier in Lenggries unterge-

bracht und entschlossen sind, ganz von München fortzuziehen, weiß Gott, wohin.
Die beiden Gedichte sollen Ihnen ein müheloser Ersatz sein für mein Gedichtbuch «Leib und Seele», das ich aus Ihnen mitgeteilten Gründen nochmals zurückerbitte. Sie geben Ihnen schon einen kleinen Einblick in mein lyrisches Schaffen und meine persönliche Selbständigkeit auch auf diesem Gebiet. Beide Gedichte sind gleichzeitig entstandene Zeitgedichte mit überzeitlichem Charakter und stehen trotz ihrer so verschiedenen Form und Erkenntnisweise wie meine übrigen großen und kleinen Werke in einem inneren Zusammenhange. Den mathematisch-lyrischen Einfall hat der mir von Jugend an bekannte Physiker Max Planck erfreut mit den beiden ehrenden Worten «formvollendet» und «tiefsinnig» ausgezeichnet. Siegmund von Hausegger schrieb mir über die Verse der Beethoven-Vision: «Es ist mir, als tönten aus ihnen die Einsamkeitsklänge Beethovenscher Musik. Nicht nur der Dichter und Denker, auch der Musiker hat an Ihren schönen Versen mitgeschaffen.»
Der Musikgelehrte Univ. Professor Schiedermair teilte mir mit, daß er das Gedicht dem Beethoven-Archiv in Bonn einverleiben wird.
Der Hauptmitarbeiter der «Muttersprache» Professor Götze schrieb, daß er die in jedem Sinne erfreuliche Gabe stets in hohen Ehren halten werde.
So hat meine beziehungsreiche und doch einheitliche Kunst schon den verschiedensten Menschen – außer mir – wirkliche Freude bereitet. Mit freundlichem Gruß Ihr hochachtungsvoll ergebener

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
An Gottfried Bermann Fischer
Lieber Doktor Bermann, heute sende ich Ihnen das Joseph-Manuskript und wünsche ihm gute Fahrt zunächst einmal bis zu Ihnen. Bestätigen Sie mir bitte den Empfang und lassen Sie mich wissen, wie Sie die Weitersendung zu handhaben gedenken. Bei unserem Beschluß, das Buch in Stockholm drucken zu lassen, muß es ja wohl bleiben. Natürlich ist es schwer für mich, auf die Korrektur zu verzichten, und eine korrekte erste Ausgabe wird schwerlich zustande kommen. Wir müssen uns damit trösten, daß bald einmal, etwa in zwei Jahren, ein Neudruck wird veranstaltet werden können. Vorläufig ist mir der Gedanke doch wichtig, daß die immerhin wertvollen Reste des europäischen Marktes dem Buche offen sein sollen, und es bleibt wohl dabei, daß auch hier, wie von «Lotte in Weimar», auf photographischem Wege eine Auflage

hergestellt wird. Ich würde gern von Ihnen hören, wie Sie sich die Dauer des ganzen Prozesses bis zum Erscheinen der deutschen Ausgabe in Europa und hier vorstellen.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Mühsamer Tag voller kleiner, aber notwendiger Arbeiten. Sehr große Korrespondenz beschäftigte mich bis zum Mittagessen. Dann ein kleiner Spaziergang, beendete meine schwierige Korrektur der Kurz-Version meines Vansittart Vortrags für James Avery Joyce, schrieb ein paar mehr Briefe, bereitete «Trauer um Köln» und Paul Hildebrandys Übersetzung für Brock zum Drucken vor und schrieb eine 600wörtige Ergänzung für den F.o.R. Monatsbrief, um die mich Leslie Artingstall letzten Dienstag gebeten hat. Bete zu Gott, daß ich morgen zu meinem Roman komme!
Milder, angenehmer Tag. Heute Nacht hielt der schöne Neumond den alten Mond über dem Fluß in seinen Armen.

Barthel, Ruth *1923 **(London)**
An einem Regentag im Februar 1943 machten sich Kuba [Kurt Barthel] und ich – mit Kurt Weiner und meiner Schwester Eva als Trauzeugen – auf den Weg nach Hawarden, um zu heiraten. Für unsere Trauung hatten wir einen kupfernen Ring erstanden und uns, wie wir glaubten, dem Anlaß entsprechend angezogen. Der ältliche Standesbeamte von Hawarden betrachtete uns jedoch ungläubig. Wir erschienen ihm nicht genügend ernst und feierlich. Er vollzog die Zeremonie in seiner steifen, konventionellen Art, und unseren Trauzeugen fiel es schwer, das Lachen zu unterdrücken. In Shotton hatten wir zwei Räume in Untermiete genommen, in einem Haus, das über 100 Jahre alt und sehr verwohnt war. Unsere beiden Räume hatten wir vorgerichtet; die alten Tapeten entfernten wir gemeinsam, Kuba malte die Wände in einem mit Umbra gebrochenen Weiß und schmückte sie mit Farbdrucken von Franz Marc. «Ja», bestätigte er sich, «was so ein alter Dekorationsmaler ist…»
Unsere Wirtsleute waren nicht mehr jung. Er war Heizer in der Stahlfabrik «Sommers», bekannt als «Knochenmühle», und sie war das Bild einer Proletarierfrau, wie sie Zille dargestellt hat – Mutter von 14 Kindern: Familie Ensoll.
Am Abend unseres Hochzeitstages feierten wir mit unseren Wirtsleuten. Kurt Weiner spielte Akkordeon. Von den Söhnen und Töchtern der Ensolls waren George dabei, der ein Talent als Kunstpfeifer hatte, die

kleine mütterliche Vera, Ben und Sydney und wieder deren Freunde und Freundinnen. Unser Wirt hatte für uns eine große Marmeladentorte aus seiner Fabrikkantine organisiert. Es wurden Lieder in deutsch und in englisch gesungen. Zur Begleitung verwendeten die jüngeren Ensolls Löffel, die sie im Takt gegeneinanderschlugen.

Uns gefielen ihre Lieder, und Kuba hatte sie seitdem in seinem Repertoire: «The sun was declining beyond the green mountains», das irische «Cockles and muscles» und andere. Zum Ausklang unserer Feier nahm ich das Geschirr in die Scullery, die Abwaschnische hinter der Wohnküche unserer Wirtsleute, und störte dabei eine der Töchter mit ihrem Soldaten, der gerade auf Urlaub war.

Unser Arbeitstag – ich war auch Landarbeiter in Bees Nurseries – begann sehr früh, und Kuba, der bis in die Nacht hinein schrieb, wurde das Aufstehen morgens schwer, besonders in der kalten Jahreszeit. Unser im Erdgeschoß gelegenes Wohnzimmer heizten wir, wenn wir am Nachmittag von der Arbeit kamen. Darin war Kuba Meister. Er schichtete Papier, Holzscheite und Kohle, schnitzelte vor dem Kamin hockend feinste Spänchen, mit denen er das Feuer anfachte. Dabei verweilte er gern vor dem flackernden Feuer. Das Essen, das ich inzwischen zubereitet hatte, war unsere einzige warme Mahlzeit am Tage. Nach dem Essen schrieb Kuba an seinem Roman «Niet».

Während mir das Wirtschaften schwerfiel und ich vor allem nie damit fertig wurde, bewältigte Kuba häusliche Arbeiten mit viel Geschick. Er legte auch Wert darauf, daß sie sorgfältig gemacht wurden.

Sonnabend abends spazierten wir, wie die anderen Arbeiter, frisch angezogen nach Shotton ins Kino. Es gab uns Entspannung, manchmal auch Anregung und Vergnügen. Zum Feierabendvergnügen gehörte auch der Einkauf im Fish-and-Chip-Restaurant. Die warmen Chips aßen wir gleich unterwegs aus der Tüte. Erwarteten wir abends Gäste, nahmen wir etwas zur Bewirtung mit nach Hause.

Milch, Werner **London**

An PEN Deutsche Gruppe London

Sehr verehrter Herr Friedenthal,

vor einigen Wochen habe ich mir erlaubt, Ihnen den Wunsch von Frl. Sternberg, in den PEN aufgenommen zu werden, zu unterbreiten.

Frl. Sternberg hat mich heute angerufen und mir gesagt, sie habe nichts von seiten der Clubleitung gehört, und sie würde gern wissen, ob ihrer Aufnahme Schwierigkeiten im Wege stehen.

Ich wäre Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie entweder Frl. Sternberg

oder mir eine Zeile schreiben oder uns telefonisch sagen wollten, was der ? about ist.

Mit besten Grüßen Ihr Ihnen sehr ergebener Werner Milch

Hedin, Sven 1865–1952 **Kopenhagen**

Sturm, teilweise Regen, abends kalt. Rasender Wind. – Aufgestanden ½1. Frühstück. Alma und Ann-Marie zum Lunch im Fischereirestaurant, mit Haslund, Grönbeck und Jaepssen. Um 2 Uhr kamen sie zu mir und holten mich und Alma zum Ethnogr. Museum ab, wo wir die Sammlungen der Haslund-Expedition besichtigten, die viele würdige Gegenstände enthielten. Skytische Kunst, Manuskripte alter mongolischer Chroniken u. a. – Kaffee im Museumsrestaurant. Nach Hause. Alma las laut aus Zeitungen vor. – Um 7 Uhr Essen bei Generaldirektor Knudsen und seiner Frau und 2 ihrer Kinder. Anwesend waren Staatsminister Scavonius, Beauftragter Dr. Best, Gesandtschaftssekretär Back-Holtz, Unterrichtsminister Højberg-Christensen, ein Direktor Krafft, der 37 Jahre bei Standard Oil war und das «Warnende Wort» gelesen hat und es wieder erscheinen lassen möchte – in Millionenauflage in Schweden und Dänemark. Außerdem Grassmann und Bassler u. a. Nett und interessant. 11.15 nach Hause. – Best will Verbindung zum König und fragte in Berlin an, das seine Zustimmung gab. Der König hatte keine Einwände und gerade heute ist Best beim Kronprinzen gewesen, der während der Erkrankung des Königs Regent ist. Der König hat Schmerzen in einem Fuß, den er nicht belasten darf, und muß deshalb zu seiner Verzweiflung zu Bett liegen. Darf aber bald im Rollstuhl sitzen.

Ein Gymnasiast *1929 **Deventer**

Um drei Uhr bin ich zu Joop gegangen. Ich kam etwas zu früh, denn Joop mußte noch ein paar Mathe-Aufgaben machen, und in der Zwischenzeit habe ich die Scherben ausgepackt und abgespült. Als Joop fertig war, haben wir noch eine Tasse Tee getrunken, und danach sind wir zur Kirche gegangen. Erst holte Joop bei Pastor Terhaar einen Schlüssel, und dann gingen wir nach oben. Wir mußten drei Treppen rauf. Es gab da auch einen Dachboden, und da stand man über den Gewölben. Die sahen richtig wie Negerhütten aus. Danach mußten wir noch eine Leiter rauf. Joop schob eine Luke zur Seite, und dann konnte man die Glocke einfach hängen sehen, denn sie hing ganz nah über der Öffnung. Wir krochen in den engen Raum zwischen der Glocke und den Böden, und dann standen wir in der Laterne. Es war zwar sehr eng,

aber doch genug Platz für ein paar Menschen. Joop machte eine Zeichnung von der Glocke, eigentlich nur das Profil. In der Zwischenzeit ging ich auf die andere Seite der Glocke. Ich mußte mich erst zwischen ein paar Balken des Glockenstuhls durchzwängen, aber es ging doch ganz gut. Man konnte ziemlich weit sehen. Deventer konnte man gut sehen. Es war eine schöne Aussicht, aber es wehte arg, und ab und zu regnete es auch. Joop hatte gesagt, wenn die Glocke schlüge, machte das einen ganz lauten Krach. Ich fand es nicht so sehr schlimm, aber doch unangenehm, und ich guckte ständig auf das Zifferblatt, wie spät es wäre, denn ich wollte mich nicht erschrecken. Vier Minuten vor der Zeit hörte ich die Glocke schlagen, überhaupt nicht laut.

Ich dachte, daß Joop das machte, aber der sagte: «Die Uhr schlägt immer drei oder vier Minuten zu früh.» Als Joop mit dem Zeichnen fertig war, machten wir Abdrucke. Wir legten einen dicken Streifen feuchtes Papier auf das Ornament und gossen dann Wasser darauf, aus einer kleinen Flasche, die wir mitgenommen hatten. Mit einer Bürste schlugen wir dann vorsichtig darauf, und dann wurde das Ornament ins Papier gedrückt. Wir machten zwei Abdrucke von dem Ornament. Ich mußte die Abdrucke jedesmal zum Dachboden bringen, denn sonst wären sie weggeweht. Als der zweite Abdruck fertig war, ging Joop auch nach unten, denn er kriegte kalte Finger, weil der Wind schlimmer wurde. Als Joop wieder warm war, ging er nochmal und machte einen Abdruck von der Jahreszahl. Ich brauchte ihm nicht zu helfen, denn es war nur ein kleiner Abdruck. Der Wind war zu einem heftigen Sturm geworden, und es goß in Strömen, trotzdem ging Joop nach oben. Ich stand allein auf dem dunklen Dachboden und hörte mir das Bullern des Windes an. Da hörte ich Joop rufen, er könnte die Bürste nicht finden. Ich suchte die Bürste, aber ich fand sie nicht, so daß Joop es eben mit den Händen machte. Endlich war Joop fertig und kam die Leiter runter. Joop fror entsetzlich und mußte erst etwas zu sich kommen. Als ihm wieder wärmer war, gingen wir nach unten. Ich mußte direkt nach Hause, denn es war schon spät. Wir verabredeten noch eben, daß wir morgen Nachmittag nach Twello wollten, um uns die Glocke dort anzusehen, bevor sie eingeschmolzen würde.

Eine Arztfrau *1892 **Achterhoek/Gelderland**

Heute ist etwas Furchtbares geschehen. Adri ist unerwartet hierher gekommen, aus Utrecht geflohen. Als er mit vielen anderen Studenten morgens im Pathologischen Institut arbeitete, kam plötzlich ein Mädchen, eine Assistentin, in heller Aufregung reingelaufen und erzählte,

daß die Universität von der Grünen Polizei bestürmt würde. Der Domplatz wäre von der Grünen Polizei abgeriegelt, die holländische SS habe geholfen.

Die Grüne Polizei drang in das Universitätsgebäude ein, wo gerade Examen abgenommen und Vorlesungen gehalten wurden, und nahm alle Studenten (männliche) gefangen. Die Mädchen durften gehen. Auf dem abgeriegelten Domplatz standen fünf große Autobusse, die ganz vollgeladen wurden. Gleich nach dieser Mitteilung packten die Studenten des Pathologischen Instituts ihre Sachen und sind dann sofort geflohen. Im Pharmazeutischen Labor, wo auch viele Medizinstudenten arbeiteten, kam die Warnung leider zu spät. Auch die wurden alle gefangengenommen und in zwei Autobussen abtransportiert. – Weitere Besonderheiten wußte Adri nicht zu erzählen. Was der Zweck dieses abscheulichen Auftretens ist, wissen wir nicht. Ob es nur zum Arbeiten in Deutschland sein soll, wozu sie natürlich nicht freiwillig zu bewegen waren, oder ob es wieder das elende Geiselsystem ist, um die übrigen Studenten zu zwingen, sich zum Arbeitsdienst zu melden? – Es heißt auch, es sollte eine Vergeltungsmaßnahme sein, weil ein Attentat auf den Generalkommissar Seyffart verübt worden sei! Auf jeden Fall wird das noch ein Nachspiel haben. Die Universität wird natürlich geschlossen. Alle Studenten, die nicht gefaßt wurden, sind geflohen. Adri wußte nicht, ob auch gute Freunde von ihm darunter waren. Es war tatsächlich ein ‹sauve qui peut›. – Ein kleiner Lichtblick ist aber, daß sich hier zeigt, wie Deutschland allmählich vollkommen in die Enge getrieben wird.

Stalin, Josef 1879–1953 **Moskau**

Persönliche Botschaft an Winston Churchill

1. Zu Ihrer Mitteilung, daß jede freundschaftliche Geste der Sowjetunion von den Türken gern aufgegriffen werden würde, halte ich den Hinweis für angebracht, daß wir in Beziehung auf die Türkei, sowohl einige Monate vor Ausbruch des sowjetisch-deutschen Krieges als auch nach seinem Beginn, eine ganze Reihe von Erklärungen abgegeben haben, deren freundschaftlicher Charakter der britischen Regierung bekannt ist. Die Türken haben es unterlassen, darauf zu antworten, weil sie offenbar Angst hatten, die Deutschen zu verärgern. Es ist anzunehmen, daß auf die von Ihnen vorgeschlagene Geste in derselben Weise reagiert werde.

Die internationale Stellung der Türkei bleibt weiter ziemlich heikel. Einerseits ist die Türkei mit der UdSSR durch einen Freundschafts- und Neutralitätspakt und mit Großbritannien durch einen Vertrag über

gegenseitigen Beistand gegen Aggressionen verbunden; andererseits ist sie durch einen Freundschaftsvertrag, der drei Tage vor dem Überfall Deutschlands auf die UdSSR abgeschlossen wurde, an Deutschland gebunden. Ich weiß nicht, wie die Türkei unter den gegenwärtigen Umständen die Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegenüber der UdSSR und Großbritannien mit ihren Verpflichtungen gegenüber Deutschland vereinbaren will. Nichtsdestoweniger: wenn die Türken engere und freundschaftlichere Beziehungen zur UdSSR wünschen, mögen sie es sagen. Die Sowjetunion wird ihnen in diesem Fall auf halbem Wege entgegenkommen.

2. Ich werde natürlich keinen Einspruch erheben, wenn Sie erklären, daß Sie mich über die englisch-türkische Zusammenkunft informiert haben, obwohl ich nicht sagen kann, die Information sei vollständig gewesen.

3. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg für die bevorstehende Offensive in Nordafrika und für die baldige Vertreibung der deutsch-italienischen Truppen von der afrikanischen Küste.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Heute morgen schrieb ich ein Gedicht für Louise. Ein kümmerliches Mittel – das einzige – um ein wenig näher bei ihr zu sein.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Heute bin ich dreiundzwanzig. Meine Brüder gratulieren. Nächsten Geburtstag in Freiheit! Die Freunde schließen sich an. Ich habe Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Härte macht nicht hart. Zumindest nicht mich. Appell. Läuseappell. Kiesholen. Schläge. Gegen Mittag hören wir ein großes Gebrüll aus dem Nebenblock. Ein Häftling hat aus einer Decke ein Stück herausgeschnitten. Für Fußlappen. Alle drei Blöcke antreten! Alle für einen, brüllt der Blockälteste. Sabotage! Volksschädling! Der Saboteur liegt zusammengeschlagen vor dem Block. Er wird nicht mehr lange leben. Zwischen den Blockreihen, auf der breiten schlammigen Lagerstraße treten wir an. Lageräl teste, Stubendienste, Blockälteste laufen aufgeregt und brüllend hin und her. Sie stoßen und schlagen. Jetzt sind sie zufrieden. Um einen Sonderappell kann es sich nicht handeln. Alle stehen zusammen. Durcheinander. Die Spannung steigt. Was wird wohl kommen? Der Lageräl teste mit dem schwarzen Winkel übernimmt das Kommando. Stillgestanden! Er droht mit Stockhieben, mit Stehbunker, Entzug der Verpflegung, falls sich der Fall wiederholen sollte. Jetzt läßt er uns in Kniebeuge gehen. Aufstehen!

Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Vorerst bleibt es bei diesem Befehl. Unsere Blechnäpfe, die an unseren Gürteln baumeln, versuchen wir als Sitz zu verwenden. Wer erwischt wird, bekommt Schläge. Nach einer Stunde kippen die ersten um. Stubendienste helfen mit Stockhieben nach. Die Kälte, der Hunger, die Kniebeugen. Nach sieben Stunden dürfen wir in die Blöcke. Die Liegengebliebenen werden zur Seite geschleift. Vor den Block gelegt. Sie werden zum Appell nicht mehr antreten müssen. Sie werden liegend gezählt. Behandelt wie die Toten. Die Blockschreiber notieren sich ihre Nummern. Den Blockältesten werden heute mehrere Rationen übrigbleiben. Auch Margarine. Oder Wurst. Ja, es war mein dreiundzwanzigster Geburtstag. Ich werde ihn so schnell nicht vergessen.

Beckerle, Adolf Heinz 1902–1976 **Sofia**

An das RSHA – Attachégruppe, Berlin

Zuständig für die Endlösung der Judenfrage (handschr.)

Abschub von Juden aus Bulgarien (handschr.)

Betrifft: Vorbereitung des Abschubs von Juden aus Bulgarien (1. Bericht).

Vorgang: Fernmündliche Unterredung zwischen SS-Obersturmbannführer Eichmann und SS-Hauptsturmführer Dannecker am 5. 2. 43.

Anläßlich meiner Einführung bei Innenminister Gabrowski am 2. 2. 43 gab dieser seiner Bereitwilligkeit Ausdruck, die in Thrasien und Masedonien (neubulgarische Gebiete) lebenden Juden mit deutscher Unterstützung nach dem Osten abzuschieben. Es sei ihm darum zu tun, die politischen Unruheherde in diesen neuen Gebieten zu beseitigen. Gabrowski ließ aber unmißverständlich durchblicken, daß für ihn ein Abschub von Juden aus dem altbulgarischen Gebiet vorläufig nicht in Frage käme. Diese Juden wolle er künftig vermehrt im öffentlichen Arbeitseinsatz beschäftigen.

Demnach kämen – nach Gabrowskis Meinung – etwa 10000–12000 Juden (einschließlich Familienanhang) in Frage, die sämtlich die bulgarische Staatsangehörigkeit nicht besitzen.

Der Innenminister erklärte schließlich, die Planung und alle Einzelfragen sollten mit dem Judenkommissar Beleff[?] besprochen werden. Dies ist geschehen:

Inzwischen hat Beleff dem Innenminister zur Genehmigung durch den Ministerrat einen Vorschlag unterbreitet mit folgendem Inhalt:

a) Frage der Abschübe der Juden aus Thrasien und Masedonien unter Einbeziehung unerwünschter jüdischer Elemente aus Rumpfbulgarien.

Dabei sind laut Judenzählung für die beiden erstgenannten Gebiete über 14000 angesetzt. Insgesamt legt Beleff seinem Plan 20000 vorläufig abzuschiebende Juden zu Grunde.

b) Ferner spricht Beleff in seinem Bericht auch von einem später etwa beabsichtigten Gesamtabschub aller Juden und gibt zu bedenken, daß man gerade hierbei sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse, um zu verhindern, daß sich die männlichen Juden zu den in einigen Landesteilen existierenden meist kommunistischen Banden schlügen. Deshalb schlägt Beleff vor, unverzüglich alle in Altbulgarien – vor allem in Sofia – vorhandenen männlichen Juden zwischen 17 und 46 Jahren zur Arbeitsleistung einzuziehen und in Lagern unterzubringen.

Die beschleunigte Vorbereitung des Judenabschubs hängt nun davon ab, wie lange sich der Ministerrat für die Billigung der Vorlage Beleffs Zeit läßt. Diese ist aber erforderlich, weil an das Eisenbahn-, das Ernährungsministerium, die Polizei und evtl. auch – wegen Abstellung von LKW's als Zubringer zu den spärlich vorhandenen Bahnstationen – an die bulgarische Wehrmacht besondere Weisungen ergehen müssen.

Nach Auffassung des Judenkommissars kann mit dem Abschluß der Vorarbeiten (Zusammenfassung der Juden in Lagern an den Abfahrtsbahnhöfen) in 4–6 Wochen gerechnet werden. Sobald die genauen Zahlen und die Abfahrtsbahnhöfe fetstliegen, werde ich dann die schriftliche Vereinbarung abschließen.

Jetzt schon wäre es wichtig zu erfahren, wie die Transportbegleitung geregelt sein wird. Es wäre sehr erwünscht, wenn die Übernahme durch eine deutsche Wachmannschaft bereits auf bulgarischem Gebiet erfolgen könnte.

Weitere Zwischenberichte folgen. gez. Beckerle.

Volksgerichtshof **Berlin**

Im Namen des deutschen Volkes

In der Strafsache gegen

1.) den Schriftsetzer *Georg* Hans Vötter aus Berlin-Britz, geboren am 6. Juli 1901 in Leipzig,

2.) die Lohnabrechnerin *Charlotte* Elsbeth Hertha Vötter geb. Kuppermann aus Berlin-Britz, geboren am 19. Juli 1903 in Schwedenhöhe bei Bromberg,

3.) den Bauführer *Werner* Ludwig Martin Franz Schaumann aus Berlin-Neukölln, geboren am 2. Februar 1908 in Berlin,

4.) die Zeichnerin Beatrice Jadamowitz aus Berlin, geboren am 30. Oktober 1912 in Berlin,

5.) den Zeichner *Artur* Friedrich Wilhelm Illgen aus Schulzendorf, Kreis Teltow, geboren am 22. Februar 1905 in Berlin,

6.) den Arbeiter Adolf Bittner aus Berlin, geboren am 6. August 1899 in Troplowitz bei Jägerndorf,

sämtlich in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft, wegen Vorbereitung zum Hochverrat u. a.

hat der Volksgerichtshof, 2. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 5. Februar 1943, an welcher teilgenommen haben

als Richter:

Vizepräsident des Volksgerichtshofs Dr. Crohne, Vorsitzer,
Landgerichtsrat Dr. Dengler,
SS-Oberführer Tscharmann,
SA-Brigadeführer Hauer,
Gaugerichtsvorsitzer Schultz,

als Vertreter des Oberreichsanwalts:

Erster Staatsanwalt Wittmann,

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle:

Sekretär Koenitz,

für Recht erkannt:

Die Angeklagten Georg und Charlotte Vötter, Schaumann, Illgen und Bittner haben während des Krieges kommunistischen Hochverrat organisatorisch, Georg Vötter, Illgen, Schaumann und Bittner auch durch Beeinflussung der Massen, und zwar durch Schriften vorbereitet. Zugleich haben Georg Vötter und Illgen öffentlich den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen versucht.

Die Angeklagte Beatrice Jadamowitz hat zu diesen Taten teilweise Beihilfe geleistet.

Es werden daher die Angeklagten Georg Vötter und Illgen wegen Zersetzung der Wehrmacht,
Schaumann und Bittner wegen Feindbegünstigung

zum Tode

Charlotte Vötter wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu sieben Jahren Zuchthaus, und schließlich Beatrice Jadamowitz wegen Beihilfe zur Zersetzung der Wehrmacht zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.

Den beiden Frauen werden auf die Strafe je acht Monate der erlittenen Untersuchungshaft angerechnet.

Georg Vötter, Schaumann, Illgen und Bittner verlieren die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit, Charlotte Vötter auf sieben und Beatrice Jadamowitz auf acht Jahre.

Die beschlagnahmten Drucktypen und die Schreibmaschine werden eingezogen.
Die Angeklagten tragen die Kosten des Verfahrens.
Von Rechts wegen.
Die Richtigkeit der vorstehenden Abschrift wird beglaubigt und die Vollstreckbarkeit des Urteils bescheinigt.
Berlin, den 6. Februar 1943
gez. Jahnke, Amtsrat
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle.

Pohl, Oswald 1892–1951 **Berlin**

An Heinrich Himmler
Geheim

Bericht über die bisherige Verwertung von Textil-Altmaterial aus der Judenaussiedlung.

Aus der anliegenden Aufstellung ist die bisher aus den Lagern Auschwitz und Lublin abgefahrene Menge an Altmaterial aus der Judenumsiedlung zu ersehen. Es muß hierbei besonders berücksichtigt werden, daß der Anfall an Lumpen ein sehr hoher ist. Hierdurch vermindert sich natürlich die verwertbare Altkleidung, insbesondere an Männer-Garnituren. Eine Befriedigung der gestellen Anforderungen an Männer-Garnituren konnte daher nicht im vollen Umfange erfolgen.

Ganz besondere Schwierigkeiten machte der Abtransport mit der Bahn. Durch die dauernd einsetzenden Transportsperren stockte die Abfuhr, sodaß es zeitweilig zu Anhäufungen in den einzelnen Lagern kam.

Besonders bemerkbar machte sich die seit Dezember 1942 bestehende Transportsperre nach der Ukraine, welche verhinderte, daß die für die dortigen Volksdeutschen bestimmte Altbekleidung geliefert werden konnte. Die Gesamtlieferung für die Volksdeutschen in der Ukraine wurde daher von der Volksdeutschen Mittelstelle nach Litzmannstadt geleitet und dort in einem großen Lager untergebracht. Sofort bei Lockerung der Transportlage wird die Vomi [Volksdeutsche Mittelstelle] die Verteilung durchführen.

Die Gestellung der in großer Anzahl benötigten Waggons konnte bisher in engster Zusammenarbeit mit dem Reichswirtschaftsministerium durch dieses erfolgen. Auch in Zukunft wird das RWM bemüht bleiben, beim Reichsverkehrsministerium unter Hinweis auf die schlechte textile Rohstofflage Waggons für die Abfuhr von Altmaterial aus dem Generalgouvernement zu beschaffen.

Pohl, SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS

[Dem Bericht ist eine Aufstellung der in den 825 Waggons enthaltenen Sachen beigefügt; diese Sachen wurden durch die KZ-Lager Auschwitz und Lublin (Majdanek) an die folgenden Ämter und Betriebe abgeliefert: An das RWM (34 Waggons Männer- und Frauenkleidung sowie Wäsche, 400 Waggons Lumpen, 130 Waggons Bettfedern, 3000 kg Frauenhaare, 5 Waggons Altmaterial), an die Vomi (211 Waggons Kleidung, Schuhe und Wäsche für Männer, Frauen und Kinder), an die Kommandantur der Reichsjugendführung Landdienst, an das Unternehmen «Heinrich», an die I.G. Farbenindustrie in Auschwitz, an die Organisation Todt in Riga, an den Generalinspektor des Führers für das Kraftfahrwesen und an verschiedene KZ-Lager. An die letzteren 6 Organisationen, Ämter und Betriebe wurden insgesamt 44 Waggons Sachen abgeliefert.]

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

8	aufgestanden
10–13.30	Reichs- u. Gauleitertagung
15	gearbeitet
16–17.30	Tagung
19–19.30	?
19.30	SSBrig.F. Schulz, Abendessen
22.30	Abfahrt

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto in Bialystok sind 2000 jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 1868 Deportierte in den Gaskammern getötet.

Die Lagerführung ordnet einen allgemeinen Appell im Frauenlager in Birkenau an, der um 3.30 Uhr beginnt. Alle weiblichen Häftlinge werden auf das vor dem Frauenlager liegende Feld getrieben, wo sie auf dem offenen, schneebedeckten Gelände, unzulänglich bekleidet und ohne Nahrung zu erhalten, bis 17 Uhr nachmittags festgehalten werden. Den Rückweg müssen sie im Laufschritt zurücklegen. Am Lagertor stehen SS-Aufseherinnen und SS-Männer, die die zurückkehrenden weiblichen Häftlinge mit Knüppeln antreiben. Diejenigen, die nicht laufen können, da sie zu alt, zu schwach oder zu krank sind, werden selektiert und zum Block 25 geführt, wo diese Frauen auf den Transport in die Gaskammern warten. Im Frauenlager BIa gilt Block 25 als Warteblock auf dem Weg in die Gaskammern. Dieser Block wird auch

Todesblock genannt und hat die gleiche Funktion wie Block 7, die Isolierstation, im Männerlager BIb in Birkenau. Sobald die weiblichen Häftlinge wieder im Lager sind, wird aus den kräftigeren Frauen ein Kommando gebildet, das die Leichen der Häftlinge einsammeln muß, die während des Appells auf dem Gelände außerhalb des Lagers unter den Schlägen der SS-Aufseherinnen und SS-Männer den Tod gefunden haben. Die Leichen werden auf den Hof des Blocks 25 gebracht; während des Appells sind etwa 1000 Frauen ums Leben gekommen. In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 34 Häftlingen eingeliefert; [...].

Der jüdische Häftling Feliks Hofstaetter (Nr. 66 104), geboren am 27. August 1908 in Duisburg, flieht aus dem Lager.

Vier polnische Häftlinge, darunter Wladyslaw Biskup (Nr. 74 501) und Jan Agrestowski (Nr. 74 545), werden dem Kommando Krematorium II zugeteilt, das im Krematorium I im Stammlager in die Bedienung der Krematoriumsöfen eingewiesen wird.

Der Leiter der Politischen Abteilung im KL Auschwitz, Grabner, unterzeichnet eine Mitteilung, mit der das Sonderkommando Zeppelin der Sipo und des SD in Auschwitz davon in Kenntnis gesetzt wird, daß die nach Auschwitz überstellten Aktivisten Semjonow und Gatschkow exekutiert worden seien. In der Mitteilung wird die Tarnbezeichnung «gesondert untergebracht» verwendet, was bedeutet, daß sie getötet worden sind.

Zwischentext zum 6. Februar 1943

Brunnert, Ekkehard «Schreibstube» **Ulm**

Ich wurde zum Wehrmeldeamt in Ulm befohlen, wo ich die UK-Stellungen des ganzen Kreises Ulm übertragen bekam. Die maßgebenden Stellen haben sicherlich anhand meiner Papiere festgestellt, daß ich vor Eintritt in die Wehrmacht bei der Gauamtsleitung der NSV mit dem Führen der Karteikarten beauftragt war.

Ich bekam eine Uniform mit einem «V» (Verwaltung) auf der Schulter und fühlte mich als besserer Soldat. Als ich mit der Aufstellung meiner drei Karteien fertig war, hatte ich 7000 UK-Gestellte. Diese Karteien mußten mit allen Betrieben, städtischen und staatlichen Anstalten, Arbeitsamt übereinstimmen. Ich mußte alle Leute bei all diesen Betrieben der privaten oder anderen Unternehmungen durchgehen und «sieben». Jede Veränderung mußte sorgfältig geprüft und dem Arbeitsamt gemeldet werden, sodaß immer alles übereinstimmte.

Ich nahm fast immer freiwillig Nachtwache auf dem WMA an, denn dieses mußte jede Nacht besetzt sein und wurde durch einen hohen Offizier geprüft. Hier konnte ich in aller Ruhe meine drei Karteien aufstellen. Auch bekam ich beim Nachtdienst des öfteren Besuch von meinem Mädchen, das mir eine willkommene Abwechslung war. Bei Kontrolle mußte ich sie immer im Besenschrank, der verschlossen wurde, verstecken. Schnupfen und Husten durfte sie aber keinen haben.

Ich besuchte in meiner Freizeit mein Stammcafé. Als mir das Fräulein servierte, trug sie mir ein Anliegen vor, sie sei Vollwaise, und ihr Chef hatte einen Gestellungsbefehl erhalten, dann müßte er schließen und sie sei dann ihrem Schicksal ausgeliefert, denn sie wisse nicht, wo sie hingehen sollte. Was für Menschenschicksale so ein Krieg heraufbeschwören kann, an die man gar nicht denkt. Ich machte mir darüber Gedanken was mit dem Mädel geschehen würde, etwas Gutes ganz bestimmt nicht. Wenn ich ihren Chef ukstellen würde, würde sie von ihrem ungewissen Schicksal gerettet sein. Das müßte aber eine 100%ige Sache sein. Da ich volle Handlungsfreiheit hatte, konnte ich es mir erlauben, nachdem ich alle Sicherungen eingebaut hatte, den Café-Chef «bis auf weiteres» uk zu stellen. Er dürfte meines Erachtens nie Soldat geworden sein. Ich fragte auch nie im Café nach und erkundigte mich auch später nicht. Eine innere Genugtuung, etwas Gutes getan zu haben, erleichterte mein Gewissen.

Mir kam einmal zu Ohren, daß ein junger Mann fast täglich mit Mädels in Cafés herumzieht. Ich prüfte diesen Fall eingehend, ob es den Tatsachen entspricht. Eine Type eines angeblichen Playboys hielt die Mädchen frei, wie die Aussagen verschiedener Lokale ergaben. Eine Schande, wenn andere an der Front den Kopf hinhalten und muß so etwas erfahren. Ich ließ Name und Adresse feststellen, nach drei Tagen hatte er einen Gestellungsbefehl. Auch dieses war mir eine Genugtuung gegenüber der kämpfenden Truppe.

Sie hielten mich auf dem WMA bis es tatsächlich nicht mehr ging, und nur noch einige Mann waren auf dem Amt belassen. Ich wurde nach Böblingen zur Panzereinheit überstellt.

Im Oktober 1942 wurde ich nach Rußland-Stalingrad verschickt. Von Böblingen bis zur Ausladestation Tschir wohnten wir in einem Viehwagen auf Heu und Stroh, aber mir war alles recht, es war eben Krieg. Am 10. 1. 43 wurde ich schwer verwundet als Liegender mit einem Fieseler Storch aus dem Kessel nach Salsk ausgeflogen. Zum ersten Male war ich in einem Flugzeug, sehen konnte ich allerdings nichts als angerötete Wolken. Nach Durchgang in verschiedenen Lazaretten wurde ich vom Lazarett Bad Schandau bei Dresden nach Vaihingen zur Ersatz-Kompanie geschickt. Ich wurde hier Ia-Schreiber in der Stabskompanie und hatte es sehr gut, war aber auch höchste Zeit, daß das Kriegsleiden aufhörte in der Steppe wo nur Eis und Schnee zusehen war. Für meine Leiden, die ich in der Rekrutenzeit erfahren hatte, wollte ich Rangniedrigere helfen, wenn sie in Not waren. Hierzu hatte ich reichlich Gelegenheit.

Etliche Male kamen Rekruten zu mir auf die Schreibstube, die sich zum Stubesaubermachen und Stubeabmelden um 22 Uhr verspätet haben, denn der Unteroffizier nahm pünktlich um 22 Uhr die Stuben ab. Die Strafdienste waren für diejenigen hart, wenn sie nicht rechtzeitig abmelden konnten. Und da kamen eben die «Spätheimkehrer» schnell vor 22 Uhr zu mir auf die Schreibstube und meldeten mir ihr Leid, indem sie mir erzählen wollten, aber es war doch keine Zeit. Ich winkte ab mit den Worten: «Stubennummer?» – «35!» – «Ziehen Sie sich sofort aus, machen das Licht aus und legen Sie sich ins Bett.» – «Jawohl, Herr Stabsgefreiter!» und er war weg. Ich drückte auf den Knopf für den UvD (Unteroffizier vom Dienst), der sogleich auf der Schreibstube bei mir erschien und sagte ihm, daß die Stube 35 bereits abgemeldet hat. Das war den Unteroffizieren gerade recht, denn sie waren bei den Stubendurchgängen früher fertig.

Ein andermal wurden viele von unserer Kompanie in die Marschkompanie überstellt, denn von da ging es an die Front. Es war ein großes Durcheinander, was weg sollte und was noch hier war. Ein mir bekannter Rekrut, Familienvater aus dem Rheinland, bestellte ich nach vorheriger Einvernahme auf die Schreibstube und habe ihm 14 Tage Urlaub geschenkt. Ich verlangte das Soldbuch, in dem war vor ½ Jahr Urlaub eingetragen. Aus dem Soldbuch entfernte ich dieses Blatt und ersetzte die fehlende Seite durch eine andere, die ich im Schrank hatte. Den Hauptmann bat ich, er solle doch dem Rekruten Urlaub geben, er hat Familie zu Hause und war noch nicht fort.

«Ja, geben Sie ihm 14 Tage Urlaub.»

Alles ging klar.

Einmal schickte ich einen Rekruten, dem ich gut wollte, einfach eine Woche weg in Urlaub, nach Vaihingen, wo die Kaserne war. Ich sagte ihm, er solle sein Bett abziehen, alles in seinen Spind tun, abschließen und mir den Schlüssel geben, den er wieder bei Rückkehr bei mir holen mußte. Nach 8 Tagen meldete er sich unauffällig bei mir auf der Schreibstube, alles klappte, warum auch nicht. Das tat mir einfach gut, wenn ich denen helfen konnte, wo ich konnte.

Ich hatte die Einteilung des «Jagdkommandos» unter mir. Hierbei mußte ich Oberste, Hauptleute, Kompaniechefs, Leutnante und Abteilungsleiter usw. zu einem besonderen Dienst einteilen. Ich hatte sie quasi alle in der Hand. Vielfach bettelten sie, ich möchte ihren Bereitschaftsdienst durch einen anderen ersetzen. Bei dem einen kam seine Frau, der andere hatte eine Feierlichkeit usw.

Ich hatte jedenfalls auf allen Seiten gutes Ansehen und war beliebt und konnte mir immer wieder für meine Rekrutenzeit Genugtuung verschaffen.

Ich war auch eine lange Zeit bei der Zahlmeisterei tätig, stellte die Küchenzettel und Portionen für die drei Küchen zusammen und hatte das Kartoffelkommando unter mir. Wenn sich ein Kartoffelzug angemeldet hatte, rief ich durch Rundgespräch die drei Kompanien an, da hatte jede Kompanie einen Unteroffizier mit 10 Mann zu stellen, die ich am Bahnhofsplatz verteilte. Ich hatte die Stabskompanie mit 10 Mann. Diese 10 Mann, die waren meistens immer dieselben, besonders geschult für heruntergefallene Kartoffeln. Da die Kartoffeln zu jener Zeit eine Art Rarität darstellten waren viele Beute-Leute von der Umgebung hier und hofften auf heruntergefallene Kartoffeln, das war für sie immer die große Chance. Unter meinen Güterwägen sammelten sie Kartoffeln ein, die «heruntergefallen» sind, und ich hatte meine helle Freude, diesen Leuten wenigstens etwas zu helfen. Mit dem allerletzten Lkw fuhr ich

mit einem Mann zur Kaserne zurück, aber auf etwas Umwegen. In Böblingen hatte nämlich meine Frau ein möbliertes Zimmer, da fuhren wir vorbei und stellten einen Sack Kartoffeln ab, wie immer, wenn ein Kartoffelzug kam.

Ich war tatsächlich glücklich in jener Zeit, als ich anderen helfen konnte, als «Wiedergutmachung» für die schlechte Behandlung, die ich während meiner Rekrutenzeit erfahren mußte.

Sonntag, 7. Februar 1943

Der Kämmerer zog seine Straße fröhlich.
HERRNHUT APOSTG. 8,39

Gott will nicht durch das Evangelium die Natur ausreißen.
LUTHER. W. 53 VGL. RÖMER 6.8
TAGEBUCH QUAATZ

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Eine Fleckfieberimpfung (2 Traubenzucker).

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**
Meine liebe Frau Martha!
Der Spruch für die heute beginnende Woche ist mir so lieb: «Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi.» Dieses Wort erinnert uns an unsere hohe Berufung. – Aber wie wenig genügen wir ihr! Wie sehr sind wir selbst gefangen in der Selbstsucht und überschattet von der Finsternis, als daß wir transparent sind für die lichte Klarheit Gottes. Wir werden ja doch in dieser Zeit einmal wieder sehr eindringlich gefragt, was denn unser höchstes Gut sei. Wir spüren es, wie weit wir davon entfernt sind zu jener völligen Hingabe an Gott: «Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin …, das *Reich* muß uns doch bleiben.» Andere werden in dieser Zeit gefragt, ob das, woran sie glauben, d. h., woran sie Herz gehängt haben, wirklich wert ist, daß man daran glaube und sein Herz daran hänge. Das, woran ein Mensch glaubt, muß ja stärker sein als der Glaube. Es muß dem Glauben ein Halt geben. Der Glaube muß sich daran aufrichten und stärken. Wo aber der Gegenstand des Glaubens stürzen und zunichte werden kann, da muß ja mit ihm auch der Glaube und der Glaubende stürzen und zunichte werden, und es erweist sich, daß der Mensch einen Götzen und keinen Gott gehabt habe. – Wir meinen ja wohl, an den Vater Jesu Christi zu glauben. Solcher Glaubensgrund

kann freilich niemals wanken. «Die Welt, die mag zerbrechen, du bleibst mir ewiglich.»
Aber: Wir spüren ja wohl in dieser Zeit, wie sehr unser Herz an den Dingen hängt, die zwar Gottes Gabe – ein anvertrautes Pfund – sind, aber nicht Gott selbst. Grauen und Weltangst sind ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir vom Ersten Gebot gewichen sind: «Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.» So ist denn dies das Heilsame aller der Schrecknisse, die uns erzittern machen, daß Gott uns durch sie auf den einzigen, wahrhaft unwandelbaren Grund des Glaubens zurückruft. Was hülfe es uns, wenn wir all das durch diese Zeit hindurchretten könnten, was unserem Herzen teuer ist und verlören darüber doch den lebendigen Gott. Ich habe ja diesen Kampf schon einmal durchgekämpft in der Zeit, als wir noch miteinander verlobt waren. Aber es ist mit dem einen Mal nicht abgetan. Man fällt immer wieder ab zu den Dingen, die nicht Gott sind und muß sich mit Schmerzen wieder zu der völligen Hingabe an den lebendigen Gott durchringen.
Du bist nun in den letzten Wochen sehr stark behindert. So schwer hatte ich es mir doch nicht gedacht. Gebe Gott, daß Du nach der Entbindung bald wieder stark und leistungsfähig wirst. Wie dankbar bin ich, Fräulein W. bei Dir zu wissen. Sind die Jungens auch nett zu ihr?
Grüße alle Hausgenossen.
Dich und die Buben küßt Dein Gerhard.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
5. Sonntag nach Epiphan.
Heinzi ging zu Hermanns Gottesdienst.
In der Linde ist bei Tag eingebrochen, viel zerstört und der Hund getötet; Prof. Fründt hatte 5 Söhne, 3 sind gefallen, der 4. jetzt vermißt; Frau Kleider, der der Mann so früh starb, sind von ihren 4 Söhnen auch schon 3 gefallen, dabei wurde sie damals bei der Auflösung der Frauenhilfe so unwürdig behandelt.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Erster Sonntag im Februar. Schwermut in der Seele. Ich denke an das Evangelium der kommenden Passionszeit: «Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem.» Mir fehlen heute die gewohnten Briefe von Anton und Monika. Am Abend lese ich in der Sammlung der Eichendorffgedichte «Trost der Welt».

Quaatz, Reinhold Georg 1876–1953 **Berlin-Lichtenrade**
Besuch Hartmut.
Mit ihm und Putze zur Bachkantate in die Marienkirche. Vorher herrl. Orgelstück.
H. erzählt von Potsdam Infant.-Schule (fr. Kriegsschule). Zunehmend christliche Gesinnung im Militär. – Hosea 3.3,4!!

Konzertveranstaltungen der Reichshauptstadt **Berlin**

Spielzeit 1942/43
10 Bach-Kantaten in St. Marien
VI.
Sonntag, 7. Februar 1943, 12 Uhr
Ausführende:
Maria Toll (Sopran), Matthias Büchel (Tenor),
Hans-Olaf Hudemann (Baß)
An der Orgel: Walter Drwenski
Am Cembalo: Dr. Friedrich Graupner
Kammerchor der Berlinischen Kantorei
(mit Singgemeinschaft Rudolf Lamy)
Kammerorchester der Berlinischen Kantorei
Dirigent: Prof. Dr. Michael Schneider
Vortragsfolge:
J. S. Bach: *Passacaglia c moll für Orgel*
J. S. Bach: *Kantate Nr. 21 «Ich hatte viel Bekümmernis»*

Nächste Bach-Kantate in St. Marien Sonntag, den 7. März 1943, 12 Uhr: *Kantate Nr. 78 «Jesu, der du meine Seele»*

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**
Vor dem Fenster eines Altwarenhändlers in der Greenwich Avenue schaue ich hungrig auf eine kleine Orgel. Von Zeit zu Zeit erlebe ich dieses starke Zurückstreben zur Musik, der ich das Geheimnis des Schreibens entlocken möchte. Ich muß ihr das Geheimnis der lebendigen Dematerialisation entringen, ihres Strömens, ihrer fließenden Tiefenwirkungen.
Was ich zu sagen habe, ist so zart wie Schnee, aber so mächtig wie die Sintflut. Werde ich eine Stimme für morgen haben? Wird die Kraft meiner Gefühle die Zement- und Betonstädte von morgen mit dem nötigen Wasser versorgen, dem Fruchtwasser, dem Tränenfluß, dem tönenden Strom des Gefühls?

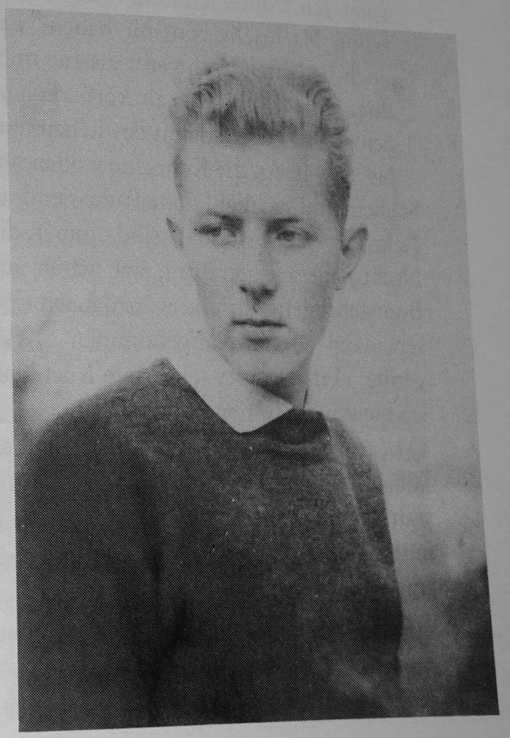
Wie kann ich solches glauben, da einige der jungen Menschen, die ich kenne, so fühllos wie Roboter sind? Vielleicht werden Musik, Malerei, Dichtung und Tanz aus der Welt von morgen verschwinden. Was wird dann die Wurzeln tränken, das spätere Blühen hervorbringen, die vom Mikroskop offenbarten Millionen Zellen befruchten? Ich erkenne das kleinste Körnchen nun ebenso gut wie das größte. Die Zirkulation der Gedanken beschleunigt sich gleich einem Blutkreislauf, was wird aus dem Rauch und den Nebeln entstehen? Gärung, Sauerteig, der ein ganzes Universum durchsäuert. Ich bin ein kleines Häufchen Hefe. Ich habe durch geheimnisvolle Kanäle im verborgenen gewirkt. Die Menschen können nicht einmal sehen, was ich vollbrachte. Sie erkennen mich nicht. Angesichts meiner Beschwörungen bleiben sie stumm. Ich bin immer unsichtbar, weil ich die Stimme des Unbewußten bin. Ich ziele auf den Mittelpunkt des Seins.

Ich fühle, daß sie durch mich zu sprechen versuchen, die Frauen, die länger dazu gebraucht haben, sprechen zu lernen als der Mann, weil das, was sie bewegte, Stadien sind, die in der Sprache des Menschen keine Bezeichnung tragen, in der Sprache der Musik jedoch vielleicht Namen erhalten könnten, wenn es möglich wäre, die Musik in der Luft zu gefrieren und die Worte, die sie formt, einzufangen.

Becker-Glauch, Reinhard 1916–1944 **am Ilmensee**

Die Furchtbarkeit gehört zur Größe, und unsere Verpflichtung den Toten gegenüber wächst sie ins Unabsehbare weit über die Dauer dieses Krieges hinaus. O, wie ungeheuer vermehrt der Krieg die Einsicht, daß uns der Tod in seine Pflicht genommen hat. Wie sehr erscheint nun das Leben um die Mitte des Todes gestellt, wie die Fülle der Rosenblätter um den Innenraum. In solchen alten Vergleichen und Symbolen liegt für mich sehr viel Tröstliches, weil sich in diesen Zeichen das Erlebnis der Einheit von Leben und Tod ausspricht, eine Gewißheit, die Rilke unter dem schönen Begriff des «reinen Widerspruches» kennt, des Widerspruches, darin ein Widerpart den anderen bejaht. So wird das Bild der Rose in doppeltem Sinne verwandt, als Lebenszeichen und als Todessymbol – an den Westseiten der Kathedralen über dem Mittelportal, das dem Jüngsten Gericht gewidmet ist. Doch steht die Rose zugleich an jenem Umbruch der Kurve, die auf den Tod zielend, plötzlich mitten in das Leben – ins ewige – einbiegt. Denn das Leben steigt auch auf hinter dem Jüngsten Gericht, hebt sich aus dem erlauchten Grabe, und die Mutter Maria läßt sich mit dem geschenkten göttlichen Leben im Rosenhag nieder, wird selber zur Rose ohne Dornen.

Berthold, geb. 1922



Vermißt 1944

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Vormittags Luftschutzvortrag. Wie ich nach Hause komme sind dort Doris, Hildegard (Ennos Freundin) und Klaus Kortmann da. Die Mädels wollen glauben, daß Enno noch lebt... Hildegard bringt den letzten Brief mit, den sie von Enno erhalten hat. Er ist vom 25. Dezember

...Für mich war es das merkwürdigste Weihnachtsfest meines Lebens. Weshalb, darf ich Dir leider noch nicht sagen, aber Ihr werdet es in der Heimat noch früh genug erfahren. Unser kleines Häuflein hatte sich den Bunker sehr nett hergerichtet und nach einer kurzen Zeit hatten wir den Ernst unserer augenblicklichen Lage vergessen. Trotz allem konnten wir uns noch glücklich preisen, im Warmen zu sitzen. Die Kameraden draußen im Panzer werden es wohl nicht so gut gehabt haben. Wir haben nämlich unsere alte Kiste in die Ecke gestellt und warten im Augenblick darauf, irgendwo wieder einspringen zu können.

Wenn ich meinen Bunker verlasse, ist draußen das richtige Weihnachtswetter. Unendlich dehnt sich die mit Schnee bedeckte Steppe vor unseren Augen aus. Das Ganze gibt ein wunderbares Farbenspiel. Ich wollte, ich könnte es im Bilde festhalten. Ob meine Eltern schon Nachricht von mir haben? Ich glaube, für sie war das fast noch bedeutend schwerer als für mich; denn seelische Sorgen sind doch immer schwerer als körperliche. Aber es muß nun einmal eine zeitlang so gehen, damit das Leben nachher noch schöner wird, als es bisher war. An die Kehrseite wollen wir lieber nicht denken...

Schlicht und sachlich, ohne Pathos und ohne ein Wort von Liebe. Ach, die Abendstunden sind immer die schwersten. In der vorigen Nacht habe ich geträumt, wir wären auf einer Insel, Enno hätte eine Bootsfahrt gemacht und wäre danach einige Wochen verschollen gewesen, dann aber wiedergekommen... Aber ach, meine Hoffnung ist gering. «Fifty to fifty», so sagte Kurt heute morgen. Nein, so viel kann ich nicht mehr hoffen.

SM.: 16 Schiffe mit 102 500 BRT versenkt.

WB.: Während im Donez-Bogen östlich Schachty nur örtliche Kämpfe stattfanden, hält die Abwehrschlacht im Mündungsgebiet des Don, am mittleren Donez und westlich des Oskol-Abschnittes in unverminderter Stärke an.

Schütt, Helmuth **Ostiem, den 29. 6. 1946**

Liebe Frau Klages!

Endlich komme ich dazu, Ihnen Näheres über den Tod Ihres lieben Mannes und meines unvergeßlichen Kameraden zu schildern! Schon längst wollte ich geschrieben haben, hatte dann aber die Adresse von Ihnen verloren. Ich werde den unheilvollen 7. Februar 43 nie im Leben vergessen, denn ich wurde damals wie durch ein Wunder nur leicht verwundet und dann von meinem lieben Kameraden Harro Pölte aus dem Eise gezogen und vom Ertrinken gerettet usw. Nun will ich Ihnen den Vorfall einmal von mir aus gesehen schildern. Am 6. 2. morgens kam unser damaliger Komp. Chef Stabsarzt Leitner und teilte mir mit, daß ich mit einem Kommando einige Fahrzeuge voll Beutegut holen müßte. 5 Fahrzeuge voll mit Futtermittel für die Pferde und 4 Fahrzeuge mit Lebensmittel für unseren Hauptverbandsplatz! Also zog ich am 6. 2. 43 so um 18 Uhr aus unserem Dorf mit den Fahrzeugen und den dazugehörigen Fahrern ab und kam am anderen Morgen gegen 10 Uhr an. Die Stadt und Umgebung lag unter schwerem Artilleriefeuer, aber wir kamen gut durch zum Verpflegungsamt und den Mühlen. Es klappte alles wunderbar. Schon gegen 12.30 Uhr hatten wir alles beladen, bis auf zwei Fahrzeuge, die ich unter Führung des damaligen Ogefr. Heller zur Mühle geschickt hatte, um Korn zu empfangen und mit dem ich mich später treffen wollte. Also fuhren wir los, ich kam dann bei der Behelfskriegsbrücke an und wollte hier über den Fluß. Dieses wurde mir mit meinen Fahrzeugen nicht gestattet, sondern mir wurde befohlen, mit den Fz. über die Eisenbahnbrücke zu fahren. Diese lag zwar unter Beschuß, aber die Russen hatten schon den ganzen Tag versucht, diese Brücke zu treffen. Als wir nun ⅓ der Brücke passiert hatten, geschah das Unglaubliche! Der Russe hatte einen Brückenpfeiler getroffen und zugleich eine Dynamitsprengladung, durch die dann alle anderen Ladungen zur Explosion gebracht wurden, und somit ging die ganze 1400 Meter lange Eisenbahnbrücke in die Luft, und stürzte krachend die 20 Meter in die Tiefe! --- Ich sah nur einen Feuerschein, hörte einen furchtbaren Knall und kam erst wieder zur Besinnung, als ich unter dem letzten Fahrzeug im Wasser lag und am Ertrinken war! Ich rief um Hilfe und schrie, mein Bein sei ab usw., aber kein Mensch ließ sich hören, dann schrie ich nochmals, und dann sprach ich schon fast besinnungslos mit Harro Pölte. Ich hob meine linke Hand aus den eisigen Fluten, und somit befreite er mich von dem Fz. und rettete mich! Ihr lieber Mann befand sich ein Fahrzeug vor mir, das ganze Fz. war versunken und überdeckt mit Trümmern, nur die Pferdeköpfe konnten wir noch sehen.

Pölte, ich und ein Kamerad Petersen, der allerdings mehrere Splitter im Kopf und in der Brust hatte, krochen über das Trümmerfeld zum anderen Ufer, wo wir verbunden wurden und trockenes Zeug bekamen. Petersen kam ins Lazarett, während ich mit den beiden Fz., die ich vorgeschickt hatte, zur Kp. zurückfuhr und dem Chef unser Unglück meldete. Petersen starb im Lazarett. Uffz. Kunert wurde später gefunden. Das wäre wohl das Wesentlichste, was ich wüßte. Wenn Sie, liebe Frau Klages, sonst noch etwas wissen wollen, dann schreibe ich es Ihnen umgehend, denn jetzt habe ich Ihre Adresse. Ich selbst kam in russische Gefangenschaft zum Südural, wurde dann wegen Krankheit entlassen und bin nun 9 Monate bei meiner Familie.

Nun wünsche ich Ihnen und Ihrem Sohn alles Gute und hoffe, bald wieder von Ihnen zu hören. Herzliche Grüße auch von meiner Frau und Tochter Ihr Helmuth Schütt

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **am Ladogasee**

Meine liebe Hilde und Kinderchen.

Was sagst Du zu Stalingrad? Unbegreiflich, nicht wahr? Der Westen ist davon wohl am meisten betroffen. Rheinland und Westfalen stellten wohl den größten Anteil zu diesen Kräften, die dort verloren gingen. Schade um diese Menschen. Wir müssen uns hier schon anstrengen, damit uns nicht Ähnliches passiert.

Es ist komisch, seit unsere Einheit hier ist, gab es in den ersten Tagen Materialschlachten größten Ausmaßes hier.

Jetzt hat der Russe merklich nachgelassen. Er hat gespürt, wen er vor sich hat. Heute war ein Tag, wie wir ihn in seiner Ruhe hier noch nicht erlebten. Die Ruhe kann verdächtig sein, wir nehmen aber an, daß er sich ein anderes Gebiet sucht.

Wir haben ja auch schwere Opfer gezahlt, aber vorne liegen die Russen zu Bergen. Doch der Strom versiegt noch nicht.

Wie lange noch?!

Für dieses Jahr erhoffen wir uns alles, sonst wissen wir keine Lösung mehr. Aushalten und abwarten!

Heute las ich auch die Bestimmung über den Arbeitseinsatz der Heimat. Für Dich kommt also ein Pflichteinsatz nicht in Frage. Wenn Du die Kinderchen nicht hättest, wärest Du bestimmt schon von selbst zu einem Einsatz gegangen. –

Frohen Sonntagsgruß, alles Gute!

Innigen, lieben Kuß schicke ich Euch, in Liebe Euer Pappi und Dein Junge.

Hoffmann, Grete 1893–1959 **Hannover**

An Frau Turner

Meine liebe Grete!

Ob Ihr irgendetwas über den lieben Jürgen hörtet? Vielleicht besteht doch noch eine leise Hoffnung, daß er verwundet wurde – aber man sollte doch annehmen, daß Ihr dann wohl benachrichtigt wäret. Man klammert sich an jeden Strohhalm! Wie und wo, das sind die Fragen, die immer wieder auftauchen. – Ach, Gretelein, ich fühle so mit Dir, es ist so unsagbar schwer, glauben zu müssen, daß der liebe gute Junge niemals mehr zurückkommen soll.

Unser Walti wird nun am 15. des Monats bei der Heimatflak ausgebildet, anschließend sollen sie noch täglich 3 Schulstunden haben – was wird noch kommen?

Felsch, Helene **Walsrode**

An Frau Turner

Liebe Frau Turner!

Heute morgen schrieb mir mein Schwager, daß auch Ihr Sohn bei Stalingrad geblieben ist. Nehmen Sie und Ihr Herr Gemahl meine herzlichste und wärmste Teilnahme entgegen, auch bitte ich Sie, dieselbe Ihren Töchtern zu übermitteln. Ihr Leid ist so schwer, daß ich nicht wagen kann, mit Worten daran zu rütteln, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Ihrer von Herzen gedenke. Ich habe dieses schon öfter getan. Nun gehört Ihr Herr Sohn zu denen, die sich in unseren Herzen ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben. In tiefer Teilnahme Ihre Helene Felsch.

Hoffmann, Rudolf 1893–1980 **Frankreich**

An Familie Turner

Meine liebe, liebe Grete, Ihr Lieben Alle!

Dies ist wohl der schwerste Brief, den ich an Dich u. Euch, ja wohl überhaupt jemals in meinem Leben geschrieben habe. Wie viel und wie oft habe ich in den vergangenen Tagen und Wochen an Dich und Euch alle einschließlich Mutter gedacht und mich in unaufhörlichem Grübeln, Bangen und Hoffen um das Schicksal Eures und unseres lieben Jürgen mit Euch vereinigt. Nun ist das Drama von Stalingrad beendet und unsere tapferen Kämpfer haben ausgelitten, sofern eine gnädige Kugel ihrem Leben früher oder später ein Ziel setzte. Andere sind in Gefangenschaft geraten, und man weiß nicht, ob sie damit vielleicht ein noch härteres Los auf sich nehmen mußten. Noch ist die Hoffnung, daß

unser Jürgen keiner dieser beiden Gruppen angehört, nicht ganz geschwunden. Es besteht die Möglichkeit, daß er mit seiner Gruppe noch ausweichen konnte, bevor der große Ring um Stalingrad sich gänzlich schloß; oder daß er zu den Verwundeten gehört, die mit Flugzeugen abtransportiert wurden, solange noch die Möglichkeit bestand. Aber diese Hoffnungen sind – wir müssen es uns gestehen – sehr schwach, denn sonst wäre inzwischen doch wohl irgendeine Nachricht von ihm eingetroffen. Es würde ein unendliches Glück für uns alle bedeuten, wenn eine solche Nachricht Euch in diesen Tagen bzw. in nächster Zeit noch erreichen würde, aber, so herzlich gern man es täte, man vermag bei nüchterner Überlegung nicht mehr daran zu glauben. Und dann bliebe nur das eine oder andere: Tod oder Gefangenschaft. Und wenn man sichere Kunde hätte, daß er als wackerer Kämpfer den Heldentod für's Vaterland starb? Dann würde das unendlich schwer zu tragen sein, aber Du und Ihr, wir alle müßten es tragen in dem Bewußtsein, daß Gott es so mit ihm und seinem jungen Leben beschlossen hatte. In diesem Gedanken müßtet und würdet Ihr nach und nach Trost finden, und auch darin, daß er sein Leben ließ für unser aller Rettung und Zukunft, und daß er einer von denen ist, die in die Geschichte eingehen und in unseren und aller guten Deutschen Herzen fortleben werden als die unsterblichen Helden von Stalingrad. Ja, wenn man die Gewißheit hätte! Daß Ihr sie nicht habt, daß Ihr nicht wißt, ob er, was ja durchaus möglich ist, vielleicht in Gefangenschaft geriet und dort einem ungewissen Schicksal entgegengeht, das ist das Allerschwerste. Zu denken, daß er noch lebt und doch nicht wissen, wann man von ihm und seinem harten Los Näheres erfährt, das ist ein Zustand, der kaum zu ertragen ist. Und doch wollen und dürfen wir auch für diesen Fall den Mut nicht gänzlich sinken lassen. Wir müssen daran denken, daß die Regierung gerade in diesem Falle von Stalingrad alles versuchen wird, um über das neutrale Ausland etwas über das Schicksal unserer Gefangenen zu erfahren und dieses nach Möglichkeit zu erleichtern. Und wir müssen Trost finden in dem Gedanken, daß unser Jürgen ja nicht allein und ganz verlassen ist, sondern daß er viele Kameraden um sich hat, die sein schweres und bitterhartes Los mit ihm teilen. Und hoffen müssen und wollen wir, daß er mit Gottes Beistand denn doch noch eines Tages zu Euch und uns zurückkehrt. Aber vorerst bleibt doch die lastende und lähmende Ungewißheit, und ich kann gar nicht sagen, wie weh mir ums Herz ist im immerwährenden Gedenken an die schwere Bürde, die Euch das Schicksal auferlegt. Ich selbst leide auch so sehr unter dem allen, ich möchte dem armen Jungen – wenn er noch am Leben ist – doch so gern

helfen, er war doch mein Patenjunge, immer war er mir lieb und wert, mit ganzem Herzen habe ich an seinem Werden und Wachsen teilgenommen ––– und nun? Armer, lieber Jürgen! Möge der liebe Gott Dir helfen, wenn es noch etwas zu helfen gibt; wir können nichts als unsere Machtlosigkeit beklagen und immer an Dich denken und – ja und – hoffen! Trotz allem! Möge sich doch noch einmal alles zum Guten wenden.

Ich drücke Euch allen die Hand und bin mit herzlichem Gedenken u. mit vielen Grüßen Dein Rudolf.

PS. Diese Woche fahre ich voraussichtlich nach Amsterdam. Aber zum Besuch der Verwandten werde ich wohl kaum Zeit finden.

Ein russischer Soldat

Guten Tag, Mama und Ira! **Rußland**

Vorgestern erhielt ich Eure Briefe vom 8. und 13. 11. 42. Am gleichen Tag haben wir einen bewohnten Ort eingenommen. Wenn Ihr diesen Ort sehen könntet. Es stehen nur noch die Mauern der Schornsteine, alles übrige haben die Deutschen niedergebrannt. Es gibt nicht einmal mehr einen Platz zum Übernachten. Die Bewohner empfangen uns gut. Die Armen. Sie wurden gezwungen, Befestigungen zu bauen. Sogar achtzigjährige alte Leute, auch die ließen sie nicht in Ruhe: sie zwangen sie zu arbeiten, und die Frauen zwangen sie, nachts nach der Arbeit Wäsche zu waschen.

Als wir sie davonjagten, warfen sie Flaschen mit Brennstoff auf die Dächer und verbrannten alles. Insgesamt sind im Dorf nur drei oder vier Häuser ganz geblieben. Jetzt urteilt selbst, was diese Deutschen sind. Vieh und Geflügel haben wir nirgends angetroffen, das haben sie auch gefressen. Dafür haben sie uns 80 Panzer gelassen. Sie haben es nicht geschafft, diese wegzubringen.

Ihr fragt, was ich für eine Auszeichnung erhalten habe. Ich erhielt die Medaille «Für die Verdienste im Kampf», und außerdem bin ich als Kandidat für die Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei angenommen worden.

Aber das Lied «Das Tüchlein» kenne ich nicht. Ich weiß nur eine Strophe und summe sie im Gehen den ganzen Tag vor mich hin, kann sie aber nirgendwo aufschreiben. Das ist alles.

Macht Euch um mich und Jewgenij keine Sorgen. Schickt Jewgenij öfter Päckchen, für mich ist das nicht nötig. Ich schreibe Euch oft – zwei bis dreimal in der Woche. Schreibt doch auch öfter. Das ist alles, Anatolij.

Pröbstle, Alfred *1922 **Valnesfjord**

Es steht doch in meinem Belieben – hoffentlich wenigstens – ein Kind in die Welt zu bringen. Wie mag das nun sein: Hat Gott einen gewissen Vorrat an Seelen, die er, wie es zu seinen Plänen paßt, herausgibt. Oder sollte es wirklich in meiner Macht stehen, eine Seele für alle Ewigkeit mehr oder weniger zu machen. – Eigentlich ist es Egoismus von mir, Kinder haben zu wollen. Denn es ist durchaus nicht gesagt, daß es ein Glück für meine Kinder ist, wenn ich ihnen das Leben gebe.

Die politischen und die Kriegsgefangenen werden von den Deutschen mit bolschewistischen Methoden behandelt. Ich schäme mich, daß ich ein Deutscher bin, aber glücklicherweise nur ein halber.

Zigal, Wladimir *1917 **Rote Armee**

In der Nacht vom 5. zum 6. Februar begannen wir wieder ein Landungsunternehmen. Wie zuvor saß ich auf dem Achterschiff. Die Nacht war dunkler als die vorige. Wir fuhren bis zur Noworossisker Bucht und drifteten dort. Über der Stadt flammten Leuchtkugeln auf, Leuchtspurgeschosse flogen, Geschütze schossen. Aber wir schwiegen. Dann, etwa um 1 Uhr, liefen wir ebenso schweigend in den Hafen ein.

Die Laufplanke war etwa zwei Meter zu kurz, und so wurde unten ein Stück Tragfläche von einem abgeschossenen Flugzeug angesetzt. Am Ende stand ein Matrose und «half» denen, die nicht gleich entschlossen ins Wasser sprangen. Das Absetzen ging ziemlich schnell. Wir wurden aus nächster Nähe beschossen. Angelandet waren wir am Kai des Fischverarbeitungswerks. Drei oder fünf Meter entfernt detonierten Wurfgranaten auf dem Pflaster.

Es gab schon viele Verwundete. Ein Oberleutnant wurde an der Brust und am Arm verwundet. Auf einem Mantel trugen sie ihn zur Sanitätsabteilung, während die Kugeln kreuz und quer pfiffen.

In der Sanitätsabteilung stöhnten, rauchten, schimpften die Verwundeten. Manche konnten weder stehen noch sitzen oder liegen. An das Geländer geklammert, sackten sie langsam in sich zusammen, erhoben sich dann, als ob sie aufgewacht seien und sanken wieder um. Die Schwestern, in schwarzen Mänteln mit blutbesudelten weißen Schutzärmeln, schafften es kaum von einem zum nächsten. Derweil begann ein Luftangriff.

Der Artilleriebeschuß war mit Tagesbeginn heftiger geworden.

Über unsere Köpfe flog es heulend und pfeifend hinweg und detonierte mit Krachen und Donnern, daß die Wände wackelten. Ich versuchte zu zeichnen, man mußte doch irgendetwas tun!

Wir hatten ein «Fleckchen» eingenommen, einen Küstenstreifen etwa 300 Meter lang und 200 Meter tief. Vor uns lag ein Eisenbahndamm. Dahinter waren die Deutschen. Deutlich konnte man sehen, wie sie zurückwichen, einzeln und gruppenweise rannten sie von Graben zu Graben, fielen und schleppten einander ab. Die Kälte machte uns zu schaffen.

MPi-Schützen brachten zwei Fritzen. Der eine war jung, er ging allein und lächelte, der andere wurde an den Beinen herbeigeschleift, er versuchte sich in den gefrorenen Boden zu krallen.

Und ringsum pausenloser Artillerie- und MG-Beschuß. Alle 20 Minuten tauchten unsere Flugzeuge auf und feuerten im Sturzflug aus den Bordwaffen. Während dieser Angriffe verstummten fast alle deutschen Batterien. Wir jubelten. Aber sobald deutsche Flugzeuge auftauchten, änderte sich unsere Stimmung.

Oestmann, Eckart *1922

Liebe Eltern! **Schilowa-Gorki**

Vom Sonntag einen kurzen Gruß. In der letzten Nacht hatte ich ja Dienst. Um 5 Uhr mußte ich notgedrungen auf den Donnerbalken. Es war stockdunkelste Nacht und ein unheimlicher Schneesturm aus West raste über das Land. Vor der Tür lag der Schnee mannshoch. Auf dem kurzen Weg zum Häusel war mir beinahe die rechte Backe abgefroren. Durch den Sturm war das Dach abgedeckt und auf dem Balken lag 20 cm hoch der Schnee. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Vormittags schlief ich und es tobte weiter. Das Mittagessen war gut: Salzkartoffeln, Erbsen, Rindfleisch. Nachm. wurden wir auf eine Stunde herausgetrommelt und mußten eine Kette von der Küche zum Bach bilden. Mit den verfügbaren Kannen wurde Wasser vom Bach zur Küche transportiert, denn der Wasserschlitten, der täglich Trinkwasser aus dem Nachbardorf holt, blieb im Schnee stecken. Nachmittags war es ruhig. Es wurde gespielt und gelesen.

Herzliche Grüße Euer Eckart

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine liebe L., ein Brief von Dir mit dem Wunsch nach Ausführlichkeit. Mein Leben ist ja nicht so eingerichtet, wie Deines. Der ganze Tag wird fast ständig unterbrochen durch Telefongespräche, Entscheidungen, die laufend erledigt werden müssen, Überlegungen was alles zu bedenken und zu ändern ist. Da haben wir zum Beispiel 2 Pferde bekommen, oder es ist ein Quartier für 40 Hilfswillige einzurichten, aber nichts ist vor-

handen. Da muß alles beschafft werden, Fenster, Öfen, Betten, Stroh usw. Täglich müssen im Papierkrieg endlose Verordnungen durchgelesen werden, und ständig heißt es: Verantwortlich sind die Einheitsführer. Man steht also immer mit den Gesetzen in Konflikt. Und wofür wir nicht alles verantwortlich gemacht werden! Selbst Unterlassungen sind strafbar. Da bekommt man langsam eine dicke Haut. Das läuft nun alles neben unseren eigentlichen Aufgaben. Aber mit der Zeit bekommt man eine gewisse Fixigkeit. Es stehen mir ja Leute und Material zur Verfügung.

Ich will heute einen Wetterbericht geben. Es ist milde, gegen – 5 Grad, aber starker Wind, der Schneeverwehungen verursacht. Gestern dagegen war es, selbst bei – 11 Grad recht kalt. Ich habe die ganze Kompanie zur infanteriepioniermäßigen Ausbildung draußen. Das wird jeden Samstag gemacht.

Gestern abend haben wir mit einigen Unteroffizieren einen Trunk veranstaltet, der bis 2 Uhr gedauert hat. Morgen fahre ich ins Kino. Daraus ersiehst Du, daß sich bei uns nichts geändert hat.

Nun zu Deinem Brief. Unsere Verpflegung ist immer noch sehr gut. Der Mittagszettel für Sonntag lautet: Kartoffelsuppe, Kalbsbraten, Semmelknödel mit Kartoffelsalat. Morgens Bohnenkaffee, Marmelade und Butter, abends Hartkäse und schwarzen Tee. Da kann man nicht meckern. Alles ist reichlich. Marketenderwaren: Schnaps, Rauchwaren, Dinge des täglichen Bedarfs, wie Zahnpasta, Feuerzeug, Rasierklingen usw. Mit dem Brot wechsel ich, mal Sauer- mal Weißbrot.

Ich wurde im Schreiben unterbrochen. Die Küche legte ihren Empfang vor und den Speisezettel für die nächsten drei Tage. Da wir zehn Mann Ersatz bekamen und viele Außenkommandos zurück sind, heißt es Kartoffel sparen. Es muß Mist besorgt werden und Samen für die Frühjahrsbestellung. Ein Urlauber brachte schon Samen mit, sodaß Du Dich nicht darum zu bemühen brauchst. Es wird auch in der Heimat sehr schwer halten. Der Urlauber ist selbst Gärtner und hat Beziehungen. Das Kartoffelland muß vergrößert werden, da mehr Gemüse angebaut werden soll. 3 Mann hatten sich durch Krankmeldung vom Ausbildungsdienst drücken wollen. Der Arzt stellte Dienstfähigkeit fest. Heute, Sonntagnachmittag, werden sie gesondert ausgebildet. Solche Burschen werden hart angefaßt. Von dem Nachersatz aus der Heimat haben 2 Mann noch Strafen abzusitzen, der eine 5 und der andere 14 Tage Arrest. Da muß jeden Tag Holz und Verpflegung zur Arrestanstalt geschafft werden. Sei also nicht böse, wenn meine Briefe nicht immer tiefschürfend sind.

Mein Tausch Milch gegen Brot wird immer noch weitergeführt. Schade, daß ich nicht in der Ost-Ukraine liege. Von dort wird berichtet, daß eine Gans 3–4 RM, ein Huhn für 1.50 zu haben ist, soviel wie man will. Auf der anderen Seite ist es aber im Süden unruhig. Ob man sich dorthin wünschen soll, ist doch recht zweifelhaft. Wir richten uns jedenfalls auf das Frühjahr ein, das aber erst im Mai zu erwarten ist. Wie lange wird die Urlaubssperre dauern?

Zucker, Helmut † 1944

Gegen 21 Uhr **Luga am Ilmensee**

Heute ist nun der Taschenkalender eingetrudelt, hzl. Dank. Es war wieder ein sehr schöner Sonntag, und wird vielleicht auch noch zwei oder drei Stunden älter werden, bei frischem Schnee draußen, aber Föhnwitterung. Doch beinahe wäre er vermasselt worden, und das kam so:

Gestern Nachmittag haben wir für unsere Neulinge Untersuchung gehabt, wo ich aus bestimmten Gründen wegen des Wiegens und Messens mit dabei sein mußte. Das dauerte von zwei bis fünf und fing dann an, erheblich länger zu dauern, insofern als der Doktor, der San. Uffz. vom Batl., unser Sani, sein Fw. und eben ich auch noch im Untersuchungsraum zusammenblieben und schon in einer kurzen Untersuchungspause zum «Aufwärmen» der erste Cognac genehmigt wurde. Da der Kreis recht gemütlich war, habe ich dann auch noch mitgehalten bis zum sechsten oder siebten Cognac. Danach merkte ich jedoch, daß es zu allermeist genug war, veranlaßte zunächst mal, daß die Bratkartoffeln, die es zum Abend gab, nun serviert wurden. Beschaffte dazu auch noch saure Gurken und habe mich solchergestalt noch rechtzeitig wieder nüchtern essen können und mich dann um 8 zurückgezogen. Da war ich nur müde geworden, habe mich dann aber gut ausschlafen können bis heute früh gegen 8.

Der heutige Vormittag endete mit einer sehr schönen Begrüßung der Neuen durch den Major (Volksschullehrer aus Neiße O/S). Nach dem Essen wieder ein bißchen geschlafen. Schließlich zur Dämmerstunde wieder Kaffee gekocht, wobei wir uns zu zweien erstmal an unserm Verpflegungslebkuchen gütlich taten. Danach im «Reich» und «Schwarzen Korps» gelesen, einen kurzen Brief geschrieben, zu Abend gegessen (Kartoffelsalat und Wurst), und während Rudi mit einem Schreiber seit anderthalb Stunden am Tisch Schach spielt, Storms «Chronik von Grieshuus» zu Ende gelesen. Meine Bude ist jetzt wie folgt eingerichtet: 1 Russenofen, 2 Kleiderhaken, 3 Eiserner Ofen, 4 Nacht- und Eßtisch-

chen, 5 Aktenkiste, 6 Bett, 7 Wandbord, 8 Arbeitstisch, 9 Tisch mit Strohsack als Decke überzogen. Bett bei Tage als Sofa eingerichtet. Wände z. T. mit Strohsäcken bespannt. Wenn die Stube nun hoffentlich bald gestrichen, geweißt und gemalt ist, kommen dann an die Wandverspannungen herum Leisten und endlich auch wieder Bilder und Wandsprüche usw. Z. Zt. stehen Kalender und Führerbild auf der Aktenkiste (etwas mehr als Tischhöhe).
Sonst ist eigentlich nichts besonderes. Hzl. Gruß Helmut

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**
Meine liebe Frida!
Das Wetter ist zum Spazierengehen wenig geeignet. Schlappschnee, also das beste Dreckwetter. Ich bin daher heute Nachmittag zu Hause geblieben. Mit Schlafen, Essen und Schreiben vergeht ein Sonntag nach dem anderen. Hinrich schrieb ganz trocken, ob ich zu Weihnachten nicht Urlaub hätte bekommen können. Er stellt es sich so einfach vor, Urlaub zu bekommen. Er rechnet wieder damit, eingezogen zu werden, dann wird er ja merken, wie es damit ist.
Zum Abendbrot hat es Bratkartoffeln mit Rührei gegeben. Sie haben gut geschmeckt, alles was man selber kocht, ist ja gut. Heute Abend ist auch KdF-Vorstellung. Ich werde morgen Abend hingehen, mal abwarten was die Kameraden sagen, ob die Leistung auch gut ist und ob der Saal geheizt ist. Meistens wird vergessen zu heizen, sich 2 Stunden in Kälte hinsetzen ist kein Vergnügen. Da können sie ihr Varieté behalten! Genau so ist es mit Kino, aber immer ist der Saal ungeheizt. Einmal bin ich in diesem Winter hingegangen, aber auch das letzte Mal. Denn wenn sie für uns kein Holz übrig haben, dann brauchen sie auch kein Kino zu machen. Wenn ich am Tage draußen bin, bleibe ich gern abends beim warmen Ofen.
Grüße den kleinen Racker u. Mutter!

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**
K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»
Liebe Mutti,
eben habe ich einen Pferdeschlitten kutschiert. Unsere Truppe wurde zum Essen mit dem Schlitten abgeholt, und ich saß vorn beim Fahrer, der mir die Zügel überließ. Es ist fabelhaft gegangen und das allerdings sehr sture und lammfromme Pferdchen lief mit meinen Zusprüchen und Zügelziehen einfach blendend. Heute dürfen wir endlich wieder spielen nach der Sperre. Da gibt es gleich zwei Vorstellungen im hiesigen

Theater. Dienstag fahren wir weiter und ich bin darüber ganz froh, da die Sauferei hier ekelhafte Formen annimmt. Wir sind ja nur noch besoffen. Am Nachmittag geht das Likör- und Schnapstrinken schon los und abends fließt dann Sekt, putzen wir uns mit französischem Rotwein die Zähne und sind blau, blau, blau! Ich habe Sehnsucht nach meinem Edi und werde ihn wohl nie wiedersehn. Margo sagt, daß dies ein Mann für mich wäre. Ruhig, still, überlegen und leidenschaftlich. Und nachdem ich von ihm fort bin, mußte ich schon wieder 300 verschiedene Männer küssen und 5 haben sich sterblich in mich verliebt. Es ist einfach doll hier mit den vielen Männern. Jeden Typ lernt man kennen, jeden kann man gewinnen. Die Nettesten sind verheiratet. Gestern waren wir am Dnjepr unten und sind auf dem Eis des Flusses spazierengegangen. Wir haben zugesehen, wie die Russinnen in einem ins Eis geschlagenen Loch ihre Wäsche waschen, ohne Seife, mit einem Stück Holz schlagend. Aus dem Flusse werden riesige Eisblöcke gehauen, die überall mit Schlitten weggefahren werden und am Ufer herumliegen. Unser O.T. Offizier, der uns begleitete, versuchte einen dieser, mir bis zur Brust reichenden Eisblöcke zu beschießen. Aber die Revolverkugel sprang einfach ab und fiel in den Schnee. Ich flirte hier mit einem hocherotischen eiskalten Mann, der sich für meine Kindhaftigkeit sehr interessiert. Er ist Diplomingenieur der O.T.
Wir haben 2 Vorstellungen im riesigen Theater.
Leb wohl Biggi.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebe Margot!

«Lichtvoll leuchtet im Leben die Liebe,
höher und höher die heißen Herzen erhebend!»

Was kann wohl mehr einen Menschen in seinem Tun anspornen als das Wissen, es für einen anderen zu tun, im Sinne eines geliebten Menschen zu handeln. Das läßt sich wohl zum Negativen als auch zum Positiven abwandeln. Und so braucht man das berüchtigte «Cherchez la femme» nicht nur in dem üblichen Sinne aufzufassen. Freilich ist es nicht selten, daß ein Mensch wirklich so stark in seinem Handeln beeinflußt wird, daß er nur noch unter dem Gesichtspunkt einer geliebten Frau handelt und wirkt. Das kann dann viele Gründe haben. Es kann an der Frau liegen, die so selbstverständlich liebt, daß sie sich alle Ansprüche an den anderen vergibt, oder darauf zurückzuführen sein, daß eben nicht von Liebe, sondern nur von Verliebtheit gesprochen werden dürfte.

Ich habe vorgestern geschrieben, daß man wirklich lieben immer nur einmal zur gleichen Zeit kann, also zur Liebe ganz selbstverständlich die Treue gehört. Doch aber habe ich einen Bekannten hier in der Kompanie, der war völlig hingerissen von einer Frau, hat es aber doch fertiggebracht, während seines Urlaubes zur gleichen Zeit mit deren Freundin die Treue zu brechen. Als nun seine Braut, als die er sie bezeichnete, dahinter kam und das Verlöbnis auflöste, hat er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Urlaub zu bekommen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Vermöge seines Dienstgrades ist es ihm auch gelungen, den Urlaub zu bekommen. Er hat der Frau auch wieder die Echtheit seiner Empfindungen vormachen können. Für mein Empfinden ist so etwas eine Lumperei, die sich auch nicht mit der ständigen Todesbereitschaft des Soldaten erklären oder entschuldigen läßt.
Ich schreibe dies nur, weil der von mir vertretene Standpunkt zwar für mich Grundsatz ist, es aber durchaus nicht allgemein zu sein braucht. Es gibt eben Männer und Frauen, die zur Aufpulverung ihres Selbstbewußtseins stets die Gunst einer Vielzahl aus dem anderen Geschlecht benötigen und in den Äußerlichkeiten steigern sich solche Komplexe bis zur Komik oder Tragik, je nach Veranlagung. Vanitas, vanitatum vanitas.
Ich halte solche Leute für aufgeblasen. Aber sie machen doch irgendwie Eindruck und erreichen sehr oft ihr Ziel.

Dühr, Hartmut *1924 **(Tschechoslowakei)**

Anfang Februar wurde mein Lehrgang auf einen Truppenübungsplatz verlegt. Dort traf bald darauf ein Schreiben der Reichsführung SS ein, daß ich für sechs Monate «garnisonsverwendungsfähig Heimat», d. h. im Innendienst einzusetzen, und daß ärztliche Behandlung erforderlich sei. Dementsprechend wurde ich «2. Schreiber» in der Schreibstube.
Eines Tages – die Kompanie war ins Gelände abgerückt – hörten wir in nächster Nähe einen Gewehrknall, einen scharfen Schuß offenbar, aber auffallend dumpf. Der Schuß war anscheinend in der Nachbarbaracke abgefeuert worden. Gleich darauf riß der Spieß die Tür zu seinem angrenzenden Dienstzimmer auf und schrie in die Schreibstube: «U.v.D! Sieh mal nach, was da los ist!»
Der U.v.D. rannte hinüber und kam nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein: Er hielt die Hände vors Gesicht und torkelte etwas. Er ging zum Spieß hinein. Ich hörte ihre leisen, erregten Stimmen, konnte aber nichts verstehen. Dann erschien der Spieß, nun auch mit kalkweißem Gesicht, und befahl mir, den Kradmelder und einen Krankenwagen

telefonisch herbei zu beordern. Der Kradmelder war schnell zur Stelle, bekam vor der Tür einen Befehl vom Spieß und jagte davon.
Der Krankenwagen rollte vor, und kurz darauf kam auch der Melder zurück, auf dem Rücksitz der Chef. Er, der Spieß und die beiden Sanis mit einer Trage verschwanden in der Baracke. Es dauerte einige Zeit, bis sie wieder erschienen. Auf der Trage eine zugedeckte Leiche, die in den Sankra geschoben wurde.
Der Chef kam zu uns in die Schreibstube und berichtete, der XY habe sich eine Kugel durch den Mund in den Schädel gejagt. Er verpflichtete uns zu absoluter Verschwiegenheit.
Die Stube, in der das Schreckliche geschehen war, wurde gleich danach gesäubert, verschlossen und für die Dauer dieses Lehrgangs nicht mehr benutzt. Selbstmord galt bei der SS als Kapitalverbrechen, das es eigentlich gar nicht geben durfte, geben konnte. Kein Soldat konnte einen Grund haben, sich selbst das Leben zu nehmen; er hatte es nur für «Führer, Volk und Vaterland» einzusetzen und notfalls zu opfern.
Der Tote hatte einen Zettel zurückgelassen: «Ich habe geliebt guten Wein, schöne Frauen und gute Pferde.»
Damals war ich sehr erschüttert, daß ein Mensch um dieser drei noch so erstrebenswerten Lebensinhalte willen, sein eigenes Leben vernichten konnte. Heute erkenne ich, daß er die Defizite, ja die Qual *dieses* Lebens nicht anders als so hatte beschreiben können oder wollen. Ich kannte ihn als einen umgänglichen, stillen, manchmal etwas verschlossenen und sensiblen Mann, kein Ellenbogenmensch, aber durchaus nicht depressiv. Er hatte getan, was ich schon einmal erwogen hatte und später noch einmal, mit der Pistole in der Hand, erwägen sollte.
Was war es, das mir und sicher auch ihm dieses Leben zur Qual werden ließ? Ich sehnte mich durchaus nicht danach, im Kampf das Eiserne Kreuz oder Eisen ins Kreuz zu bekommen. Insofern hätte ich dem Geschick, das mir immer wieder Krankheiten bescherte, die mich zum Fronteinsatz untauglich machten, geradezu dankbar sein können. Aber ich litt darunter, als Simulant zu gelten, so unanfechtbar ich auch mir und anderen darlegen konnte, daß man eine Angina, eine vereiterte Marschblase, eine schwere Knöchelverstauchung und ein Ulcus duodeni nicht gut simulieren kann. Heute weiß ich freilich, was damals wohl noch kein Arzt wußte oder gelten ließ: Ich hatte mir buchstäblich «ein Loch in den Bauch gebissen», das sich als Ulcus zeigte. Die Seele, das Vegativum, das Unbewußte – wie immer man es nennen will – reagierte körperlich auf die Enttäuschung, die Wut, die Verzweiflung. Die Parolen, mit denen man das deutsche Volk in den Krieg und uns ins

Soldatsein und gar in die Waffen-SS gejagt oder gelockt hatte, waren als Täuschung entlarvt.
Aber warum hielten andere die Öde dieser Tage, Wochen, Jahre durch – und ich nicht?

Böttger, Hermann *1923 **Sagan**
Liebe Mutter!
Vorläufig muß ich noch warten mit Urlaub, zuerst fährt nämlich der gesamte Jahrgang 24 auf Urlaub. Das wird wohl die neue 6. Armee geben. Aber so Ende der Woche hoffe auch ich dran zu sein, vielleicht kann ich schon Donnerstag fahren.
Übrigens habe ich jetzt wieder den Chef bekommen, bei dem ich so verschissen hatte und bei dem ich schon mal telegraphisch vom Urlaub zurückgerufen wurde. Das Wetter ist schlecht. Montag und Dienstag haben wir so eine Übung etwa 6 km (!) von der Kaserne mit Biwak im Freien. Solch einen Unsinn bringen auch bloß die Saganer fertig. Als ob man nicht noch früh genug in Rußland zum «Erdlochhausen» kommt.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**
Am 7. 2. früh um ½ 3 Uhr ruckte der Zug an. In der Nacht passierten wir Regensburg, am Morgen Schwandorf. Ich stehe an der offenen Wagentür, strecke die Glieder, die vom unbequemen Schlafen steif sind und schaue hinaus. Ich will mir das Bild der deutschen Landschaft, des deutschen Dorfes noch einmal fest einprägen. Aber die Dörfer und Höfe hier sind recht unsauber, unordentlich. Vor Plauen, durch das wir gegen 15 Uhr fuhren, faßten wir eine herzhafte Erbsensuppe und Verpflegung (60 g Butter, Käse, 6 Zigaretten).
Außerdem, aber eigentlich ist das nebensächlich, schnauzte mich der Inspektor an, weil ich mein Putzeramt nicht ordnungsgemäß ausübte! Der soll mich am . . .! Heute mußte ich ihm sogar einen Hosenknopf annähen! Faules Volk!
Beinahe hätte ich etwas – teilweise sehr schönes, teilweise seltsames – vergessen. Mir träumte, ich küßte U.N. auf die Wange. Dann sahen wir uns an, und sie kam meinen Lippen entgegen. Lange küßten wir uns. Später erschien ein Mann, *ihr* Mann. Auch ihn küßte ich, denn er war meinem Vater sehr ähnlich.
Am Nachmittag schneite es zeitweise ein wenig. Die Äcker leuchteten rötlich. Abends passierten wir Zwickau und Chemnitz (½ 20). Lange konnte ich nicht einschlafen, denn der Wagen schütterte, knurrte und schlingerte, daß es seine Art hatte.

Köhler, Gerhard 1916–1944 **auf Transport nach Rußland**
Mein herzensgutes Milein!
Seit heute morgen fahren wir nun durch die polnische Einöde, weite, unabsehbare kahle Flächen sind schneebedeckt und vereinzelt stehen Panjehütten mit zerrissenen Strohdächern. Die polnischen Menschen sind mir noch bekannt aus meinem Einsatz im Sommer und Herbst 1940 in Ostrolenka [?]. Darum ist mir die neue Umgebung nicht fremd. Es ist hier noch nicht sonderlich kalt. Der gut geheizte Zug läßt uns das Leben im Abteil einigermaßen angenehm erscheinen, die Tage vergehen einer nach dem andern. Die so unendlich lang erscheinende Bahnfahrt hat nun nahezu ihren Höhepunkt erreicht. Als wir deutsches Reichsgebiet bei Kattowitz verließen, haben wir von den kulturellen, zivilisatorischen und landschaftlichen Schönheiten, in denen wir zu leben gewohnt waren, Abschied genommen. Jetzt müssen wir uns behelfen.
Dein Gerhard

Hans M.
An seinen Lehrer **Hude**
Verehrter Herr Studienrat!!
Draußen rast der Sturm über das weite flache Land und treibt den Regen vor sich her. Die Natur zeigt sich in einem Bild der Trostlosigkeit und doch spürt man die kommende Erneuerung. Ich liebe das Wetter; wenn man sich mit Macht gegen den Wind stemmen muß und der Regen einem ins Gesicht peitscht. Es erscheint mir immer wieder von neuem, als würde mit jedem Tropfen, der einem über das Gesicht rinnt, etwas von dem Unreinen, das sich in einem aufgespeichert hat, weggeschwemmt. Da draußen auf den einsamen Pfaden, die durch die dünnen Wälder führen, findet man zu sich selbst. Dort draußen, bei den sichtbaren und unsichtbaren Zeichen von Gottes wahrer Größe. In solchen Augenblikken flüchte ich immer in ein kleines einsames Haus inmitten der Wälder. Da mich mein Weg oft hierher führt, kennt man mich. Gerne räumt man mir ein kleines Eckchen und nach einem kurzen Plausch bin ich dann ganz allein. Ich brauche es, wie noch nie zuvor. Der Rahmen bei meinen Kameraden ist nicht dazu angetan, um mir die Ruhe zu sichern, darum bin ich in jeder freien Minute hier. Ganz allein mit sich, den Blick nach draußen auf den Wald gerichtet, so schöpfe ich aus dieser Besinnung die Kraft, die ich brauche, wenn es wieder einmal nach «Draußen» geht.
Heute kam Ihr Brief. Eine innere Unruhe überkam mich. Nicht weil ich Sorge hätte haben können, daß meine Worte unverstanden geblieben wären. Unruhe ist vielleicht auch falsch, eher spannungsvolle Erwar-

tung. Ich spürte die Gemeinsamkeit, noch ehe ich eine Zeile gelesen hatte. Um eines möchte ich Sie bitten. Sie sprachen zu uns, da Sie unser Klassenlehrer waren, von: «Meinen Jungs!» Und einer dieser bin ich geblieben. Zu einem Jungen kann man nicht mit einem «Sie» finden. Bitte bleiben Sie bei mir bei dem «Du». Es mag ja einmal eine Zeit gegeben haben, wo man großen Wert auf solche Dinge legte, so etwas verliert sich im echten Erleben. Wenn man erkannt hat, daß beim Menschen der Charakter, der Wille und die Einsatzbereitschaft entscheidet! Sonst nichts!!

Stichnoth, Vera *1908 **Berlin**

Ein neues Wort, ein neuer Begriff, vielleicht ein neues Dasein? Mobilisierung aller verfügbaren Energien und Kräfte im Reich. Schließung der Lokale, Einberufung der Handwerker, Arbeitspflicht für alle Frauen bis 45, für alle Männer bis 60 Jahre. Es sind Katastrophen im Osten gewesen und vielleicht wieder im Werden, Gott verhüte es!, die das Äußerste notwendig machen, um das nackte Leben zu erhalten, überall kracht und knirscht es, es ist wie im Ersten Weltkrieg. Die deutschen Truppen stehen tief im fremden Land, und trotzdem kann das Volk nicht durchhalten. Der Haß gegen die Partei, die verzweifelte Hoffnungslosigkeit dieses Kampfes und seiner entsetzlichen blutigen Opfer, die Aussichtslosigkeit aller Hoffnungen für später, die Unsicherheit im eigenen Lande, aufbrechende Unruhen in allen besetzten Gebieten, Unterernährung, Arbeitsüberlastung, das völlige und restlose Fehlen irgendeines auch nur halbwegs stabilen Momentes im täglichen Leben, das alles macht die Menschen grau, verbittert, mürrisch, ängstlich und böse. Immer gibt es noch einige, die ich bewundere und beneide, die in all dem Chaos noch den Ausblick finden, die noch glauben, noch hoffen, starr an dem festhalten, was unsere Propaganda serviert, die einen Sinn legen in all das, was uns so unabsehbares Elend gebracht hat. Ich bin kleinmütig. Gewiß, ich war es immer!

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Trost suchen bei irgend jemand ist Unsinn, es gibt nur noch die Wärme, die manche Menschen ausstrahlen, die helfen kann. Vielleicht muß man Trost geben, um selbst Trost zu finden. Eben wieder einen dieser unsinnigen Kräche mit Mama, die mich beschimpft, daß ich Dauerwellen habe, Journalistin bin, statt in eine Rüstungsfabrik zu gehen.
Überlegung: Worin besteht Haltung? Habe ich sie an dem fatalen Abend gestern verloren? Es waren aber Tränen der Wut über dieses Maß

von Unverständnis. Wie sollte man wirklich sein? Gleichmäßig, beherrscht, eisern, das heißt unnatürlich?
Vielleicht sind die Russen schon in vierzehn Tagen in Warschau. Kleine Handwerksbetriebe werden geschlossen. Alle Waren beschlagnahmt, die Räume und Büroeinrichtungen ebenfalls. Dafür werden sie mit Geld entschädigt. Was ist schon Geld?
Auch die Fakultäten, bis auf Medizin und Technik, sollen schließen. Die Studenten und alle Frauen unter 45 Jahren ohne Arbeit müssen sich zum Einsatz (sprich: Fabrik) melden. Ilse Curtius erzählte, daß die Bonner Professoren im Schießen ausgebildet werden, gegen eventuelle Arbeiteraufstände. Beim Umbruch in der Setzerei sagte mein Metteur: «In eine schönere Zukunft sollen wir geführt werden – Gashahn auf und ab ins Himmelreich!»

Kreuder, Ute *1923
An ihre Mutter **Erlangen**

Geliebteste Süße!
Ich freue mich an sich über die radikalen Bestimmungen, da werden doch so viel Leute frei! Friseure sollen geschlossen, Dauerwellen abgeschafft werden! Gepriesen sei die Hebammenfrisur! Mein Gott, was werden wir noch erleben! Und das arbeitende Volk ist so hämisch und schadenfroh und auch mit Recht erfreut, daß jetzt die fetten Madames mit zwei Dienstmädchen auch ranmüssen. Dafür bin ich ja auch, man hört so viel tolle Fälle!! Aber im ganzen ist es doch erschütternd, wie die Grundsätze etc. schon um sich eingefressen haben! Statt daß man weiß und als selbstverständlich hinnimmt, daß reiche Leute eben Dienstboten haben und ein Luxusdasein führen, wie es von jeher war, hackt man jetzt mit persönlichem Interesse drauf rum, daß die auch was tun, wenns einen selbst auch gar nichts angeht.
Übrigens wird erzählt, daß ein Schriftsteller glaub ich, Klepper, mitsamt seiner Familie aus Verzweiflung Selbstmord begangen habe, während man es auch von Wiechert behauptet, aber ich weiß nicht, ob's stimmt.
Ach, von Nürnberg wär noch viel zu sagen. Bücher gab's da! Ich hätte für 500 Mark kaufen können – vorausgesetzt, daß es die in den Schaufenstern liegenden wirklich zu kaufen gab. Ich war nur in einem Laden, der die ganze Auslage zu meinem Entzücken voll bezaubernster Miniaturen hatte, Stück 40–50 Mark, herrliche Sachen. Und auch die Mode- und Kunstgewerbeauslagen, ach, die Auslagen überhaupt, ein Genuß. Und die schöne Stadt. Jetzt stehen an allen Gebäuden Schilder: Historisch wertvoll, etc. Ganz gut zur Orientierung. Innigst in Liebe, stets …

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Reichsleiter, Gauleiter und viele andere hohe Nazi-Herren waren zu einem Treffen bei Hitler. Einziges Thema: die Fortsetzung des Krieges und dessen Totalisierung – nach den Rückschlägen der letzten Monate (Stalingrad; Afrika . . .)

Das Treffen wurde vom dämonischen Erzengel Nr. 2, Bormann (Nr. 1 ist Goebbels), geleitet. Goebbels war Hauptredner. Außer ihm redeten Sperr, Sauckel, Ley, Funk, Backe, Ganzenmüller und «General von Unruh».

Der Letztgenannte ist allmählich in sehr hohem Grade von allen Deutschen gefürchtet, die noch keine Uniform tragen; denn seine Hauptaufgabe besteht darin, Büros, Fabriken etc. etc. «durchzukämmen», um ständig mehr Soldaten zu finden . . .

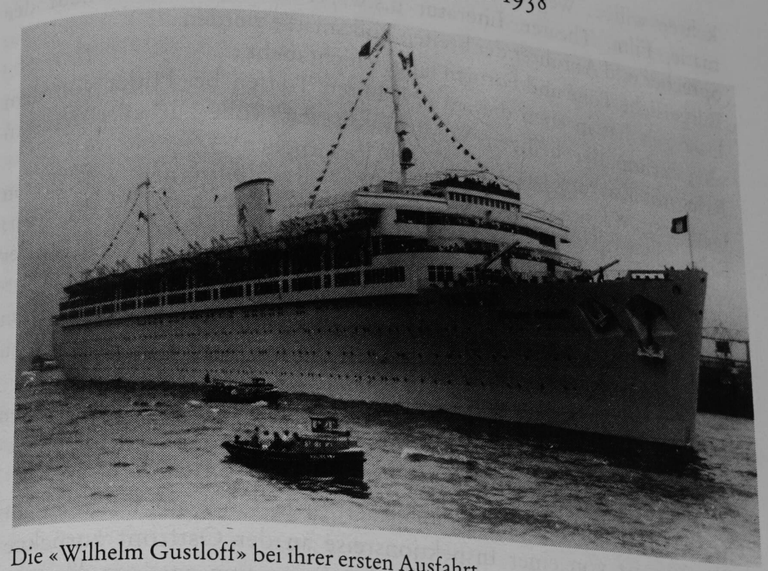
Die nazistischen Tyrannen und vabanque-Spieler einigten sich beim Treffen über eine Anzahl von «Dekreten», die den Krieg totalisieren sollen.

Alle Betriebe, die für den Krieg und für die Kriegsproduktion entbehrlich sind, sollen geschlossen werden. Das sogenannte «Friedensleben», mit sämtlichen Formen von Komfort und Luxus (!), soll verboten und abgeschafft werden. Es soll von Männern und Frauen, von Alten wie von Jungen mindestens doppelt so viel wie bisher gearbeitet werden. Der verrückte Dr. Ley sagte z. B.: «Jeder Arbeiter muß nun zu einem Fanatiker der Leistung werden.»

Bormann redete von der (höllischen) «Nibelungen-Treue»: kann Deutschland – unter einem Führer Hitler – nicht siegen, dann ist es nicht Hitlers Schuld, sondern die des versagenden deutschen Volkes, dann hat das deutsche Volk nichts anderes als Vertilgung verdient . . . Wo die deutschen Heere zu weichen gezwungen werden, ist es die Pflicht der Nazis, für die total verbrannte Erde zu sorgen; nichts darf im unbeschädigten oder brauchbaren Zustand in die Hände des Feindes fallen. In der äußersten Situation, wo es «kein Vor» und «kein Zurück» mehr gibt, bestätigt der glaubende Nazi seine Treue gegen Hitler und der nazistischen Weltanschauung durch einen heroischen Selbstmord . . .

Nach diesem Treffen habe ich von einem Goebbels-Adjutanten mehrere Blätter mit Texten zu einigen der Dekrete der Kriegstotalisierung ausgehändigt bekommen. Weit interessanter als diese Dekrete ist jedoch ein Dokument, das Goebbels als «Chef der ganzen Kriegstotalisierung» hervortreten läßt. Von Goebbels heißt es in diesem Dokument, daß er in seiner ganzen Haltung dem Volk gegenüber nun zum radikalen und revolutionären, kompromißlosen Fanatismus der Kampfjahre zurück-

Zeitsprung in das Jahr 1938



Die «Wilhelm Gustloff» bei ihrer ersten Ausfahrt

kehren will ... Weg von nun an mit aller Verfeinerung durch Diplomatie, Film, Theater, Literatur u.s.w.... Goebbels will erneut der Sprecher und Anführer der breiten Volksmasse werden ...

Bürgerliche Töne und Formen taugen nicht mehr ...

Goebbels hat in eben diesem erwähnten Treffen bei Hitler von dem «Mysterium der heiligen Wildheit, die das Volk zur allerhärtesten Kriegstotalisierung entflammen soll», gesprochen.

Gauleiter Wagner sagte auf dem Treffen: «Gewinnen wir diesen Krieg, dann ist es der Nazismus, dann ist es unsere Partei, die siegt; verlieren wir ihn, dann ist es der Offiziersgeist der alten Zeit in der Wehrmacht, der verliert ...»

«Der Minister sieht gerne, daß Sie von diesem Material einen guten Artikel in der ‹Svenska Dagbladet› schreiben» – sagte der Adjutant zu mir.

Leider ruft er eine knappe Stunde später bei mir an: «Ich sende einen Eilboten zu Ihnen rein – wir müssen unverzüglich alle Papiere wiederhaben, das Ganze war ein Irrtum, nichts darf referiert werden ...»

Der berühmte Berliner Professor Sauerbruch, Chef am Krankenhaus «Charité», ist von einer Inspektionsreise an der Ostfront zurückgekehrt. Er ist von den Zuständen in den Lazaretten entsetzt. Von den 26, die auf seiner Reiseliste standen, bekam er nur 12 zu sehen. Überall stellte er Mangel an absolut notwendigen Medikamenten und Instrumenten fest. Zuletzt begab er sich ins Führerhauptquartier – er hat früher den Führer selbst behandelt und kennt Hitler also persönlich.

Bevor er vorgelassen wurde, servierte Martin Bormann ihm eine drohende Rede: «Wenn Sie etwas Negatives sagen, kann es passieren, daß Sie Berlin nicht wiedersehen ...»

Die Gestapo hat eine ganze Familie ermordet – mehrere Generationen.

Die Familie – Leiss, in der rheinländischen Stadt Moers – hat alle Tage der großen polnischen Minderheit in Westdeutschland angehört. Alle sind gehängt worden – weil ein Sohn, der an der Ostfront stand, zu den Russen übergelaufen sein soll. Jetzt behauptet die Gestapo, daß die ganze betreffende polnische Familie, kommunistische Sympathien gehegt hat, und daß dessen Mitglieder Spionage gegen Deutschland betrieben haben ...

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Der deutsch-evangelische Sonntagsdienst in London bringt Auszüge aus einem Advent-Hirtenbrief (vom 20. Dezember) des Berliner Bischofs Preysing. Ich denke, es ist derselbe *Graf Preysing*, der zur gleichen Zeit wie ich in Würzburg Jus studierte, dann im Bayrischen Auswärtigen Amt war und schließlich katholischer Priester und so etwas wie päpstlicher Diplomat wurde. Um so mehr hat es mich interessiert, daß er über Gerechtigkeit und Recht als von Gott gegebene und Gott allein gefällige Grundlage aller menschlichen Beziehungen sich verbreitete, die völkische Anmaßung verurteilte und forderte, daß wir bei allem Tun und Lassen stets prüfen, ob es mit unserem Begriff von Gerechtigkeit übereinstimmt. Auf dem Boden des Rechtes, nicht des Nutzens, der Macht oder Willkür erwächst die Freiheit der einzelnen wie der Völker. Eine schöne Bibelstelle, die er anführte, war die Antwort der Apostel Petrus und Johannes vor ihren Richtern: «*Richtet selbst, ob es vor Gott recht ist, daß wir Euch mehr gehorchen als Gott.*» Preysing hat den Weg zur allgemeinen Verständigung, die Grundlage für jeden Frieden und Fortschritt aufgezeigt.

Scholl, Sophie 1921–1943

An Fritz Hartnagel **Ulm**

Mein lieber Fritz

An Deinem Geburtstag war Haecker bei uns. Dies waren eindrucksvolle Stunden. Seine Worte fallen langsam wie Tropfen, die man schon vorher sich ansammeln sieht, und die in diese Erwartung hinein mit ganz besonderem Gewicht fallen. Er hat ein sehr stilles Gesicht, einen Blick, als sähe er nach innen. Es hat mich noch niemand so mit seinem Antlitz überzeugt wie er.

Zur Zeit ist Otl [Aicher] in Urlaub. Ich habe in den letzten Tagen viele Stunden bei ihm verbracht, weil er mich modelliert hat. Nun habe ich große Lust in meine Hände bekommen, es ihm gleichzutun. Ich freue mich schon darauf. Die Feder oder das Bleistift sind viel zu ungeduldig, um ein Gesicht festzuhalten. Auch habe ich, wenn ich sie gebrauche, nicht diese Sicherheit, die ich beim Betasten des Lehmes spüre, beinahe verführerisch.

Ich warte ungeduldig auf Deine nächste Nachricht. Hoffentlich bist Du weitertransportiert worden und kannst es bewerkstelligen, wenigstens in meine Nähe zu kommen. Das heißt, solange ich noch frei bin [es drohte ein Kriegseinsatz] (das ist ja sehr bemessen), fahre ich natürlich zu Dir. Ich bin schon voller Freude in dem Gedanken, mit Dir zusam-

men zu sein. Jede Minute schießt ein neuer Plan in mir hervor, wie Unkraut aus einem Misthaufen. Doch leuchtet das Unkraut in allen Farben.
Doch ich werde mich bezähmen, Du brauchst nicht schon jetzt Angst zu haben.
Laß Dich vielmals recht von Herzen grüßen! Deine Sophie.

Graf, Willi 1918–1943 **Pfronten**

der sonntag in pfronten. der himmel ist verhangen, die nebel hängen tief ins tal. es beginnt zu regnen, dann zu schneien.
am mittag wollte ich eigentlich abfahren, doch ich bleibe noch. wir machen wieder einen gang durch den nassen schnee, sitzen dann auf dem zimmer. das telegramm von otto. [Die Nachricht, daß Otto Vieth nach seiner Verwundung bei Stalingrad im Lazarett in Lengerich sei.] ria ist natürlich aufgelöst, und dann machen wir pläne zur abreise. am abend sitzen wir und besprechen rias reise, die ja schließlich eine anstrengung für sie ist. abschied am späten abend.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**

Mein lieber Julius!
Stalingrad wird uns beiden gleich nahe gegangen sein. Es ist so, als wenn man einen lieben Angehörigen nach schwerem Leiden verloren hat. Die Frage nach der Schuld kommt natürlich, aber ich glaube, der Fehler ist derselbe wie im vorigen Jahr, wir haben uns in der russischen Sphinx und ihrer Stärke geirrt, die Russen verstehen es eben meisterhaft, sich zu tarnen und zu verstellen, das ist doch asiatisch. Die Japaner können das doch auch, die Zeit spielt keine solche Rolle wie bei uns, sie können es abwarten. Wenn nur die Front nun gut zum Stehen kommt. Der Vergleich der Stalingradkämpfer mit den Nibelungen will mir nicht so gefallen, weil die Nibelungen vollständig zuende gingen. Ich denke an die ewige Wache in München, die heutige Zeit ist eben so ernst und scheinbar aussichtslos wie der 9. November 1923, möchten wir den Helden von Stalingrad ein Denkmal setzen können mit der Inschrift: Und Ihr habt doch gesiegt! Du schreibst, daß der Geist der Gefallenen sichtbar die Kameraden begleitet, der Geist des Opfertodes von Stalingrad sollte uns alle begleiten und uns hart machen zum letzten Kampf. Ich bin wirklich dankbar, daß Du im Russ. Krieg nicht mehr direkt bei der Truppe gewesen bist, und daß Du nun auch nicht im Kaukasus warst. Aufreibend und gefährlich genug ist Deine Tätigkeit ja immer noch.

Ich war eben im Film «Urwaldhölle», die Beschreibung einer Expedition durch brasilianisch-Guyana 1935–37, ein Nebenstrom des Amazonas, der Juryfluß, wurde von Süden nach Norden passiert über Hunderte von Stromschnellen hinweg zu unbekannten Indianerstämmen, viele interessante Natur- Tier- und Menschenaufnahmen. – Ich habe jetzt ein Buch gelesen «Zauberer Muzot», spielt in Lothringen von 1870–1939, bringt viel Historisches, würde Dich sicher noch mehr interessieren, weil Du Metz doch kennst. Es ist doch nicht so einfach, neue Provinzen mit neuen Menschen ins Reich einzugliedern, hoffentlich sind wir jetzt darin geschickter als die wilhelminische Regierung. Heiners früherer Klassenlehrer N. ist nun auch eingezogen worden; die Klasse 6 soll an die Flak nach Henningstedt und dort 18 Std wöchentlich Unterricht haben. Von den Lehrern wird nun auch allerlei verlangt, aber es ist eben totaler Krieg. Mich kann auch nichts mehr erschüttern, wenn ich keine Hilfe bekomme, mache ich es eben ohne, die Hauptsache der Russe wird endlich fertig gemacht. Dann haben wir ja noch England zu erledigen, aber wenn wir den feigen Brüdern ihren Luftkrieg erst einmal vergelten können, darauf freut sich wohl jeder.
Wenn Du doch heute den gemütlichen Sonntagnachmittag mit uns verleben könntest! Es grüßt und küßt Dich Deine Agnes

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Langensalza**

Mein lieber Franz, unser bester Papa.
Heute am Sonntag habe ich mich so weit eingerichtet, daß ich sagen kann, es ist eine gemütliche Stube, für kommende Zeit.
Wir haben ein großes Zimmer, in dem ein fabelhafter Kamin steht. Es ist schön warm und äußerst sauber. Die Mahlzeiten nehmen wir unten gemeinsam in der Küche ein. Hier ist so alles auf das Familiäre abgestimmt, was im Adrionshof ganz weg fiel.
Das Essen ist gut. Maria hat es nun leider nicht so nett wie ich. Gestern abend hat sie bei mir nur geweint und wollte Hals über Kopf wieder abreisen. Das eigene Heim kann uns ja niemand ersetzen.
Ich habe ihr gesagt, daß alles im Vergleich zu dem, was unsere Männer an Opfer bringen, ganz wunderbar ist. Heut sieht Maria die Welt schon mit andern Augen an. Es wird schon alles gut werden. Und wenn bald die Sonne scheinen wird, dann ists noch schöner. Unsere Mädchen möchten am liebsten immer bei den Tieren sein. Und Hildchen ist wieder der Hahn im Korb. Ein seltener Kerl, durch ihr Reden gewinnt sie alle Herzen im Sturm.
Die Kämpfe sind so arg in Deiner Nähe. Liebes, ein heißes Dankgebet

steigt jeden Tag zum Herrgott, daß wir vier bis jetzt gesund durch den Krieg gekommen sind. Möge es immer so bleiben. Hier merkt man nichts von dem großen Geschehen des Krieges. Jeder arbeitet vom Morgen bis in die Nacht.
Tatsachen werden hingenommen, zum Nachdenken langt es nicht. In der Stadt steckt einer den anderen mit seiner quälenden Unruhe und Sorge an. Hier spricht man über den Viehbestand, über die Saat und vielleicht über einen Feldpostbrief.
Der Dialekt ist ohne jede Wärme. Hart und kantig. Ich will das Herz gewinnen, was bei jedem Menschen viel Liebes und Gutes birgt.
Mein Junge, für heute verlasse ich Dich.
Lieb und innig soll mein Kuß sein, und viele frohe Grüße begleiten diesen Brief. Deine Hilde, Annemie u. Hildchen.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Heut 14 Uhr Rud. Rittner in Weissbach begraben. – Grau, regnerisch, sehr kühl. Kurz m[it] Schlechers draußen, die zum Lunch bleiben. Abends: Dr. Max Halbe u[nd] Dr. Döring-Manteuffel. – Vorm.: Frau Hausmann-Kohlmann macht e[inen] Scherenschnitt v[on] G. [Gerhart Hauptmann]

Halbe, Max 1865–1944 **Dresden**
Abends bei Hauptmann im Hotel Bellevue eingeladen. Er hat seinen 80. Geburtstag gut überstanden, sieht frisch und munter aus. Auch Grete Hauptmann ist dabei, ist mir gegenüber von alter ungezwungener Herzlichkeit.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
erst klar & sonnig, später wechselnd bewölkt
0° kalter Südwestwind.
Ruhiger Sonntag

Hörig, Heinz u. Ibeth **Celle**
An Hans Fallada und seine Frau
Lieber Rudolf, liebe Suse, nur in Eile ein paar Zeilen zu der beiliegenden Vollmacht. Wir hoffen sehr, daß es Euch einigermaßen gehe, denn die Stimmung ist in diesen Tagen ja wirklich schwer zu ertragen. Man muß eben versuchen, die Ohren steif zu halten … Leider hattet Ihr ja recht, als Ihr vor zu großem Optimismus meinerseits warntet … Ich krabbele

so rum, Heinz arbeitet wieder so gut es die verschiedenen Störungen durch Besorgungen und hauswirtschaftliche Arbeiten ermöglichen; Kellerbesuche etwas häufiger als im vorigen Jahre, aber unberufen friedlich. Immerhin ist das Rheuma dadurch nicht besser geworden. Wie sich wohl die neuen Verordnungen oder Gesetze auswirken werden? Man sitzt ziemlich hilflos dabei …
Zu meinen ganz großen Unternehmungen gehört der Kinobesuch am Mittwochnachmittag, und wenn ich dann mal Abends zu Karbes hinübergehen will, um still friedlich ein Rommeespielchen zu machen, dann sagt Heinz: Bleib doch endlich mal zu Hause. Und wird von mir prompt ausgelacht.
Aber zu erzählen ist da nichts. Das Gedächtnis nimmt unangenehm ab, sodaß mir auch Sachen, die ich Euch erzählen wollte, einfach versinken und verschwinden. In diesem Sommer merkten wir in Ording, daß der Radius unseres Kreises deutlich kleiner geworden war, daß einige Punkte, die sonst jedes Jahr besucht werden mußten, nicht mehr erreichbar waren; und wenn ich mir jetzt meine Wege in Celle überlege: auch da beschränke ich mich mit Wonne auf das Nächstgelegene. Wenn Ihr nicht unbedingt wegmüßt aus Carwitz, so seid froh, daß Ihr einen Landhaushalt habt. Wenn Ihr uns nicht mit Honig und ähnlichen Herrlichkeiten unter die Arme gegriffen hättet, wer weiß, wie es uns ginge! Aber schließlich, das wißt Ihr ja alle aus den Berichten von Berlinern und andern Großstädtern.
Heinz grüßt mit mir vielvielmals.
Alles Gute Euch allen Eure Ibeth, Heinz
Hoch die Havanna! (Heinz)

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
Sonne: ein wahrer Frühlingstag. Meisen lassen sich hören. F. und ich gingen von 11 – nach 12 Uhr über Mohrberg durch den Wald und Chaussee zurück: es war schön.
Ich lese sehr eifrig, fast ganz: Sturge Moore: Art and Life.
F. machte mir heute Nm. neues grünes Zeug auf meine Schreibtischplatte.
Seit einigen Tagen ist die Kamelienknospe in herrlicher Blüte.
Ich arbeitete heute Nm. die Erde um die 13 Töpfe Hyazinthen im Keller weg. Die eine hier oben gibt nun ein Blatt, das andere vertrocknet. Auch unten scheint *eine* Spitze angetrocknet zu sein.
Ich änderte gestern die vorletzte Strophe von «Ahnung im Januar».

Hedin, Sven 1865–1952 **Schweden**

Abfahrt von Kopenhagen. Klar, sonnig, hell, kalt. Nach dem gestrigen Sturm noch recht kräftiger Wind. Um 12 Uhr aufgestanden. Henning kam ½ 2. Frühstück. Fuhr, begleitet von Machowitz und Grassmann, zur Fähre.

Leichter Seegang, 1 ½ Stunden Fahrt nach Malmö. Norin mit Anna und den Kindern dort. Fuhren dann nach Lund, gingen ins «Grand Hotel» und aßen zu Abend. Anschließend fuhren Alma und ich zu Prof. Einar Löfstedt und seiner Frau, geb. Günther, die von Norin informiert worden waren. Waren 2 ½ Stunden dort, und es war in jeder Weise reizend bei Kaffee und Gebäck. Er interessierte sich sehr für Seip und Överland und die Lage in Deutschland im allgemeinen. Begleitete uns dann im Auto zum Bahnhof, wo er Ann-Marie kennenlernte, die in der Zwischenzeit bei Norins gewesen war. Der Zug ging 10.24. Alle 3 hatten wir 1. Klasse.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Tarnow**

Der Empfang in *Tarnow* mißglückte. Das leider zur Trunksucht neigende Faktotum des Herren Kreishauptmanns hatte die Ankunftszeit schief gesehen und kam mit der pferdebespannten Staatskarosse zu spät. Wir landeten in einer polnischen Droschke in einem Gasthof, der nicht für uns bestimmt war. Bis der Herr Kreishauptmann Kipke uns zu einem selbstgeschossenen Hasen in die schönen Räume seines «Deutschen Hauses» führte. Das Leben gefiel uns wieder. Danach zeigte man uns das nagelneu eingerichtete Gästezimmer der Regierung. Es war soldatisch, ich liebe Einfachheit in Tarnow.

Die Besatzung der Stadt ist heute nacht gen Osten abgerückt; gehört zur neuen «6. Armee». Es erschütterte uns, daß Feldmarschall Paulus noch vier Tage vorm Ende Stalingrads beim Führer war, um in die Stadt zurückzufliegen. Ein Verwandter Kipkes ist in Stalingrad geblieben. Er hatte abfliegen sollen, weil ihm eine große wehrorganisatorische Aufgabe zugeteilt war, weigerte sich aber, die Kameraden zu verlassen.

Zum Nachmittag beim Kreishauptmann. Dabei erzählte mir Dr. Kunze, Landwirtschaftsleiter des Kreises, ein alter Führer der SS, über Grausamkeiten gegen die Juden, die vom SD vorgenommen wurden, – Grausamkeiten, die ich mir von Deutschen einfach nicht vorzustellen vermag. (Eine Stunde Knien auf dem Marktplatz.) Mag man hundertmal an die im Osten hingemordeten fast eine Million deutscher Männer, Frauen und Kinder denken, mag man es hundertmal Gegenmaßnahmen nennen, wenn man gegen einen großen Teil der Tarnower Judenschaft

Vergeltung üben zu müssen glaubte, mag man sagen, daß die deutschen Gefangenen in gleicher Weise behandelt seien – die Tat wie auch die Demütigung der Wehrlosen bleibt verabscheuungswürdig, es gibt keine Entschuldigung dafür. Der Krieg im Osten verroht und verwildert in furchtbarster Weise. Unsere Männer, die zu sterben wissen, sollen auch dem schlimmsten Gegner einen guten Tod gönnen.

Dr. K. sagte mir, es sei die furchtbarste Verfehlung im Osten gewesen; er habe vieles untersucht, und meist seien es leere Gerüchte, was man erführe. Dies habe er eigentlich vor allen Besuchern bisher verschwiegen.

Aber er habe das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten und die grauenvolle Erinnerung mit jemandem zu teilen.

Noch eins wird geltend gemacht: Die Vernichtung eines Teils der jüdischen Bevölkerung wurde meistens durch Polen gefordert und durchgeführt. Auch sie haben grauenhafte Verluste; von den Polen sind während der kurzen russischen Besetzung der Ostlande mehr als eine Million Männer und Frauen verschleppt oder – wie sie behaupten – auf Verlangen der Juden getötet. Aber ist das alles noch Menschentum? Müssen sich nicht die Völker dieses Krieges vor der Geschichte schämen? Und wenn man sagt, der Massenmord habe in Bromberg begonnen oder schon in den Konzentrationslagern der Engländer in Südafrika, wo ist der Halt, den der Geist diesem Schrecken setzt? Wo ist Gott, vor dem wir auch als Volk uns rechtfertigen müssen? Von den Juden Tarnows sind siebentausend nachgeblieben; sie sind als Handwerker unentbehrlich. Sie werden leben bleiben, die Mordzeit ist vorüber. Sie werden Söhne und Töchter haben. Sie werden durch die Jahrhunderte einen Haß tragen, vor dem Europa, ganz Europa grauen muß.

Wenn Europa überhaupt die Kraft findet, sich zusammenzubinden. – – Über Nacht wieder stundenlang wach, immer im Gespräch mit unseren Toten. Was für eine herrliche Jugend ging da draußen unter! Ich stand gestern in der Lesung noch einmal zwischen einigen der Männer, die Nachtrupp eines ausreisenden Bataillons waren. Welche Begeisterung für alles Schöne, für alle Künste! Welche Werke könnte die Zeit aus ihnen wecken – für uns, für das ganze Abendland.

Dalgas, Charlotte *1910 **Bremen/Oberneuland**

Meine lieben Eltern!

Ich bin sehr gespannt, ob sich nun inzwischen in der Wohnungsfrage etwas geklärt hat. Wie sehr möchte ich Marlene einen baldigen Auszug

von Düsseldorf wünschen. Es ist doch arg ungemütlich dort bei den dauernden Alarmen. Ich drehe jeden Abend am Radio, um zu sehen, ob der Kölner Sender noch da ist. Aber meistens ist er ja weg, und ich hoffe nur immer, daß Ihr alle gesund und verschont bleibt. Bei dem Angriff auf Hamburg wurden wir auch gestört. Es waren immer nur einzelne Flieger, die unser Gebiet berührten und kräftig beschossen wurden. Doch fielen auch in den Bremer Außenbezirken vereinzelte Bomben, die aber wohl wenig Schaden anrichteten. Wenn bei Tage trübes Wetter ist, kommen die Engländer gerne im Schutz der Wolken nach hier. In der vergangenen Woche hatten wir ein paar Mal bei Tage Alarm, teilweise auch mit kurzer Schießerei, aber sonst ist es ja immer noch erstaunlich ruhig hier.

Unsere Firma hat sich jetzt doch verpflichtet, mit einer anderen Firma zusammen das besagte große Bauvorhaben auszuführen. So gibt es für Hans-Erich hier reichlich zu tun. Er wird wohl über kurz oder lang mal nach Dänemark müssen, aber nur für vielleicht 8–14 Tage. Das hört sich schon anders an, nicht wahr?

Im übrigen will ich nebenan jetzt immer Bescheid sagen, wenn H.-E. über Nacht fort ist. Sollte dann ein Fliegerangriff kommen, so kommen sie zu mir in den Keller. Ich bin dann wenigstens nicht so allein, was mir beruhigend ist. Das sind so meine Sorgen – eigentlich beschämend klein, gemessen an denen der Soldatenfrauen, die ihre Männer in schweren Kämpfen im Osten haben. Es bleibt immer noch viel zu danken für uns. Stalingrad hat einen doch arg erschüttert, und man kommt noch nicht los davon. Es scheint aber nun doch so, als ob unsere Front standhielte. Ob der Russe nicht doch mal seine Verluste merkt!

Inge kam gestern mit einem guten Zeugnis nach Hause. Betragen und Fleiß: Sehr gut. Alles andere: gut, außer Heimatkunde und Nadelarbeit, worin sie eine 3 hatte. Daß sie in Handarbeit nur eine 3 hatte, wunderte mich eigentlich, da sie für meinen Begriff im Häkeln recht geschickt ist und es darin sicher bald weiter gebracht hat als die Mutti!

Gestern war ein derartig stürmisches Regenwetter, daß ich keine Meinung hatte, zum Metzger zu fahren und Fleisch für heute zu holen. So meldete ich uns kurz entschlossen in Höpkens-Ruh an. Wir haben wieder ausgezeichnet und reichlich gegessen. Es gab eine prima Bouillon (mit *großen* Fettaugen!), dann Rehbraten mit Rotkohl, die Kinder bekamen herrlichen Blumenkohl. Als Nachtisch: Rhabarbar. Die Leute geben sich wirklich noch rechte Mühe. Wir werden nun schon als «alte Kunden» behandelt und bekamen deshalb Rehbraten. Die weniger bekannten Gäste mußten mit Roastbeaf vorlieb nehmen, was ja auch

nicht zu verachten ist. Wir gingen sehr befriedigt und wirklich gesättigt nach Hause.

Ich war mal persönlich bei meiner Putzfrau, aber sie ließ sich nicht bereden, mir zu helfen. So hoffe ich also weiter auf meine Maruschka! Hier habe ich aber noch nichts davon gehört, daß keine Transporte mehr kommen sollen. Vor 14 Tagen erst war eine Beauftragte vom Arbeitsamt bei mir, die Größe des Hauses, Gartens u.s.w. aufschrieb. Sie sagte mir, daß sie mit einem baldigen Transport rechneten. Ich hoffe, daß wir mal einen Serben bekommen können, der uns das Laub von den Wiesen harkt. Eure Oberneulander.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Inge hat ein gutes Zeugnis bekommen.

Bei Höpkens zu Mittag gegessen; sehr gutes Essen mit guter Suppe, Rehbraten mit Rotkohl u. Nachspeise; für die Väter dazu ½ Fl. Rotwein. – Sondermeldung über 102 500 Br.R.T. versenkten Schiffsraum. Wetter freundlich, etwas über Null! Der Winter kann nicht mehr schlimm werden.

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**

Kein Fliegeralarm in der Nacht. Kurz nach 8 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, Wohnung fertiggemacht. Kurz nach 11 Uhr zum Adolf-Hitler-Platz und mit Linie 22 nach Wandsbek gefahren. Herr W. kam uns mit Purzel entgegen. 1 Uhr zu Mittag gegessen, Foto-Albums besehen. Dann fotografierte R. hinten im Garten und machte noch 3 Aufnahmen auf der Straße von uns allen. Wir gingen wieder ins Haus – es war inzwischen kalt geworden, hatte etwas gehagelt. Frau W. machte die Küche, ich trocknete Geschirr ab. 4 Uhr Kaffee getrunken, dann allgemeine Unterhaltung. ¾6 Uhr brachen wir auf. Herr W. zeigte uns die Schäden vom Juli an und hinter der Hauptstraße. Viele Häuser vernichtet. Waren um 7¼ Uhr im Hause, aßen zu Abend, ich nähte noch etwas, hörte Radio, R. schlief, ich schrieb Tagebuch. Gegen 11 ins Bett

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**

Name: Lina Sara C., geb. Schl.
Geboren den 13. 3. 82 in Nordhausen
gestorben den 7. 2. 43
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Vergiftung

Jüdischer Friedhof **Berlin/Weißensee**
Name: Liese Sara J., geb. W.
Geboren den 23. 5. 97 in Petrikau
gestorben den 7. 2. 43
Wohnung:
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Gasvergiftung

Meyer, Johann Dietrich **Böhlen bei Leipzig**
Liebe Eltern u. Schwester!
Ich habe nun fast alle Papiere, die für die Genehmigung zur Hochzeit nötig sind, zusammen. Mir fehlen nur noch die Ehebedenklichkeitsbescheinigungen. Wenn ich auch diese Papiere hier habe, werde ich alles sofort unserem Chef zur Befürwortung und Weiterleitung vorlegen. Es wird Zeit, daß ich alles fertig habe, denn ich kann wirklich jeden Tag von hier weg kommen. Gestern zum Beispiel hing es auch wieder an einem Haar, für mich mußte ein anderer daran glauben.
Soeben rief Susanne bei mir an und gratuliert mir zu unserem einjährigen Verlöbnis. Heute vor einem Jahre habe ich mich ja zu Eurem und so vieler Schrecken in Berlin verlobt, als ich von Italien zurückkam. Wie doch die Zeit vergeht! Was hat sich in diesem Jahre nicht schon alles wieder ereignet?
Denkt mal an, in der letzten Woche am Mittwoch kam der Spieß zu mir gelaufen und sagte ganz erregt zu mir, ich solle mich sofort fertig machen, ich würde sofort versetzt werden und zwar zu einer Einheit nach Rußland. Ich ahnte im ersten Moment nicht, daß der Mann einen Witz machte und habe auf die Überraschung echt soldatisch geflucht, weil ich doch gern noch die Heirat erledigen will. Um so größer war dann die Überraschung, als ich dann hörte, daß ich vom Stab aus drei Tage als Geheimkurier in die Gegend von Berlin geschickt werden sollte. Ich war also bald reisefertig und dampfte dann mit dem Schnellzug ab nach Berlin, wo ich um etwa 20 Uhr eintraf. Susanne und ihre Eltern haben sich natürlich sehr über meinen «Urlaub», wie sie meinten, gewundert.
Ich bin am Donnerstag dann in die Gegend von Küstrin gefahren und habe dort meinen Auftrag erledigt. Nachts um 1 Uhr war ich wieder in Reinickendorf. Der Freitag war ganz für mich da. Ich holte Susanne mittags von ihrer Schule ab. Sie kam mir dann schon mit ihren Jungens entgegen, die sie sehr gerne aber auch sehr gefürchtet haben, denn sie ist sehr strenge in der Schule. Ich habe meine Papiere zusammengeholt,

soweit ich das in der kurzen Zeit machen konnte und bin dann am Sonnabend morgen mit dem ersten D-Zug wieder nach Leipzig gefahren.
Da ich hier bis zur Abfahrt meines Zuges nach Böhlen allerhand Zeit hatte, habe ich meinen Zahnarzt aufgesucht und mich noch von ihm behandeln lassen. So war dieses Kommando in vieler Hinsicht also sehr zweckmäßig für mich. Ich habe selbstverständlich auch ziemlich eingehend über unsere bevorstehende Hochzeit mit Susanne und ihren Eltern gesprochen. Ich habe gedacht, daß wir von unserer Verwandtschaft Oma und Opa, Onkel Georg, Onkel Jannys und Onkel Johann, also die Verwandten aus Hollstedt, einladen. Alle wird zu viel für uns werden, außerdem ist es so, daß die anderen Verwandten auch ja viel ohne uns gefeiert haben. Ich nehme an, daß eine Feier in diesem kleinen Kreise ganz schön werden kann. Liebe Eltern! Was Ihr für diese Hochzeit an Geld ausgeben müßt, sagt mir bitte! Ich gebe es Euch wieder zurück. Sagt es mir auch dann, wenn Ihr das Geld von unserem Konto abheben müßt, ich will nicht, daß das Konto deswegen belastet wird.
Nun wirst Du denn auch wohl bald eingezogen, Vater, nicht wahr? Vater Menge war auch schon ziemlich in Fahrt. Er will sehen, daß er in der Marineverwaltung Beschäftigung findet. Er hat einen Bekannten in Berlin, der dort Beziehungen hat. So versucht so mancher sein Leben einigermaßen in Sicherheit zu bringen. Einem Mann in dem Alter kann man das natürlich nicht übelnehmen.
Habt Ihr jetzt schon Näheres über Willi gehört?
Viele Grüße für heute! Euer Dietrich

Schlemmer, Oskar 1888–1943 **Bühlerhöhe**
Tagebuch
Ich sah blitzhaft meine zukünftige Malerei: tieftonige Erdfarben, quaderhafte Formen, daraus sich ein Kopf bildete.

Hiller, Kurt 1885–1972 **London**
Lieber Sternfeld,
hier zunächstmal 3 Prospekte. Vielleicht kommen Sie Mittwoch 10/II 7.45 zu Friedenthal? (Gudasitzung zwecks endgiltiger Vorbereitung des neuen Zyklus.)
Dank für Brief und herzliche Grüsse.
Ihr Kurt Hiller

Tremayne, Julia *1903 **Sark**

Heute kamen neue Befehle mit dem deutschen Boot und etwa 30 oder 40 weitere sollen nach Deutschland gebracht werden, die meisten von ihnen Briten, aber auch viele Insulaner. Allen wurden Papiere gegeben und gesagt, sie sollen innerhalb von zwei oder drei Tagen bereit sein. Wir wissen kaum, wie es geschehen ist, aber wir wurden dieses Mal nicht ausgewählt, dies ist um so trauriger, als alle unsere Freunde dabei sind und wir ganz alleine gelassen werden. Überall spielen sich herzzerbrechende Szenen ab, Heime werden aufgelöst, Möbel werden über die Insel getragen, Haustiere, die vernichtet werden, Katzen, Hunde, Schafe usw. Es ist unglaublich, daß mit dieser Insel so etwas geschehen konnte. Einige Sarkies sind noch niemals von der Insel heruntergewesen. Sie nehmen unseren Vikar und seine Frau mit. Den Grundherren (nicht Mrs. Hataway), Mrs. Campbell, Miss Cheesewright, Miss Carter, wieder Mrs. Pittard, die zwei Damen vom Hotel Dixcart, Miss Watts und viele andere werden weggebracht. Mir tut die arme Frances leid, anscheinend haben sie sie nur für ein paar Tage nach Hause kommen lassen, um ihre Angelegenheiten zu regeln, dann haben sie sie wieder weggebracht, Gott weiß, wo sie diesmal ist. Sie haben auch die Lehrerin weggebracht, und so haben sie Norah gebeten die Schule für einige Zeit zu übernehmen. Wir wissen nicht, wann wir an der Reihe sind, ich weiß nicht, warum wir bis jetzt davongekommen sind, vielleicht weil unsere Herzen bei der medizinischen Untersuchung für zu schlecht befunden wurden.

Schmiedeknecht, Hans *1911 **Nordafrika**

Zelt einreißen und einpacken. 80 km weiter mit Küchenwagen. 22 Uhr auf Rastplatz in nordöstlicher Richtung vom alten. Atlasgebirge in Sicht. Mächtige Oliven-, Mandel- und Obstplantagen. Zelt aufgeschlagen und bei Dunkelheit gleich in die Falle.
Italienische Erinnerungsmedaille erhalten.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**

An seine Mutter

... Weit in die Zukunft zu sehen vermag jetzt niemand. Ich möchte nicht annehmen, daß die Sintflut von Osten unaufhaltsam vorwärts dringen wird. Soviel Kraft traue ich uns noch zu, daß wir sie im Frühjahr zum Stehen bringen. Das aber mußte [müßte] der Moment sein, wo die Politik wieder auf den Plan kommt. Solche Gedanken gelten freilich hier als ketzerisch. Man hat es auch sehr ungern, wenn unsere Bundesgenossen da und dort ein Wörtchen von Frieden fallen lassen. Bei uns trauert man darum auch Ciano nicht sehr nach. Er selbst andererseits wird die unmittelbare Verantwortung gerne losgeworden sein. Wahrscheinlich sagt er sich, daß seine Gedanken und Pläne nur ohne und gegen seinen Schwiegervater verwirklicht werden können. – Militärisch ist in Afrika wieder etwas zu erwarten, und daran knüpfen sich eben diese Cianoschen Gedankengänge ...

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**

Notiz

Ich glaube nicht, daß die Türken in Adana bei der Entrevue mit Churchill schon einen Sündenfall begangen haben. Erst wenn es nicht mehr möglich wäre, der Option auszuweichen, werden sie die Neutralität aufgeben, d. h. wenn sie vor einer Russenflut die englische Stütze der Dardanellen durch weiteres Zuwarten verscherzen würden. Soweit ist es noch nicht.

Der Duce hat sich offenbar noch immer nicht von der Idee abbringen lassen, daß wir mit den Russen abschließen sollten, und zwar unter Preisgabe des Territoriums, das wir in Rußland besetzt haben. Ich habe Mackensen gesagt, der Duce sei von der deutschen These nicht überzeugt. Mackensen bestritt das, heute muß er es selbst melden.

Im jetzigen Augenblick des deutschen Rückzugs allerdings kann der Duce schwerlich an eine Verhandlungsmöglichkeit mit Stalin glauben! Anders vielleicht, wenn die Front im Frühjahr zum Stehen kommt.

Bezeichnend ist, daß der Duce die These aufstellt, er habe im Frühjahr 41 den Führer vor einem Rußlandfeldzug gewarnt. Ich habe davon nie etwas gemerkt. Im Gegenteil bezeichnete ich (der ich ja innerlich gegen den Rußlandkrieg war u. das intern meinem Minister nicht verschwiegen habe) zu Alfieri den Rußlandkrieg im Frühjahr 41 als «programma Alfieri», was er sich damals gern gefallen ließ, heute aber nicht mehr gern hört. –

Man kritisiert jetzt viel unsere Frankreichpolitik 1940/3. Dazu ist zu bemerken: wir haben nie den Versuch eines Abschlusses mit Frankreich gemacht, weil «Wir» glaubten, mit England auf Kosten Frankreichs uns zu einigen. Die Rücksicht auf Italien war dabei willkommener Vorwand.

Übrigens ist auch nicht zutreffend, daß wir im Juli 40 Italien an der Besetzung von Tunis (im Waffenstillstandsvertrag) gehindert hätten. Der Duce hat Göring das Nichtbesetzen als einen italienischen Fehler aus Bescheidenheit bezeichnet.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Unsere «große Gesellschaft» war hier und ist wieder weg, Gott sei Dank.

Der PM und der CIGS [Chef des brit. Generalstabs], Sir Alan Brooke, samt Begleitung kamen am Freitag, den 5., in zwei «Liberators» nach einem Nachtflug aus Tripolis hier an. Der PM wurde zu Cunninghams Haus gebracht, einen Steinwurf von unserem entfernt und innerhalb der gleichen Umzäunung; der CIGS und Sir Alexander Cadogan vom britischen Außenministerium waren Gäste in unserem Haus.

Am Freitag lud Ike zu einem formellen Mittagessen ein. [...] Es fand in unserer Villa statt, und ich war der Gastgeber. Die Sitzordung legte ich selbst fest, und sie fand Zustimmung bei Colonel Julius Holmes, der sich im Protokoll des Außenministeriums auskennt. Einige diplomatische Probleme löste ich, indem ich General Ike und den PM zu gemeinsamen Gastgebern machte, mit Giraud an Ikes rechter Seite und de Gaulle rechts vom Premierminister. [...]

Ike war zum Abendessen beim Admiral und hatte ein langes Gespräch mit dem Premier. Währenddessen nahm ich an einem Täuschungsmanöver teil, das vortäuschen sollte, daß der PM Algier verlassen hätte, wie ursprünglich geplant: um 2.30 p.m. Wir hatten eine Nachricht vom Kriegsministerium, daß die Deutschen oder irgend jemand versuchen würde, einen Mordanschlag auf den «großen Zigarren-Mann» zu verüben, während er in Algier sei. Das Vorhandensein von heißem Wasser für ein schönes Bad, das weiche Bett des Admirals mit einem Radio daneben und ein schöner, sonniger Tag bewirkten, daß der PM länger als die drei oder vier Stunden, die veranschlagt worden waren, bleiben wollte. Als nun Beetle an dem Morgen zu ihm ging, um in Ikes Namen zu fragen, ob Peyrouton und Nogues zum Mittagessen willkommen wären, sagte der PM nicht nur O.K., sondern arbeitete auch gleich mit Beetle aus, wie er länger bleiben könnte. Beetle kam zurück zu unserem Haus, voller Hoffnung, was den glänzenden Plan betraf, den er sich ausgedacht hatte. Ike ging an die Decke. Er wollte den PM so schnell wie möglich aus der Stadt haben. Sicher in London, war er eine ganze Armee wert; in Algier war er eine Zielscheibe und dadurch eine schwere Verantwortung. Die Warnung des Außenministeriums sollte berücksichtigt werden. Jede Minute, die er länger blieb, vermehrte Ikes Verantwortung.

Aber der Täuschungsplan mußte ausgeführt werden. Beetle nahm Ikes B-17 und machte sie für den Flug nach Gibraltar fertig, so wie es für das Flugzeug des PM geplant war, und ein Auto-Konvoi sollte die Villen zur

richtigen Zeit verlassen. Auf die Einladung von Commander Thompson hin, dem Adjutanten des PMs, saß ich in dem halb gepanzerten Wagen des Generals neben dem Commander und tat so, als sei ich der Premierminister. Als sich die Autos formierten, ganz vorne das mit roten Ledersitzen ausgestattete Kundschafterauto des Generals, bewaffnet mit einem 50- und einem 30-Kaliber Maschinengewehr sowie Major Lee auf seinem Posten, gab es plötzlich eine kurze Salve Maschinengewehrfeuer. Der Commander sprang auf, als er die Schüsse hörte. Ich sagte ihm, daß Lee nur die Gewehre ausprobiere.

Wir fuhren durch die Stadt, und mein Hinterteil war nicht sehr zufrieden, ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt auf dem Platz des PM zu sitzen, besonders als ein arabischer Verkehrsstau uns zum Halten in einer schmalen Gasse zwang. Wir erreichten schließlich die B-17, taten so, als würden Leute an Bord gehen, beobachteten, wie sie abhob und winkten zum Abschied, obwohl eigentlich nur die Besatzung an Bord war.

Als wir zur Villa zurückgekehrt waren, nahm Lee mich am Arm und flüsterte mir zu, ich sollte wissen, daß die Maschinengewehrsalve vorhin Putz vom Haus «abgebröckelt» hätte. Er zeigte es mir. Hier war nicht nur ein wenig gebröckelt, sondern da waren drei kräftige Einschußlöcher. Major Arnold sagte: «Das ist aber kein gutes Schießergebnis, Lee.» Natürlich war das nur ein Zufall. In dem Haus war keine Menschenseele gewesen, außer dem C-in-C der Alliierten, dem Oberbefehlshaber des Generalstabs und der Premierminister des Empire, in dem die Sonne niemals untergeht. Lee war sehr beschämt.

So viel über den Täuschungsplan, noch zu erwähnen wäre, daß die B-17 in Gibraltar vom Generalgouverneur und seinen Adjutanten erwartet wurde. Und das Ganze für die Spione, die dort irgendwo herumlauern sollten. Es hätte durchsickern sollen, daß der PM in Gibraltar sei, aber ich habe das nirgends gedruckt gesehen. Vielleicht waren die Spione tatsächlich getäuscht.

Wir begleiteten die echte «Karawane», mit der der PM auf einer Umwegstrecke, die G-2 hieß, zur Maison Blanche gebracht wurde. Dort nahmen wir Abschied. Der PM und Ike wanderten auf der holperigen Startbahn hin und her und versanken in letzter Minute noch in gegenseitiger Bewunderung. Dann fuhren wir nach Hause. Das war gegen 23 Uhr.

Um 1.30 a.m. klingelte mein Telefon, es war Captain Shaw, der fragte, ob wir unsere Gäste, CIGS und Cadogan, die kürzlich abgereist waren, wieder aufnehmen könnten. Ich weckte Mickey, räumte ein Zimmer auf und ging hinunter. Da waren unsere Gäste, müde und schlecht gelaunt.

Sie hatten in der zweiten «Liberator» gesessen und waren der großen Zwillingsschwester mit dem schwarzen Hinterteil die dunkle Startbahn hinunter gefolgt. Aber Flugzeug Nr. 1, in dem der PM saß, ließ die Motoren immer wieder aufheulen, ohne in die Luft zu steigen. Während der Wartezeit waren die Motoren der zweiten Maschine überhitzt worden. Schließlich wurde der PM in ein Auto bugsiert, und die ganze Gesellschaft fuhr zurück zum Stützpunkt des Admirals. Ein Magnetkreislauf war zusammengebrochen, und obwohl die Flugzeuge zwei unabhängige Zündungssysteme haben, wollte der Pilot seine wertvolle Fracht, mit nur einem arbeitenden System, nicht in Gefahr bringen.

Ich brachte Sir Alanbrooke in mein Bett, ohne die Laken zu wechseln, denn er war todmüde von der vorherigen schlaflosen Nacht, in der sie aus Tripolis geflogen kamen. Mein Bettzeug war noch warm. Ich ging in eines der Gästezimmer für Bedienstete, ebenso wie Sir Alexander Cardogan.

Ich hatte Ike nicht geweckt, um ihn nicht damit zu belästigen, daß die Autos zurück waren, aber ich tat es am nächsten Morgen. So verdarb ich ihm eine seltene Gelegenheit, bei der er geplant hatte, für einige Stunden im Bett zu bleiben, was er auch hätte tun sollen, da er Halsschmerzen hatte und sich ohnehin mit einer Erkältung plagte. Mit dem bekannten Schlachtruf «Diese Welt und dann das Feuerwerk» sprang er aus dem Bett, erklärte, daß er zum Büro gehen müsse, die Arbeit von gestern aufholen, die von heute machen und dann wieder mit dem Premierminister reden.

Ein Mitglied der Gesellschaft war nicht vom Rollfeld zurückgekehrt: der persönliche Arzt des Premierministers, Sir Charles Wilson. Anscheinend nimmt er immer, wenn er einen Nachtflug vor sich hat, einige Schlaftabletten. Das hatte er in der Maison Blanche getan. Er war fest eingeschlafen, als die Reise aufgegeben wurde. Die Besatzung ging von Bord und schloß ab. Am nächsten Morgen wachte der gute Doktor auf und merkte, daß er auf dem Boden war, aber wo? Niemand war an Bord und die Türen verschlossen. Schließlich wurde er gerettet, aber er hatte die ganze Nacht gut geschlafen.

Ike kam gegen Mittag zum Haus zurück, gerade rechtzeitig, um zu erfahren, daß der PM losspaziert war und ihn besuchen wollte. Wir warteten nicht mit dem Mittagessen, da unsere zwei Hausgäste am Nachmittag nach Gibraltar fliegen sollten, um von da aus mit einem Nachtflug nach England zu starten. Der PM wollte diese Nacht direkt von Algier nach England fliegen.

Ike führte also eine Reihe von Gesprächen mit dem PM, alle sehr nützlich, um Gesinnung und Absichten zu sondieren. Ike kehrte abends zur Stellung des Admirals zurück und begleitete die Gesellschaft zum Flughafen, von wo sie dann tatsächlich abflog. [...]

Dem Presse-Offizier, Joe Phillips, zufolge, der gerade aus London zurückgekehrt ist, wo er die Akte über die Anfa-Affaire persönlich überbracht hat, gibt es in London überraschend viel Verbitterung zwischen Amerikanern und Briten. In den Nachrichten und im Radio wird darüber gesprochen. Durch irgend etwas sind die beiden Nationen auseinandergetrieben worden. Es wird nicht realisiert, daß dies ein alliiertes Kommando ist, mit sehr wenig, wenn überhaupt, Rücksicht auf Nationalitäten oder nationale Interessen: Alles muß dem großen Ziel dienen, den Krieg zu gewinnen.

Joe hat die neusten Presseblätter mit Schlagzeilen aus amerikanischen Zeitungen gesehen. Die «Chicago Tribune» und die «New York Daily News», sowie andere isolationspolitische Zeitungen, haben geschrieben, daß Ike auf einen Repräsentationsposten befördert wird, während das tatsächliche Kommando von drei britischen Offizieren geführt werden wird, Tedder in der Luft, Cunningham zur See und Alexander am Boden.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Ein Mordsschnupfen macht mich seit Anfang des Monats benommen. Außerdem quält mich allnächtlich der Juckreiz, gegen den die Bromikalspritzen sich nicht durchsetzen. Trotz alledem fühle ich mich in ganz guter Arbeitsstimmung. Ich profitiere davon für das Vorwort zu meiner Anthologie; aber ich werde zu oft davon abgelenkt und ermüde auch rasch. Was ich noch vor kurzem in einer halben Stunde geschrieben hätte, beschäftigt mich acht Tage lang. Was soll's: Ich brauche dringend diese scheinbare Tätigkeit, um mich fest ans Leben zu binden; und deshalb klammere ich mich auch an dieses *Journal*.

Victor gibt sich seit ein paar Tagen leutseliger, und es passiert ihm sogar, wenn er etwas zu mir sagt, daß er mich anlächelt; so als ob er sich vergäße. So weit ist er sogar gegangen, daß er mich eingeladen hat, auf sein Zimmer zu kommen und mir die große Karte von Rußland anzuschauen. Er hat sie an der Wand angeheftet und darauf mit kleinen Fähnchen den bewundernswerten Vormarsch der Russen markiert. (Heute morgen stecken wir ein Fähnchen auf Asow.) Er jubilierte gestern, als er in der Bibliothek seines Vaters ein kleines Buch über «Das soziale Problem» entdeckte, das einer seiner Onkel oder Vettern verfaßt hat. Mehr brauchte Victor nicht, um den Verfasser zum «Kommuni-

sten» zu machen und das Büchlein triumphierend seiner entsetzten Großmutter vor die Nase zu halten. Sie erklärte sogleich, man müsse das Werk als Jugendsünde betrachten, die E.S. denn auch bald wieder bereut habe. Doch nein: das Buch ist 1923 erschienen. Das wenige, was ich davon lesen konnte, schien mir zunächst ausgezeichnet; und als ich das Chacha erkläre, vollzieht sie sofort das, was Victor «eine Kehrtwendung auf dem Zahnfleisch» nennt, und betont, sie habe nie daran gezweifelt, denn alle ihre Neffen S. seien «bedeutende Persönlichkeiten».
Leider hält das kleine Buch, das so gut anfängt, so voll edelmütiger Utopien ist, einer Prüfung nicht lange stand.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Klar und frisch. ½9 Uhr auf. Geschrieben am Moses (IX). Mit K. auf der Promenade. Nach Tische mit Büchern u. Zeitschriften. [...]
Die Russen in Rostow, aus dem [die] Deutschen schon meist abgezogen. Aussicht auf die Einkreisung von weiteren 200000 Mann. Sieht man nur das Russische an, scheint der Krieg gut zu stehen. Das Ganze wirkt bedenklicher, schon durch die U-Boot-Kalamität, namentlich aber durch Zwistigkeit und Schwanken auf unserer Seite, ob man den Fascismus eigentlich vernichten will. Die Ent-Ideologisierung, Brutalisierung ließe ich mir gefallen, aber man weiß nicht, was man will und zeigt Europa keine Würde, Klarheit, innere Macht. Wie muß unsere Bereitschaft zur Verbrüderung mit dem Fascismus den Feind ermutigen. – Las alle Zahmen Xenien.

Mann, Klaus 1906–1949 **Arkansas**
An Lotte Walter
Alte Braut:
[...] Man hat mir die letzten Haare grotesk kurz geschoren und mich mit einem schweren Schießgewehr beschenkt. Ich muß viel exerzieren und danach auch noch die Küche putzen. Es ist alles sehr wie im Traum. [...] Warum schickst Du mir nicht ein bißchen Süßgebäck, wie eure Fanny es so reizend macht, und etwas Marzipan aus irgendeinem teuren, von Wiener Juden geleiteten Geschäft? Ich vergesse dann, daß ich Dich darum gebeten habe, und halte es für eine charmante Improvisation von Dir. [...]
Grüße Deine sehr lieben Eltern von Deinem alten Studiengenossen
Otto Marcks.

Goldstein, Bernard *1889 **(Warschau/Ghetto)**
Im Ghetto wurden intensiv Erdausschachtungen und Bauarbeiten betrieben. Wir hatten uns auf die Errichtung von «Bunkern» gestürzt, die zur Unterbringung von Menschen und Vorräten dienen sollten. Die Erbauer nahmen ihre Zuflucht zu allen möglichen Improvisationen und entwickelten außerordentlichen Erfindergeist. Gruppen von Bewohnern eines Hauses oder Häuserblocks taten sich zusammen, sammelten Geld und engagierten zur Überwachung des Baues Ingenieure und Techniker, die jetzt, soweit sie noch im Ghetto zu finden waren, alle Hände voll zu tun hatten.
Die Bunker nahmen die verschiedensten Formen an, je nach der Beschaffenheit des Gebäudes und dem Geschick der Erbauer. Manchmal war es eine Doppelwand, parallel zu der alten, mit genügend Zwischenraum, um mehrere Personen aufzunehmen. Zugang zu der Doppelwand war bisweilen ein alter Schrank, der in einer Ecke stand. Er sah wie jeder andere Schrank aus, aber der Eingeweihte wußte, welches Brett sich verschieben oder herausheben ließ, damit man in den Korridor kriechen konnte. Wenn die Doppelwand an die Küche grenzte, konnte man wohl durch den Ofen schlüpfen und hinter sich die Töpfe und Pfannen von innen wieder zurechtrücken. Mitunter war der Bunker ein doppelter Keller, der durch Graben eines Tunnels unter dem alten Keller und durch Verbreitern des Tunnelendes angelegt wurde. Den Eingang überdeckten Staub, Lumpen und anderes Gerümpel. In manchen dieser Doppelkeller wurden ein primitives Ventilationssystem sowie Elektrizität und Wasserleitung installiert.
Außer diesen Verstecken wurden Tunnels gegraben, durch die Hinterhöfe miteinander verbunden wurden. Durchgänge durch Keller und Böden wurden geschaffen – ein Verbindungssystem, das sich beim Ghettoaufstand von großem strategischen Wert erwies. Einige Tunnels führten auf die arische Seite, andere stellten den Zugang zur Wasserversorgungs- und Abwässerkanalisation her. Auch Heizungsanlagen wurden in eine Art Bunker verwandelt. Vorräte an Brennstoffen und Nahrungsmitteln, besonders Zucker und Getreide, wurden angelegt.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**
Ich fahre fort zu schreiben. Gut? Schlecht? Ich weiß es nicht. Aber die Richtung ist da. Ich arbeite an meiner Technik. Heute 7füßiges Gedicht. Ich fühle, daß ich noch viel arbeiten muß, um das Wesen der Poesie zu erfassen. Eigentlich wollte ich zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr meine Möglichkeiten voll ausschöpfen. Und wunderbare, aufrüttelnde

Werke schaffen. Traum? Spätere Wirklichkeit? Man wird es sehen. Gesundheit: alles in Ordung, außer, daß mir immer noch streng verboten ist, Brot zu essen. Das ist äußerst hart. Heute morgen bin ich buchstäblich vor Hunger gestorben, mit Kopfschmerzen und Schwindelanfällen, während ich nur die Hand nach Brot auszustrecken brauchte. Dasselbe heute nachmittag ... Für mich gibt es nur Milchsuppe in allen möglichen Varianten. Aber eine Stunde später ... Und all die Leute um mich herum, die sich vollstopfen, so gut sie können! Wieder einmal ist Joseph der Unersättlichste. Aber was kann er schon gegen meinen Appetit ausrichten.

Mannheimer, Max *1920 **Auschwitz-Birkenau**

Viele haben Fieber. Wer muß zum Arzt? ruft der Stubendienst. Viele melden sich. Stehen an der Außenwand des Nebenblocks gelehnt. Manche setzen sich. Sie warten eine Stunde. Oder länger. Die Zeitbegriffe sind uns allen verlorengegangen. Wir sehen nur, ob es hell oder dunkel ist. Noch kein Tag mit Sonne. Nur Wolken. Graue Wolken. Wolken, hinter denen wir keine Sonne vermuten. Die Kranken werden jetzt weggeführt. Sie schleppen sich mühsam durch den Schlamm. Wir sehen sie nicht wieder.

Dem Blockältesten erscheint das Kiesholen wenig sinnvoll. Der Raum zwischen den Blöcken ist immer noch schlammig. Heute marschieren wir in eine andere Richtung. Wir müssen unsere Jacken nicht mehr verkehrt anziehen. Wir marschieren zu einem Baugelände besonderer Art. Alte Häftlinge, mit denen wir einen Augenblick flüsternd sprechen können, verraten uns: Krematorium. Endstation. Ein bißchen Asche. Verstreut über die Felder in einem fremden Land.

Wir haben jeweils vier Ziegelsteine zu nehmen. Dies muß heimlich geschehen. Man nennt es organisieren. Es ist nicht leicht, vier Ziegelsteine auf einmal zu tragen. Nicht in diesem Zustand. Nicht alle waren Straßen- und Bauarbeiter. Ziegelsteine in Freiheit sind nicht so schwer. Um den Block soll ein Ziegelsteinstreifen gelegt werden. Besser als Kies. Für uns. Es gibt weniger Schläge.

Dr. Beck aus Ungarisch-Brod versteckt sich heute im Block. Mit hohem Fieber liegt er auf der untersten Pritsche. Zum Appell schleppen wir ihn heraus. Wir stützen ihn. Am nächsten Tag liegt er im Sterben. Zwei Mithäftlinge versuchen, dem Sterbenden die Schuhe auszuziehen. Er hat gute Schuhe. Schuhe bedeuten viel. In diesem Schlamm. In dieser Kälte. Die Häftlinge stoßen aneinander. Der Stärkere gewinnt. Wenige Minuten später lebt Dr. Beck nicht mehr. Wir sagen Kaddisch, das Totengebet. Er wird vor den Block gelegt. Beim Appell mitgezählt. Er ist nicht der einzige. Ihm folgen mehrere aus anderen Blöcken. Ein Leichenkommando kommt. So geht es jeden Tag. Immer mehr und mehr. Schläge. Durchfall. Fieber. Jetzt weiß ich, was Quarantäne bedeutet. Ein Sieb mit großen Löchern. Viele fallen durch.

So vergeht Tag für Tag. Tote. Tote. Tote. Hunger und das Wasser verringern unsere Reihen. Zur Ergänzung unseres Blocks kommen holländische Juden zu uns. Sie sterben wie die Fliegen. Die Juden aus Polen sind am widerstandsfähigsten. Vielfach Handwerker oder Arbeiter. Auch körperlich sind sie besser daran. Nicht so verweichlicht wie die Holländer oder die Tschechoslowaken.

Der Tag ist ausgefüllt mit Herumstehen zwischen den Blöcken, mit Läuseappell, Essen. Zum Essenholen werden die noch nicht so abgemagerten Häftlinge bestimmt. Oft versuchen sie, unbemerkt in den Kessel zu greifen. Kartoffel kann man am besten organisieren. Man stopft sich eine in den Mund. Natürlich gibt es auch hier Schläge. Das nimmt man schon in Kauf.

Die Nachtwache im Block schlägt Alarm. Ein Häftling aus Pruszana ist in den Raum des Blockältesten eingedrungen. Zwei Würfel Margarine sind die Beute. Die Schreie, durch die Schläge des Blockältesten ausgelöst, wecken den ganzen Block. Kameradschaftsdiebstahl! brüllt der Blockälteste. Morgen sprechen wir uns noch! Zitternd klettert der Dieb auf seine Pritsche. Er wollte ja nur Gestohlenes stehlen. Gestohlen von den Rationen der Häftlinge – durch den Blockältesten.

Nach dem Morgenappell wird uns ein Schauspiel geboten. Der Block ist angetreten. Die Arena ist der Raum zwische Block 18 und 19. Der Tiger, ein baumlanger Blockältester aus dem Nebenblock. Seine Pranke ist berüchtigt. Holt er zum Schlag aus, tut er es in Lederhandschuhen. Wegen des Effekts. Des Schalleffekts. Bisher beobachtete ich nur einen, der nach einem Schlag von dem Baumlangen nicht umkippte. Und das lohnte wirklich nicht. Dieser Mißerfolg brachte den Mann mit dem harten Schlag in Wut. Sein Prestige war gesunken. Er arbeitete nie ohne Zuschauer.

Erst spricht der Blockälteste. So ergeht es jedem ... Kameradschaftsdiebstahl ... Der Delinquent steht mit blutunterlaufenen Augen vor dem angetretenen Block. Zehn Meter seitwärts ist eine Grube. Etwa drei Meter tief. Mit Grundwasser. Der Boden ist an diesem Tage schlammig. Die Pranke des Tigers erhebt sich zum ersten Schlage. Er schlägt zu. Das Opfer geht zu Boden. Das wiederholt sich mehrere Male. Jetzt sind es nur noch zwei Meter zur Grube. Nun erkennen wir die Absicht.

Bestenfalls zwei Schläge. Nein, einer reichte. Mit Geschrei stürzt unser Mithäftling in die Grube. Niemand darf ihm helfen. Eine Stunde später sehen wir ihn schlammverschmiert aus der Grube steigen.
Jeden zweiten oder dritten Tag kommt ein Häftlingsarzt. Der Block hat anzutreten, die Hemden werden nach Läusen durchgesehen. Wir haben die Zungen herauszustrecken. Wer eine belegte Zunge hat, wird aufgeschrieben und angeblich in den Krankenbau im Hauptlager Birkenau gebracht. Viele kommen fort. Keiner kehrt zurück. Unsere Reihen lichten sich.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9	an Rastenburg
9.30	aufgestanden
10–11.30	gearbeitet
12–13	Wolfsschanze, Lage angesehen
13.30	Mittagessen
15–19.30	Ansprache d. Führers zu den Reichs- u. Gauleitern
20	an Hochwald
21	Abendessen Baumbach, Pelz; Film

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der Führer des Wachdienstes meldet um 4.45 Uhr, daß in Birkenau zwei Häftlinge auf der Flucht erschossen worden seien und daß einem Häftling die Flucht gelungen sei. [...]
Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto in Bialystok sind 2000 polnische Juden – Männer, Frauen und Kinder – eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 1827 Deportierte in den Gaskammern getötet. [...] In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 22 Häftlingen eingeliefert.
In das KL Auschwitz werden Wissenschaftler des Weigl-Institus aus Lemberg und ihre Familienangehörigen eingeliefert; unter ihnen der Arzt und Mikrobiologe Dr. Ludwik Fleck, Dr. Jakób Seeman, Dr. Bernard Umschweif und Dr. Owsiej Abramowicz. Sie werden mit ihren Ehefrauen und ihren Kindern in Block 20 des Häftlingskrankenbaus im Stammlager untergebracht und müssen in dem neu errichteten SS-Hygiene-Institut arbeiten, das sich zeitweilig in Block 10 des Stammlagers befindet.
Der Leiter der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei teilt dem

Kommandanten des KL Auschwitz mit, er könne die angeordneten Bauarbeiten nicht zu dem vorgesehenen Termin abschließen, wenn er nicht eine ausreichende Zahl von Fachkräften erhalte. Von den an diesem Tag angeforderten 500 Maurern und 300 Zimmerleuten, die für die Arbeiten beim Ausbau des Lagers Birkenau erforderlich seien, sei kein einziger Häftling zur Verfügung gestellt worden. [Die einzigen gemauerten Bauobjekte, die zu diesem Zeitpunkt in Birkenau errichtet werden, sind die vier mit Gaskammern verbundenen Krematorien.]

***Gaulle, Charles de** 1890–1970*

Aber während ich noch auf eine Geste Roosevelts wartete, war es nicht er, sondern Churchill, der sich plötzlich rührte. Am 17. Januar übergab mi Eden ein an mich adressiertes Telegramm Churchills aus Marokko, der britische Premierminister bat mich, in Marokko zu ihm zu stoßen. «Ich bin im Begriff», schrieb er, «hier unter völliger Diskretion und besten Auspizien eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und Giraud zu arrangieren.»

Mir war bei der Sache nicht wohl. Zwar hatte Eden mir zu verstehen gegeben, daß sich auch Roosevelt in Marokko befinde, wo die alliierten Führer eine Konferenz zwecks Festlegung ihrer gemeinsamen Pläne abhielten. Aber warum machte mir Churchill keine entsprechende Andeutung? Warum gab er als einzigen Grund für die Einladung meine Zusammenkunft mit Giraud an? Warum erfolgte die Einladung allein in seinem Namen? Wenn ich mich bloß nach Casablanca begeben sollte, um in einem Wettrennen als «Pferd» der Engländer zu fungieren, während die Amerikaner das Ihrige einsetzten, so mußte das eine peinliche, ja gefährliche Komödie sein. Meine Antwort an Churchill war daher ablehnend. Sie ging gleichzeitig mit einer Botschaft an Giraud ab: «Denken Sie daran, daß ich nach wie vor bereit bin, Sie auf französischem Gebiet und unter Franzosen zu treffen, wann und wo sie es wünschen.»

Zwei Tage darauf übermittelte Eden mir ein neues Telegramm Churchills. Dieser, durch meine Ablehnung schwer gekränkt, und das um so mehr, als er sie vor den Augen der Amerikaner erhalten hatte, beschwor mich, mir die Sache noch einmal zu überlegen. Andernfalls würde ich eine erhebliche Verstimmung hervorrufen, und er selbst würde sich den Vereinigten Staaten gegenüber nicht mehr für das Kämpfende Frankreich einsetzen, noch dafür, daß ich das Haupt der «Bewegung» bliebe. Immerhin erklärte er diesmal, er sei «ermächtigt, mir mitzuteilen, daß die Einladung zur Konferenz ebenso vom Präsidenten der Vereinigten Staaten wie von mir an Sie ergeht». Es würden vor allem nordafrikanische Fragen behandelt werden, und der Präsident würde ebenso glücklich wie er selbst sein, wenn ich an den Diskussionen über dieses Thema teilnähme.

Ohne auf die in dem Telegramm enthaltenen Drohungen einzugehen, die mich nach so mancherlei Erfahrung nicht mehr stark beeindruckten, räumte ich ein, daß «die Kriegslage und der Zustand, in dem sich

Frankreich vorübergehend befindet, mir nicht erlauben, die Einladung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des Premierministers Seiner britischen Majestät abzulehnen». Das war der Wortlaut meiner Annahme, in der ich nicht versäumte zu betonen, daß die zur Debatte stehenden Fragen «die Folgen eines Unternehmens sind, an dem das Kämpfende Frankreich nicht teilnahm und das zu einer für die Alliierten offenbar wenig befriedigenden und für Frankreich jedenfalls ganz und gar unbefriedigenden Lage geführt hat».

Vor Absendung meiner Antwort berief ich eine Sitzung des Nationalkomitees ein, das nach gründlicher Prüfung der Angelegenheit meine Reise nach Casablanca billigte, und sei es auch nur, um dort Roosevelt persönlich zu sprechen. Mit der Beschlußfassung nahm man sich Zeit. Ich legte auch keinerlei Eile an den Tag, meine Reise anzutreten. Begleiten sollten mich Catroux, d'Argenlieu, Palewski, neuerdings mein Kabinettschef, Hettier de Boislambert, der erst kürzlich aus Frankreich gekommen war. Er war seinerzeit wegen seiner Teilnahme an der Dakar-Affäre von Vichy eingekerkert worden und aus dem Gefängnis von Gannat entwichen. Schließlich verzögerte noch das schlechte Wetter unseren Abflug. Erst am 22. Januar trafen wir auf dem Flugplatz Fedala ein.

Dort wurden wir mit großer Geheimnistuerei von dem amerikanischen General Wilbur empfangen, den ich von der Kriegsschule her kannte, der mich im Namen von Präsident Roosevelt begrüßte, von Mr. Codrington, der mir Churchills Empfehlungen überbrachte, und Oberst de Linarès, den General Giraud geschickt hatte, um uns zum Frühstück zu bitten. Von einer Ehrengarde war nichts zu sehen. Wohl aber waren wir in weitem Kreis von amerikanischen Wachtposten abgesichert. Amerikanische Wagen fuhren bis unmittelbar ans Flugzeug heran. Ich bestieg den ersten. Wilbur folgte mir, tauchte aber zuvor einen Lappen in den Schmutz und beschmierte damit die Wagenfenster. Diese Vorsichtsmaßnahmen hatten den Zweck, Marokko die Anwesenheit des Generals de Gaulle und seiner Begleitung zu verbergen.

In Anfa bei Casablanca hatten die Alliierten eine Reihe von Villen mit Beschlag belegt, deren Bewohner umquartiert worden waren. Außerdem war ringsum alles geräumt worden. Ein Stacheldrahtverhau umgab den Konferenzplatz. Amerikanische Posten wachten draußen und drinnen und ließen niemanden weder hinein noch hinaus. Bedient und versorgt wurde jeder Konferenzteilnehmer von einem amerikanischen Soldaten. Kurzum, man befand sich in Gefangenschaft. Daß die Angelsachsen sie sich selbst auferlegten, dagegen hatte ich nichts einzuwen-

den. Daß man aber mich ihr unterwarf, und dazu noch auf französischem Hoheitsgebiet, empfand ich als schmachvoll.
Infolgedessen entbehrten die ersten Worte, die ich an General Giraud richtete, der Liebenswürdigkeit. «Nanu», sagte ich, «viermal habe ich Ihnen vorgeschlagen, daß wir uns treffen, und nun muß ich Ihnen innerhalb dieses Stacheldrahtzaunes unter lauter Ausländern begegnen? Empfinden Sie nicht, wie widerwärtig das ist, vom nationalen Standpunkt aus gesehen?» Giraud war verlegen und erwiderte, er habe es nicht anders einrichten können. Um die Wahrheit zu sagen, ich zweifelte nicht daran angesichts des Umstands, daß er sich in die Abhängigkeit von den Amerikanern begeben hatte.
Nichtsdestoweniger waren die Gespräche bei Tisch herzlich. Wir beschworen gemeinsame Erinnerungen herauf, und auf meine Bitte hin schilderte unser Gastgeber seine sensationelle Flucht aus der Festung Königsstein. Nach Tisch jedoch kam General Giraud auf andere Dinge zu sprechen. Er wiederholte beharrlich, er denke nur an den Kampf … er wolle sich nicht mit Politik befassen … er werde niemanden anhören, ganz gleich wen, der vorgäbe, ihm eine Theorie oder ein Programm zu unterbreiten … er läse keine Zeitung und höre kein Radio …
Sei es aus Überzeugung, sei es auf Grund eingegangener Bindungen, erklärte er sich solidarisch mit den «Prokonsuln»: mit Noguès, «für Marokko unentbehrlich», mit Boisson, «der es verstanden hat, seine Kolonie gegen jeden Angreifer, selbst gegen die Deutschen, zu verteidigen», mit Peyrouton, seit kurzem Generalgouverneur von Algerien anstelle von Chatel, «der eine fest Hand hat», mit Bergeret, «ein exzeptionell guter Stratege». Giraud verhehlte nicht, daß er, unabhängig von seinem – zweifellos entschlossenen – Willen, die Deutschen zu bekämpfen, nichts gegen das Vichy-Regime habe. Schließlich deutete er an, daß er für die elementare, populäre, revolutionäre Art der Resistance im Mutterland kein Verständnis habe und sie zumindest mißbillige.
Nach dieser ersten Unterredung ließen wir Giraud in seiner Villa zurück und begaben uns in die unsrige.
Da der Nachmittag voranschritt und ich in wohlerwogener Zurückhaltung in meinem Quartier blieb, suchte mich der britische Staatsminister Macmillan auf, den seine Regierung nach Algier geschickt hatte, um dort die Angelegenheiten des westlichen Mittelmeerraumes zu koordinieren. Macmillan deutete mir an, daß er sich gemeinsam mit Murphy um eine sowohl für mich wie für Giraud annehmbare Einigungsformel bemüht habe, die uns von Roosevelt und Churchill vorgeschlagen werden würde. Da war sie also, die von mir vorausgesehene Intervention. Ich gab Macmillan zu verstehen, daß eine Entente Giraud-de-Gaulle nur zwischen Franzosen zustandegebracht werden könnte. Dennoch begab ich mich auf beharrliches Bitten des britischen Ministers zu Churchill.

Ich trat dem Premierminister mit den heftigen Worten entgegen, daß ich nicht gekommen wäre, wenn ich gewußt hätte, auf französischem Boden von amerikanischen Bajonetten umzingelt zu sein. «Wir befinden uns in einem besetzten Land!» rief er aus. Nachdem wir uns beide besänftigt hatten, kamen wir auf den Kern der Dinge zu sprechen.
Churchill erklärte mir, er habe sich mit Präsident Roosevelt über einen Plan zur Lösung des Problems des französischen Kolonialreichs geeinigt. Die Generale Giraud und de Gaulle sollten gemeinsam den Vorsitz eines Führungskomitees übernehmen, in dem sie, wie alle anderen Mitglieder, in jeder Hinsicht gleichgestellt sein würden. Aber Giraud werde den militärischen Oberbefehl haben, und zwar vor allem deshalb, weil die Vereinigten Staaten, die das Kriegsmaterial für die wiedervereinigte französische Armee liefern müßten, die Frage nur mit ihm regeln zu können glaubten. «Freilich könnte», fuhr Churchill fort, «mein Freund General Georges ihnen als dritter Präsident zur Seite stehen.» Was Noguès, Boisson, Peyrouton und Bergeret angehe, so würden sie ihre Posten behalten und dem Komitee angehören. «Die Amerikaner haben Sie jetzt nämlich akzeptiert und wollen, daß man ihnen Vertrauen entgegenbringt.»
Ich erwiderte Churchill, solche Lösung entspreche dem Niveau – an sich durchaus ehrenwerter – amerikanischer Feldwebel, aber ich könnte mir nicht vorstellen, daß er selbst sie ernst nähme. Was mich angehe, so sei es meine Pflicht, Rücksicht auf das zu nehmen, was von der französischen Souveränität übriggeblieben sei. Ich hätte, woran er nicht zweifeln könne, die größte Hochachtung vor ihm und Roosevelt, müsse ihnen jedoch die Eignung absprechen, die Frage der Machtverteilung im französischen Kolonialreich zu regeln. Die Alliierten hätten ohne mich und gegen mich das gegenwärtige System in Algier installiert. Da sie es anscheinend wenig befriedigend fänden, gedächten sie jetzt, das Kämpfende Frankreich in diesem Strudel versinken zu lassen. Dafür aber gäbe es sich nicht her. Wenn es schon versinken solle, dann wolle es lieber in Ehren untergehen.
Churchill schien die moralische Seite des Problems gar nicht zu erfassen. «Sehen Sie sich meine eigene Regierung an. Ich war berufen worden, weil ich seit langem den Geist von München bekämpft hatte. Bei der Regierungsbildung nahm ich dann die ganzen notorischen Münchner

mit hinein. Nun, Sie sind mitmarschiert, und zwar so tüchtig, daß man sie heute von den anderen nicht mehr unterscheiden kann.» – «Sie müssen», erwiderte ich, «um so sprechen zu können, aus den Augen verloren haben, was Frankreich zugestoßen ist. Ich meinerseits bin kein Politiker, der die Aufgabe hat, ein Kabinett zu bilden und eine parlamentarische Mehrheit zu suchen.» Der Premierminister bat mich indessen, über den Plan, den er mir unterbreitet hatte, nachzudenken. «Heute abend», fügte er hinzu, «werden Sie mit dem amerikanischen Präsidenten zusammen sein und sehen, daß er und ich in dieser Frage solidarisch sind.» Er begleitete mich durch den Garten bis zur Eingangspforte, wo eine englische Wache präsentierte. «Beachten Sie», sagte er, «daß es hier nicht nur amerikanische Soldaten gibt, sondern Schulter an Schulter mit ihnen auch britische.»

Kurz darauf schickte Roosevelt jemanden zu mir, der mit mir eine Zusammenkunft verabreden sollte. Spät am Abend war ich bei ihm. Wir verbrachten eine Stunde zusammen, auf demselben Sofa in einem großen Raum der Villa sitzend, die er bezogen hatte. Obwohl mein Gesprächspartner so tat, als seien wir allein, bemerkte ich Schatten im Hintergrund einer hochgelegenen Galerie und sah, daß sich die Vorhänge in den Ecken bewegten. Später erfuhr ich, daß Harry Hopkins und einige Sekretäre aus dem verborgenen zugehört und bewaffnete Polizisten den Präsidenten bewacht hatten. Infolge des unbestimmten Gefühls, daß noch andere anwesend waren, verlief meine erste Unterredung mit Roosevelt in einer seltsamen Atmosphäre. An jenem Abend zeigte er sich, wie bei allen späteren Zusammenkünften, beflissen, seine Gedankengänge den meinigen entgegenzuhalten, wobei er mich mehr mit Charme als mit Argumenten zu überzeugen suchte, aber ein für alle Mal auf die Partei festgelegt, für die er sich entschieden hatte.

Franklin Roosevelt war von höchsten Ambitionen erfüllt. Ihn befähigten hierzu seine Intelligenz, sein Wissen, seine Kühnheit. Der mächtige Staat, dessen Oberhaupt er war, bot ihm die Mittel, der Krieg die Gelegenheit hierfür. Hatte das von ihm geführte große Volk lange Zeit dazu geneigt, sich von überseeischen Unternehmen zu isolieren und dem von unaufhörlichen Kämpfen und Revolutionen zerrissenen Europa zu mißtrauen, so hatte jetzt eine Art Messianismus von der amerikanischen Seele Besitz genommen und die Blicke des Volkes auf das riesige Vorhaben gelenkt. In Bewunderung der eigenen Kraft, im Gefühl, daß ihre Dynamik innerhalb der eigenen Grenzen nicht genügend Spielraum hatte, und in dem Willen, in der ganzen Welt den Elenden und Unterdrückten zu helfen, gaben die Vereinigten Staaten ihrerseits der Neigung zur Intervention nach, hinter der sich die Herrschsucht verbarg.

Diese Neigung hatte sich vornehmlich Präsident Roosevelt zu eigen gemacht. So hatte er alles getan, damit sein Land an dem Weltkonflikt teilnahm. Jetzt vollendete er seine Geschicke, gedrängt vom geheimen Vorgefühl des baldigen Todes.

Aber seitdem Amerika in den Krieg eingetreten war, glaubte Roosevelt, der Frieden müsse eine Pax Americana sein, wobei es ihm zukomme, dessen Gestaltung zu bestimmen. Er war der Meinung, daß die von Prüfungen heimgesuchten Staaten sich seinem Urteil beugen müßten und daß gerade Frankreich ihn als Retter und Schiedsrichter brauche. Auch lief die Tatsache, daß Frankreich sich mitten im Krieg wiederaufrichtete und zwar nicht allein in der fragmentarischen und daher für ihn bequemen Form der Resistance, sondern als souveräne und unabhängige Nation, seinen Absichten entgegen. In politischer Hinsicht hatte er für mich nichts übrig.

Seine Abneigung zeigte er mir indes umso weniger, je mehr ihm in Amerika von der öffentlichen Meinung quergeschossen wurde. Von ihr hatte er die Macht erhalten. Aber sie konnte sie ihm entziehen. Selbst im Kriege mußte sich Roosevelt zweimal den Wählern stellen. Auch in den Zeiten zwischen den Wahlen setzten ihm Presse, Rundfunk und Interessengruppen zu. Der Präsident, darauf bedacht, die Menschen zu bezaubern, aber innerlich gehemmt durch die schmerzhafte Krankheit, gegen die er tapfer ankämpfte, war den Vorwürfen und Sticheleien seiner Parteigänger gegenüber sehr empfindlich. Gerade seine Politik gegen General de Gaulle erregte in Amerika die heftigsten Kontroversen. Es muß hinzugefügt werden, daß er in bezug auf die Rollen anderer argwöhnisch wie eine Diva war. Kurzum, trotz seiner vornehmen Höflichkeit hegte Roosevelt für meine Person keinerlei Wohlwollen.

An jenem Abend wetteiferten wir in Höflichkeiten, ließen aber, wie auf stille gegenseitige Vereinbarung, die französische Angelegenheit in der Schwebe. Er skizzierte mit leichter Hand, was Churchill vorher mit kräftigeren Strichen umrissen hatte, und gab mir sanft zu verstehen, daß diese Lösung zwingend sei, da er selbst sie beschlossen habe. Ich hingegen wies schonend darauf hin, daß der Wille des französischen Volkes bereits seine Wahl getroffen habe und daß früher oder später die Regierung, die, im Kolonialreich errichtet, ins Mutterland übersiedeln würde, diejenige sein werde, die Frankreich wünsche. Unterdessen gaben wir uns alle Mühe, einander nicht vor den Kopf zu stoßen, da wir spürten, daß ein Zusammenstoß zu nichts führen

würde, und wußten, daß es daher in beiderseitigem Interesse lag, einander zu schonen.

Am Tage darauf empfing ich General Giraud. Wir plauderten unter vier Augen in aller Ruhe. «Was schlagen Sie vor?» fragte ich ihn. Er legte mir seinen Plan dar, der im großen ganzen dem von Roosevelt und Churchill entsprach. An der Spitze sollten wir drei stehen: an erster Stelle er, an zweiter ich, und an dritter General Georges, den die Engländer aus Frankreich herausholen würden. Um Ranggleichheit herzustellen, würde ich zum Armeegeneral ernannt werden! Aber die Führung der militärischen Angelegenheiten behielt sich zur Gänze Giraud vor. Er würde Oberbefehlshaber der Französischen Streitkräfte sein, unter Einschluß derjenigen des Freien Frankreich und der Armeeteile in der Resistance, und allein Eisenhower unterstehen. Die «Prokonsuln» sollten ihre Posten behalten. Nur Bergerets könne man sich entledigen [...]

Girauds Konzeption erschien mir unannehmbar. «Ihre Vorstellung», sagte ich, «läuft darauf hinaus, daß Sie selbst sich, unter Protektion Roosevelts, die wirkliche Macht anmaßen und sich mit einer Reihe mehr oder weniger eindrucksvoller Statisten umgeben. Sie wollen, kurz gesagt, ein Konsulat, über welches das Ausland bestimmt. Aber Bonaparte, der Erste Konsul in Krieg und Unabhängigkeit, erlangte vom Volk sozusagen einhellige Zustimmung. Was für eine Art Volksbefragung werden Sie abhalten? Und wenn Sie eine veranstalten sollten, wird sie für Sie günstig ausfallen? [...]» General Giraud erklärte wieder einmal, das sei Politik, mit der er nichts zu tun haben wolle; es handele sich für ihn nur darum, die französische Armee wiederaufzubauen, er habe volles Vertrauen zu den amerikanischen Verbündeten.

[...]

Am nächsten Vormittag überbrachten mir Macmillan und Murphy ein im Laufe der Nacht von Roosevelt und Churchill entworfenes Kommuniqué. Der Präsident und der Premierminister bäten die Generale de Gaulle und Giraud, es gemeinsam von sich aus zu veröffentlichen. Giraud hatte seinerseits schon zugestimmt. Dem angelsächsischen Text zufolge, der also nun französisch werden sollte, erklärten sich die beiden Generale «mit den Grundsätzen der vereinten Nationen» einverstanden und gaben ihre Absicht bekannt, gemeinsam ein Komitee für die Verwaltung des französischen Kolonialreichs auf die Dauer des Krieges zu bilden. Die Formel war fraglos viel zu vage gehalten, als daß wir uns damit groß festgelegt hätten. [...] Nachdem ich meine

vier Gefährten um ihre Ansicht befragt hatte – sie waren einstimmig gegen das Kommuniqué –, sagte ich Macmillan und Murphy, die Erweiterung der französischen Nationalmacht dürfe nicht das Ergebnis einer ausländischen Intervention sein, so freundschaftlich und schätzenswert sie auch sein möge. Gleichzeitig erklärte ich mich bereit, Roosevelt und Churchill vor der für den Nachmittag vorgesehenen Aufhebung der Konferenz noch einmal aufzusuchen.

Die Unterredung mit Churchill wurde von seiner Seite aus in äußerst grobem Ton geführt. Es war die schärfste Auseinandersetzung zwischen uns beiden während des ganzen Krieges. Im Laufe einer heftigen Szene machte mir der Premierminister bittere Vorwürfe, in denen ich nichts anderes als ein Zeichen der Verlegenheit sehen konnte. Er kündigte mir an, daß er mich bei seiner Rückkehr nach London öffentlich beschuldigen werde, die Verständigung verhindert zu haben, die öffentliche Meinung seines Landes gegen mich aufbringen und auch an diejenige Frankreichs appellieren werde.

[...] Anschließend begab ich mich zu Roosevelt. Er empfing mich mit größerer Gewandtheit, d. h., er gab sich zugleich liebenswürdig und betrübt. Er äußerte Kummer darüber, feststellen zu müssen, daß die Einigung der Franzosen in der Schwebe bleibe und es nicht einmal ihm gelungen sei, mich zur Annahme eines Kommuniqués zu bewegen.

[...] Nun traten Churchill und General Giraud mit ihrem Gefolge ein, denen sich eine Menge alliierter Militärs und Beamten anschloß. Während sich alle um den Präsidenten scharten, wiederholte Churchill seine Schmähungen und Drohungen gegen mich, offenkundig in der Absicht, dem in seiner Eigenliebe ein wenig angeschlagenen Roosevelt zu schmeicheln. Dieser tat so, als bemerke er es nicht, befleißigte sich vielmehr der größten Liebenswürdigkeit, um mir die letzte Bitte, die er noch auf dem Herzen hatte, vorzutragen. «Wären Sie wenigstens bereit», fragte er, «sich zusammen mit General Giraud an meiner und der Seite des britischen Premierministers fotografieren zu lassen.» «Sehr gern», erwiderte ich, «denn ich habe die äußerste Hochachtung vor diesem großen Soldaten.» – «Würden Sie auch», rief der Präsident, «in unserer Gegenwart und vor der Kamera General Giraud die Hand drücken?» Ich antwortete: «I shall do that for you.» Roosevelt, ganz entzückt, ließ sich daraufhin in den Garten tragen, wo man im voraus vier Stühle aufgestellt und zahllose Kameras postiert hatte und wo mit gezückten Federn Scharen von Reportern bereitstanden. Die vier Akteure setzten das obligate Lächeln auf.

Der verabredete Händedruck wurde vollzogen. Alles ging gut! Amerika würde nun auf Grund der Fotos befriedigt glauben können, das französische Problem habe seinen Deus ex machina in der Person von Präsident Roosevelt gefunden. Ehe ich Anfa verließ, verfaßte ich ein kurzes Kommuniqué, das ich Giraud vorlegte, selbstverständlich ohne es den Alliierten zur Kenntnis gebracht zu haben: «Wir haben uns getroffen. Wir haben miteinander gesprochen ...» Wir bekräftigten darin unseren Glauben an den Sieg Frankreichs und an den Triumph der «menschlichen Freiheiten». Wir kündigten die Herstellung einer dauernden Verbindung zwischen uns an. Giraud unterzeichnete. Die Worte «menschliche Freiheiten» waren auf seine Bitte hin an Stelle der von mir ursprünglich benutzten Worte «demokratische Grundsätze» eingesetzt worden.

Für uns folgten schwere Wochen. Ich hatte die Absicht gehabt, mich von Casablanca aus nach Libyen zu begeben, wo unsere Truppen im Kampf standen. Dem aber widersetzten sich die Alliierten, wobei sie sich auf technische Schwierigkeiten beriefen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als das von Stacheldraht umsäumte Anfa in einem englischen Flugzeug zu verlassen, das zwangsläufig nach London flog. Dorthin kehrten wir am 26. Januar zurück. In einer Pressekonferenz vom 9. Februar gab ich der Öffentlichkeit eine Erklärung über das, was sich wirklich in Anfa abgespielt hatte.

Montag, 8. Februar 1943

Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.
HERRNHUT MATTH. 24,35

Mit der Arbeit muß die Ehre verbunden bleiben.
TAGEBUCH QUAATZ FRITZ HARKOT

30 Schiffe mit über 200000 BRT vernichtet
Fanatischer Wille der Partei zum totalen Einsatz
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
(2 Traubenzucker)

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**
Gestern: [...] Dann kommt der Führer und begrüßt die Reichs- und Gauleiter. Die Begrüßung ist außerordentlich herzlich und rührend. Man sieht es dem Führer an, daß er sehr glücklich darüber ist, wieder so viele alte treue Gesichter um sich zu sehen. Die Reichs- und Gauleiter sind doch seine alte und zuverlässigste Garde. [...] Der Führer hält vor ihnen ein fast zweistündiges Referat über die allgemeine Lage. Es ist erstaunlich, mit welcher Offenheit, um nicht zu sagen Brutalität des Wahrheitsfanatismus der Führer vor diesem kleinen Kreise die Lage charakterisiert. Er beginnt gleich mit der Feststellung, daß er heute mehr denn je an den Sieg glaube und sich in dieser Gläubigkeit durch kein Ereignis beirren lassen wolle und beirren lassen werde. Unsere Situation sei in ihren Schwierigkeiten in keiner Weise mit den schweren Parteikrisen aus der Vergangenheit zu vergleichen. Wenn auch die Dimensionen ganz andere geworden seien, die Mittel und Methoden, mit denen wir früher Parteikrisen überwunden hätten, müßten jetzt auch zur Anwendung kommen, um die gegenwärtige militärische und politische Krise zu überwinden. Die Katastrophe an der Ostfront wird vom Führer in allen

Einzelheiten geschildert. Er legt noch einmal dar, wie sie entstanden sei, nämlich durch das vollkommene Versagen unserer Verbündeten, zuerst der Rumänen, dann der Italiener und dann der Ungarn. [...] Was die Verluste in Stalingrad anlangt, so erklärt der Führer, daß in Stalingrad bei Beginn der Aktion 240000 Mann gewesen seien. Davon seien aber größere Kontingente noch aus der Umklammerung entwichen, viele seien auch als Verwundete aus Stalingrad heraustransportiert worden. Man könne hoffen, daß auch eine große Anzahl in Gefangenschaft geraten sei. Er schätze die Totalverluste in Stalingrad durch Tod auf etwa 100000. [...] Was die weitere Menschenzufuhr zur Ostfront anlangt, so hat der Führer den festen Entschluß, den Jahrgang 1925 richtig auszubilden und ihn nicht in die Schlacht hineinzuführen. Halbausgebildete junge Leute will der Führer überhaupt nicht zum Kämpfen bringen. Sie stellen ja nur Kanonenfutter dar. Der Jahrgang 1925 umfaßt rund 600000 Mann. Diese 600000 Mann müssen wir uns als operative Reserve vorbehalten, die für Aktionen offensiven Charakters eingesetzt werden solle. Ausführlich spricht der Führer dann über die Psychologie des Krieges. Er macht sich meine Darlegungen über die Optik des Krieges hundertprozentig zu eigen, und zwar steht er nicht nur auf dem Standpunkt, daß wir in der Heimat alles das tun müssen, was uns Menschen für Front und Rüstungsindustrie schafft, sondern auch alles, was uns Menschen erhält. Die Gauleiter sollten sich wieder der Kampfzeit erinnern, wo wir auch, und das mit Erfolg, nach solchen Methoden des totalen Sieges prozediert hätten. Besondere Worte widmet der Führer den sogenannten Luxuslokalen. Er vertritt hier denselben radikalen Standpunkt wie ich. Freßrestaurants, die im Volke aufreizend wirken und nur von einigen hohen Offizieren oder Staatsbeamten besucht würden, hätten heute keine Daseinsberechtigung mehr. Er nennt hier Horcher als Beispiel, eine scharfe unausgesprochene Zurückweisung für Göring, der sich ja wenigstens in der ersten Zeit noch für solche Lokale auf das wärmste eingesetzt hat. Der Führer vertritt den Standpunkt, daß nur die Partei die gegenwärtige Krise überwinden kann. [...] Es könne natürlich keine Rede davon sein, daß das Reich aus dem letzten Loch pfeife. Wir hätten einen ernsten Rückschlag erlitten. Dieser sei aber nicht einmal lebensbedrohend, geschweige denn tödlich. Es kommt jetzt alles darauf an, welche Konsequenzen wir aus diesem Rückschlag zögen. Der Feind kämpfe unter Zuhilfenahme der Technik. Sein Infanteriematerial sei denkbar schlecht. Es müsse für uns ein direkt zerschmetternder Gedanke sein, wenn wir uns vorstellten, daß wir als die höchste Rasse Europas am Ende der Technik eines Halbaffenvolkes

zum Opfer fielen. Davon könne gar keine Rede sein. Im übrigen habe die Weltgeschichte ihren tieferen Sinn, und der bestehe nicht darin, daß die höchste Rasse Europas zum Schluß von einer der minderwertigsten zugrundegerichtet würde. Im übrigen hätten wir noch eine ganze Reihe von Trumpfkarten in der Hand. Wie der Führer aus internen Informationen erfahren hat, haben wir im vergangenen Jahr dreimal soviel an feindlichem Schiffsraum versenkt, als der Feind an neuem Schiffsraum gebaut hat. Das heißt also, daß die Tonnagelage, wie ja auch aus der englischen und amerikanischen Presse jeden Tag wieder zu entnehmen ist, für den Feind täglich bedrohlicher wird. [...] Außerordentlich lobende Worte findet der Führer für den japanischen Bundesgenossen. Er ist wirklich ein Bundesgenosse von Format. Was die allgemeine Kriegslage anlangt, so vertritt der Führer den Standpunkt, daß es bei längerer Dauer des Krieges darauf ankomme, wer zuerst schlappmache, und er hat den festen Entschluß, dafür zu sorgen, daß das nicht das Reich ist. Von uns wird man niemals ein Wort der Nachgiebigkeit oder der Kapitulation hören. Das letzte Bataillon und die letzte Viertelstunde werden entscheiden. [...] Der Führer hofft eindringlich, daß es ihm gelingen werde, bis zum Ende des kommenden Frühjahrs wieder seine operative Freiheit zurückzugewinnen. Dann werden wir bald wieder obenauf sein.

[...] Wenn einer ihn frage, was wir denn unter all diesen Belastungen überhaupt noch vom Leben hätten, so könne er nur zur Antwort geben, daß uns nach dem Kriege die große Erinnerung bleibe. Diese große Erinnerung würde für unser späteres Leben unseren kostbarsten Schatz darstellen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die Sondermeldung über die Versenkungen aus einem großen Geleitzug im Atlantik ist gut aufzumachen und zu kommentieren.

2. Tagesparole: Der Besuch der Reichs- und Gauleiter beim Führer in seinem Hauptquartier, der im Zeichen äußerster Entschlossenheit und absoluter Siegeszuversicht steht, bietet erneut Gelegenheit, in Eigenarbeiten die großen Erfordernisse der Zeit herauszustellen.
Dazu Fischer: Das Kommuniqué möge nicht mit Überschriften versehen werden, in denen das Wort «Besuch» vorkommt. Man möge vielmehr die Überschriften aus dem Thema selbst wählen und nur in den Unterzeilen die Tatsache ansprechen.

3. Die Verwendung des Begriffes «Stalingrad» möge mit äußerster Vorsicht geschehen, so daß hier nicht eine Kupfermünze ausgegeben wird. Nur bei größten Gelegenheiten dürfe man darauf zurückgreifen.

4. Positive Stimmen zur Ostfront einstweilen nicht aufgreifen. Dazu werde noch Gelegenheit sein. Es sei zweckmäßig, auch mit Rücksicht auf die Agitationsbedürfnisse der Engländer, hier sparsam zu sein.

6. Ausländische Meldungen, daß Kronprinz Umberto den Oberbefehl der italienischen Truppen im Osten übernommen habe, nicht aufgreifen.

7. Die Ernennung Graf Cianos zum Botschafter beim Vatikan kann gebracht werden.

10. In der Auswahl der Sportnachrichten müßte größte Zurückhaltung geübt werden. Es bestehe die Gefahr, daß der Sportteil völlig gestrichen werde. Darum habe die Presse selbst ein Interesse an ruhiger Aufmachung.

15. Der Statthalter von Island möge nicht mehr angegriffen werden. Sein Sohn ist Unterscharführer in der SS und habe darum gebeten. Dem Wunsch soll nachgegeben werden.

16. OKW machte darauf aufmerksam, daß die heutigen Exchangemeldungen, die von Kämpfen in den Vorstädten von Rostow sprechen, übertrieben seien. Wenn man Potsdam als Vorstadt von Berlin betrachte, würde das der Lage etwa entsprechen.

abends:

2. Knox hat berichtet, daß die Japaner ein neues Kampfmittel anwendeten, indem sie Hunderte nackter Mädchen den amerikanischen Soldaten entgegenschickten. Zur Polemik frei.

3. New York Herald behauptete, vier Millionen Russen seien bisher gefallen und sechs Millionen Soldaten in den besetzten Ostgebieten nicht greifbar. Die letzte Zahl überhaupt nicht, die erste nur gelegentlich verwenden.

4. Über einen Anschlag auf Generalleutnant Seiffert [?] (Holland) nicht berichten.

5. In Karikaturen dürfen Hammer und Sichel nicht mehr verwandt werden.

Theo Lingen

Winnie Markus

8. Auf Anfrage erklärt AA: Soweit man unterrichtet sei, sei Ciano deswegen Botschafter beim Vatikan geworden, weil der Duce den Wunsch gehabt habe, seinen Schwiegersohn in Rom zu behalten.

9. Für Berlin wird eine Meldung über Schließung der Bars und Nachtlokale ausgegeben.

10. Es wurde nochmals daran erinnert, daß das Kommuniqué über die Gauleitertagung besonders gut herauskommen müsse.

11. Für den Ausdruck die «Alliierten» kann der Begriff «Hilfsvölker der Sowjetunion» gebraucht werden (Sänger).

Chef OKW – Adjutant – **Berlin**

Sehr geehrter Herr Bley!

Herr Generalfeldmarschall Keitel hat sich über Ihre Gedichte, die Ihre treue, vaterländische Gesinnung zum Ausdruck bringen, sehr gefreut. Der Herr Feldmarschall läßt Ihnen durch mich seinen herzlichsten Dank übermitteln und sendet Ihnen anliegend sein Bild mit Unterschrift. Heil Hitler! S., Hauptmann

Himmler, Heinrich 1900–1945

An Chef RSHA **Berlin**

Der Reichsmarschall hat mir bei meinem letzten Vortrag mitgeteilt, er habe dem Führer vorgeschlagen, daß ein Gesetz gemacht würde, durch das die Möglichkeit bestände, Leuten, die Träger eines Namens einer berühmten Persönlichkeit wären, diesen Namen zu entziehen, wenn der betreffende Mann oder die betreffende Frau sich unwürdig benehmen. Der Reichsmarschall hat dem Führer diesen Vorschlag insbesondere im Hinblick auf seinen Vetter Herbert Göring gemacht.

Ich habe mit dem Reichsmarschall folgendes abgesprochen:

Sobald das Gesetz heraus ist, wird Herbert Göring den Namen Göring verlieren. In diesem Augenblick werde ich davon verständigt und bin ich berechtigt, bei Herbert Göring, der ja ein naher Bekannter von Schacht ist, eine Haussuchung zu machen. Zugleich wird Herbert Göring, der ja SS-Angehöriger ist, degradiert und aus der SS ausgeschlossen.

Ich ersuche, wegen des Gesetzes mit den in Frage kommenden Stellen Fühlung aufzunehmen und zugleich mit der Dienststelle des Reichsmarschalls in Verbindung zu treten, damit die Wegnahme des Namens mit der sofortigen Haussuchung verbunden ist. Dies muß geschehen, da sonst Herbert Göring gewarnt ist. gez. H. Himmler

Kersten, Felix **Feldkommandostelle**

«Nie ist Europa etwas geschenkt worden. Alle großen Entwicklungen konnten sich nur unter ungeheuren Blutopfern durchsetzen, oft bedurfte es mehrmaliger Ansätze. Blut ist immer der festeste Kitt gewesen. Das neue Europa wird auf den Schlachtfeldern des Ostens geschaffen. Die besten Europäer, die diese Aufgabe erfüllen, die Bannerträger des neuen Europa, stehen in der Waffen-SS», sagte Himmler.

Ich fragte ihn, ob es sich hier nicht um Typen handele, wie sie jedes Volk kenne, die aus Abenteuerlust sich zum Waffendienst meldeten und nun mit der Gloriole, Vorkämpfer für ein neues Europa zu sein, behängt würden. Himmler wehrte dies jedoch sehr energisch ab: «Unter keinen Umständen. Ich lasse genaue Statistik darüber führen, woher diese Männer kommen. Die geistig vorausschauende Elite Europas meldet sich zu den Freiwilligen-Verbänden der Waffen-SS.»

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Wieder 14 Schiffe mit 109000 Br.R.To. versenkt. Vor einigen Tagen sind Verordnungen über den totalen Kriegseinsatz des Volkes herausgekommen. Jetzt müssen alle irgendwie heran.

Morgen bekommen wir einen Wachtmeister von der Polizei als Einquartierung. Es ist wieder recht kühl. Im Osten nach wie vor starke Angriffe der Russen.

Meine Omnibushaltestelle am Landhaus ist fortgefallen.

Teich, Elfride 1897–1988 **Hannover**

Mein lieber Junge in fernem Land – nun hat es wieder einen anderen Klang, wenn ich Dich so anrede, anders als hier, als Mü II, als Brüssel! So weit warst Du noch nie, aber so beredt ist unsere Verbindung, da Dein Urlaub noch so lebendig ist, der so konzentriert köstlich war! Während ich dieses schreibe (mit Deinem Füller!!) magst Du wohl gerade über die deutsche Grenze fahren – wie weit, wie lange noch?!

Bekamt Ihr Winterausrüstung für Euer «Riviera-Klima»?

Daß Du das Münchner Theater noch auskosten konntest, ist ein Geschenk in letzter Stunde! Emilia Galotti wünscht ich mir immer mal mit Marianne Hoppe und G. Gründgens.

Schreiben will ich Dir erst noch, wie sehr ich mich über Deine Griechen-Skizzen gefreut habe. Ein aufmerksamer Schüler bist Du gewesen in der kurzen Zeit, die uns blieb. Sobald etwas mehr Ruhe um uns ist, schick ich Dir Fortsetzung: Renaissance usw., wenn Du möchtest. Das Stilleben ist mir Erinnerung und Zeugnis für eine kurze Spanne konzentrier-

testen Aufhorchens und Aufsaugens und Erkennens (Ahnens?) bei meinem Jungen – ein gesegnetes, kurzes Viertelstündchen vorm Aufbruch.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**

In der Nacht fuhren wir durch Dresden, im Laufe des Vormittages durch Waldenburg-Dittersbach, Freiburg (9.30) (Industriegebiet), Königszelt (wo ich einen Brief an Mam abschickte). Augenblicklich habe ich mich mit zwei Kameraden in einem LKW-Führersitz einquartiert, weil es mit den 22 anderen im G-Wagen arg eng ist. Trotz dem Tumult überdachte ich gestern Abend noch einmal mein Schauspiel, und grübelte über die Seele in der Natur, die Gott heißt. Die Natur ist, wie Schiller auch sagt, ein unendlich geteilter Gott, ein greifbarer Gott, ein Körper. Seine Seele zu fassen sind nur wenige fähig. Die unendliche Gewaltigkeit, Schönheit des «Körpers», die Harmonie der «Seele» allen begreiflich zu machen, müßte das Motiv einer neuen, idealen Religion sein!

Lilje, Hanns 1899–1977

An Herrn Lüst, Kassel **Berlin**

Lieber Bruder Lüst!

Von einer längeren dienstlichen Reise zurückgekehrt, finde ich Ihr freundliches Schreiben vom 29. v. Mts. vor, dessen Empfang ich dankend bestätige. Ich möchte die folgenden Themen vorschlagen:

1.) für den Festvortrag am 4. April: Ludwig Harms, der Erwecker Niedersachsens.
2.) für die drei Abende des 5., 6. und 7. April:
   a) Das Zeugnis der Offenbarung in unserer Zeit
   b) Das Zeugnis der sieben Sendschreiben
   c) Das Zeugnis von der Vollendung
3.) für die beiden Vormittagsreferate:
   a) Der Durchbruch des Glaubens nach dem N.T.
   b) Morgenstunden der Mission

Den Text der Festpredigt und die Lieder darf ich wohl etwas später noch mitteilen.

Die Entscheidung über das Quartier bitte ich Sie davon abhängig zu machen, was räumlich am bequemsten ist. Im Allgemeinen pflege ich heute schon deshalb das Wohnen im Hotel vorzuziehen, weil es mir für die im Kriege ohnehin so belasteten Hausfrauen unbillig erscheint, sie noch zusätzlich mit den Mühen solchen Besuches zu belasten. Aber

bitte entscheiden Sie diese Frage so, wie es Ihnen am günstigsten erscheint. Mit herzlichem Gruß Ihr

Wieschenberg, Franz 1909–1945

Meine liebe Hilde und Kinderchen. **am Ladogasee**

Heute war der erste schöne klare Tag nach langer Zeit. Der zunehmende Mond hat wieder Kälte mitgebracht, aber die Tage sind voll Sonne. Wenigstens war es der heutige, und der Sternenhimmel verspricht für Morgen das Beste. Siehst Du, da kamen dann heute 36 Stuka und machten ein paar Sachen!

Das belebt einen jeden ganz gewaltig, man lebt förmlich auf. Stuka und liebe Heimatpost sind also die einzigen wirklichen Mittel, die seelische Verfassung hochzuschrauben.

Wenn dem nun so eine Zeitlang bleibt, gibt es drüben anständig Luft! Dann kann der Russe täglich eine ganze Menge Fresser von seiner Verpflegungsliste absetzen, und uns tuen sie auch nichts mehr. Es ist toll, was dort drüben für Menschenleben hopps gehen. Wann mag dieser Strom einmal versiegen?!

Maschinell kann er die Menschen auch nicht herstellen. Soweit ist die Technik Gott sei Dank noch nicht. Von dem schweren Angriff auf Düsseldorf erzählte mir Hans schon. Auch von dem Urlauberzug.

Ein Lächeln spielt sich trotz allem auf meinen Lippen, ob Deiner Frage, ob ich etwas von den Kämpfen am Ladogasee spüre. Ja, mein Lieb, ich spüre eine ganze Portion davon, aber ich bin guten Mutes dabei!! Sorgen wirst Du Dich um mich, aber übertreibe es nicht. Ändern läßt sich damit nichts.

Einen frohen Gruß und lieben Kuß den Mädchen!

Innig, lieben Kuß und Dank Dir!

Immer in Liebe, Euer Pappi und Dein Franz.

Kurz, Robert 1910–1943 **im Osten**

Meine allerliebste kleine Frau!

Voller Hunger, weil wir nichts bekamen, sitzen wir alle da, schimpfen, und der Magen kracht. Falls und soweit eben möglich, ohne Dir etwas abzutun, röste Schwarzbrot und schicke mir davon einige, eben nach und nach, 100-Gramm-Päckchen.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Mengen Schnee es hier gibt. Die Gräben sind voll, trotz Schippen Tag und Nacht, dazu Posten stehen und Alarm jede Nacht, und dann nichts zu fressen: So ist die Lage. Selbstverständlich einmal geht alles vorüber, falls man es erlebt; dann

aber, und das weiß ich bestimmt, weiß ich, was ich zu tun habe. Ich werde meinen Mund nicht halten! Mein Leben wird sich in der Freizeit in der Familie abspielen. Tausend Grüße und Küsse schicke ich Dir aus dieser verfluchten Scheiße, Dein Robert.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Gestern Abend haben wir das altbekannte Flohspiel gespielt. Ich hatte ja noch die kleinen Galalitfiguren. Auf einer Wolldecke kann man es prima spielen und macht großen Spaß. Der Topf wurde bald voll. – Heute um 8 Uhr Aufbruch als Kurier nach S. Das Gehen war sehr beschwerlich, denn auf der Rollbahn lagen 2–3 m Schnee. So mußten wir neben ihr herlaufen, was auch nicht gerade leicht war, denn der Schnee war weich. Ein Motorpflug bemühte sich, eine Gasse zu bahnen. Auf dem Hinweg stand der Wind günstig im Rücken, sogar die Sonne schien ein wenig. In S. hatten wir mehrere Besorgungen zu machen, so zum Feldpostamt, Lazarett usw. Den Abschluß bildete wieder das Soldatenheim, wo wir uns an Kaffee und Marmeladenbroten stärkten und auf unseren Ausweis 2 Schnäpse bekamen. Der Rückweg war weniger schön, doch trafen wir schon bald auf den Motorpflug, in dessen gewühlter Gasse es einigermaßen zu gehen war. Ein Schneetreiben hinderte die Sicht stark. Um ½ 1 waren wir zurück.

Ich bin ziemlich müde von der Lauferei.

Für heute genug. Viele Grüße Euer Halbrusse

Calden, Karl-Friedrich *1919 **Finnland/Ostkarelien**

Liebe Tante Cäcilie!

Hab 1000 Dank für Dein liebes Päckchen, das mich letzthin hoch erfreute.

Mir geht es trotz der Kälte immer noch sehr gut. Man hat sich einesteils ja auch schon ganz gut an das härtere Klima gewöhnt, anderen Teils ist auch der Winter diesmal nicht so streng als der vorige. Kältegrade, die um 40 °C liegen, haben wir bis jetzt nur einmal ganz kurze Zeit gehabt. Auch sind unsere Bunker, dank dem Kanonenöfchen, immer sehr schön warm, sodaß sich jede Kälte leicht ertragen läßt, und man sich immer wieder aufwärmen kann. Kriegsmäßig ist hier immer noch eine sehr ruhige Front. Man könnte die Menschen aus den mit Bomben behagelten Städten direkt mal zur Erholung hierher schicken.

Nun muß ich aber schnell Schluß machen, da die Kerze in ihren letzten Zügen auflodert. Das Kapitel Licht ist ja bei uns immer ein sehr heikles.

Draußen schneit es heute wieder unaufhörlich, sodaß nur mit Schiern durchzukommen ist.

Dir wünsche ich weiterhin alles Gute, herzliche Grüße sendet Dir Dein dankbarer Karl-Friedrich.

Hoffmann, Karl-Heinz *1919 **(Strafeinheit in Nord-Norwegen)**

Die Sonne stieg nun jeden Tag etwas höher. Ende Januar war sie schon ein kleiner roter Ball über dem Horizont. Sie erzeugte jetzt gleißendes Licht und preßte die Kälte am Morgen so stark zusammen, daß die Luft von Eiskristallen flimmerte. Leider konnte ich von den Soldaten nicht für alle Kameraden Kopfschützer besorgen. Bei dieser grimmigen Kälte wurde der Kopfschützer über Mund und Nase gezogen. Zwar gefror die ausgeatmete Luft daran schnell zu Eisklumpen, doch es war ein Schutz gegen das direkte Einatmen der eisigen Luft.

Eines Tages gab mir ein Soldat eine deutsche Zeitung. Er deutete auf die Frontberichte, in denen von planmäßigen Absetzbewegungen der Wehrmacht und Frontbegradigungen die Rede war. Dabei lächelte er ironisch und meinte: «Wenn das so weitergeht, seid ihr früher zu Hause als wir.»

Der Sieg der Roten Armee bei Stalingrad leitete die Wende im zweiten Weltkrieg ein. Die Front brauchte nach den gewaltigen Verlusten Nachschub. Deshalb wurden den kräftigsten unter den Strafgefangenen sogenannte Frontbewährung zugebilligt, das heißt, sie wurden «begnadigt», in Bewährungsbataillonen, als Soldaten ohne Waffen in vorderster Front Minen zu räumen.

Volksmund

Ostfrontseufzer

Das Haar steht uns zur Mähne,
die Seife wurd' uns fremd,
Wir putzen keine Zähne
und wechseln auch kein Hemd.

Es quietscht in Schuh' und Socken
der Dreck spritzt bis ins Ohr
das einz'ge was noch trocken
sind Kehle und Humor.

Doch unheimlich still und leise,
man spürt es ganz genau,

da klettern nachts die Läuse
an unserm zarten Bau.

Ja, Flöhe, Läuse, Wanzen
und sonst noch vieles mehr,
überfallen unsern Ranzen
und zwicken uns ganz sehr.

Und ist es Winter, kalt und rauh,
da tragen wir drei Hemden
man geht nicht gerne aus dem Bau,
man friert so an den Händen.

Jedoch die Füße oben auf
sind von besonderem Maße,
die frieren ein, sie tauen auf
und riechen oft nach Käse.

Ja, Käse kriegen wir sehr viel
den weichen und den harten
und Nudelsuppe oft so viel
und abends spielt man Karten.

So gehn die Tage langsam hin
im Sowjetparadiese
Man träumt von Bier und auch von Gin
und einer Maid auf grüner Wiese.

Einst wird der Tag auch wieder kommen,
wo alle kehren wir zurück:
Eine Frau wird sich genommen,
und dann hinein ins Eheglück.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Die deutschen und russischen Nachrichten sind aufregend, ein Wechsel kalter und heißer Grüße. Die Russen melden, daß sie Kagelnisk und Asow erobert haben, also am linken Ufer der Donmündung stehen, und London sagt, daß sie schon in den Vororten von Rostow kämpfen. Die Deutschen melden die Vernichtung der bei Novorossijsk gelandeten Truppen, deren Verstärkung die Russen gar nicht mehr versucht hätten, und außerdem so schwere Verluste der südlich Rostow und anderswo gegen Rostow angesetzten Massen der Russen, daß ihr ganzer Südflügel schwach geworden sei. Eine gewisse Übereinstimmung zwischen den

beiderseitigen Meldungen kann man in einem russischen Hinweis auf das schwierige Vorwärtskommen in dem von den Deutschen schwer befestigten Sumpfgelände sehen. – In Richtung Charkow und Kursk legen gleichfalls die Russen den Nachdruck auf ihr Vorwärtskommen, die Deutschen auf ihre für die Russen verlustreichen Gegenangriffe. [...] Die Home News des Abends wissen nichts davon, daß schon in den Straßen Rostows gekämpft wird, wie die anderen Londoner Sendungen und z. B. auch Ankara berichtet hatten, vielleicht auf Grund eines Reuter-Telegramms, sicher aber nicht auf Grund eines russischen Heeresberichtes. Ich kann es mir auch nicht vorstellen, daß die Russen schon den Don überquert haben, es wird sich um Kämpfe in den sogenannten Vororten am linken Don-Ufer und um den Übergang auf das rechte Ufer handeln.

Sehr bemerkenswert ist (angesichts der deutschen Bemühungen, jeden Einzelmenschen, dem sein Leben und Eigentum lieb ist, mit einem heillosen Schrecken vor einem Sieg des Bolschewismus zu erfüllen), daß die «Prawda» jene Erklärung Stalins wiederholt, welche die Ziele Rußlands bekanntgegeben hat. Rußland will seinen Boden vom Feind befreien, auch an der Befreiung der heute vom Feind unterdrückten Länder mitwirken, beabsichtigt aber keine Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Staaten. Es will nicht nur, daß sie ihre Selbständigkeit behalten, sondern auch, daß sie das ihnen zusagende Grundsystem der Regierung, sozialer Einrichtungen etc. wählen. Auch wenn dieser Standpunkt nicht verläßlich wäre, ändert sich heute nichts. Es handelt sich um eine Cura posterior.

Zigal, Wladimir *1917 **Rote Armee**

In der darauffolgenden Nacht zogen wir gegen drei Uhr in eine schäbige löchrige Hütte. Die Aufklärer kehrten zurück und brachten Rum, Dokumente und deutsche Waffen mit. Vom Großen Land hatte man einige Lebensmittel herübergeschafft. Wir kochten Kascha. Ich war dran, Wasser zu holen: ganze 50 oder 60 Meter, aber ringsum lag alles unter Beschuß. Ich erinnere mich an einen der allerersten Tage der Landungsoperation. Ich hatte ein deutschsprachiges Flugblatt in Linoleum geschnitten. Es zeigte die von uns bedrohten Stellungen der deutschen Truppen. Wolodja Suslikow und ich druckten es. Und ringsum detonierten Wurfgranaten. Ich hob einen Splitter auf, der neben mir die Wand durchschlagen hatte. Er war scharfkantig, rissig.

Nachts arbeiteten wir uns zu dem Sender vor, den Manajews Leute gerade eingenommen hatten. In Minutenabständen stiegen Leuchtku-

geln hoch und tauchten die Stellungen in kaltblaues Licht. Wir warfen uns hin und warteten, bis es wieder dunkel war. Leuchtspur, Feuerstöße, Splitter.

Ich trat auf eine Leiche. Zuerst begriff ich es nicht. Wieder eine Leuchtkugel. Ich fiel in einen Trichter. Am Rand stöhnte ein Verwundeter. Ich schleppte ihn weg. Dann ein Befehl: Weiter vorgehen!

Schließlich hatten wir's geschafft.

Gefangene wurden gebracht. Sie stiegen die Treppen zum Keller hinunter. Ein neuer deutscher Luftangriff begann. Durch unser zertrümmertes Fenster war zu sehen, wie die Flugzeuge aus dem Sturzflug hochzogen, die Tragflächen mit dem starren Fahrgestell ausgestreckt. Während der Detonationen duckten sich alle und bedeckten den Kopf mit den Händen, auch die Gefangenen. Starchina schrie die Fritzen an: «Was kriecht ihr zusammen, zum Donnerwetter! Da fliegen doch eure Leute!»

Unsere Lage auf dem «Fleckchen» wurde sehr schwierig. Alle erhielten zusätzlich Patronen und Handgranaten. Mir gab man ein riesiges Gewehr. Ich nahm das Bajonett ab, für alle Fälle, um mich nicht zu verletzen. Wir richteten eine Rundumverteidigung ein. Es hieß, die Deutschen wollten eine Landungsoperation auf unserem Kleinen Land unternehmen.

Als es einmal relativ still war, malte ich auf ein großes Laken einen deutschen Soldaten mit erhobenen Händen und ein in die Erde gesteckten Bajonett. Darunter kam ein Text mit der Aufforderung, zu uns überzulaufen. Das Plakat wurde nachts vor die Stellung des Gegners gebracht. Gleichzeitig druckte ich Flugblätter für das gegnerische Hinterland.

An einem dieser Tage zählte ich 27 Luftangriffe, außerdem Artillerie- und Granatwerferbeschuß. Wir schliefen in voller Ausrüstung: mit Gewehr, Schutzmaske, Patronen, im Mantel. Es war kalt. Der Nordost blies uns unbarmherzig durch.

Wir arbeiteten im Keller bei Petroleumlicht. Alle 15 bis 20 Minuten rief der Beobachter: «Luftalarm!» Am Tag konnte man die Nase nicht hinausstecken. Zum Galion [Latrine] und nach Wasser gingen wir nur nachts.

Nachts krochen wir mit Grammophon und Sprachrohr vor die deutschen Stellungen. Während eine Platte lief, hörte das Schießen auf, und wir machten mit denen drüben «Politinformation», bis Handgranaten geflogen kamen.

Pockloch, Gerhard **Berlin**

Liebe Therese und lieber Hans!

Tief erschüttert hat uns die Nachricht von dem Euch zugefügten großen Leid. Wir wissen, wie hart Euch das Schicksal getroffen hat und, daß wir Euch keinen Trost sagen können. Worte wären zu schwach, das auszudrücken, was wir empfinden. Wir drücken Euch deshalb in Gedanken die Hand und bitten Euch, unseres tiefsten Mitgefühls gewiß zu sein. Eurem tapferen Rudi aber werden wir stets ein ehrendes Gedenken bewahren. Er hat sich durch seine bewiesene Tapferkeit unlöschliche Verdienste im Schicksalskampf unseres Volkes erworben und wird uns stets unvergeßlich bleiben. –

Möget Ihr, liebe Therese und lieber Hans, die Kraft aufbringen, diesen harten Schicksalsschlag zu tragen und zum Leben zurückzufinden.

Mit stillem Gruß, Gerhard

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**

K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»

Liebe Mutti,

denke mal, ich hatte gestern einen wunderbaren Abend. Nach der 2. Vorstellung waren wir beim H.V.D. des Ortes (Heeresverpflegungsdienst) eingeladen. Die Herren haben sich da mit Bretterlatten und Sperrholz einige reizend intime warme Räume eingerichtet. Unter anderem auch eine Bar mit 6 hohen hölzernen Barschemeln und versenkbaren Flaschen. Alles dran, sage ich Dir. Mit einem sehr netten Oberzahlmeister saß ich nun hinter der Bar und mixte Eierkognak und Pfefferlikör und den größten Unsinn. Ich bediente alle Anwesenden, auch Lucha, der mich böse anstarrte, da er es ja bei keiner Frau haben kann, wenn sie mit einem Anderen flirtet. Auf einmal nun, nachdem wir in der Küche Eier aufgeschlagen, Kaffeebohnen geholt und alles zu neuer Mixtur fertig gemacht hatten, ging das Telefon drüben im Büro. Nach kurzer Zeit rief ein Offizier in den Barraum: «Fräulein Brigitte wird aus Bobrisk verlangt!» Stell Dir vor: Edi, mein Stabsintendant über das ganze Gebiet hier, rief mich an. Er hatte am Nachmittag meinen Brief bekommen und immerzu versucht, mich zu erreichen. Aber ich hatte ja dauernd Vorstellungen zu spielen. Leider stand der ganze Verein um mich herum und alle amüsierten sich königlich, daß ich ihren hohen Chef mit Edi anredete und so lebhaft mich mit ihm unterhielt. Später in der Nacht habe ich dann noch einmal mit ihm gesprochen, da er den Offizier und Chef dieser Stadt gebeten hatte, ihn noch einmal anzurufen. «Schau net so tief ins Glaserl», sagte er zu mir, und ich schämte mich

so, da ich so blau war. Sein Freund, ein Oberzahlmeister (mein Barpartner) sprach den ganzen Abend von Edi und wir küßten uns auch aber nur in Gedanken an Ed. Leider wird Lucha alles versuchen, damit ich nicht mehr mit Edi zusammenkomme. Er hat sehr schlechte Worte gestern Nacht gesagt, und er wird mir schaden wo es nur geht. Aber wenn wir Ed und ich uns wiedersehen sollen, dann kann wohl auch Ernst Lucha es nicht hindern. Er ist sehr schlecht zu mir und schikaniert mich wo er kann. Wahrscheinlich aus eigenem schlechten Gewissen. Ich packe abermals zwei Päckchen und schicke sie, wenn möglich, noch heute weg. Wieder Konserven und Zigaretten. Für all die Sachen bezahle ich viel Geld, aber wenn sie in Berlin ankommen, lohnt sich ja alles.
Guten Morgen, Mutti, Brigitte.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Krakau**

Schnee liegt draußen nach einigen taufeuchten Tagen. Der gute Dr. Kunze fuhr uns in einem schönen Gespann durch die Stadt [Tarnow]. Der breite Stadtpark, eine alte Kirche, das Rathaus, gotisch, mit Judenfratzen versehen – sonderbar genug –, die Lauben um den alten deutschen Marktplatz. Dann der herrlich gelegene Gutshof Gumniza, ein vor langem verstaatlichter polnischer Adelsbesitz mit einem berühmten Gestüt, großen Gärtnereien und einem schönen Park.
Als wir rechtzeitig zum Bahnhof fuhren, wurden drei Stunden Verspätung gemeldet.
Das Generalgouvernement hat selbst Öl und Benzin, man fuhr uns also nach Krakau, und so sahen wir noch einmal die bunten Dörfer und die schönen deutschen Holzkirchen, die angeblich bis zum vierzehnten Jahrhundert zurückreichen, in Muße. Bei einem deutschen Gutsbesitzer Nietsche eingekehrt, mit einer Panne nach Krakau gelangt. Gearbeitet am Vortrag «Deutschland und der Norden». Abends war in der sehr überfüllten deutschen Bücherei der Vortrag. Mit Staatssekretär Böpple und Dr. Lüdemann und anderen noch ein kurzes Beisammensein.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine liebe L.,
augenblicklich lese ich Platon, den alten Griechen, den mir Hortense schickte, und zwar «Timaios». Er hat vor 2000 Jahren schon kommunistische Ideen entwickelt. Gemeinschaftsfrauen für die Kriegerkaste; Gemeinschaftserziehung für die Kinder. Von ihm stammt der Ausspruch: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis», später vom alten

Goethe übernommen. «Den Schöpfer Gott kann man nur schweigend verehren.» Und aus dem schöpferischen Geist rechtfertigen sich Krieg und Zerstörung. «Was man als Kind lernt, bleibt wunderbar haften.» Er entwickelt weiter mathematische Reihen, die für die musikalische Harmonie und für die Planetenabstände gelten. Man nennt das Sphärenharmonie. Auf die mittelalterliche Musik bewirkte es die Ausschließung der Terz. «Gott erfand und schenkte uns das Gesicht, damit wir am Himmel die Kreisbahnen des Geistes erblicken und sie anwenden auf die Umläufe in unseren eigenen Gedanken…» Das sind sehr beachtliche Gedanken.

Böttger, Hermann *1923

Liebe Mutter! **Sagan**

Gestern hatte ich mich nach 1 ½ Jahren Sagan mal aufgeschwungen, um das Schloß zu besichtigen, und ich war außerordentlich überrascht. Später davon mehr, in 3 Stunden muß ich bereits am Bahnhof sein. Anschließend war ich im Kino: ein Mädchen … [?] durch die Welt; ein ganz großer Mist, aber es spielt in Freiburg! So sieht man zum Beispiel Magda Schneider und Theo Lingen recht deutlich auf dem Schwabentorplatz ein Motorrad besteigen – im Hintergrund Schwabentor und Gasthaus zum Storchen und Münster, und dann draußen die Beiden an Vierlinden und Unistadion vorbei. Dein Hermann.

Harnack, Falk 1913–1991 **(München)**

Am 8. Februar 1943 suchte ich Alex [Schmorell] in München, in der Franz-Joseph-Straße [Gartenhaus], Wohnung von Hans und Sophie Scholl, auf. Er sprach mit großem Freimut über die illegale Tätigkeit. Sein Gesicht leuchtete, als er von dem großen Erfolg der Flugblattaktionen und von der Wirkung der Freiheits-Parolen, die sie an die Münchener Universität und an andere Gebäude geschrieben hatten, berichtete. Hans Scholl, der nach einer halben Stunde dazu kam, äußerte, er sei der festen Überzeugung, daß diese Aktionen die Widerstandskraft gegen die Nazidiktatur mobilisiere. Man müsse ein Fanal entzünden, dann würden sich alle Widerstandskräfte, die frei und unausgerichtet im deutschen Volk vorhanden seien, automatisch zusammenschließen und aktiv werden. Ich wandte dagegen ein, daß es für die illegale Arbeit dringend notwendig sei, eine absolut zuverlässige, weitverzweigte und gut gesicherte Organisation aufzubauen; denn nur wenn tatsächlich breite Teile der Bevölkerung sich an dem illegalen Kampf beteiligten, könnte er erfolgreich sein.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

einige stunden schlaf. um 5 uhr fahre ich ab, bin um 7 uhr in kempten, um 10.22 uhr in münchen. die hetze der stadt beginnt: zum fechten, essen – appell. am mittag besuch bei hans. [Das Treffen mit Falk Harnack, der Kontakte mit dem Bonhoeffer-Dohnanyi-Kreis herstellen wollte.] am abend einiges geschrieben. die arbeit.

[Über diese «Arbeit» sagt Willi Graf am 26. Februar vor dem Untersuchungsrichter folgendes aus:

«Scholl war mit einem Farbkübel und Pinsel ausgestattet, welche Gegenstände er, in ein Papier eingewickelt, in der Hand hatte. Wir gingen von der Wohnung Scholl aus durch die Franz-Joseph-Straße – Leopoldstraße zur Universität, wo Scholl sofort begann, am Eingang (Ludwigstraße) die bekannten Aufschriften anzuschmieren. Meines Wissens hat er vier oder fünf Mal mit sehr großen Buchstaben das Wort «Freiheit» angeschrieben. Während der Tätigkeit des Scholl ging ich vor dem Brunnen bzw. der Anlage vor dem Universitäts-Eingang auf und ab, um Scholl vor einer etwaigen Überraschung zu schützen. Es war an jenem Abend ziemlich dunkel, habe aber trotzdem die von Scholl angeschmierten Aufschriften gesehen, denn ich ging ab und zu an den Eingang zur Universität hinüber, um mich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Daß Scholl bei der gleichen Gelegenheit, unter Verwendung einer Schablone, auch die Worte ‹Nieder mit Hitler› am Eingang zur Universität angeschrieben hat, habe ich nicht wahrgenommen. Auch die Schablone habe ich an diesem Tag nicht gesehen.»]

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**

In der Zeitung stand, auch Studenten und -innen hätten sich zum Hilfseinsatz zu melden. Wir Vorklinikerinnen mußten einen Schein fürs Rote Kreuz ausfüllen. Ich bin gespannt, was noch alles kommt. Ich lasse alles an mich herankommen. Man ist schon zu gleichgültig geworden, um sich überhaupt noch aufzuregen.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. ausgefallen
3. Latein: Übungsformen
4. Griechisch: Besprechung der Klassenarbeiten
5. Übungssätze

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Die Buben schrieben heute beide englische Arbeit; Fritz kam weinend nach Hause, im Sonnabend-Diktat hat er eine 6 geschrieben, die erste in seinem Leben, er war so müde, da er am Abend zuvor Dienst hatte, auch ist er über der Hilfe im Haushalt wohl doch nicht genügend zu den Schularbeiten gekommen; im Rechnen hat er eine 4, das Englische heut war aber gut; Heinzi dagegen schreibt jetzt immer gut, in allen Fächern, neulich in Latein, dabei hat er wieder etwas Magenbeschwerden.

Sperl, Marianne *1924 **Bayreuth**

Nun sitze ich in meinem Zimmerchen. Es ist sehr ordentlich heute und warm. Die ungewohnte Ordnung meines Zimmers trieb mich unbewußt zu ungewohnter Pflichterfüllung an. Alle meine Aufgabe auf morgen ist gemacht, und zwar bei Tageslicht! Das passiert nicht oft im Jahr! Ja, meine Schultasche ist heute schon gepackt, nicht erst kurz vor Schulbeginn! Das passiert mir sonst nur, wenn ich irgend etwas Neues einzupacken habe. Also höchstens 3mal im Jahr! Nun ja, auch heute habe ich etwas Neues: Ordnung.

Ja, ja, «Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz»!

Mein Zimmer ist heute sehr wohnlich, es ist, als könne da kein Krieg, kein Lärm und keine Unruhe hereinkommen.

Und wenn ich nachts durchs weit geöffnete Fenster den Geräuschen der Nacht lausche und in den dunklen Himmel blicke, schließt mich nimmer die Enge der Kammer ein, dann umfängt mich die unendliche Weite des Sternenhimmels. –

Gestern blätterte ich mein Fotoalbum durch. Es wurde mir ganz eigenartig zumute. Dort war ich ein Kind. Ein Bild schaute ich lang an. Es ist schön. Ich steh auf dem Balkon in strahlender Sonne. Große leuchtende Augen.

Ein anderes fiel mir auf. Ich bin da 8 Jahre. Es ist in Wald an einem Sonntag nach der Kirche. Goldene Sommersonne durchglüht alles. In voller Blüte steht der Garten. Ich hocke an meinem Beet, träume und spiele mit Erde. – Je mehr ich diese Bilder anschaue, desto trauriger werde ich. Ich komme mir vor, als sei ich längst irgendwo verloren, vom Winde verweht. – gone with the wind.

Linde weinte neulich bitterlich über den Tod eines Schmetterlings. Wer noch so weinen kann! Menschen sterben zu Tausenden, Verwandte, Bekannte, Schlachten werden verloren – Schlachten im eigenen Leben –, und ich kann nicht weinen, nicht eine Träne.

Gertraud weiß, daß sie Volksschullehrerin wird. Was wird aus mir? Es

ist mir, als müßte ich jetzt hinaus in die eisige Winternacht. Ich stehe schon unter der Türe –

Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München
An die Direktorate der höheren Lehranstalten
im rechtsrheinischen Bayern
Betreff: Lehrkräfte
Beilagen: Karteikarten
Die Direktorate der vorbezeichneten Lehranstalten werden ersucht, für jede vollgeprüfte akademisch vorgebildete Lehrkraft mit Unterrichtsbefähigung für A (weiß), N (grün) und T (gelb) eine der beiliegenden Karteikarten nach anruhendem Muster auf Grund der Personalakten in deutlich lesbarer Schrift sorgfältig auszufüllen und zuverlässig bis 15. März 1943 hier wieder einzureichen.
Im einzelnen ist hierzu zu bemerken:
1) Die Direktorate füllen für alle in Betracht kommenden Lehrkräfte, die zu ihrem Personalstand gehören, die Karteikarten aus, also auch für die z. Zt. an andere Schulen abgeordneten Lehrpersonen.
2) Die Karten sind auch für solche Lehrkräfte zu erstellen, die sich z. Zt. im Wehrdienst befinden. In solchen Fällen ist der Familienname (rechts oben) mit Rotstift zu unterstreichen.
3) In der Spalte «Fächer» ist bei den nach der Ordnung der Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen vom Jahre 1937 Geprüften das Grundfach zu unterstreichen.
4) In der Spalte «Anstalt» bedeutet (n) bezw. (a) Gymnasium nach der neuen bezw. alten Schulbezeichnung.
5) In der Spalte «Besoldungsgruppe» bedeutet (a) bezw. (n) die alte bayerische Besoldungsordnung bezw. die neue Reichsbesoldungsordnung.
6) Im Bedarfsfalle ist die noch nötige Zahl von Karteikarten anzufordern.
i. A. Dr. B.

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**
Gestern abend 70. Geburtstag von Onkel Siegfried. Viele Leute, deren Namen ich nur vom Hörensagen kannte, waren da. Auch Severing und Löbe. Moldenhauer hielt eine Rede. «Sie sind, lieber Kardorff, einen schweren Weg gegangen, aber Sie sind bei aller Tragik etwas geblieben: ein Charakter.»
Unterhielt mich lange mit Paul Löbe. Ein kluger, bescheiden auftreten-

der Mensch mit einem offenen Gesicht. Er sagte, die Arbeiter würden jeder Art von Verfassung zustimmen, wenn Deutschland nur wieder ein Rechtsstaat würde.
Ein Volontär in der Redaktion tut ernsthaft kund, daß er zweihundert Liter Benzin für sein Auto versteckt habe. Dazu zwanzig Eierhandgranaten. Damit will er, wenn die Russen kommen, in die Schweiz fliehen. Ich überlege: fliehen? Ohne Brüder, ohne Eltern, ohne Freunde? Lieber sterben, ich hänge viel zu sehr an diesem Land. Als Emigrantin im Ausland, angewiesen auf die Gnade der anderen, die uns sowieso hassen – das wäre zu schwer zu ertragen.

Wassiltschikow, Marie 1917–1978 **Kitzbühel**
... Tatjana und ich sind jetzt seit einer Woche hier und fühlen uns sehr erholt. Wir führen ein sehr gesundes Leben, gehen jeden Abend um neun ins Bett und stehen am Morgen um halb neun auf. Wir haben ein hübsches Zimmer mit fließendem heißen und kalten Wasser, jedoch kein Bad. Zum Frühstück müssen wir uns selbst verpflegen, die andern Mahlzeiten nehmen wir gewöhnlich im Städtchen ein, in einem sehr netten kleinen Restaurant, das «Chizzo» heißt. Das Essen ist sehr nahrhaft (Schnitzel, köstlicher Käse, verschiedene Obstkuchen) und wird in großen Portionen serviert. Das Städtchen ist im Grunde ein großes Dorf mit buntbemalten Häusern, Giebeldächern und einer einzigen Hauptstraße mit netten Kaffeehäusern und Läden.
Hier befinden wir uns in 800 Meter Höhe, aber bei schönem Wetter steigen wir mit der Drahtseilbahn noch einmal 900 Meter höher. Oben legen wir uns auf einer großen Terrasse in die Sonne; andere fahren von dort mit Skiern ins Tal hinunter. Wir nicht. Die Leute haben ständig Unfälle mit ihren Skiern, gewöhnlich stechen sie sich gegenseitig mit den Skistöcken ins Gesicht. Ich habe angefangen, Skiunterricht zu nehmen und komme ganz gut voran. Ich stürze zwar ständig, füge mir aber keinen großen Schaden zu.
Über die politische Situation wissen wir so gut wie nichts, da kaum Zeitungen hierher gelangen und die wenigen sofort ausverkauft sind. Wenn nicht die Wrede-Zwillinge wären, die uns ständig Zeitungsausschnitte schicken, wüßten wir überhaupt nicht, was vor sich geht ...

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Heute vor 4 Jahren fand die Uraufführung meiner plattdeutschen Komödie «Dat Löwenfell» in Varel statt. Mit etwa 30 Oldenburgern hatten wir uns einen Autobus gemietet und fuhren nach Varel. Enno war

auch dabei! Ach, wie traurig hat sich die Zeit durch den Krieg verändert!
WB.: 14 Schiffe (darunter 5 Tanker) mit 109000 BRT versenkt. Wütende sowjetische Angriffe hauptsächlich am mittleren Donez und westlich des Oskolabschnittes. Abends gelesen, um den Schmerz zu betäuben.

Grote, Otto von *1909 **Berlin**
Aufzeichnung
Geheime Reichssache
Betrifft: Schiffsverkehr zwischen Wladiwostok und USA.
Nach Mitteilung des OKM vom 3. Februar hat der hiesige japanische Verbindungsoffizier [Taniguti] der Seekriegsleitung die als Anlage beigefügten Mitteilungen gemacht.
Ob es sich hierbei um eine erste Reaktion auf das Gespräch zwischen dem Herrn St.S. und Botschafter Oshima [...] handelt, vermag ich nicht zu beurteilen; da die Marine von sich aus derartige Fragen nicht gestellt hatte, spricht eine gewisse Vermutung dafür. Dies würde ein Hinweis dafür sein, daß die Japaner mit derartigen Fragen seit längerer Zeit gerechnet und die Antwort bereits bereitgehalten haben. Eine so detaillierte Mitteilung knapp 24 Stunden nach dem oben erwähnten Gespräch wäre sonst wohl nicht möglich gewesen. Im übrigen ist bemerkenswert, daß die Antwort übereinstimmend ist mit dem seitens des japanischen Generalstabs dem deutschen Militärattaché in Tokio auf dessen entsprechende Frage erteilten Bescheid. (vgl. Drahtbericht aus Tokio Nr. 483 vom 6. 2.).

Abschrift zu Pol. I M 321 gRs.

Anlage

1) Über den Handelsverkehr zwischen Wladiwostok und USA ist in Japan Folgendes bekannt (Einzelheiten werden später übermittelt):
a) Die russische Fernost-Handelsflotte hat sich im Laufe des letzten Jahres vergrößert. Von japanischer Seite wurden allein 48 Schiffe festgestellt.
b) Der Schiffsverkehr hat sich weiterhin verstärkt, besonders im Monat Dezember. An Neubauten kommen monatlich 4 bis 5 Schiffe hinzu. Nach japanischer Vermutung trafen im Jahre 1942 400000 ts in Wladiwostok ein. Es handelt sich dabei größtenteils um Lebensmittel und Werkzeugmaschinen; Aluminium und andere Metalle waren nur sehr selten unter der Ladung.

2) Auch Japan verfolgt die Frage der USA-Einfuhr in Rußland mit großem Interesse, aber die gegenwärtige Lage zwingt Japan, allen Reibungen mit Rußland aus dem Wege zu gehen. Japan ist daher nicht in der Lage, diesen Verkehr augenblicklich in schärferem Maße zu unterbinden. [...]
Für den Verkehr Amerika–Wladiwostok sind 2 Wege freigegeben, der eine durch die Soja-Straße, der andere durch die Tsushima-Straße. Die japanischen Kursanweisungen zwingen die russische Schiffahrt zu weiten Umwegen. Schiffsname, Beladung, Abfahrtsort und Zielhafen werden in jedem Falle von den Japanern gefordert. Die Schiffe werden untersucht und des öfteren unter dem Vorwand, daß eine noch genauere Untersuchung erforderlich sei, in einen japanischen Hafen eingebracht und dort längere Zeit festgehalten.
Das Ochotskische Meer ist lange Zeit zugefroren. Die Schiffahrt darin ist sehr schwierig. Japan beabsichtigt weiterhin, dem amerikanisch-russischen Handelsverkehr alle Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Neumünster**
Auf meiner Stube ist es still geworden. Von den 11 Grenadieren, die mit mir drauf lagen, kamen 9 Mann für 16 Tage auf Urlaub. Das soll wohl der Einsatzurlaub für Rußland sein. Bevor sie fortkamen, hatten alle noch große Pakete bekommen. Die wollten sie nun nicht erst noch mit nach Hause schleppen, da haben wir geerbt. Würste, Preßkopf, Kuchen und Brot! Gelabt in Freuden!
Heute las ich im Wehrmachtbericht, daß an der Don-Mündung gekämpft wird. Das heißt also: Rostow. Noch kann ich es nicht ganz begreifen. Die ganze Terrek- und Kaukasusfront ist also praktisch eingeschlossen. Allmählich fängt man doch an, sich Sorgen zu machen.
Sonnabend abend bei Onkel Martin. Onkel Heinrich war auch da. Politik erstes Gespräch. Sie sagten: Wenn unsere Front zusammenbricht, sollte Hitler den Tommy holen, ihm Europa zur Verfügung stellen unter der einzigen Bedingung, daß sie den Russen aufhalten. Das spricht ja nicht gerade von einer sehr großen Siegeszuversicht.
Für Sonntag hatte Meta sich angemeldet. Wir sind zusammen stundenlang gewandert, zum Teil quer durch einen Wald. Unsere Gespräche haben sich durchweg sehr auf der Oberfläche bewegt. Woran das liegt, ist mir noch nicht ganz klar. Wie überhaupt alles recht ruhig und kühl herging. Ich weiß nicht, ob man von einem wirklichen Freundschaftsverhältnis reden kann. Mitunter kommt mir doch alles wie eine Spielerei vor. Immerhin haben wir doch manches Nette mitein-

ander geplaudert. Eine wunderschöne Abwechslung aus dem Einerlei des Kommißlebens.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Im Mittelpunkt der Gedanken und Gespräche der Bevölkerung steht noch Stalingrad. Der erste Schock ist aber überwunden; auch die Erörterung über die Ursachen der Niederlage haben etwas nachgelassen. Die Meldung, daß 47000 Verwundete gerettet werden konnten, hat allgemein Freude und eine gewisse Erleichterung ausgelöst, wenn auch die Verluste auf ein Mehrfaches dieser Zahl bemessen werden. Unter den Angehörigen der Stalingrad-Kämpfer hat die Nachricht von der Bergung der 47000 Verwundeten allgemein die Hoffnung erweckt, daß gerade ihre Männer oder Söhne sich darunter befänden. Im übrigen wird der große Kreis von Volksgenossen, die um einen Angehörigen bangen, der in Stalingrad stand, von den Fragen bewegt, wer ist gefallen, wer ist verwundet, wer ist gefangen, und was machen die Russen mit den Gefangenen? In der Ungewißheit um das Schicksal ihrer Männer und Söhne vermögen die Angehörigen der Stalingrad-Kämpfer den Meldungen zufolge aus der «offiziellen Sinngebung des Opfers» noch keinen Trost zu gewinnen und lehnen zum Teil die Beeinflussungsversuche in diese Richtung mit der Bemerkung ab, daß «derjenige gut reden kann, welcher niemanden bei der 6. Armee gehabt hat».

Die Verluste an Menschen und Material in Stalingrad werden allgemein für schwerwiegender gehalten als der Gebietsverlust. Darüber hinaus sind aber auch die mutmaßlichen strategischen Folgen Gegenstand besorgter Erwägungen. Anknüpfend an die kürzliche Meldung, daß in Stalingrad 6 sowjetische Armeen festgehalten worden seien, befürchten die Volksgenossen, daß diese nunmehr frei gewordenen starken Kräfte den Druck am Südabschnitt der Ostfront verstärken, Rostow bedrohen und möglicherweise den Kaukasus abschnüren. Eine Bestätigung dieser Befürchtungen erblickt man im Wehrmachtsbericht vom 5. 2. 1943, in welchem von Kämpfen im «Mündungsgebiet des Don» die Rede war. Es sei noch gar nicht abzusehen, so stellt man mit großer Sorge fest, wann an der Ostfront wieder stabilere Verhältnisse sein und welche Gebiete noch verlorengehen würden. Wenn auch der Kaukasus aufgegeben werden müsse, dann seien alle Anstrengungen des Jahres 1942 vergebens gewesen.

Z. Zt. wird wieder viel von der mutmaßlichen Dauer des Krieges gesprochen. Die Frage sei heute nicht mehr, wie lange es noch bis zum Sieg dauere, sondern wie lange wir den Krieg noch mit Aussicht auf ein

günstiges Ende durchhalten können. Ein dritter russischer Kriegswinter unter ähnlichen Bedingungen wie die beiden ersten, insbesondere aber hinsichtlich der Kampfkraft des Gegners, sei undenkbar. Im Sommer müsse die Entscheidung im Osten fallen. Die Hoffnungen der Volksgenossen richten sich daher auf die zu erwartende Frühjahrsoffensive, bei der es sich herausstellen werde, ob die Russen wirklich am Ende ihrer Kräfte seien, und von deren günstigen Verlauf alles abhänge. In den luftbedrohten Gebieten wird die Ansicht, daß bis zum nächsten Winter die Entscheidung fallen müsse, noch besonders betont, weil die ständigen Luftangriffe mit allen ihren Auswirkungen auf die Dauer unerträglich würden.

Matthies, Kurt *1901 **im Osten**

Der Alte packt oben in seinem Quartier den Koffer. Er ist nach Rußland abkommandiert. Ich stieg drei-, viermal zu ihm hinauf und packte und kramte mit. Einmal rollte dabei ein schwerer, silberner lettischer Ring zu Boden. Er raunzte mich an: «Der isch für meine Frau, Gefreiter!» Er mußte meine Hintergedanken erraten haben. Wir gingen ans Fenster und unterhielten uns in der ersten warmen Sonne. Es wär' gar nicht nötig gewesen. Ich sah den sonderbaren, stotzigen Mann ohnehin im Licht seiner selbst stehen.

---Drei Paar Strümpfe, eine Wolldecke unter dem Wasserhahn gewaschen. Ich bin auch nach Rußland abkommandiert.

Die zweite Wolldecke gewaschen. Meine Kompanie soll in Palkino liegen.

Hemden gewaschen. Ich höre schon den Spieß, da irgendwo in der russischen Steppe: «Wer sind Sie? Was wollen Sie?» Und dann verschwindet man in der Kompanie so spurlos, wie man sie eines Tages verließ.

Schneider, Emil 1891–1969 **Pyritz**

Dienstlich stand ich mir in Pyritz nichts aus, doch überwarf ich mich mit einem der beiden Ortsgruppenleiter der Partei. Es war zu Anfang des Jahres 1943, um die Zeit, als Stalingrad fiel, da sollte eine der üblichen Straßensammlungen abgehalten werden. Wenn ich nicht irre, wurden dabei Plaketten mit Bajazzoköpfen verteilt. Die beiden Inspektoren des Amtsgerichtes sollten auch sammeln gehen. Kollege Buchholz bat mich, für ihn eine Sammelbüchse, die abends von der Volkswohlfahrt verteilt wurden, mitzubringen. Als ich ihm am nächsten Morgen die Sammelbüchse übergeben wollte, nahm er sie mir nicht ab, weil er schon eine

hatte; also sammelte ich mit zwei Büchsen. Als ich in dem mir zugeteilten Bezirk mit dem Sammeln begann, stellte ich fest, daß die Sahne bereits von prominenten Parteigenossen abgeschöpft war. Dessenungeachtet hatte ich am Abend des Sammeltages in beiden Büchsen eine erkleckliche Groschensumme, und ich war neugierig, wie viel es sein könnte. Am Abend gab ich meine beiden Büchsen zum Öffnen auf der Kreissparkasse ab und wartete auf das Ergebnis. Man bedeutete mir, daß ich nach Hause gehen könne und das Ergebnis nicht zu wissen brauche. Ich antwortete, daß die beiden Büchsen in meiner Gegenwart zu öffnen seien. Der Beamte weigerte sich, und ich weigerte mich nach Hause zu gehen.

In diese Meinungsverschiedenheit mischte sich schließlich einer der Ortsgruppenleiter, von Beruf sollte er Straßenmeister sein, ein, der auch gegen mich Stellung nahm. Da ich nicht locker ließ, gab es einen gewaltigen Krach, und die anwesenden Sammler sperrten Mund und Ohren auf, wie es ein unbekannter Sammler wagen konnte, dem Ortsgewaltigen zu widersprechen, denn der Führer hatte immer Recht. Eine Sammlerin, die zugegen war und die ich am nächsten Tage traf, sagte zu mir, sie hätte ordentlich gezittert. Ich mußte über soviel Hasenfüßigkeit lachen.

Nachdem der Meinungsstreit eine halbe Stunde getobt hatte, erschien der andere Ortsgruppenleiter, von Beruf Schneidermeister, den man wohl indessen herzitiert hatte und entschied zu meinen Gunsten. Es war ein klarer Fall, daß die Büchsen in meiner Gegenwart geöffnet werden mußten und der Inhalt festgestellt werden mußte, ich hätte sie sonst mit nach Hause genommen und wäre damit zur Öffnung vor einer höheren Instanz erschienen, das wäre für die Pyritzer sicher fatal gewesen. Als meine beiden Büchsen geöffnet wurden, stellte sich heraus, daß ich der drittbeste Sammler war und lediglich zwei Sammler, die den Rahm abgeschöpft hatten, mit höheren Summen vor mir lagen. Damit war der Bart für meine großmäuligen Widersacher ab, und keiner sagte mehr was. Natürlich hatte diese Angelegenheit etwas Staub im Städtchen aufgewirbelt, aber es war mir einerlei, ich fühlte mich im Recht.

Einige Zeit später kam der Gauleiter Schwede-Coburg nach Pyritz, um einen Vortrag zu halten. Zu meinem Spaß und meinen Widersachern zum Trotz ging ich so rechtzeitig zu der Versammlung, daß ich nach Möglichkeit obenan saß, sodaß mein spezieller Freund nicht recht wußte, was er davon halten sollte.

Zucker, Käthe **Berlin**

An ihren Bruder Helmut Zucker in Luga

Für die Straßensammlung gestern habe ich Dir RM 5,– abgeknöpft, ich selbst habe RM 5,30 gegeben. Wegen Stalingrad wurden die lustigen Kasperlefiguren nicht abgegeben, es war eine Sammlung ohne Abzeichen, und daher zu befürchten, daß das Ergebnis schlechter wird, außerdem sollen angeblich viele aus Verärgerung nichts haben geben wollen, wegen der Heranziehung zur Arbeit. Wir sind nun jedenfalls mit gutem Beispiel vorangegangen. Da Du so ein Krösus bist, wirst Du wohl mit meiner Maßnahme einverstanden sein.

Zwischen den Zeilen des Wehrmachtberichtes ist zu entnehmen, daß unsere Truppen im Westkaukasus nun auch abgeschnitten sind (der Russe an der Don-Mündung, also Rostow, am Donez und Oskol), ihnen bleibt zum weiteren Rückzug nur die Straße von Kertsch, wenn es nicht wieder ein zweites Stalingrad gibt, was einfach nicht auszudenken ist. Die Russen scheinen ja schon bald in Charkow zu sein, schließlich nehmen sie uns doch noch die Ukraine weg. Es wird Zeit, daß der Winter zu Ende geht. Heinz sprach neulich von Verlustziffern dieses Winters von 1 Million, wir wollen hoffen, daß dies nicht zutrifft, aber die Hälfte kann es doch wohl sein. Wenn es uns nur möglich wäre, die russische Rüstung einzuholen, damit die Front wieder so viel Waffen hat, wie sie braucht und solche Riesenkatastrophen in Zukunft vermieden werden. Unser Menschenreservoir ist ja schließlich auch nicht gerade unerschöpflich. Wenn nur der Italiener noch bei der Stange bleibt und nicht noch Verrat übt. Und wir liefern den Türken Waffen, die uns in Rußland fehlen, und der türkische Ministerpräsident trifft sich mit Churchill – wenn das keinen Reinfall geben soll, für uns natürlich. Es ist also wirklich allerhöchste Zeit, daß dieser Winter zu Ende geht und sich das Blatt wendet. Herzliche Grüße! Käthe und Mutti.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**

Aufzeichnung an den Reichsaußenminister

Der bulgarische Gesandte, der mir vor seiner am 9. d. M. bevorstehenden Abreise nach Sofia heute seinen Abschiedsbesuch machte, streifte auch bei mir den Gedanken einer Wiederaufnahme der bulgarisch-türkischen Erklärung von 1941 [Bulgarisch-türkische Freundschafts- und Nichtangriffserklärung vom 17.2.1941]. Herr Sagoroff betonte, wie bei Herrn U.St.S. Woermann so auch bei mir, daß er nicht im Auftrag seiner Regierung spreche. Es hätte ihn aber interessiert, die deutsche Meinung zu dem Gedanken zu hören.

Ich habe dem Gesandten erwidert, unser gemeinsames Interesse sei, die Türkei in dem Zustande der Neutralität zu erhalten. Nach meiner persönlichen Auffassung könne es daher nichts schaden, wenn der von ihm erwähnte Gedanke weiter verfolgt werde. Ich möchte jedoch eine etwaige Äußerung dem Herrn Reichsaußenministers vorbehalten und würde von dieser den Gesandten vor seiner Abreise noch unterrichten, falls ich dazu instandgesetzt werde.
Im Laufe unseres Gespräches, das sich auch auf die Entrevue von Adana und ihre Folgeerscheinungen bezog, deutete Herr Sagoroff mir an, seine Regierung habe von der türkischen Regierung einen Hinweis darauf erhalten, daß sie gut tue, sich auf ein weiteres russisches Vordringen nach Westen vorzubereiten, dem gegenüber die türkischen und die bulgarischen Interessen identisch seien. [...]
gez. Weizsäcker

Papen, Franz von 1879–1969 **Ankara**
An den Staatssekretär des Auswärtigen Amts
Freiherr von Weizsäcker
Lieber Weizsäcker!
[...] Aus der nachträglichen Sammlung von Informationen über Adana scheint klar hervorzugehen – wie ich das auch dem Herrn Reichsaußenminister berichtet habe –, daß ein wesentliches Gesprächsthema die zukünftige Ordnung auf dem Balkan gewesen ist.
Die Aufrüstung, die Churchill der Türkei angeboten, wurde damit begründet, daß die in Aussicht stehende Fortnahme der ägäischen Inseln uns zwingen müsse, die Meerengen in die Hand zu nehmen, und daß der Allianzvertrag die Notwendigkeit vorsehe, die in diesem Falle der Türkei zu leistende Hilfe zwischen den Generalstäben zu besprechen.
Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß man den Türken eine intensive Verbesserung der Beziehungen zu Bulgarien ans Herz gelegt hat. Numan [Menemencioglu] sagte mir, er habe den Engländern empfohlen, unter allen Umständen mit dem König Boris zu arbeiten, da er die einzige Garantie gegen die drohende Bolschewisierung Bulgariens im Falle der deutschen Niederlage sei.
Der hiesige bulgarische Gesandte Kiroff begibt sich nächster Tage «auf Urlaub» nach Sofia, und man darf wohl annehmen, daß seine Gespräche der Rückendeckung dienen werden, die zwischen Bulgarien und der Türkei im Falle einer deutschen Niederlage zu vereinbaren wäre. [...]
Mit den besten Grüßen für heute stets Ihr Papen

Brandt, Rudolf 1905–1990 **Berlin**
An SS-Ogruf. Oswald Pohl, Chef WVHA
Lieber Obergruppenführer!
Der Reichsführer-SS bittet Sie, die Bienenvölker ungeheuer zu vermehren, und zwar nicht nur im Osten in unseren Betrieben, sondern auch bei allen Konzentrationslagern und sonstigen Betrieben im Reich. Der Reichsführer-SS bittet Sie, auch zu veranlassen, daß eine besondere Pflanzung, die eine ausgezeichnete Immenweide ist, in größtem Ausmaß angelegt wird. Der Reichsführer-SS hat vor einem Jahr oder vielleicht noch früher wegen dieser Pflanze schon einmal an Sie geschrieben. Ich nehme an, daß Unterlagen darüber vorhanden sind. Ich lasse außerdem noch bei uns Näheres feststellen. Ich weiß im Augenblick nur, daß diese Pflanze sich in kleinerem Umfange auf dem Grundstück des Reichsführer-SS in Gmund befindet.
Heil Hitler! Ihr R. Br., SS Obersturmbannführer

Prinz, Heinrich 1903–1992 **Köln**
Lieber Friedrich Wilhelm
Ich bin heute morgen von 46 Stunden Freizeit zurückgekommen. In Krefeld war alles in bester Ordnung. Auch in der Werkstatt. Grete hat wieder fleißig auf Vorrat gewebt. Eine Kundin hatte 1000 g Zuckermarken mitgeschickt, eine andere 2 Paar Strümpfe, eine dritte eine schöne runde Leberwurst. Das gibt noch Arbeit für die nächsten Wochen.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
teils klar & sonnig, teils bewölkt, kalt –3°
An der Krüseliner Hecke Holz schlagen
3 Fuhren Holz v. Völkner

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**
Abends Besuch des Präsidenten Walter Dörr. Gespräch über die Stelle vom «Dämon» in «Dichtung und Wahrheit». Dörr warf Goethe etwas wie eine apriorische Kapitulation vor dem Dämon vor. Man dürfe den Begriff des Dämons überhaupt nicht erst so deutlich konzipieren; man müsse sich primitiver verhalten und ihn sozusagen überhaupt nicht registrieren, da man sich sonst die Kraft nehme, mit dem Phänomen fertigzuwerden. Die Verhaltensweise Goethes sei (leider) wesentlich deskriptiv, anschauend. Ich versuchte, geltend zu machen, Goethe definiere das Dämonische eben just als etwas, das aus der menschlichen

Freiheit *nicht*, wohl aber mit der Hilfe Gottes und aller guten Geister überwunden werden könne. Aber meine Antwort befriedigte mich selbst nicht.

Halbe, Max *1865–1944* **Dresden**

Vormittags Generalprobe «Strom», verläuft sehr eindrucksvoll, was sich bei der Premiere am Abend mit geradezu riesigem Erfolg bestätigt. Ich nehme in der Loge von Dr. G. teil. In der Loge gegenüber sitzt Hauptmann, der das Stück offenbar noch nie gesehen hat und mir nach II. Akt in stärkster Ergriffenheit gratuliert. Das Stück sei nicht mehr aus der deutschen Literatur wegzudenken. Auch ich selbst bin aufs Tiefste ergriffen. Am Schluß sind 55 Vorhänge, und das Publikum kann sich gar nicht beruhigen! – Ich fahre noch nachts nach München zurück.

Hauptmann, Margarete *1875–1957* **Dresden, Hotel Bellevue**

Sonne, Wolken, mäßig kalt. Immer Wind. Vorm. Zwingerhof. Lunch m[it] Hans v. Hülsen u[nd] Frau (eben eingetroffen). Hülsens gehen in «Schluck u[nd] Jau», wir ins Staatstheater «Der Strom» v[on] Halbe, dem wir dort Lebewohl sagen, reist nachts n[ach] München. Danach Imbiß unten m[it] Hülsens.

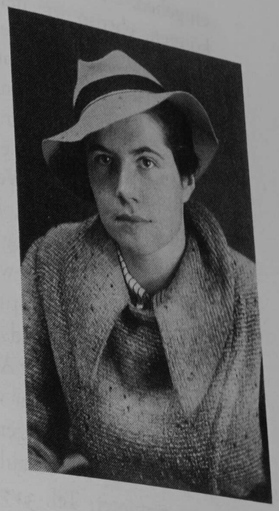
Woedtke, Fritz von *1906–1959* **Hamburg**

An Ludwig Janner

Mein lieber Lou,

vielen schönen Dank für die Zeilen zu meinem Geburtstag! Daß du dir diesen Tag merktest, finde ich wirklich treu! – Ich sende dir heute das Buch, das ich dir schon längst senden wollte, und das, in einigen Beiträgen, sicher, dich als Urahnen hat, ich meine die Beiträge über GH. Mit dem Geburtstagsartikel waren für mich übrigens allerhand offizielle Schwierigkeiten verbunden, ich «eckte an», aber nun ist dies behoben. Der Alte weiß nichts davon. Ich war übrigens bei ihm in Dresden für 3 Tage. Er war ganz reizend; der Strahl der Gnadensonne fiel erneut auf mich. Er hatte mein neues Stück «Der Lieutnant und das Harfenspiel» gelesen und ich mußte es Madame auch vorlesen. –– Vielmals danke ich dir nochmal für die wundervolle Rasiercreme; so muß ich jeden Morgen an dich denken. Gestern war ich mit einer Baronin Pechmann bei Walther von Hollander eingeladen. Er hat seit einigen Jahren unweit Hamburgs ein großes Besitztum, achtzehn riesige Zimmer und 18 Morgen Park, die er allesamt bewohnt. Ein ganz besonders netter Mensch; wir blieben übers Wochenende, auch um den Alarmen zu

Zeitsprung in das Jahr 1938



entgehen. Durch Filmaufträge hat er sich dies alte Anwesen erwerben können, ebenso wie der unleidliche Ebermayer. Doch muß ich dir sagen, daß ich lieber mein eigener Herr bin als ein Drehbuchsklave. Vielleicht komme ich trotzdem nochmal zu eigenem Haus, am Mittelmeer irgendwo, und dann mußt du auch kommen. Man weiß nicht, wie alles geht. Hier in Hamburg war ein fürchterlicher Angriff!!! Aus näherem Bekanntenkreise, der Verleger Axel Springer, der die beiden Bücher herausgab, sind Verluste. 2 kleine Kinder im Keller getötet, die Erwachsenen im selben Keller heil geborgen, das Wohnhaus völlig zerstört. Auch der Verlag hat was abgekriegt, die Setzmaschinen kaputt... Doch der Führer wirds schon schaffen; er hat es ja bisher immer noch geschafft. Die Hauptsache ist unbändige Einsatzbereitschaft und Abwehrwille bis zum Endsieg!! – – – Zürs habe ich ziemlich aufgegeben, aber ich möchte mit einer Arbeit vielleicht noch auf den Semmering, wer weiß, wann man es später wieder wird können. Vor allem sollst du mir einmal richtig Wien zeigen; ich wüßte keinen besseren Cicerone als dich. Wann hast du Urlaub?? Ich habe außerdem in Berlin ein festes Zimmer gemietet: Tel. 317830, Kantstr. 25, II. bei der Wittib Kropp. Wenn Du in Berlin bist, also anrufen!! Leb wohl für heute, lieber Lou, und schreib mir recht bald, auch über das Buch!!
Nimm recht schöne Grüße von deinem Fritz.
Was sagst du zu grüner Tinte? Notlage oder kleiner Saokismus [?]

Frenssen, Gustav 1863–1945 **Barlt-Holstein**

Lieber Spanjer
Hans ist in [...] bei der Artillerie, bei der er auch im Weltkrieg stand. Das ist eine große Erlösung. Aber die Wut in mir wird nicht verlöschen, und ich rufe Geister gegen die auf, die sich in diesen Jahren vergriffen haben.
Gestern war A. hier. Ich sagte, er erwarte wohl Dank wegen seines Artikels von vorgestern; ich beklage mich aber im Gegenteil. Es sollte in dieser Zeit nur von jungen Soldaten die Rede sein, nicht von 80jährigen. Und wie leer sind seine Worte! Und nun will er – und hat es mit Grote und E. vom Propagandaministerium beredet – eine Art Ehrenbuch herausbringen in seinem eigenen Verlag! Ich hatte es Grote verboten, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wie unangenehm die Aufforderung zu solchem Beitrag für einen ist, der mitten in [fester] Arbeit ist. Aber dafür hat dieser Narr kein Gefühl. Könnte ich doch in einem kleinen Bogen um das Spektakel herumkommen! Zumal es in eine solche Zeit fällt! Ja eine solche Zeit!

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

Stockholm. – Märta am Bahnhof. Fuhren nach Hause. Clara, Anna-Mia, Emma hießen uns willkommen, froh, daß wir wieder zu Hause waren. Frühstück. Besichtigte mein neues Schlafzimmer, entstanden durch das Entfernen der Zwischenwände. Berge von Briefen und Büchern auf dem langen Tisch. Alles ist während unserer Abwesenheit gekommen. Mir schaudert bei dem Gedanken, all die Literatur durchgehen zu müssen.
Das neue Schlafzimmer ist entzückend und einladend. Statt zweier kleiner Zimmer, von denen ich das eine nur selten betrat und das zweite nur nachts, habe ich *ein* großes Zimmer, 8,5 m lang mit Kachelofen, ein Zimmer, das ganz links Bibliothek ist, in der Mitte Salon und ganz rechts Schlafzimmer. Es scheint als habe sich meine Wohnung erheblich vergrößert. Wir unterhielten uns eine ganze Weile. Dann empfing ich einen Fotografen von «Dagens Nyheter», der etwas über die Reise, nicht über Politik hören wollte. – Lunch. ½1 Radio. [...]
Dönitz Großadmiral. Er ist Spezialist für U-Boote. Ein neuer, leicht zu bauender U-Boot-Typ von größerer Effektivität rasch aufgelegt. – Weiteren deutschen Kräften droht das Schicksal Stalingrads. – Ich fuhr mit Gesandtschaftsrat Bark-Holsts Päckchen und Kurierbescheinigungen nach Adelborg zu Dardel.
Beim Perückenmacher.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

Junge Männer am Meer. Im Dunkel zur Amstel spaziert, wiedermal 9 Uhr «Ladenschluß» – weil ein Holländischer General erschossen wurde.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Wenngleich die Überlegungen der Volksgenossen z. Zt. vorwiegend um das Geschehen an der Ostfront kreisen, so macht man sich doch auch viel Gedanken über die weitere Entwicklung des Krieges mit England und den USA.
Ein Teil der Bevölkerung ist allerdings der Ansicht, daß der ganze Krieg im Osten entschieden werde. Viele Volksgenossen aber halten den Kampf gegen die Sowjetunion nur für eine Etappe des gesamten Krieges und sehen mit Beklemmung hinter einem etwa bezwungenen Sowjetrußland die verhältnismäßig ungebrochene Macht der Alliierten gegenüber einem dann bedenklich geschwächten Deutschland. Sie setzen große Hoffnungen auf den U-Boot-Krieg, während sie die Hilfe der

Bundesgenossen äußerst gering einschätzen. Von Japan könne man nicht viel mehr erwarten, nachdem es in dieser kritischen Situation nicht in den Krieg gegen die Sowjetunion eingetreten sei, während die übrigen Verbündeten wertlos seien. Nach Meldungen aus allen Reichsteilen ist z. Zt. die Abneigung gegen die Italiener besonders groß. Fast überall ist das Gerücht verbreitet, die italienischen Truppen hätten vor Stalingrad versagt, sie seien bei dem ersten Durchbruchsversuch der Russen davongelaufen und hätten deshalb Schuld an der Niederlage.

Zum Einsatz britischer Kriegsgefangener:

Nach Berichten aus verschiedenen Teilen des Reiches hat der Einsatz britischer Kriegsgefangener in Landwirtschafts- und industriellen Betrieben eine Reihe von Problemen aufgeworfen, die ohne Gegenwirkung geeignet seien, sich nachteilig auf die deutsche Bevölkerung auszuwirken.

In Berichten aus Oberschlesien heißt es, daß britische Kriegsgefangene schon in ihrem äußeren Erscheinungsbild eine Haltung zeigten, die auf oberschlesische Arbeiter vielfach ihre Wirkung nicht verfehle. So seien wiederholt Stimmen laut geworden, die auf den «herrlichen» Wuchs und das «stolze und selbstbewußte Auftreten» britischer Kriegsgefangener hingewiesen hätten. Äußerungen wie: «Solche Menschen müssen als Feinde behandelt werden, wogegen Italiener, Japaner usw. als Freunde des deutschen Volkes bezeichnet werden müssen» konnten wiederholt erfaßt werden.

Stresau, Hermann 1894–1964 **Göttingen**

U-Boot-Erfolge: 102 000 t. Ein Mückenstich ...

Mussolini hat seine Regierung umgebildet. Er selbst hat an Cianos Stelle das Außenministerium übernommen. Ciano ist Botschafter am Vatikan, also kaltgestellt.

Hörten heute einen Festvortrag von Prof. Pongs in der Aula über das «Germanische Erbe in der Klassik». Ziemlich oberflächlich. Hat mit Wissenschaft nichts zu tun.

Die letzte WHW-Sammlung hat sehr hohe Ergebnisse gezeitigt, das 2–3fache. Freilich sitzt allen das Geld locker, da man nichts damit anfangen kann und noch weniger wird anfangen können. Der private Tauschhandel nimmt immer größeren Umfang an. Außer den rationierten Lebensmitteln gibt es kaum noch was zu kaufen.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947 **Rom**

Telegramm an das Auswärtige Amt
Geheime Reichssache
Für Herrn Reichsaußenminister persönlich.

Duce, dem ich soeben weisungsgemäß den Admiral Schuster vorgestellt habe, ansprach mich am Schlusse der Audienz auf Regierungsumbildung mit der Bemerkung, er hoffe, ich hätte dafür gesorgt, daß sie bei uns nicht irgendwie anders als eine normale inneritalienische Angelegenheit aufgefaßt werde. Sie berühre unser Verhältnis zueinander in keiner Weise, seine absolut eindeutige und unbeirrbar eingehaltene Linie habe mit der Frage, mit welchen Männern er arbeite, nichts zu tun. Es gäbe für ihn nur einen Weg, «er habe alle Brücken hinter sich abgebrochen». Im übrigen hätten manche der jetzt Ausgeschiedenen fünf Jahre und mehr die Bürde ihres Amtes getragen und seien müde und daher besser durch neue Kräfte zu ersetzen. Ich habe ihm erwidert, daß es vom Führer abwärts keinen Deutschen gäbe, der an der klaren Linie des Duce auch nur den leisesten Zweifel hege. Ich sei aber doch durch den jetzigen Wechsel der Wache überrascht worden. Diese Bemerkung quittierte der Duce lachend mit den Worten: «Das ist nun einmal meine Art. Ihr müßtet sie allmählich kennen.» Mackensen

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Übergabe des Ministeriums. Dann gehe ich zum Duce in den Palazzo Venezia, um mich zu verabschieden. Er sagt mir: «Du mußt jetzt bedenken, daß eine Ruhezeit vor Dir liegt, dann wirst Du wieder an die Reihe kommen. Deine Zukunft liegt in meinen Händen und darum kannst Du ruhig sein.» Er dankt mir für alles, was ich getan habe, und gibt eine kurze Aufzählung meiner wichtigsten Dienste. «Wenn sie uns drei Jahre Zeit gelassen hätten, dann hätten wir unter sehr andern Bedingungen Krieg führen können, vielleicht wäre auch der Krieg gar nicht nötig gewesen.» Dann fragte er mich, ob alle meine Dokumente in Ordnung seien. Ich antwortete: «Ja, sie sind alle in Ordnung. Aber erinnern Sie sich daran, wenn die schweren Stunden kommen, daß ich die Unterlagen für alle deutschen Verrätereien zu unseren Ungunsten in der Hand habe. Von der Vorbereitung des Krieges bis zum Krieg gegen Rußland, dessen Beginn man uns mitteilte, als die Truppen bereits die Grenzen überschritten hatten. Sowie Sie diese Unterlagen brauchen, werde ich sie Ihnen geben, oder besser: ich werde dann in 24 Stunden die Rede vorbereiten, die ich schon seit drei Jahren in der Brust habe. Wenn ich sie nicht halten kann, werde ich platzen.» Er hat mich schweigend

angehört und war fast zustimmend. Er war heute voller Sorgen über die Lage, denn an der Ostfront geht der Rückzug im Rhythmus einer Flucht weiter. Er hat mich eingeladen, oft zu ihm zu kommen. «Sogar alle Tage.» Unser Abschied war herzlich. Ich bin sehr glücklich darüber, denn ich bin dem Duce wohl gesinnt, sehr wohl gesinnt, und was mir am meisten fehlen wird, wird der Umgang mit ihm sein.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**

Telegramm an die Botschaft in Rom

Geheime Reichssache, für Botschafter persönlich.

Betreff: Reise Subhas Chandra Bose nach Ostasien.

Da in Aussicht genommene Reise von Subhas Chandra Bose mit italienischem Flugzeug bisher nicht zustandegekommen ist, wird sich Bose nunmehr in diesen Tagen auf anderem Wege nach Ostasien begeben. [In einer Aufzeichnung Weizsäckers vom 2. 2. 43 heißt es, Oshima habe die Bereitschaft der japanischen Marine mitgeteilt, ein U-Boot in die Nähe Afrikas zu schicken, um dort von einem deutschen U-Boot «gewisse Materialien» zu übernehmen; Oshima sei der Meinung, daß Bose von dieser Fahrgelegenheit Gebrauch machen solle.] Das Eintreffen dort ist erst nach geraumer Zeit zu erwarten. Abreise darf nur allerkleinstem Kreise bekannt werden. Hier wird auf Anfragen bis auf Weiteres erklärt, Bose befinde sich auf einer Besichtigungsreise. Auch werden von ihm besprochene Schallplatten während seiner Abwesenheit durch Rundfunk so bekanntgegeben werden, als ob er sich noch in Berlin befände. Bitte Bastianini oder d'Ajeta von Vorstehendem streng vertraulich mit der Bitte unterrichten, den Duce zu verständigen, an den ein Schreiben Boses über deutsche Botschaft Rom demnächst eintreffen werde.

Um Unternehmen nicht zu gefährden, ist es unbedingt erforderlich, daß von jeder Benachrichtigung anderer Stellen abgesehen wird. Insbesondere darf an italienische Missionen in Ostasien auch nicht andeutungsweise darüber gedrahtet werden. Bitte hierfür ausdrückliche Zusage italienischer Regierung erwirken.

Botschafter Alfieri wird hier mit der Bitte verständigt, von einer Berichterstattung an seine Regierung abzusehen, da diese bereits durch deutsche Botschaft in Rom unterrichtet sei. Weizsäcker

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Tage des Wartens, der Ungeduld. Ich weigere mich, die Siegessicherheit zu teilen, welche die Kriegsberichte aus London und Amerika zu verbreiten versuchen und auf die sich die anglo-amerikanischen Ar-

meen, wie es scheint, verlassen. Die Stellungen in Tunesien, die sie, so scheint es, in einem Überraschungsangriff leicht hätten erobern können, befestigen nun die Deutschen – sie haben dazu nun genügend Zeit – in aller Ruhe. So wird von Tag zu Tag der geringste Vormarsch schwieriger und kostspieliger. Ich versuche ja, mir einzureden, daß dieses unentschlossene Aufschieben der Entscheidung beabsichtigt ist und Teil eines mit der Sowjetunion sorgfältig ausgedachten Plans, um beträchtliche deutsche Streitkräfte von der russischen Front, wo die Rote Armee großartig kämpft, fernzuhalten; oder einfacher: daß die amerikanischen Verstärkungen und ihr Nachschub noch nicht für ausreichend gehalten wurden ... alles eher, als diesen Stillstand der Unerfahrenheit, der mangelnden Schlagkraft, der Gleichgültigkeit zuschreiben zu müssen. Indessen tritt die Entmutigung der Deutschen klar zutage, und ihr Groll gegen die Italiener wächst. Das Schaufenster der italienischen Buchhandlung, die in den letzten Tagen Bilder des Königs, der Königin, des Prinzen von Piemont und des Duce ausgestellt hatte, wurde gestern mit einem Ziegelstein eingeschlagen. Von wem? Von den Deutschen? Eher von antifaschistischen Italienern. Ihre Zahl wächst stetig, während bei den Partisanen das Vertrauen in den Sieg der Achsenmächte schwindet. Sobald man mit dem Gedanken zu spielen anfängt, die Partie könnte verlorengehen, hätte man sie am liebsten gar nicht angefangen; auch fühlt man, daß es jetzt zu spät ist, sich daraus zurückzuziehen. Nichts zu machen: Sie werden den bitteren Kelch trinken und ihn bis zur Neige leeren müssen.

Heute morgen meldet das Radio die Wiedereinnahme von Kursk. In den Vororten von Rostow wird gekämpft.

Ohne viel Vergnügen *She Stoops to Conquer* [von Goldsmith] gelesen, das dem *Vicar of Wakefield* weit unterlegen ist; dessen zweite Lektüre hat mich noch mehr entzückt als die erste.

Boswell wird immer interessanter, während er sich aus seiner abgöttischen Verehrung löst und es wagt, Johnson öfter die Stirn zu bieten und die kleinen Eigentümlichkeiten seines Halbgotts wahrzunehmen, durch die dieser immerhin menschlicher wird.

Ould, Hermon **London**

An PEN Deutsche Gruppe London

Lieber Friedenthal!

In unserem Exekutivkomitee haben wir die Besetzungsfrage der verschiedenen Subkomitees, die nach unserer Coming-of-Age-Konferenz ins Leben gerufen wurden, diskutiert. Ein einziges Subkomitee

hat verabredet, sich mit den Vorschlägen von Stanley Unwin und Herbert Read zu befassen. Da ich Ihr besonderes Interesse daran und Ihre Erfahrung kenne, habe ich Sie für die Verwaltung der Angelegenheiten dieses Subkomitees nominiert und das Exekutivkomitee hat mich gebeten, Sie hierzu einzuladen. Das Subkomitee wird sich wahrscheinlich nicht sehr regelmäßig treffen, und wenn, dann wird es höchstwahrscheinlich am Nachmittag sein. Ich hoffe, Sie sind in der Lage, diese Nominierung anzunehmen, denn ich bin sicher, daß Ihr Rat sehr hilfreich sein wird. Ihr Hermon Ould

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**

50 Kopien meines Pamphlets «One of these little ones» kamen vom Drucker in Edinburgh. Umschlag nicht gerade atemberaubend wegen der weißen, zu kleinen Buchstaben auf rotem Umschlag – aber nicht schlecht für die kurze Zeit. Sandte Kopien an 6 der Zeitungen (News. Chron., D. Herald, M.G., Catholic Herald, The Friend, Peace News) und an ein oder zwei Schlüsselpersonen.
Skizzierte Kapitel 13 von «Der Jüngste Tag» (Day of Judgement).

Churchill, Winston 1874–1965 **London**

An Präsident Roosevelt
Ich bin gerade von Algerien zurückgekehrt, wo ich sehr zufriedenstellende Gespräche mit Eisenhower, Smith, Giraud, Murphy und anderen geführt habe. Ich hoffe, daß Sie den beigefügten Entwürfen des Dokuments zustimmen, die einen gewissen zusätzlichen Status und Macht an Giraud übertragen. Ich hatte es vorher noch nicht gesehen, obwohl mein Name erwähnt wurde. Murphy und Macmillan kamen zu einem vollen Einverständnis, welches Giraud sehr bereitwillig akzeptierte.
Seit ich Sie das letzte Mal gesehen habe, bin ich beinahe ununterbrochen herumgereist, und ich werde Ihnen einen weiteren Report in wenigen Tagen senden.
Alles Gute für Sie, Harry, und alle Ihre Freunde.

Roosevelt, Franklin Delano 1882–1945 **Washington**

An Winston Churchill
Ihr 261 vom 8. Februar. Ich stimme Ihrer Ankündigung am 11. Februar über die Stellung Ihrer 8. Armee unter das Kommando General Eisenhowers und der Ernennung von Alexander als Stellvertreter unter Eisenhower und auch der Ernennung Tedders zu.
Es ist meine Überzeugung, daß die Kooperation der französischen Truppen dann am besten sein wird, wenn der amerikanische Oberbefehl in Nordafrika betont wird, und ich sehe es als nicht ratsam an, irgendwelche Informationen über den genauen Aufgabenbereich Alexanders oder Tedders zu veröffentlichen und so dem Feind zugänglich zu machen.
Es wird vorgeschlagen, daß britische und amerikanische Presseoffiziere in London mir einen Entwurf der veranschlagten Presseerklärung und Londoner Veröffentlichungszeit schicken, damit die Nachricht in beiden Ländern zur gleichen Zeit an die Presse gegeben werden kann.
Ich bin wirklich froh, daß Sie wieder heil zurück sind. Sie haben Wunder vollbracht.

Vordtriede, Werner 1915–1985 **New Brunswick**

Vorgestern, gleich nach meiner Ankunft in New York, ging ich verabredeterweise zu Beer-Hofmann. Er hatte mir wieder eine im Umschlag versandte europäische Ansichtskarte mit Verabredung und Willkommensgruß geschickt. Es ergab sich trotz der natürlichen Befangenheit und Zurückhaltung des einen und der Überlegenheit des anderen, beinahe sofort ein ganz persönliches Gespräch über Dinge, die beiden sehr am Herzen liegen und das immer mit der gleichen anteilnehmenden Spannung weiterging, bis ich, nach fast drei Stunden, fortmußte.
Wieder empfing er mich allein. Wieder war der Tisch sorgsam mit schönem Geschirr zum Kaffee gedeckt, den er bald darauf selber hereinbrachte.
Zuerst fragte er nach meiner Arbeit. [...] Dann sprachen wir allgemein über Amerika. Nie mehr könne er nach Wien zurück, auch wenn man ihm alles dort angenehm machte. [...] Er hält auch viel von Thornton Wilder, den er öfter sieht, und erzählt mir, unnachahmlich, mit den menschlichsten Akzenten die ganzen drei Akte von «The Skin of our Teeth», dessen Aufführung er grade gesehen hat. Wie ihm bei dem Satz der Urtiere, die, um Einlaß ins Haus bettelnd, die Eiszeit und damit ihren eigenen Untergang ankündigen: «but it is cold» die Tränen gekommen seien. Zuerst habe er geglaubt, das sei eben, weil er ein alter Mann sei, bei dem die Ventile unzuverlässig geworden seien, so daß, was sonst Erregung wäre, eben nun gleich zu Tränen würde. Aber da habe er dann von einem Zwanzigjährigen genau das gleiche gehört. Also sei dieser unscheinbare Satz augenscheinlich so sehr an der richtigen Stelle gesagt, wie das eben nur ein Dichter könne. [...]
Aber erst nach all diesem kam es zum Persönlichsten und dem Hauptteil unsres Gesprächs, als er sagte: «Die Menschen werden einmal sagen:

‹Wie? im Jahre 1943 schrieb er nichts weiter als eine Idylle?› Denn ich zeichne ja jetzt nur Vergangnes auf.» (Es ist das Erinnrungsbuch über seine Frau). *«‹In solchen Zeiten hat er nichts andres zu tun als zu beschreiben, wie gut es ihm in Wien einmal gegangen ist?›»* Da war es bei mir, *als sei der Altersunterschied zwischen uns verwischt, und ich dachte: also auch er sieht sich vor dieser Frage! und wurde ganz eifrig, lehnte mich vor und rief aus: «Aber das ist ja grade wunderbar, daß Sie das festhalten, was sonst verloren wäre. Die Griechen haben es nicht anders getan. Das ist doch der Ursprung aller Dichtung, daß der Dichter, wie Homer, das Leben der Helden [...] dadurch vor der Vergessenheit bewahrt, daß er sie spätren Geschlechtern zum Vorbild rückblickend wieder lebendig macht. Solch eine Dichtung will doch sagen: ‹seht, so etwas gab es einmal, solche Menschen haben unter euch gelebt, so ist es gewesen!›»* [...]

In diesem Zusammenhang erwähn ich André Gide: wie er im Kongo, während eines lauten Tomtoms und in tropischer Hitze abseits vom Lagerfeuer liegt und den «Wilhelm Meister» liest; und wie in seinen letzten, [...] nach dem Fall von Frankreich veröffentlichten Tagebuchblättern steht, daß er grade die «Wahlverwandtschaften» lese. Und Beer-Hofmann, ganz überzeugt, erinnert an die Stelle in Goethes Kanonade von Valmy, [...] «Dies ist eben das einzige, was ich machen kann. Jetzt heißt es, jeder Schriftsteller müsse heute zugleich ein politischer Schriftsteller sein. Für den, der das kann, mag das ja richtig sein; [...]»

Chandler, Raymond 1888–1959 **Cathedral City, California**

An Alfred A. Knopf

Lieber Mr. Knopf:

Dank für Ihren Brief vom 14ten Januar – er war freundlich, verständnisvoll und willkommen wie immer. Dank auch für die 25-Cent-Ausgabe des *Big Sleep*. Ich habe hineingeschaut und fand ihn sowohl viel besser als auch viel schlechter, als ich erwartet hatte – oder als mir in Erinnerung geblieben war. Man hat mich inzwischen derart als hart, ausgekocht usw. abgestempelt, daß es fast ein Schock war, gelegentlich Spuren einer fast normalen Sensitivität in der Darstellung zu entdecken. Andererseits habe ich das Stilmittel des Vergleichs wahrhaftig in Grund und Boden gewirtschaftet. [...]

Nein, ich glaube nicht, daß die Nebenhöhlengeschichte sich verzieht. Der Ort hier langweilt mich. Aber ich bin grad so gut wie überredet worden, die Berge und die Wüste ein weiteres Jahr auszuhalten. Danach soll das Klima der Teufel holen, dann besuchen wir ein paar Leute. Das

Städtchen hier hat nur einen einzigen Laden, und die Fleischverhältnisse würden Sie zum Schreien bringen. Mittwoch morgens um 7 Uhr früh macht der Bursche auf, und sämtliche Wüstenratten sind zur Stelle und warten darauf, daß er die numerierten Marken ausgibt. Wer sich erst das Gesicht wäscht und entsprechend später kommt, wird automatisch als Parasit eingestuft und kriegt eine hohe Nummer, wenn er überhaupt eine kriegt. Am Donnerstag um 10 schleppen die Einwohner ihre Bronchitis und ihren schlechten Mundgeruch in den Laden und gehen vor dem Fleischtresen in Stellung, und die Nummern werden ausgebrüllt. Wenn wir uns dann, da wir eine sehr späte Nummer haben, unseren Weg zu dem zusammengefallenen Haufen Hamburger gebahnt haben, werden wir mit einem nervösen Lächeln begrüßt, das die Vorstellung von einem mit der Hand im Kollektenbeutel erwischten Diakon vermittelt, und wir verabschieden uns mit grad genug Fleisch für die Katze. Dies tut sich einmal in der Woche, und das ist alles, was sich tut, im Hinblick auf Fleisch.

Natürlich gehen wir nach Palm Springs. Wenn wir das nicht vorhätten, schriebe ich jetzt nicht diesen Brief. Ich wäre dann draußen in der Wüste und versuchte, eine tote Taschenratte aufzugraben. Vor ein paar Wochen sind wir durch puren Zufall an ein Rippenstück geraten, kamen einfach rein und sagten hallo, und da lag das verdammte Ding. Sechs Abende hintereinander haben wir daran gegessen, hinter geschlossenen Vorhängen und immer nur ganz still gekaut, damit's die Nachbarn nicht hörten. In Washington gibt's einen Haufen toller Burschen, hochgesinnt und rein, aber ab und zu hungere ich doch nach einem Schlag dreckiger irischer Politik.

Ich hoffe, ich kriege in Kürze wieder ein Buch über die Bühne. Im Moment versuche ich noch, mir einen guten Titel auszudenken, damit Sie Lust bekommen, ihn mir zu ändern.

Ihr sehr ergebener Raymond Chandler

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**

Ich übe Tonleitern.

Ich studiere die erstaunliche Virtuosität Giraudoux'. Ich studiere meine drei Götter der Tiefe: Dostojewskij (Instinkt–Unbewußtes), Lawrence (Instinkt–Unbewußtes), Proust (Unbewußtes–Analyse).

In der Naturwissenschaft suche ich eine neue und konkrete Metaphorik für die Literatur von morgen, neue Symbole. Metabolische Höhen. Es gibt Menschen, die gewichtlos und daher besser befähigt sind, tief oder weit in den Bereich der Psyche vorzudringen, Menschen, die veränder-

lich, unsichtbar, beweglich sind, die andere Formen annehmen, günstige Verkleidungen anlegen können, um zu weissagen, zu lieben, zu verschmelzen. Die biegsam sind und allen Kurven, Ellipsen, Umwegen, Schleichwegen, Kreisen der Liebe zu folgen vermögen. Die Schweren, Erdbeladenen, reisen im Schneckentempo und mit einem Schneckenhorizont vor Augen. Gegenwärtig befindet sich die amerikanische Literatur in einem solchen Zustand. Sie bedarf einer Bewußtseinserweiterung.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Noch heute morgen starb ich vor Hunger. Aber ich habe die Lösung gefunden. Heute abend wird man mir einen Liter Suppe für morgen aufbewahren. Von da an werde ich gerettet sein. Denn mit dem, was ich hier bekomme, und den großzügigen Draufgaben von Joseph, kann ich leicht durchhalten. Ich treffe Constant wieder, dem ich zukünftig mein Brot überlasse. Gute Nachrichten von Georges. Was mich betrifft, steigendes Fieber. Auch Franz ist erkrankt. Das am 23. begonnene Gedicht beendet. Eine Zitrone erhalten! Was für ein Fest!

Goldstein, Bernard *1889 **(Warschau/Ghetto)**

Das ganze Ghetto arbeitete einheitlich auf ein Ziel hin. Die Vorbereitungen wurden in der Überzeugung getroffen, daß die endgültige Vernichtungsschlacht unvermeidlich war. Auch auf der arischen Seite konnten sich nur ganz wenige retten, und diese meist nur gegen Hergabe ungeheurer Geldsummen. Dauernd kamen Nachrichten ins Ghetto, daß Juden den Schmaltzovniks zum Opfer gefallen waren. Flüchtlinge waren ständig in Gefahr, in die Hände des Feindes zu geraten, weil es fast unmöglich war, Dokumente oder eine Wohnung aufzutreiben. Der Terror auf der arischen Seite nahm ständig zu, Überfälle, Verhaftungen und Exekutionen wegen der geringsten Berührung mit Juden waren an der Tagesordnung. Viele Juden mußten in die Ghettohöhle zurückkehren, weil die Gefahr draußen unüberwindlich groß war.

Es gab keine Erlösung! Diese Gewißheit erfüllte alle im Ghetto. Fast jeder versuchte, eine Waffe zu bekommen. Er war bereit, für ein Gewehr alles, was er hatte, herzugeben. Was konnten Geld, Edelsteine oder Kleider nützen, wenn die letzte Stunde nahte? Er brauchte eine Waffe, um sich gegen den Feind zu wehren.

Alle Augen im Ghetto waren auf die Untergrundorganisationen gerichtet, die Koordinationsausschüsse und die Jüdische Kampforganisation. Sie verfügten über restloses Vertrauen. Ihre Befehle wurden ohne Zögern ausgeführt.

Der «allmächtige» Judenrat wurde völlig ignoriert. Als die Deutschen von seinem Vorsitzenden, dem Ingenieur Marek Lichtenbaum, verlangten, bei der Evakuierung der Fabriken zu helfen, antwortete er, daß er keinen Einfluß mehr im Ghetto besäße und die Gewalt nun in anderer Hand läge.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Lieber Pohl! Lieber Glücks! **Berlin**

Je länger der Krieg dauert, je größer die Belastung wird und je mehr wir mit Luftangriffen auch auf Konzentrationslager rechnen müssen, umso mehr haben wir alle Dinge vorauszudenken, um das Ausbrechen von Häftlingen aus einem KL. zu verhindern. Die Möglichkeiten dazu sind folgende:

1.) Wir müssen innerhalb der Lager gewisse Abschlüsse und Quartiere schaffen. Also ein Lager, in dem 12000 Menschen Platz haben, muß mindestens in vier Viertel eingeteilt sein. Diese Einteilung kann aus Stacheldrahtverhauen bestehen, innerhalb deren Gassen sind, sodaß unsere Posten auch innerhalb des Lagers gehen können. Sollte also an irgendeiner Außenmauer durch einen Fliegerangriff etwas passieren, so wäre wenigstens nur die Gefahr, daß ein Lager-Viertel den Versuch eines Ausbruchs machen könnte. Diese Maßnahmen sind sofort durchzuführen.

2.) Das Lager ist ja durch hohe Mauern geschützt. Vor diesen Außenmauern läuft meistens ein Drahtverhau, sodaß zwischen der Mauer und dem Drahtverhau eine Gasse ist, in der die Hunde revieren können. Ich wünsche, daß dieser Drahtverhau so hoch und so breit ist, daß niemand darüberspringen kann. Dann wünsche ich, daß in einer entsprechenden Entfernung, die ebenfalls nicht zu überspringen ist, nochmals ein Drahtverhau angelegt wird, sodaß in der dadurch entstehenden Gasse zwischen den beiden Drahtverhauen Minen gelegt werden können. Dies ist für den Fall gedacht, daß durch eine Bombe die Außenmauer einstürzt, und damit die Häftlinge des Lagers bzw. des einen Viertels den Weg in die Freiheit hätten. Sie müßten dann über den ersten Drahtverhau und kämen dann in die Gasse mit den Minen.

Einen Brief an Glücks wegen der Behandlung der Hunde lege ich in Abschrift bei. Hunde, die an der Außenseite des Lagers revieren, müssen zu derartig reißenden Bestien erzogen werden, so wie es die Hetzhunde in Afrika sind. Sie müssen so abgerichtet sein, daß sie mit Ausnahme ihres Wärters jeden anderen zerreißen. Dementsprechend müssen die Hunde gehalten werden, damit kein Unglück passieren

kann. Sie sind eben nur bei Dunkelheit herauszulassen, wenn das Lager geschlossen ist, und müssen morgens wieder eingefangen werden. Mein Vorschlag wegen der Einteilung der Lager in Viertel braucht selbstverständlich nicht eng genommen zu werden. Genauso kann man das Lager in Sechstel oder Achtel unterteilen, wodurch eine größere Sicherheit hervorgerufen wird. Ich habe versucht, in einer Skizze meine Gedanken zu erklären.

Thews, Wilhelm 1911–1943 **Berlin-Plötzensee**

Mein letzter Wille!

Mein letzter Tag neigt sich dem Ende zu, und so heißt es scheiden. Scheiden von Euch, die Ihr mir so lieb wart, scheiden vom Leben, vom Kampf, den ich über alles stellte, und von Euch Kameraden, die Ihr mir zur Seite standet. Und wenn ich jetzt am Ende zurückblicke auf die Zeit – auf unsere Zeit –, so stelle ich glücklich und zufrieden fest, daß dieses Leben schön und wert war, gelebt zu werden. Das Glück hat mich immer reich beschenkt. Mit einer herrlichen Jugend, und einem friedlichen, vorbildlichen Elternhaus. Das danke ich Euch, Vater und Mutting! Sonnentage waren die Zeit, da wir Jungens wanderten oder später auf der Havel segelten. Ich danke Euch allen, Freunde in aller Welt, die Ihr mir in schönen wie in schweren Zeiten Lebensgefährten gewesen seid. Ich denke an Euch, meine lieben drei in Danmark, an die sorglosen Tage, als wir auf dem Lille Belt fischten, und an Euch, Anneliese, Asuncion, Carmen und Denise und die vielen anderen alle, deren Namen längst vergessen und deren Taten nur geblieben sind und bleiben werden. Meine Gedanken sind bei Euch, Ilse, Lene und Gerhardt, die Ihr seit langem sehnsüchtig auf Nachricht von mir wartet. Habt Dank alle, es war trotz allem doch eine schöne, herrliche Zeit!

Und immer wieder hat das Leben mich vor Aufgaben gestellt und mich wählen lassen zwischen Kampf oder Verzicht. Wir haben das Leben nie verachtet, niemand, glaube ich, liebte die Sonne mehr als wir! Aber um des höheren Zieles willen haben wir es an die zweite Stelle gesetzt und an die erste Stelle den Kampf! Den Kampf unserer Zeit mit all seiner Brutalität und Gemeinheit, mit seinem Haß und seinem Grauen und mit der Gewißheit, daß am Ende unserer das Zuchthaus wartet, die Kugel oder das Beil.

Und wenn ich jetzt am Ende meinen Blick nach vorne richte, so weitet sich meine Brust, denn ich sehe vor mir Eure strahlende neue Welt, für die wir gekämpft haben. Ich sehe vor mir Eure Zeit, die frei von Haß und voll Liebe ist, in der die Sonne ohne Unterlaß scheint. Ein weites Feld

voll Arbeit, ein schöner Frühlingsmorgen der Völker bricht an. Der jahrtausendealte Traum der Menschheit wird zur Wirklichkeit – «Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen». Nicht mehr das Gebet um unser täglich Brot wird Euch belasten, und Euer Kampf wird die ehrenvolle Arbeit sein, die uns Menschen zu den wahren Höhen dieser Erde führen wird. Ihr werdet kühn die Sterne vom Himmel holen, deren Glanz wir nur ahnten und deren schwacher Schein doch schon unser Leben vergoldete.

Unsere Zeit wird Euch einmal ferner und fremder sein als uns die Pyramiden des alten Ägypten. Aber eins wird uns und Euch durch alle Zeit verbinden: die Freude am Leben!

«Freude, schöner Götterfunken . . .!» – Darum sollt Ihr auch nicht an diesem letzten meiner Tage trauern; diese Welt, die ich hinter mir lasse, ist es nicht wert. Ihr sollt diesen Tag zu einem Fest der Freude machen in dem Bewußtsein, daß ich diesen letzten Gang mit einem freudigen Lachen geschritten bin, weil ich weiß, daß wir das Maß unserer Zeit nur füllen, damit uns der Morgen gehöre.

Ex oriente lux! In diesem Geist sollt Ihr immer an mich denken. So laßt mir einen Platz in Eurem Herzen, damit ich in Euch weiterlebe! Das ist mein letzter Wille!

«Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!»

Euer Wilhelm

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

10	aufgestanden
10.30–13.30	gearbeitet
14	Essen mit ?
15–16.30	Eisstockschießen
17–19.30	gearbeitet
20	Abendessen . . .
	Abds. Film

Telefongespräche

10.45	SS Stbf. Baumert, Berlin – Fliegermeldungen, Baumert wird Stabsführer
11.15	SS O.Gr.F. Wolff, W.Sch. – militär. Lage 110 000 Tote [?], Freigabe Plesch für München

Beförderung Schulze z. 21. VI.

12.30 *SSGr.F. Güttner, Berlin – 3 Sprengleute für Unternehmen, Beute abfahren bei SSPzKorps durch SS u. Pol. Aufstellung von litauischen und lettischen Divisionen*

13.30 *SS OGrf. Daluege, Berlin – Polizeileute von Kampfgruppe Fegelein. Einarbeitung Plesch in Köln, Fall Bekker ...*

13.45 *SSGr.F. Kaltenbrunner, Berlin – ... Erledigung der rumän. Legionärsangelegenheit. Deutsche Kriegsgefangene als russische Fallschirmspringer*

14.30 *SSGrF. Berger, Berlin – Südtiroler Jahrgang 1905, Bergers Brief vom 2. II. 43 Division HJ – Flämisches Problem*

15.35 *SS Stf. Schellenberg, Berlin – Besuch Major Baumbach, Sprengleute für Aktion, Sprengschule. – Verbindung mit Güttner, Angelegenheit Luther*

...

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der Häftling Dr. Wladyslaw Fejkiel (Nr. 5647) legt auf Befehl des SS-Lagerarztes Dr. Vetter einen schriftlichen Bericht über seine Beobachtungen einer Gruppe von Flecktyphuskranken vor, die mit dem Präparat «3582» (IGF) behandelt worden sind. Er berichtet, daß mit diesem Präparat 50 Kranke behandelt worden seien, die die Einnahme des Präparats nur schlecht vertrügen. 15 Patienten, also 30 Prozent, seien gestorben, davon 2,6 Prozent nach Abschluß der Behandlung und 8 Prozent während der Behandlung. Sechs der 15 Patienten, die nicht überlebt haben, seien an Herzmuskelschwäche, sechs an toxischer Auszehrung, zwei an Hirnkomplikationen und einer an einem Fieber, dessen Ursache nicht festgestellt werden könne, gestorben.

Dr. Wladyslaw Fejkiel berichtet, daß das von Netter an flecktyphuskranken Häftlingen ausprobierte Präparat «3582» keine konkreten therapeutischen Ergebnisse erbracht habe.

Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto in Bialystok sind 2000 jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 1830 Deportierte in den Gaskammern getötet.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 59 Häftlingen eingeliefert. [...]

Unter Berufung auf einen Befehl des Chefs der Amtsgruppe D des WVHA, Glücks, ordnet der Kommandant des KL Auschwitz Höß erneut Lagersperre sowie eine Urlaubssperre für die SS-Angehörigen des

Standorts an. Dies geschieht wegen der Ausbreitung der Flecktyphusepidemie, die auch außerhalb des Interessengebiets des KL Auschwitz herrscht. Höß setzt den Standort davon in Kenntnis, daß die in den Kommandanturbefehlen vom 23. Juli und 24. September 1942 erteilten besonderen Vorschriften wieder in Kraft seien. Den von der Zentralbauleitung beschäftigten Zivilarbeitern wird angedroht, sie dem Sondergericht zu übergeben, falls sie die Hygiene- und Sanitärvorschriften nicht einhalten. [Die Massentötung flecktyphuskranker Häftlinge sowie die in den Häftlingsunterkünften, in denen die sanitären und hygienischen Verhältnisse unverändert bleiben, durchgeführten Entlausungen und Desinfektionen haben nicht die von der SS erwarteten Erfolge und können eine weitere Ausbreitung der Epidemie nicht verhindern. Obwohl SS-Angehörige und ihre Familienangehörigen gegen Flecktyphus geimpft werden und die empfohlenen hygienischen Maßnahmen anwenden, kommt es auch unter ihnen zu Flecktyphuserkrankungen, und sie verbreiten die Krankheit außerhalb des Lagers.]

Zwischentext zum 8. Februar 1943

Studer, Max *1905 **Türkei**

Als Chiffreur in der Türkei

Ich war im Flugmeldedienst und verrichtete eine Arbeit, die jedes 14jährige Kind auch hätte verrichten können, die, wie ich später nach meiner Entlassung in den auswärtigen Dienst erfuhr, tatsächlich von Schulentlassenen verrichtet wurde, als die ausgebildeten Soldaten dringend an der Front gebraucht wurden.

Eines Morgens kam der UvD vom Nachtdienst an mein Bett und fragte mich, was ich für Sprachkenntnisse besäße. Ich antwortete schlaftrunken: «Hochdeutsch, Räubersprache, berlinsch et un peu français.» Als er sagte, in der Nacht wäre ein Telegramm zwecks Uk.-Stellung des Gefreiten Studer fürs Auswärtige Amt Berlin eingegangen, da war ich hellwach und fragte ihn Löcher in den Bauch. Aber mehr wußte der arme Kerl wirklich nicht, und nun begannen schreckliche drei Monate für mich, denn so lange dauerte es, bis AA und Luftgau Nord feststellten, wer den längeren Atem hatte, wer mehr Recht auf den Gefreiten St. hatte, und wo er unentbehrlicher war. Zuletzt siegte das AA, und der Luftgau Nord mußte mich hergeben.

Fröhlich fuhr ich ins Auswärtige Amt, wo ich nach erneuter Vereidigung in die Geheimnisse des Chiffrierens und Dechiffrierens eingeweiht und eingearbeitet wurde. Es ist an sich so einfach und unkompliziert, daß man's in wenigen Stunden gefressen hat, nur eben das Tempo, die Routine, die kommen ganz peu à peu.

Ich wurde schnell ein guter Chiffreur und hatte, obwohl ich erst Wochen später als die anderen Uk-Gestellten, die oft direkt von der Front gekommen waren, diese schnell ein- und sogar überholt. Unsere Leistungen wurden gezählt, jeder Chiffrier- oder Dechiffriersatz enthielt eine Angabe über die Anzahl der bearbeiteten Worte und zum Monatsende erhielten die paar Ersten eine Leistungszulage, und ich war immer mit an erster Stelle. Als noch mehr Mitarbeiter gebraucht wurden, vermochte ich sogar meinen Bruder Erich aus vorderster Front loszueisen, und auch er gehörte schnell zu den Leistungsstarken.

Nach mehr als zweijähriger Tätigkeit in diesem Amt wurde ich an eine auswärtige Mission versetzt. Ich konnte wählen zwischen Lissabon und Ankara. Natürlich reizte mich Ankara mehr: je weiter um so lieber. Als ich nun in die Türkei reisen sollte, wurde ich wieder vor die Frage gestellt: Auf dem Schienen- oder Luftwege?

Natürlich entschied ich mich für den Landweg, dauerte er doch je nach Lust und Laune 12 bis 14 Tage, der Luftweg aber nur 1 Tag.

Wegen eines Luftangriffs fuhr mein Zug über Wien nach Preßburg mit einigen Stunden Verspätung ab. In Preßburg sollte ich mir meinen Dienst-Reisepaß abholen, bzw. neu ausstellen lassen, da der in Berlin beim letzten Nachtangriff auf die türkische Botschaft verbrannt war. Das hieß zwei Tage Aufenthalt in Preßburg.

Als ich ihn endlich hatte – die zwei Tage hatte ich zum Einkauf und Verschicken von allerlei eßbaren Raritäten für meine Lieben benutzt – fuhr ich erstmal nur bis Budapest weiter. Auch hier legte ich zwei Tage Aufenthalt ein zur Stadtbesichtigung und Einkaufs- und Versandmöglichkeit. Ebenso zwei Tage Sofia, wo ich die Kollegen vom AA besuchte, die mich sehr freundlich aufnahmen.

Dann weiter nach Istanbul, der für mich interessantesten, weil orientalischsten Städte, in der ich mich wieder zwei Tage umhertrieb. Unbeschreiblich schön, wenn man über die Galata-Brücke und dann auf die Höhen steigt und auf die Stadt hinabschaut! Hier oben befand sich auch das deutsche Generalkonsulat, von dem ich mir soundso viel Türkpfund abholte, um in Stambul, wie es auch genannt wird, leben zu können. Steigt man aber hinab und wagt es, von der Pera, der Pracht- und Hauptgeschäftsstraße abzuweichen und in das Gewirr der kleinen Gäßchen zu gehen, lernt man diese Perle der Türkei von einer ganz anderen Seite kennen: kleine enge Gäßchen, die Schuster, Schneider, Tischler, Messinggeschirrformer, Teppichweber sitzen vor den schmalen Häuschen auf der Straße und arbeiten. Überall wird um den Preis gefeilscht, oft bei einer Tasse türkischen Kaffees (wer den geforderten Preis sofort bezahlt, gilt als dumm). Ich habe mich trotz Warnung in dieses Labyrinth hineingewagt, und war, als ich zweimal um die Ecke gebogen war, rettungslos verloren. Mein Orientierungssinn ist sehr mangelhaft, und das sollte sich hier sehr unangenehm bemerkbar machen. Aber irgendwie habe ich dann doch zur Pera zurückgefunden, und da war alles wieder gut!

Eigentlich wollte ich noch länger bleiben, aber nun war mir das Umhervagabundieren doch schon über und es zog mich zu meinem Reiseziel: Ankara!

Ich wurde am Bahnhof erwartet und in das größte und vornehmste Hotel der türkischen Metropole gebracht, wo ich mich immer nur fragte: «Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld?»

Indessen: Diese Frage war höchst überflüssig, denn als ich einige Wochen später meine Reisekostenabrechnung einreichte, mußte ich

feststellen, daß ich noch eine ganze Menge mehr hätte ausgeben dürfen. Ich hatte bei weitem nicht die oberste Grenze des bereitstehenden Satzes erreicht.

Finanziell stand ich mich in den zwei Jahren in Ankara sowieso wie nie in meinem Leben. Obwohl mein Gehalt zu Hause völlig ungekürzt weitergezahlt wurde, wurde ich hier als Konsulatssekretär 1. Klasse eingestuft und bekam das Gehalt in Türkpfund ausgezahlt. Die Summe schwankte, je nachdem, wie die Reichsmark stand, machte aber so viel aus, daß ich, ohne mich groß einschränken zu müssen, meine Freizeit damit verbrachte, einzukaufen und Päckchen und Pakete zu packen, die wöchentlich zweimal mit der Kurierpost befördert wurden. Ich schickte nicht nur Olivenöl und Kaffee in rauhen Mengen, nein auch Schokolade, Rosinen usw. und Stoffe, Schuhe und andere Dinge, die es zu Hause nicht gab. Anhand meiner Buchführung konnte ich später feststellen, daß ich ungerösteten Kaffee und Öl zentnerweise im Laufe der Monate geschickt habe.

Nach etwa zehn Tagen hatte der Kanzler Haase (= Bürovorsteher der Botschaft) eine Unterkunft für mich gefunden. Ein Amtsbote wohnte mit seiner Familie ganz in der Nähe. Sie nahmen mich als «möblierten Herren» in ihr Haus. Es sollte eine Notlösung sein, und nach wenigen Wochen bekam ich denn auch mein Zimmer in der Botschaft selbst. Aber diese Notlösung war sehr angenehm, denn es stand ja Weihnachten vor der Tür. Für einen Vater von vier Kindern, dessen Familie mehrere tausend Kilometer entfernt war, gewiß eine schwere Zeit. Aber diese kleine Familie nahm mich herzlich auf und feierte mit mir unter dem Tannenbaum bei den leckersten Salaten und anderen Genüssen dieses Fest, so daß ich mich schnell in meine neue Lebenssituation finden konnte. Herr von Papen hatte jedem seiner Gefolgschaftsmitglieder zwei Flaschen Sekt geschenkt, so daß wir mit vier Flaschen mehr hatten, als wir konsumieren konnten.

Schwierigkeiten bereitete mir nur das türkische Klo im Hause. In so einer Toilette kann man sich nicht setzen, sondern muß sein Geschäft in der Hocke verrichten. Aber ich wußte es so einzurichten, daß ich das während der Dienstzeit im Botschaftsgebäude erledigte.

Im AA Berlin konnte man aus aller Welt das Neueste erfahren, jedoch immer nur hie und da einen Fetzen, aber in Ankara öffnete sich einem nun ein Fenster, ganz und weltweit! In Berlin gehörte ich zu den wenigen, die Telegramme mit dem Stichwort *Cicero* ver- und entziffern durfte, hatte aber, wie alle andern, keine Ahnung, was sich dahinter verbarg, wußte nur, daß sie nach Ankara gingen oder von dort kamen.

Man hatte uns verboten über die Inhalte unserer dechiffrierten Telegramme miteinander zu sprechen. Jedes Cicero-Telegramm wurde in so viele Einzelteile zerlegt, daß man sich kein rechtes Bild davon machen konnte, worum's ging. – Hier nun gingen alle Cicero-Telegramme durch unsere Hände, wurden immer mit Vorrang behandelt, aber was dahinter steckte, erfuhren wir erst auf unserer Rückreise und später aus dem Buch, das Herr Moyzisch über den größten Spionagefall aller Zeiten niedergeschrieben hat.

Der Handelsattaché Moyzisch, einst Polizeipräsident von Wien, spielte in der Botschaft eine für uns alle undurchschaubare Rolle. Nur, daß er kein Handelsattaché war, wußte jeder von uns. Herr von Papen war dem «Führer» direkt unterstellt, konnte unter Umgehung des Außenministers mit ihm direkt korrespondieren, trotzdem saß da aber noch ein Wachhund, der Gesandte Jenke, Schwager des Reichsaußenministers Ribbentrop, der völlig unabhängig von seinem Chef Papen, wiederum dem «Führer» alle Dinge aus seiner Sicht darstellen durfte, sodaß Hitler alles, was sich hier abspielte, in zwei Versionen, in zweierlei Sicht dargestellt bekam, einmal also durch die Brille des Parteilosen und einmal durch die des Nationalsozialisten gesehen. Zwischen beiden Berichterstattern stand dann noch als dritter Moyzisch, dem der Kammerdiener des englischen Botschafters aus dessen Panzerschrank die geheimsten Schreiben fotokopierte und für sündhaft hohe Beträge (in gefälschten Dollarnoten!) am laufenden Band lieferte. Hätten Ribbentrop und Hitler das alles ernst genommen, hätte hier im Kriegsgeschehen noch eine entscheidende Wendung eintreten können, aber die beiden taten das alles als einen Bluff, als den Versuch einer Irreführung der Obersten Heeresleitung ab, wurden dann aber, als sie zum Beispiel erkennen mußten, daß Ort und Zeit der Invasion zutreffend vorhergesagt worden waren, eines besseren belehrt! Zu spät.

Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert.
HERRNHUT MATTH. 10,37

Das eben ist die schwerste und höchste Anfechtung und Leiden … [?] da des Menschen Herz nichts anderes fühlet, denn als habe ihn Gott mit seiner Gnade verlassen u. wolle sein nicht mehr.
TAGEBUCH QUAATZ LUTHER 93

Härte machte die deutsche Nation unüberwindlich
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Achenbach, Ernst von 1909–1991 **Paris**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Gesandter von Krug berichtet aus Vichy:
Anläßlich einer Unterhaltung mit Marschall Pétain, zu der sich heute Gelegenheit bot, zeigte der französische Staatschef lebhaftes Interesse für die militärischen Ereignisse im Osten. Pétain hatte sich auf einer Karte die letzten Frontstellungen eingezeichnet, deren Ortsangaben aber offensichtlich den sowjetischen Quellen entstammten. Wie bei früherer Gelegenheit sprach der Marschall auch heute die Hoffnung aus, daß es den deutschen Truppen gelingen möge, den bolschewistischen Ansturm aufzuhalten und vor allem bis zum Eintritt des Tauwetters durchzuhalten, weil dann die russische Offensive im Schlamme stecken bleiben werde. Pétain zeigte sich jedoch nicht unbedingt von den Aussichten auf einen deutschen Sieg überzeugt, sondern stand sichtlich unter den Einwirkungen der Feindpropaganda. Er ging sogar so weit zu äußern, daß sich Deutschland eines Tages mit England verständigen

müsse und daß er gegebenenfalls hierzu seine persönliche Vermittlung anbieten wolle.

Ich habe dem Marschall auseinandergesetzt, daß kein Deutscher jemals auf derartige Gedanken komme, daß sich die Front im Osten bereits wieder zu stabilisieren beginne und der Geist der Truppe wie der Heimat trotz der gegenwärtigen Rückschläge so vorzüglich sei, daß wir, wenn der Zeitpunkt gekommen sei, die gegenwärtige Lage in den Sieg umzugestalten verstehen würden. Er möge sich auch vergegenwärtigen, daß ein starker Unterschied zwischen dem Deutschland aus den letzten Weltkriegsjahren und dem nationalsozialistischen Deutschland bestehe. Angesichts der ganz Europa bedrohenden bolschewistischen Gefahr gebe es für Deutschland nur zwei Wege, entweder unterzugehen oder zu siegen. Jede andere Eventualität scheide vollkommen aus unseren Erwägungen aus, wobei ich ziemlich offen durchblicken ließ, daß Frankreich als ehemaliger Feindstaat hierbei auch gar nicht mitzureden habe.

Das Gespräch ging hierauf auf die Zunahme der kommunistischen Strömungen in Frankreich über, wobei der Marschall eine Verstärkung der Polizei und der Mobilgarde anregte und sich ausgesprochen geringschätzig über die vom Präsidenten Laval ins Leben gerufene Miliz äußerte, für deren Aufstellung noch nach dem Kriege Zeit genug sei. Diese Äußerungen deuten darauf hin, daß der Marschall in der Miliz eine Konkurrenz gegenüber der von ihm beeinflußten Frontkämpferlegion erblickt. Ich habe den Marschall bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß der Kommunismus nur im Stadium der Revolte polizeimäßig bekämpft werden könne, daß es aber in erster Linie darauf ankomme, ihm durch eine gute Staatspolitik innerlich den Boden zu entziehen.

Der seit den Ereignissen an der Ostfront erneut zum Ausdruck kommende Attentismus Pétains findet eine Bestätigung auch in anderen Informationen, nach denen der Marschall seinen Amtssitz jetzt auf keinen Fall nach Paris oder Versailles verlegen will, um sich mit einer derartigen Maßnahme nicht offen mit Deutschland solidarisch zu erklären. Achenbach

Hotzel, Siegfried 1894–1992 **Tomaszow**

Wir kommen mit unseren Gedanken von den gegenwärtigen erschütternden Ereignissen nicht los. Noch nie haben wir im vertrauten Kreise so viel über die Zukunftsaussichten gesprochen wie jetzt. Die Siegeszuversicht schwindet mehr und mehr dahin; auch die größten Optimisten

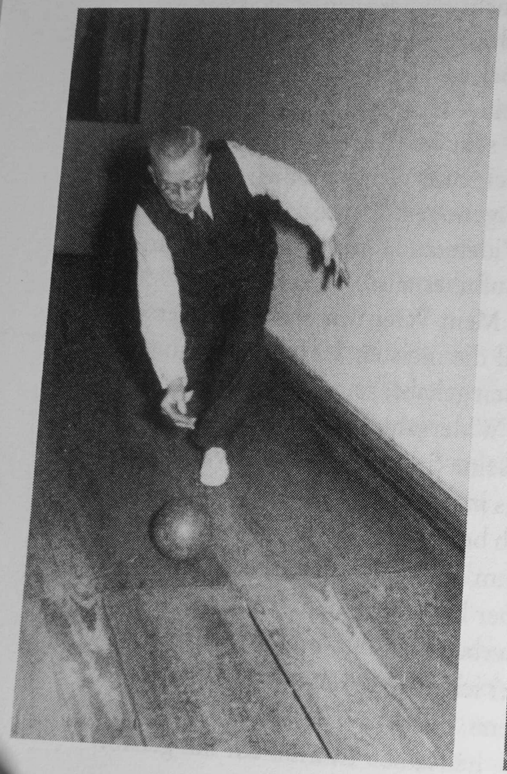
werden nachdenklich. Die meisten freilich halten mit ihrer wahren Meinung aus Furcht vor Unannehmlichkeiten zurück, aber Niedergeschlagenheit herrscht allenthalben. Auch die Stimmung in der Heimat soll wegen der radikalen Maßnahmen des totalen Krieges sehr gedrückt sein.

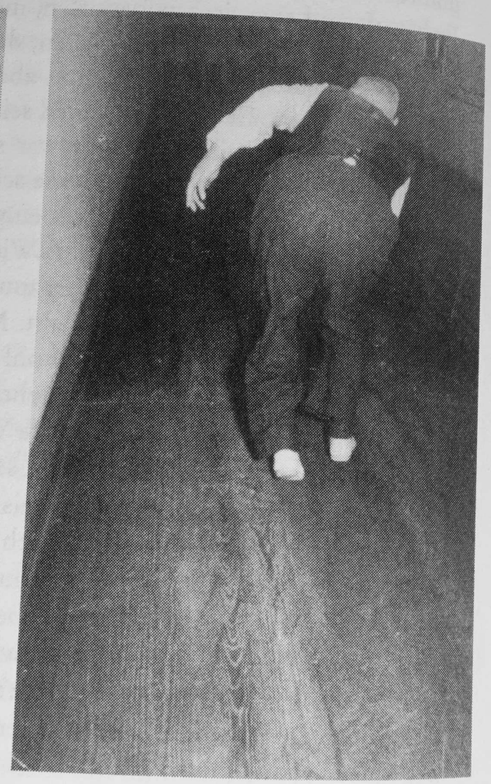
Spellmeyer, Gerhard 1907–1990

Meine liebe Frau Martha! **im Osten**

Meine Gedanken suchen immer wieder meinen Bruder Hans. Du hast ihn nie richtig kennengelernt. Er ist Dir fremd geblieben und vielleicht auch etwas unheimlich gewesen. Zudem hast Du ihn auch gerade in einer Zeit kennengelernt, in der zwischen Hans und mir eine Entfremdung eingetreten war, die sich über zwei Jahre hinzog. Das ist aber nicht immer so gewesen. Als ich Schüler war und noch später als Studenten ist mir Hans ein Freund gewesen, zu dem ich mit großer Verehrung aufsah. Hans ist wirklich ein Führer unseres Geschwisterkreises gewesen. Er hat sich als der Älteste für *alle* seine Geschwister verantwortlich gewußt und für sie und an ihnen verantwortlich gehandelt.

Er hat oft und energisch zugegriffen, nicht immer richtig, aber verantwortungsbewußt und in dem Willen, das Beste der Familie zu suchen. Er hätte das gar nicht nötig gehabt, aber er handelte aus einer inneren Nötigung heraus. Er ist einem jeden seiner Geschwister nachgegangen, und wir danken es ihm. – Hans war sehr im Gegensatz zu mir eine durchaus kämpferische Natur. Seine schroffe Wehrhaftigkeit und Ehrliebe hat ihm manche Gegnerschaft eingetragen. Es war nicht seine Art, irgendwelche Schwierigkeiten und Widerstände geschickt zu bewältigen, Gegensätze auszugleichen. Er mußte es ausfechten. Hans hat von Kindheit an viel zu kämpfen gehabt. Mein Vater war streng: Der erste Sohn hat von uns Geschwistern wohl die meisten Schläge bekommen. Äußere Kämpfe hat er viele zu bestehen gehabt; seine Berufsausbildung und Studium hat er gegen erhebliche Widerstände mit großer Ausdauer durchgesetzt. Noch mehr aber war seine Seele und sein Gewissen der Schauplatz bitterer Kämpfe. Noch bis in die letzten Jahre hinein hatte er mit Anfechtungen zu schaffen, die ich bei einem Manne seines Alters gar nicht mehr erwartet hätte. Ich war ihm schließlich entwachsen, ja sogar über ihn hinausgewachsen. Dann aber hat sich im Laufe des vergangenen Jahres sein ganzes Wesen wunderbar geordnet und geklärt und erhob sich zu einer Seelengröße, vor der ich mich beschämt beugen mußte. Zuletzt war er wieder der Überlegene, der große Bruder. Elisabeth ist ihm sehr viel gewesen und hat einen heilsamen Einfluß auf ihn gehabt.





Das danke ich ihr von Herzen. Gott sei gelobt für alle Wunder, die ER an ihm getan hat und noch tut.
Ich denke jetzt viel an Dich, meine liebe und getreue Martha. Was werden die Lieben sagen, wenn die Mutter sie eine Zeitlang alleine läßt? Gott behüte Euch. Es küßt Euch Gerhard u. Vater.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses
Mutter: Schalmeyer, Gertrud, Ehefrau, geb. 7.7.09 zu Osnabrück
Säugling: männlich, Gew. 3300 gr, Länge 52 cm, Kopfumf. 35 cm, Entl.Gew. 3000 gr
Verlauf: 8. 2. 10.00 Wehenbeginn, 9. 2. 1.30 Blasensprung, 2.00 Geburt, 2.30 Placenta, 2.40 2 ccm Secacornin
III. Partus. Normaler Verlauf, ging am 7. Tag nach Hause.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945
An seine Frau **Rylsk/Ukraine**

Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht;
auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Ich sitze in den Räumen des Wikdo, habe sämtliche Betriebe der Stadt vereinnahmt. Es ist alles weg! Auch Kobolds Männer! Ich bin alleinregierender der ganzen Wirtschaft, verkaufe den letzten Kram aus, der Interessenten findet, Filzstiefel und Wollstrümpfe. Für unzählige andere wichtige Artikel wie Fischnetze, Fässer, Geschirre, Holz und Hanfschuhe, 500 Panjewagen usw. habe ich z.Zt. keinen Abnehmer. Mal gehe ich zum Elektrizitätswerk, schaue da nach dem Rechten und behalte die Ruhe (Bank, Forst und Holz, Druckerei usw. habe ich auch noch gekriegt). Ich habe nur Sorge um meine letzten Männer im Norden, die sich hoffentlich heute und morgen durchschlagen werden. Ich habe endlich Soldaten bekommen, um Seidels Dienstsitz zu entsetzen. Am Orte sind fast nur Versorgungstruppen, welche am Abströmen sind, jeden Tag andere. Bei mir bleiben ab morgen Giesecke, Bergholz, W. Klindworth, Egly. Der Rest geht heute und morgen früh auf Reisen nach Westen. Weiteres ergibt sich aus der Lage. Morosow und einige wenige andere nehme ich mit. M. ist sehr besorgt um sich und seine Frau. Da ich meine sämtlichen Schlitten alle heute nach Norden eingesetzt habe, könnte ich gegebenenfalls jetzt mit ihm nicht weg.
Gestern war ich bei Dollanskys. Sie bleiben! Die Mutter hat den Mann drüben [gemeint ist: auf russischer Seite] gefangen, Tante Hedwig ihren Mann drüben lebendig, hoffen auf Vereinigung und fürchten Rückwir-

kungen eventueller Flucht auf beide. Isa ist sehr unglücklich, als ich sie über ihrer aller Schicksal trösten wollte, sagte sie: Ach, das wäre egal, schrecklich wäre das Andere! – Erklären tat es mir Tante Hedwig: sie hatte sich ausgesprochen, daß sie Deutschland meine. Deutschland ist für sie eine fremde, ferne, schöne Welt, wie ein Himmel, an den man glaubt und zu dem man betet. Daß wir geschlagen sind – hier – und der Kommunismus hier und vielleicht weiter hinein droht, *das* ist ihr Unglück, – das Ihre und das der Ihrigen wiegt demgegenüber leicht. Ich war zu Tränen gerührt und gab ihr einen Kuß. Ich habe mich gestern von ihr und von der klugen, stillen Mutter Soja ebenso wie von den anderen Mitgliedern der Familie verabschiedet. Ob ich bei bestehendem Alarmzustand noch einmal hinkommen kann, weiß ich natürlich nicht. Hoffentlich ist es noch alles zu wenden! Wenn es wieder zur Ruhe kommt, wird sich mein Standpunkt vielen Menschen hier gegenüber gewandelt zeigen. Man sieht heute sehr genau, was zu uns steht, was nicht, an hiesiger Menschheit.

Ich habe sehr schlechte Nächte, obwohl keine Flieger wegen Schneetreiben da waren, aber es bedrückt mich vielerlei, wie Du Dir wohl denken kannst. Heute ist es im übrigen klar! Die Nacht wird schlecht werden!

Liebe Marianne! Ich habe nun nur das «Sturmgepäck» bei mir, habe einen guten Schlitten, der zwar z. Zt. weg ist, aber der wohl noch zur Zeit kommt. Was meine Person angeht, sehe ich den Ereignissen mit Ruhe entgegen. Besonders, da ich von keinem abhängig bin und den Abmarschbefehl in der Tasche habe. Ein Auto bleibt auch da.

Ich will Dir trotzdem ich um mich nicht Sorge habe, aber nochmal schreiben, daß ich ständig in Liebe an Dich und die Kinder denke. Eure Bilder werde ich erst in letzter Minute aus den Rahmen reißen, in denen sie auf meinem Schreibtisch im Schlafzimmer stehen – zwei große Rahmen ganz voll!

Mach es gut! Kuß an die Kinder! getreulich Klaus.

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**

6 K-Züge nach Newel[?]. Alle Augenblicke neue Aufträge und keine Wagen.

Es geht rückwärts – es wird geräumt. Dabei von 0.00–24.00 Aufschreibungen im Rangierdienst!!!

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Heute überstrahlt die russische Nachricht der Besetzung von Kursk alle anderen Nachrichten. Ein wichtiger Punkt, an dem die mittlere Front

mit der Südfront zusammenhing, geht den Deutschen verloren und weite Möglichkeiten eröffnen sich den Russen. Aber auch die Fortschritte im Donezbecken fesseln die Aufmerksamkeit: Die deutschen Truppen im Donezbecken, die auf 250000 Mann geschätzt werden, erscheinen von einer Einschließung bedroht, ähnlich der vor Stalingrad. Es wird davon gesprochen, daß die Russen nach Stalino und weiter nach Mariupol streben, wodurch die deutsche Südarmee abgeschnitten würde.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die Fortdauer der schweren Kämpfe im Osten ist in zweispaltigen Überschriften anzusprechen.

2. Tagesparole: Die Verkündigung des Juden Lippmann in der «New York Herald Tribune», die kleinen Staaten Europas müßten sich an die Sowjetunion anpassen, ist in Fortführung der vor einigen Tagen bei dem Zitat des «Washington Star» begonnenen Argumentation als drastischer Hinweis auf das Schicksal, das die USA für Europa wünschen, zu kommentieren. Was eine solche Anpassung bedeutet, zeigt das furchtbare Schicksal der baltischen Staaten unter der bolschewistischen Herrschaft in drastischer Deutlichkeit.

3. Tagesparole: Die in schweizerischen und schwedischen Zeitungen neuerdings festzustellende Erkenntnis der bolschewistischen Gefahr für Europa und der Ohnmacht der Engländer und Amerikaner, ihr zu begegnen, sind aus psychologisch-propagandistischen Gründen vorerst nicht aufzugreifen.

4. Tagesparole: Statistische Hinweise und Erörterungen zu den Schließungen und Stillegungen der Betriebe sind nicht zu veröffentlichen.

5. zu Punkt 2: Es handelt sich um eine neue große politische Aufgabe der Presse, die mit aller Gründlichkeit erfüllt werden muß. Die Ausführungen Lippmanns sind von allen Seiten aufzugreifen, wobei immer wieder betont werden müsse, was es bedeute, wenn Europa unter die Herrschaft des Bolschewismus komme.

6. Sven Hedin hat ein Interview gegeben. Nicht darauf eingehen.

7. Auf schwedische Stimmen, die besagen, daß Rußland seinen bolschewistischen Charakter durch einen nationalen abgelöst habe, nicht eingehen.

9. Presseanweisung der Zensurabteilung: In letzter Zeit sich häufende Veröffentlichungen insbesondere des Obersten von Ollberg veranlassen das okw zu dem Hinweis, daß strategische Erörterungen über operative Zusammenhänge in Gegenwart und Zukunft unzulässig sind. Die Kommentierung der Presse hat sich unter allen Umständen auf dem Rahmen der Wehrmachtberichte und der amtlichen militärischen Meldungen zu bewegen.
Darüber hinausgehende Betrachtungen zur militärischen Lage müssen grundsätzlich der Zensur vorgelegt werden.

10. Es dürften keine Hinweise auf die inneren Verhältnisse in den besetzten Gebieten gemacht werden, die dem Feind Agitationsmaterial geben könnten.

11. Die Anordnung des Reichsführers SS Himmler über die Gestaltung der Landschaft der eingegliederten Ostgebiete soll erst dann angesprochen werden, wenn sie auch in die politische und militärische Landschaft paßt.

12. Eine grundsätzliche Erklärung von Fischer:
Alles ist richtig, was uns nützt. Die Presse hat die Aufgabe, eine Kampfschrift zu sein. Wenn der Reichspressechef fordert, einen Balken mit einem Leitspruch zu bringen, dann will er die Presse zwingen, auch ihre Artikel im Sinne dieses Leitspruches zu schreiben. Die DAZ wird gerügt, weil ihre Sparte «Die Lage» in einem viel zu objektiven Ton gehalten sei und viel zu sehr die Polemik vermissen lasse.

abends:
1. Die Zeitung la nation erklärt, daß trotz der Freude über bolschewistische Siege in London kaum verhehlte Sympathiekundgebungen für diejenigen festzustellen seien, die unterlegen sind. Nicht übernehmen.

3. Die ausländischen Meldungen, die sich mit Generalfeldmarschall Paulus befassen, sind nicht zu übernehmen.

4. Die Zeitschrift Look befaßt sich mit dem Thema, was wollen wir mit den Deutschen nach dem Kriege machen? Nicht übernehmen.

10. Ein Buch von Louis Fischer über Gandhi befaßt sich auch mit Subhas Chandra Bose. Nicht übernehmen.

11. Die Japaner haben ein Leichtmetall erfunden, das leichter ist als Duraluminium. Keine Sensation daraus machen.

Woermann, Ernst 1888–1979 **Berlin**
Aufzeichnung
Geheime Reichssache
Der Nachweis, daß sich in Lissabon eine Fälscherzentrale befindet, die u. a. der deutschen Gesandtschaft, dem SD, dem dortigen *Transozean*-Vertreter [Gerlach] und der dortigen japanischen Gesandtschaft gefälschte angebliche Telegramme portugiesischer Auslandsvertretungen an das portugiesische Außenministerium und umgekehrt verkauft, kann nunmehr als einwandfrei erbracht angesehen werden, und zwar aus folgenden Gründen:
1) Der erste Verdacht, daß diese Telegramme gefälscht seien, ergab sich aus ihrem Inhalt.
So fiel es insbesondere auf, daß mehrfach der portugiesische Botschafter in London [Monteiro] Gespräche in laufenden Angelegenheiten entgegen den Londoner Gepflogenheiten nicht mit Eden, sondern mit Churchill gehabt haben wollte. [...]
Auch sonst lassen die Telegramme aus ihrem Inhalt erkennen, daß sie gefälscht sind. So heißt es z. B. in dem Telegramm des Reichssicherheitshauptamts ohne Nummer vom 28. Januar betreffend Zusammenkunft Churchill – Roosevelt an zwei Stellen, daß Churchill und Roosevelt zusammen aus Nordamerika gleichzeitig in Casablanca eingetroffen seien, während einwandfrei feststeht, daß sie einige Tage nacheinander eingetroffen sind und Churchill nicht vorher in Nordamerika war.
Ob die hier beiliegende Meldung an Reichsführer-SS aus Lissabon betreffend Besuch Churchills in Lissabon gleichfalls eine Fälschung ist, kann aus dem Inhalt nicht mit voller Sicherheit entnommen werden. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sich unter der Serie der gefälschten Telegramme auch echte befinden. [...] gez. Woermann

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**
Meine liebe L., heute kam Dein Paket, mit 2 Büchsen, Wanzenpulver und Bonbons. Ist damals eigentlich von mir die kleine Hartwurst angekommen und die Zigarren? Zur Zeit habe ich nichts zu verschicken. Es wird aber bald wieder werden. Das Wetter ist umgeschlagen, Sonnenschein, den wir lange vermißten, dabei aber kälter, –14 Grad. Da ich nicht wußte, ob Pakete kamen, habe ich eine Serie Büchsen machen lassen, wenn nicht heute, dann für später.
Bei dem guten Wetter ist reger Flugbetrieb; Staffeln zu 25–30 Flugzeugen in Richtung Ladogasee.

Zucker, Helmut † 1944 **Luga am Ilmensee**

Liebe Hulda!

Bin eben mit Rudi aus dem Soldatenkino gekommen vom Konzert. Schreibe eigentlich nur deshalb, um das Programm zu Euch zu schicken. Datum und Ort könnt Ihr ja wohl selbst einsetzen. Die Kapelle ist sehr ordentlich, meist schon recht alte Herren, der Dirigent lang und hager, wohl in den Sechzigern, eine imposante Erscheinung. Stärke an 30 Mann.

Auf Beifallstoben endlich drei Wünsche als Zugabe: Preußens Gloria, In Treue fest, Florentiner.

Angeblich haben sie auch noch ein schweres Programm auf Lager (Beethoven usw.), vielleicht gelingt mir's da auch noch hinzugehen. Sonst nichts wesentliches. Im Augenblick wieder mal recht kalt, trotzdem war heutige Schlittenpartie bei Sonnenschein und Windstille (Sonne wärmt auch schon) ein Hochgenuß.

Hzl. Gruß Helmut.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Adelheid abends im Theater, Mozarts Singspiel «Die Entführung aus dem Serail», eine ganz annehmbare Aufführung, nur vermißte ich den Gang der Rezitationen, die mich immer wieder entzücken, und die man am Erfurter Theater pflegt.

Vormittags hatte ich Kleinwäsche, nachmittags Strümpfe gewaschen, was meinem Fuß nicht gefiel und wurde spät fertig, da half Hermann mir rührend, hing die Strümpfe auf die Leine und machte mir die Suppe warm.

Am Sonntag half mir Heinz bei der Samenbestellung und holte mir einen Zweig Weiden – und Haselzweige; Sonntag und heut hat er zwei Kaninchen decken lassen von unsern eigenen Rammlern: Chinchilla und Meißen Wiener, leider sind die Häsinnen nicht ganz echt, wir hoffen aber, wieder herauszüchten zu können.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!

Gestern Abend war ich mit einem Kameraden zum Varieté. Es gab mal etwas zum Lachen. In dem eintönigen Leben doch eine angenehme Abwechslung. Es war eine interessante Truppe.

Heute Abend sitze ich im U.v.D.Zimmer. Das Zimmer ähnelt sehr an eine Gefängniszelle. Ein Bett, Tisch, Stuhl und Schrank. Es ist direkt erstaunlich, was unsere hohe Obrigkeit alles ausknobeln kann. Es wird

alles getan, um das Leben so schwer wie möglich zu machen. Es wäre schade, wenn der Soldat zu viel Zeit für sich hätte. Vorläufig wird nur gepredigt Personal einsparen, aber getan wird es nicht.

Es grüßt herzlichst Dein Bocky.

Grüße Ilse u. Mutter!

Volksmund

Meiner Mutter

Ich steh' auf Wacht und denk soviel an Dich,
weil heute, liebe Mutter, Dein Geburtstag ist.
Vor Jahren, wir waren noch klein,
kamen wir freudig zu Dir in die Küche hinein.
Ich gratulier' Dir recht schön, liebe Mutter mein.
Du warst dann so glücklich für Dich allein
Du fuhrst uns durchs Haar, der Vater reichte Dir die Hand,
gab es je schön 'res als dieses Band?
Heute stehen wir draußen, erfüllen stolz unsere Pflicht,
aber vergessen dabei unsere Mutter nicht.
So ist es geblieben, so soll es immer sein.
Heut klingt mein Gruß aus weiter Ferne;
Ich gratulier' Dir recht schön, lieb Mutter mein.

Köhler, Gerhard 1926–1944 **auf Transport nach Rußland**

Mein herzensgutes Milein!

Nun fahren wir schon einen Tag durch Schneelandschaft. Trotzdem ist es noch nicht sehr kalt. Die trockne, klare Luft ist durchaus angenehm. So langsam kommen wir ins Rätselraten nach dem Endziel. Wir haben jetzt Mittagsrast kurz hinter einer größeren Stadt, die im Feldzug eine bedeutende Rolle gespielt hat. Viele neue und interessante Eindrücke sind auf uns bereits während der Fahrt durch dieses fragwürdige Land eingestürmt. Sie werden sich noch vervielfachen und verdichten.

Ich grüße Dich innigst und bin immer Dein Gerhard

Blunck, Hans Friedrich 1888 –1961 **Zakopane**

Mittags Abfahrt nach *Zakopane*, wo wir nach sechsstündiger Fahrt anlangten und sofort zu den seit einer Stunde wartenden Verwundeten des Genesungsheims geschickt wurden.

Eine dankbare Hörerschaft, aber es war ein kleiner Ausschnitt, für diese hundertzwanzig Hörer fahre ich nicht mühselig ins Gebirge und sage andere große Veranstaltungen ab. Dafür war der anschließende Emp-

fang bei dem Kreishauptmann, der zugleich den Oberst Möckel (Ritterkreuzträger der sechsten Armee) abfeierte, um so liebenswürdiger. Möckel, ein kunstliebender Mann, hatte eine besondere Liebe zum Geiserich, den er in einigen Seiten auswendig kannte.

Dennoch, ich komme nicht zum Essen und Trinken, sondern um Freude zu bringen; hier war der Widerhall unzureichend.

Das alte Quartier im Gästehaus des Kreishauptmanns (Malsfey). Um Mitternacht erreichten wir es.

Heute vormittag einige herrliche Stunden oben auf der Sonnbergalpe verbracht. Herr Papenhoff, der Vertreter des Stadtkommissars, führte uns hinauf und atzte uns mit einigen fast friedensmäßigen Rollkuchen, während wir uns von Sonne und Schnee bestrahlen ließen. Eine der ersten ruhigen Stunden der Reise. Nach einer kleinen Schlittenfahrt durch Zakopane (wir dürfen die älteren deutschen Namen all dieser Städte nicht brauchen, der General von S. hat es verboten, weil seine Post in Unordnung geriete; eine der blinden Maßnahmen dieser Jahre) und mit einem freundlichen Gastgeschenk, das aus einem Kistchen Zigarren und einem goralischen Likör bestand, zum Direktor der Deutschen Schule, Herrn Jilski, der uns zu Mittag geladen hatte. Noch einmal Schlittenfahrt, helle Freude an den Trachten der Goralen, diesen buntbestickten Arbeitshosen und bunten Wämsen, noch einmal Freude an den Bergen, die von einem fernen Föhn umstürmt wurden und die man immer aufschimmern und in den Wolken untergehen sah. Zum Bahnhof, um nach Neumarkt zum Vortrag zu fahren. Verdrießlich sind nur einige Besprechungen der Presse, weil sie sich, da die guten Kritiker fehlen, vor allem an den Schelmengeschichten begeistern. Daß Mären und Schelmengeschichten mehr sind als «Schnurren», begreifen die entzückten Kritiker nicht. Ihnen bin ich vielleicht ein gehobener «Seemannshumor». Zur Entschuldigung sei gesagt, daß man allzu lange von den grüblerischen Niederdeutschen redete und daß man betonen möchte, daß wir auch zu lächeln vermögen.

Nachmittags zum Vortrag nach *Neumarkt*, wo der Kreishauptmann Malsfey, ein Mann, zu dem man sich in Freundschaft bekennt, sein Bestes getan hatte. Etwa hundert volksdeutsche Hörer – der Bestand der einst ganz und gar deutschen Stadt. Ach, das ganze Land um Krakau bis zur Hohen Tatra war einst germanisch, danach vorwiegend deutsch. Die Ohnmacht des Reichs hat sie alle ihren Glauben verlieren lassen. Nur der Umstand, daß hier fast fünfzig vom Hundert aller Menschen «nordisch» aussehen (nordisch als Fachwort der

Rassewissenschaften), ein so hoher Satz, wie ihn nicht einmal Hamburg hat, erinnert daran, daß wir hier vielleicht mitten in einem altgermanischen Volkstum leben.

(Während die Volksdeutschen sonderbarerweise oft tartarisch aussehen. Sie sind Einwanderung vor hundert Jahren.)

Noch einige Stunden voll guter Unterhaltung mit Malsfey und seinen Helfern, dann fuhr man uns noch vor Mitternacht nach *Zakopane* in unser Quartier zurück.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 auf Transport nach Rußland

Irgendwo bei Krakau liegen wir. In der Nacht hielten wir oft und lange. In der Nacht schläft man unruhig, am Tage duselt man vor sich hin. An der Tür, der einzigen Lichtöffnung ist es kalt, trotzdem drängen sich dort die Kameraden, und das Wageninnere liegt dadurch in muffigem Halbdunkel. Der eine rasiert sich, der andre wäscht sich im Kochgeschirr, der eine musiziert, andere sprechen von Kunst, wieder andere von Weibern.

Polen. Langsam zieht ein ödes Land an uns vorüber. Hier und da ein unordentliches, nicht selten baufälliges Gehöft. Dann riesige verwahrloste Kieferwälder. Die Stämme sind gummibaumartig angezapft. Dann riesige, unbebaute, hügellose Felder.

Kurz vor Mittag halten wir auf einem kleinen Bahnhof. Ein bleicher, zerlumpter Junge kommt auf unsern Wagen zu: «Stückchen Brot, Stückchen Brot!» Unaufhörlich murmelt er vor sich hin, schlägt bald die Augen nieder, schaut uns bald mit einem toten Blick an. An der Mauerecke des Bhf's lehnen zwei ähnliche Gestalten.

An einer mit den verschiedensten Bäumen umsäumten Straße reihen sich kunterbunt Haus an Haus. Es sind traurige, einstöckige Häuser, die sich dort kilometerlang an die Straße klemmen. Die meisten Baracken sind als Blockhäuser gebaut, teilweise gestrichen und die waagerechten Fugen der Stämme hell betont. Die Bauweise macht einen recht primitiven Eindruck.

Wir haben das bisherige Tempo nicht beibehalten. Schon in der letzten Nacht hielten wir streckenweise fast alle fünf Minuten.

Vom Krieg ist recht wenig zu sehen, selten ein zerschossenes Haus, selten ein einfaches Soldatengrab.

Eben fuhren wir an einem Friedhof vorbei. Kein Prunk, wenig grüner Schmuck, einfache Holzkreuze.

Schon lange fahren wir durch eine leicht hügelige, trostlose Landschaft, die nur durch kahle Baumgruppen oder durch ein einsames, stroh-

gedecktes Haus etwas belebt wird. Eine dünne Schneedecke überzieht das Land.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**

An Margot Broisch

Liebe Margot!

Es ist schon sehr spät, aber leider kann ich noch nicht schlafen gehen. Unser «hoher Chef» ist zu einer Besprechung und ich muß noch auf Unterschriften warten. So bleibt mir eine ungewisse Zeit, die ich nicht ausfüllen kann und deshalb ein paar Minuten dazu nutze, Ihnen zu schreiben.

Ein richtiger Brief wird es zwar nicht mehr, sondern nur eine kleine Plauderei; aber herzlich sind meine Worte trotzdem gemeint.

Als ich Ihr Bild auf Karton aufgezogen hatte, fiel mir ein, daß Sie ja auf der Rückseite etwas geschrieben hatten. Ja, nun das war Pech. Jetzt kann ich Ihre Worte «hinten» nicht mehr lesen. Am Ende vergesse ich noch Ihren Namen, und dann weiß ich nachher nicht mehr, wie Sie in Ihrer Jugend einmal geheißen haben, da sich ja Ihr Name einmal ändern wird…

Soldat Alfons **im Norden**

Mein lieber Klaus!

Du, das mit Deinem Brief das hat mal wieder so richtig hingehauen! Und wann hast Du ihn mir geschrieben? Am 17. 1. an einem Sonntag, und da war ich gerade den ersten Tag auf meinem Urlaub zuhause! In meinem letzten Briefe hatte ich Dir doch schon mitgeteilt, daß ich der nächste Anwärter auf diese ganz seltene Angelegenheit wäre, und wie ich es mir gewünscht, so ist es auch gekommen! Am 13. bin ich von hier weg, und am 17. war ich glücklich daheim! Das «glücklich» darf ich eigentlich betonen oder unterstreichen, denn nicht immer geht es bei uns ganz glatt ab. Erstens einmal geht es über den Bach (und ich betone das schließlich hier nicht umsonst) und zum anderen geht es durch nicht weniger als vier Länder bis man dann doch glücklich zuhause landet! Abfahrt und Ankunft miteingerechnet, bin ich nicht weniger als 18mal ein- bezw. ausgestiegen! Viel Freude hat man ja am Fahren nicht, und was ich mir einmal als kleiner Bub so und so oftmal gewünscht hatte – recht viel und lang mit der Eisenbahn fahren zu können – bitte! nun kann ich mich darüber nicht mehr beschweren! Und obendrein kostet es nicht einmal etwas!!! Und auf vielen Stationen bekommst Du sogar noch «Spitzbohnen»-Kaffee gratis gereicht! Die Suppe und die vier Zigaretten, die wir

im Schwedenzug bekamen, darf ich denn der Vollständigkeit halber nicht vergessen! Dir einmal die ganze Fahrt zu beschreiben das soll mir einmal für einen späteren Brief überlassen bleiben! Für heute nur noch das eine: An dem Sonntag, an dem Du mir geschrieben hast, da saß ich als der Glücklichsten einer in meinem Lehnstuhl am Ofen, rauchte mit vollsten Zügen und zu größter Zufriedenheit meine Zigaretten, und die ganze Welt konnte mir den Buckel herunterrutschen! (Aber das war wohl nun wieder nur ein frommer Wunsch von mir, denn die hatte da um diese Zeit etwas anderes zu tun!!!) Aber in solchen Stunden ist einem der Horizont ziemlich eng begrenzt, und man ist schon mit wenigem zufrieden. Zum Philosophieren und nützem (oder unnützem) Denken hat man dann wieder Zeit und Muße wenn man in langen und bangen Winternächten hier heroben sitzt – und nebenbei gesagt: Ganz so stur, wie die Leute selbst hier sind, will man denn doch nicht werden!)(Wenigstens nicht gleich in den ersten *zwei Jahren* von den fünfen die man hier heroben bleiben muß!!!) Nette Aussichten!!! Denn dieses Land läßt einen nicht mehr los, wenn es einem gepackt hat! Früher, da las ich einmal von einem Magnetberg, der irgendwo hier heroben sein soll, und die Schiffe, die sich ihm nähern dadurch zum Untergang bringt, daß er ihnen die Eisennägel aus den Planken zieht! Ein schönes Märchen dachte ich mir damals, und heute kann ich die Wahrheit, allerdings in anderem Sinne an eigenem Leib verspüren! Und daß ich von fünf Jahren sprach, nun das ist so meine Überzeugung, und heute kann ich mir schließlich doch darauf etwas einbilden, wenn ich 1941 während meiner Rekruten-Ausbildung auf Befragen nach der Länge und Dauer des Krieges schließlich antwortete, daß ich mich ruhig auf 10 Jahre gefaßt mache! Von meinen Stubenkameraden, die damals schon wieder auf Weihnachten zuhause sein wollten, hätte ich bald Vorwürfe (wenn nicht bald mehr!) bekommen, daß ich ihnen damit denn jede Hoffnung nähme!

Aber schließlich hat man, wenn man auch nur ein simpler und dummer Bauernschulmeister ist, das Denken nicht ganz verlernt, und aus den Zeilen des Völkischen Beobachters *so zwischen Zeilen* mehr herausgelesen als nur 110%ige es im allgemeinen zu tun pflegen!!! Die Eintönigkeit auf dem Lande und der Zwang, sich viel mit sich selber zu beschäftigen zwingt und bringt einen schließlich dazu ein kleiner Lebensphilosoph (und manche behaupten allerdings auch Eigenbrödler und Spinntisierer – ob sie recht haben weiß ich nicht–) zu werden! Aber schließlich kann man auch im dritten Reich – oder gerade im dritten Reich – nach seiner Fasson selig werden! Früher gab es doch so etwas nicht!

Doch über allem dummen Gequassel (das Dich hoffentlich nicht gelang-

weilt hat!!!) hätte ich nun balde vergessen, wie ich da zuhause aufgenommen wurde! Also ich bin Mittwoch den 17. 1. so gegen 2 Uhr nachmittags nach München gekommen, und da die Eltern zuhause überhaupt nicht wußten, daß ich in Urlaub war, habe ich zuerst von der Hauptpost aus die Anni angerufen! Die hat natürlich richtig durchgedreht, als die den Hörer vom Apparat nahm, und auf einmal meine Stimme vernahm! Ich besorgte mit Mina noch verschiedenes, und kam dann gegen 6 Uhr nach Hause! Die Überraschung, und das Geschaue natürlich! Ich in Uniform, und da ich sowieso nicht allzu klein bin, und in Uniform die mir ein bißchen auf Taille gearbeitet ist noch etwas größer wirke, mußten sie alle, (Vater freilich erst recht) in die Höhe gucken, um mich ordentlich zu sehen! Und dann ging es an ein Erzählen, das freilich am ersten Tage nicht allzuviel war, da ich noch zu meiner Schwägerin Paula (die sonderbarerweise gleich in der Nähe wohnte!) noch besuchen mußte! Anni ging gleich noch mit obwohl sie an dem gleichen Abend noch Nachtdienst hatte! War wirklich sehr aufmerksam von ihr! Am nächsten Tag ging ich mit meiner Frau zum Schneider (wohin zieht es denn eine Frau schon wenn sie in die Stadt kommt), und nach dem Mittagessen gingen wir noch in einen Film (man muß doch auch etwas für seine Bildung tun, wenn man schon in die Stadt kommt!!!) und dann stolperten wir noch so durch die Straßen und am Abend zum Essen waren wir wieder daheim! (Wie halt Raubtiere schon einmal sind, die finden immer wieder heim zu ihrem Futtertrog!) Am Abend kam dann noch Paula und wir saßen im Wohnzimmer und da gab es nun buchstäblich Tränen, aber ausnahmsweise einmal vor Lachen!!! Allerdings hatten wir zwei Flaschen Wein zu trinken, eine war ja von Onkel Wastl und woher sie die andere gezaubert haben ist mir selbst noch ein Rätsel! Na, es wurde 1 Uhr über Mitternacht und ich denke wir alle denken noch immer gerne an diesen Abend zurücke! Am Freitag bin ich denn wieder gegen Mittag von München weggefahren und abends um 9 Uhr waren wir schon wieder zuhause! Diese paar Tage in München, die werden noch sehr lange in meiner Erinnerung froh fortleben, und mir über manche trübe und einsame Stunde hier heroben darüber hinweg helfen! (Auch das muß man können, von den schönen Erinnerungen vergangener Tage zehren und leben!!!) Aber das eine muß ich sagen: Vater und Mutter gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, um uns beiden die paar Tage, die wir in München waren, die Zeit *so schön* als es nur einigermaßen geht zu machen! Vater ging sogar zu Fuß in die Augustenstraße um eigens für uns beide ein paar gute Schnitzel zu bekommen! Ach, die Eltern wissen gar nicht, was sie mir mit den paar

gemütlichen und guten Stunden, die sie mir da bereiteten (und sie hätten mehr gegeben, wenn sie gekonnt hätten!!!) für eine liebe Erinnerung mit auf den Weg nach heroben mitgegeben haben, und wie ich ihnen dafür dankbar bin! Und Anni hat sich nur alle erdenkliche Mühe gegeben, um alles so schön wie nur möglich zu gestalten! Und von Onkel Wastl bekam ich noch Zigaretten mit auf den Weg und auch dort zu rauchen, und so war ich aufgehoben, wie der Zeisig im Hanfkörbchen!
Und was ich sonst schreiben will! Von Dir kamen zu dieser Zeit gerade ein paar Päckchen, mit Privatsachen, die Du noch in die Heimat abgeschickt hast und darunter war allerdings auch ein Schlafrock, der mir mordsmäßig in die Augen gestochen hat. Aber das eine war das traurige an der Sache, daß wir dann endgültig wußten, daß Du und Deine Kameraden nun endgültig von Frankreich Adee gesagt habt, und auf dem Marsch in die unendlichen Weiten Rußlands gewesen seid! Und da will ich Dir nun gleich von ganzem Herzen recht recht viel Soldatenglück wünschen, Dir und allen den Kameraden, die ja in weitem Sinne auch meine Kumpels sind! Ich bin in Gedanken viel bei Euch und begleite Euch auf Euerem schweren Weg! Und es [ist] ja noch nicht gesagt, daß ich nicht auch noch den gleichen Weg gehe. Denn Marine wird z. Zt. etwas klein geschrieben, und mancher wechselt nun von seinem lieben Blau auf Feldgrau! Doch wechselt auch die Farbe der Uniform, die Herzen schlagen genau so wie zuvor!
Dein Alfons

Jünger, Ernst *1895 **Kirchhorst**

Wieder in Kirchhorst, wohin ich bis zum 18. Februar beurlaubt bin. Ich gerate mit meinen Notizen in Verzug. Seit Wochen plagt mich eine leichte Migräne, wie ich sie sonst kaum kenne. Sie begleitet die großen Umschichtungen, von denen sich der Geist auch bei einsamstem Leben auf keine Weise freihalten kann. Erstreckt sich ihre Wirkung doch sowohl bis in das Elementarreich als auch ins Zentrum der moralischen Welt. Das zieht, auch von den großen Zugriffen abgesehen, rein atmosphärisch in Mitleidenschaft.
Heut machte ich den großen Rundgang über Stelle, Moormühle, Schillerslage, Oldhorst und Neuwarmbüchen, der auch bei flottem Marsch drei Stunden währt.
Rechts in den Feldern der Schuppen mit der Aufschrift «Burgdorfer Spargelplantagen», die weithin leuchtet wie die Schlagzeile auf einem Zeitungsblatt, so daß man das Gebäude dahinter ganz übersieht. Solche Aufschriften können beliebig wechseln, bis Wind und Wetter sie verlö-

schen und hinter ihnen wieder der alte, ehrliche Schuppen sichtbar wird, der sie als braver Esel auf seinem Rücken trug. So überdauern die wahren Dimensionen im Lauf der Zeit.
Gedanken über das Verhältnis von Rausch und Produktion. Obwohl sie sich zu gleicher Zeit ausschließen, sind sie doch aufeinander angewiesen wie Entdeckung und Beschreibung, wie Exploration und Geographie. Im Rausche dringt der Geist weiter und abenteuerlicher, unmittelbarer vor. Er sammelt Erfahrung im Grenzenlosen ein. Ohne solche Erfahrung ist keine Poesie.
Übrigens ist die Erschütterung, wie sie die Konzeption von Dichtwerken begleitet, nicht mit dem Rausche zu vergleichen – sie gleicht der Umstimmung der Moleküle unmittelbar vor der Kristallisation. So leitet sich auch die Liebe ein, durch Schwingung – wir stimmen uns zu höherem Akkord.
Beim Anblick von Moormühle dachte ich an Friedrich Georg und an das Gespräch, das wir hier 1939 über die «Illusionen der Technik» geführt haben. Da dieses Buch den Geist der Stille beschwört, gehört es zu seinem Schicksal, daß es damals nicht erschien. Es steht zu den Aktionen im Widerspruch.

Mollenhauer, Anna-Mathilda *1934 **Braunschweig**
Aus einem Schulheft

Vater auf Urlaub.

Im vorigen Jahre war mein Vater auf Urlaub. Er kam aus Frankreich, wo er über ein Jahr gewesen war. Dort mußte er Soldaten richten, die nicht gehorchen wollten. Mein Vater kam gerade im September, er brachte einen Koffer mit Weintrauben und Birnen an. Auch für Weihnachten hatte er etwas mitgebracht, so zum Beispiel einen Bauernhof, eine Puppe, zwei Regenschirme und sonst noch andere Dinge, die meine Mutter aber noch wegschloß. Wir freuten uns sehr, ihn wieder zu sehen. Er erzählte uns viel von der schönen Stadt Tours und den vielen Schlössern im Loiretal. Er hatte auch 2 Püppchen aus der Bretagne und aus der Normandie für uns. Daran konnte man sehen, wie die Bäuerinnen dort angezogen sind.

Inhalt: 2 Schrift: 3

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Musikinstrumente

3. Latein Dopp. Akk. 118 / 119
4. 2 Stämme
5. Laufen Bodenturnen
6. Ringe Bock Reck Spiel

Stölten, Peter 1922–1945
Liebe Mutti! **Eisenach**
Nach dem pausenlosen Unterrichten mit wenig Vorbereitung, in Dingen, in denen ich zu ehrlich bin, um mir nicht manche Blöße zu geben: FL Taktik, Schießlehre (Ballistik), Waffenunterricht, Panzerausbildung etc., alles am gleichen Ort, in gleichem Tonfall, vor den gleichen Leuten, den Pz. Besatzungen, nur zunehmend durchgedreht, nur kurz: «Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief.»
Die Schulzeitung hatte ich schon tags zuvor von B. erhalten. Tausend Dank für das Paket. – – – hast Du nun noch ein Handtuch, oder benutzt Ihr schon Papierservietten? – und ich habe zum Waschen garkeine Zeit! Aber so seid Ihr Mütter: Läßt man den Wunsch von Manschettenknöpfen *ahnen*, so bekommt man 6 Hemden und den Anzug dazu! Übrigens hat mir Omi ein außerordentlich schönes Hemd – zur Überraschung ihres sehr mißtrauischen Enkels – gekauft! Den Kleiderkartenpapierkrieg werde ich Dir bald zur Erledigung einer Zwischenphase schicken! Die Bilder gefallen mir nicht, taugen jedoch fürs WBK. Laßt mir doch bitte von einem 2 Abzüge machen. Deshalb! Uta schreibe ich morgen, wenn möglich. Übermorgen ist Kasinoabend – das *hängt* mir am Hals – ooh, und der ganze Geld- und Bezugsscheinkrieg mit den Schnapsfirmen – mir graut! Freitag ist den Großeltern versprochen. Sonnabend-Sonntag will ich nach Jena!
So wenig ich noch ruhig gucken kann – so weit reichts! Und zurück: ich bin übersättigt von unvergeltbar schönen Briefen. Übersättigt bin ich auch sonst. – – – Satt, satt, satt – – – nicht zuletzt in der Gegend neu sich wölbender Speckfalten. In der *Eisenacher* Luft lernte ich die *Berliner* erst richtig schätzen!!! Aber Dein Besuchzettel liegt nun im Papierkorb, Mutti. Wer sich wundert, soll es – aber ich komme nicht dazu, einmal in der Woche die Großeltern zu besuchen! Nun bin ich stur! Auf Onkel Otto und die Basen und ihr Geklettere, auf die ganze unübersehbare Kinderkullerei freue ich mich.
Stifter und Dante werden von mir und ich von ihnen nicht einen Deut mehr als ein trauriges Lächeln haben – verzeih, daß ich Dir erst die Mühe machte, Mutti. Dein Peter

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**
An Prälat Lie. Th. Schlatter, Ludwigsburg
Sehr verehrter, lieber Herr Prälat!
Da ich im Auftrage des Oberkommandos der Kriegsmarine unterwegs war und erst jetzt von einer längeren dienstlichen Reise zurückgekehrt bin, muß ich Sie für die Verzögerung meiner Antwort sehr um Entschuldigung bitten, die sich daraus erklärt, daß die Post verspätet in meine Hände kam.
Zu meiner Freude kann ich für den 27. April auf jeden Fall zusagen. Ich möchte als Thema vorschlagen: «Die Zukunft der Christenheit».
Ebenso wahrscheinlich ist mir, daß ich die Exaudiwoche (und im Notfalle auch einige Tage vor Exaudi) für die Vorträge zur Verfügung stehen kann. Die endgültige Festlegung der Termine ist noch davon abhängig, ob und wann sich der Auftrag des OKM zu Vortragsreisen wiederholt. Sobald diese Frage geklärt ist, werde ich mich wieder bei Ihnen melden.
Inzwischen bin ich mit herzlichen Grüßen

Bauer, Ewald **Pinneberg**
Lieber Herr Nieder!
Durch Herrn Klitz erhielt ich heute die Nachricht, daß Ihr Sohn bei den Kämpfen im Osten gefallen ist. Dazu möchte ich Ihnen und Ihrer Gattin von Herzen meine Teilnahme aussprechen, so wie ich auch an seinem Glück und seinen Leistungen immer teilgenommen habe. Ich weiß, wie schwer Sie und Ihre Gattin durch diesen Verlust betroffen sind, der Ihr einziges Kind von Ihnen nimmt, Ihren Sohn, der in vier Kriegsjahren so glücklich alle Gefahren bestanden und seine Tapferkeit so leuchtend bewährt hat. Gerade befand er sich in der Fülle des Lebens, das seine Tore vor ihm öffnen sollte, und ist im Glanz seiner Jugend dahingegangen, wie so mancher Freund und Kamerad vor ihm; ich denke dabei auch an Lutz, der unserem Hause besonders nahestand. Was Ihnen nun bleibt, lieber Herr Nieder, ist der Stolz auf Ihren Sohn und die Erinnerung an ihn. Und wenn es der erste Schmerz auch noch nicht begreifen läßt, so wird er sich lindern. Möge Ihnen dann das Gedächtnis seines Lebens Trost und Frieden geben.
Ich werde Sie selbst in den nächsten Tagen nicht sehen, da ich einen 14tägigen Urlaub antrete. Umso mehr liegt mir daran, auf diesem Wege meinen Gefühlen Ausdruck zu geben.
In herzlichem Gedenken Ihr

Hannelore **Duisburg**
An einen Soldaten an der Ostfront
Mein lieber Arnold!
Einen recht lieben langen Kuß sendet Dir Deine Hannelore. Weiß ja eigentlich nichts besonders zu berichten, aber ich will mal nicht so sein. Gestern abend hatten wir uns tüchtig getäuscht. Der Volkswecker hat uns mal in Ruhe gelassen. – Du mußt nicht böse sein, daß ich die Briefe nicht nummeriert habe. Ab gestern bin ich von vorne angefangen, und jetzt halte ich genau Buch darüber. Sonst vergißt man nachher die vorherige Nummer. Aber das soll bestimmt nicht wieder vorkommen. Hier ist sonst immer noch dasselbe. Furchtbar langweilig. Kannst Du Dir ja denken. Ist ja auch jetzt eine neue Verordnung rausgekommen, ich weiß nicht, ob Ihr die auch schon gehört habt. Alle Vergnügungslokale werden geschlossen. Auf einer Art ist es ja bestimmt richtig. Wir rechnen hier auch schon damit, das wir kriegsverpflichtet werden. Aber das ist ja bestimmt nicht schlimm. Ist ja letzten Endes egal, wo man seine Pflicht tut. Ihr wurdet ja auch nicht danach gefragt, ob Ihr etwas anderes lieber tätet. – Ich würde mich sehr freuen, wenn Du mir mal ein paar Schlager aufschreiben würdest. Natürlich nur, wenn es Dir nichts ausmacht. Na, jetzt habe ich doch noch etwas zusammen bekommen. Meine Weisheit ist aber auch für heute erschöpft. Sei deshalb nicht böse, wenn ich jetzt schließe.
Sei recht lieb gegrüßt und tausendmal geküßt Deine Hannelore.
Viele Grüße von meiner Kameradin.

Munding, Friedrich 1887–1964 **Berlin**
An Herrn Scheffelt in Konstanz
Lieber Herr Scheffelt!
Der Arbeitseinsatz ist hier in vollem Gange. Davon ein Beispiel: Ein Bekannter meines Schwagers, ein Zahntechniker, hat seit Jahr und Tag eine weibliche Hilfe, für sein Laboratorium, für den Haushalt usw., wie das eben so ist. Es ist die Elli. Nun erhält der Mann, schon in gesetzten Jahren, plötzlich die Mitteilung vom Arbeitsamt, die Elli habe sich in der Munitionsfabrik zu melden, und für sie erhalte er eine Bardame. Diese Bardame ruft auch sogleich an, offenbar in einer recht sympathischen Weise; jedenfalls wurde dem Manne bei dem Gespräch angenehm zumute. Nun aber die Elli! Sie ist empört, daß er mit einem derartigen Frauenzimmer überhaupt verhandelt.
Und nun erscheint die Bardame, eine Wolke von Wohlgerüchen um sich verbreitend. Auch sonst muß sie noch Vorzüge gehabt haben, denn die

Elli wurde höchst ungemütlich und erklärte am Schluß zusammenfassend, daß sie unter keinen Umständen dieser Person den Platz räume, legte sich auf den Boden und überließ es der Polizeigewalt, sie in die Munitionsfabrik zu schaffen oder ins Gefängnis oder wohin es auch sei. Es sei ihr ohnehin schon alles gleichgültig. Der Mann in gesetzten Jahren mußte Himmel und Hölle in Bewegung setzen, Besserung geloben, obwohl er noch gar nichts getan hatte, und bei der Munitionsfabrik antichambrieren, um die Elli frei zu bekommen. Sie verzichtete auf die Elli, auf die Bardame auch – aber was nützt das alles. Das Arbeitsamt vermittelt – eine andere Bardame . . .!

Angesichts dieser Episode kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Restmobilisierung, namentlich in dem vorgerückten Zustand des Krieges, da und dort Schwierigkeiten mit sich bringt.

Herzlichen Gruß, auch von meiner Frau! Ihr Munding

Cwojdrak, Günther *1924 **U-Gefängnis Munsterlager**

Wieder eine kleine Veränderung der äußeren Umstände. [Am 10. Februar Beginn der Untersuchungshaft in Munsterlager wegen «unerlaubter Entfernung von der Truppe».] Ein Stück Lebensstraße mit Kopfsteinpflaster liegt vor mir. Es gibt nur eine Möglichkeit, Leiden zu entgehen, sagt Oscar Wilde: Zuschauer seines eigenen Lebens zu sein.

Schwarz, Alfred *1925 **(Saarbrücken, St. Ingbert)**

Im Februar 1943 erscheint Bannführer Dupont in einer Hitlerjugendversammlung und erklärt, jeder könne heute bei ihm durch Äußerung entsprechender Wünsche die Waffengattung bestimmen, zu der er eingezogen werden wolle. Ich meldete mich zur Panzerwaffe. Infanterie, nää, das wäre nicht das Rechte! Was der listige Schweinehund Dupont verschweigt, ist, daß die Gemeldeten von ihm auf der Liste als Freiwillige bezeichnet und unverzüglich einberufen werden. Während Klassenkameraden von mir erst im Mai/Juni 1943 zum Reichsarbeitsdienst einrücken müssen, erhalten die von Dupont Dupierten ihren Gestellungsbefehl schon zum 23. März nach Berlin/Großglienicke.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**

Der Amtswalter der NSV rief an, daß morgen ein Kleinkind von einer NSV-Schwester nach Wilhelmshaven in ein Heim gebracht werden soll. Der Mutter sind schon zwei Kinder wegen Verwahrlosung weggenommen worden. Sie selbst soll in ein KZ zur Schulung. Gendarm Kleen wird sie an Land bringen, die Gestapo befördert sie dann weiter.

Prinz, Heinrich 1903–1992 **Köln**

Lieber Friedrich Wilhelm,

nun wird sich die Sache mit Grete wohl doch in Kürze zu unsern Ungunsten entscheiden. Du hast vielleicht davon gehört, daß alle nicht wichtigen Betriebe in Handwerk und Handel geschlossen werden. Es wird Fragebogen geben, die ausgefüllt werden müssen. Dabei wird dann die Sache herauskommen. Ich werde natürlich dazu bemerken, daß sie nur kurze Zeit für die Werkstatt tätig ist und den Rest für Mutter (alt, eigenes Haus, keine sonstige Hilfe) arbeitet. Auch bringe ich zum Ausdruck, daß wir vor dem Kriege zu 16 waren und 15 davon heute zur Verfügung stehen und daß man deshalb die 16. Kraft wenigstens uns zu ¼ belassen soll, während sie zu ¾ als Hausgehilfin zur Verfügung steht.

Heute Abend bin ich das erste Mal in diesem Jahr eine große Runde um unsern Sportplatz gelaufen. Das schöne Restaurant Neumaier besteht nicht mehr. Am letzten Dienstag ging es zusammen mit einer großen auf das Fort gebauten Wohnbaracke (in der die Helferinnen schliefen) durch Brandbomben in Flammen auf. Dazu gingen 150 m entfernt einige Sprengbomben nieder, sodaß viele Scheiben kaputt gingen. Bei der ersten Bombe kreischten die Mädchen auf und liefen alle weg. Wir 14 Soldaten blieben allein und haben an die gedacht, die nun immer in solch einem Bombenregen sitzen.

Eine Arztfrau *1892 **Achterhoek/Gelderland**

Gestern abend um halb zwölf taucht Rudi plötzlich auf. – Amsterdam wurde ihm zu heiß. Nachher kommt Dolf van Straten auch noch. – Wir bekommen also drei untergetauchte Studenten!

Heute morgen kam der Bürgermeister und erzählte ganz aufgeregt, daß der Zustand wirklich sehr kritisch ist. In den großen Universitätsstädten werden die Studenten aus den Häusern geschleppt (zumindest die wenigen, die noch da sind). Die verdammten W.A.-Männer sind eingeschaltet worden, um suchen zu helfen. Das Gerücht von dem Attentat auf Seyffart wurde bestätigt und stand sogar in der Zeitung. Er ist auch schon tot. Dieses Auftreten ist also bestimmt eine Vergeltungsmaßnahme. Zu welchem Zweck all die Studenten gefangengenommen werden, ist nicht deutlich. Wohl natürlich als Vergeltungsmaßnahme, aber ich glaube nicht, daß sie sie erschießen, sondern als Arbeitskräfte in Deutschland einsetzen wollen.

Hauptsache ist jetzt, die drei Jungen hier zu verstecken. Adri wird vermutlich als Assistent von Chris gelten, und Dolf ist wirklich Assistent, denn das braucht Chris unbedingt.

Rudi wird sich vermutlich bei Lantink verstecken und dort als Bauernknecht arbeiten. An den Wochenenden ist unser Haus dann ganz voll mit Männern, wenn André und Rob auch da sind.
Alles weist darauf hin, wie kritisch der Zustand für die Deutschen wird. In Rußland geht es wunderbar vorwärts. Nach dem Fall von Stalingrad drängen die Russen weiter vor. Jetzt sind sie schon in Rostov, wo die Vorposten schon kämpfen. Im Kaukasus ist wieder eine enorme Armee der Deutschen eingeschlossen. Es scheint noch ein kleines Loch zu geben, von wo ein Entkommen über Kertsz möglich ist. Alles Material muß zurückbleiben.
Adri ist wirklich durch ein Nadelöhr gekrochen. Gleich nachdem er normal vom Bahnhof abgefahren war, wurden alle Bahnsteige und alle Straßen abgeriegelt, so daß Flüchten nicht mehr möglich war.
Rudi machte zufällig einen kleinen Spaziergang, als die Razzia in Delft stattfand! Der hat also geschwänzt!

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Lütjens war zum Tee da, – noch Kaperschiff, viel schlechte Nachrichten. [...]

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, kalt, starker, sehr kalter Südwestwind – 5° bis – 2°
An der Krüseliner Hecke Holz schlagen, aufgehört
Stangen in Meter schneiden
1 Fuhre v. Kratochwil

Schlemmer, Oskar 1888–1943 **Bühlerhöhe**
Tagebuch

Zu ahnen und zu befördern:
Das reinste Gefühl
Die reinste Empfindung
Den reinsten Gedanken
Das reinste Herz
ebenso: Das Ureigenste ...

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Ein Alarm heute am frühen Morgen, als ich den Tee nahm, gegen 8:30; die Abendzeitungen berichten über gefallene Bomben in südöstlichen Außenbezirken und mehrere Leute getötet. Sie trafen eine andere

Schule, aber glücklicherweise war es sehr früh, so daß die Kinder noch nicht dort waren. Großer Rückzug der Nazis entlang der russischen Front dauert an.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Heftiger Wind, leicht bedeckt, kalt. 12°: G. konsultiert Hofrat Sörup. Lunch unten mit Hülsens. Tee u[nd] Abendessen auf 210 mit Hülsens. Hülsen liest «Mignon» (Stresa) vor.

Hofmann, Ludwig von 1861–1946
An Gerhart Hauptmann **Pillnitz**
Geliebter Hauptmann!
Wenigstens schriftlich möchte ich Dir ein paar Worte des Dankes sagen, für die freundlichen Grüße, die Elli mir von Dir durch das Telephon übermittelt hat! Nicht einmal für diese Art der Verständigung reichen meine schwachen Ohren aus! Wie gern ich Dich trotzdem sprechen und von Angesicht sehen würde, brauche ich Dir nicht zu beteuern! Es wird sich doch irgendwie noch bewerkstelligen lassen. – Die stumme Zwiesprache mit Dir, die täglich stattfindet, bietet mir einen unschätzbaren geistig seelischen Gewinn aus dem Reichtum des gesammelten Werks, das ich im einzelnen nicht unternehmen kann zu schildern.
Daß Du über den gewaltigen Eindruck, den der «Große Traum» [Versepos «Der Große Traum» erschien 1942] mir gemacht hat, schon unterrichtet warst – durch wen wohl?! – hat mich sehr gefreut, und daß dieses Werk im Inselverlag gesondert erscheinen wird, finde ich erhebend – schon in dem Sinne, daß trotz aller furchtbaren Einschränkungen, die uns umklammern, doch ein solches Unternehmen noch möglich ist!
Ach, wie vieles wäre noch zu sagen, und wie wenig kommt dabei heraus, wenn ich es versuchen will! Altwerden kann gewiß als eine Gnade angesehen werden – nur möchte man ihr auch so gewachsen sein, daß man sie durch lebendige Wirksamkeit verdient! Dir und Margarete unsere herzlichsten Grüße! Dein Ludwig v. Hofmann

Otto W. **Mainburg, Niederbayern**
An Manfred Hausmann
Sehr geehrter Herr Hausmann!
Ich habe eine Tochter, die infolge eines schweren Unfalles beim Reichsarbeitsdienst in Holland seit 2 Jahren völlig gelähmt darniederliegt. Ihr sehnlichster Wunsch ist es, zu ihrem Geburtstag Ihr Buch «Abschied

vom Traum der Jugend» zu erhalten. Meine Bemühungen, bei Buchhandlungen ein Exemplar zu bekommen, waren vergebens, das Buch sei «vergriffen», hieß es überall.
Vielleicht mitfühlen Sie mit einem Vaterherzen, wenn ich Sie bitte, mir das Buch, falls Sie noch ein verfügbares Exemplar besitzen, wenn auch leihweise, zu übersenden. Entschuldigen Sie diesen meinen ungewöhnlichen Schritt mit den derzeitigen Verhältnissen im Buchhandel, vor allem aber damit, daß ich als Vater meinem armen schwerleidenden Kinde, das in blühender Jugend mitten aus dem Studium herausgerissen wurde, gerne die ersehnte Freude machen möchte.
Für Ihr Entgegenkommen *herzlichsten Dank!* Ihr ergebener

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

Schnee, die ganze Stadt weiß. Temperatur am 0-Punkt. Die erste Nacht in meinem neuen Schlafzimmer war herrlich. Emma und Alma hatten in dem neuen Kachelofen Feuer gemacht, das gemütlich das Zimmer erleuchtete, was an schwedischen Gutsherrenstil erinnert. Das neue Bett wirklich herrlich und bequem, wird vermutlich einmal mein Sterbebett – falls ich nicht auf einer künftigen Reise verschwinde. Indes ist das Zimmer mit seiner völlig neuen Möblierung ein deutlicher und sehr großer Gewinn für meine reizvolle Wohnung, ein Ort, an dem man sich einfach wohlfühlen muß. Ich schlief auch gut und hörte um ½1 die Tagesnachrichten aus dem Kofferradio, das ich von Åke und Märta geschenkt bekam. Ich werde meine Tageseinteilung ändern und um Mitternacht zu Bett gehen und eine Stunde eher als bisher aufstehen.
Gestern zwei Bittsteller zu Besuch. Zuerst kam Ahlgren aus Gävle, der um eine Empfehlung für einen K.V.O. II [Königlicher Vasa Orden II. Klasse] für seine Frau [bat]. – Der zweite Bittsteller war Advokat Elmström, der um ein Zeugnis über seine Verdienste bat, worauf ich mich nicht einlassen konnte. Auch sein Versuch, mich über die Verhältnisse in Deutschland zu interviewen, mißlang. – Das gestrige Interview mit «Dagens Nyheter» steht in der heutigen Ausgabe. Es enthält auch einige Worte über die wissenschaftliche Serie.
Redakteur Flyg, der Herausgeber von «Folkets Dagblad» ist während unserer Abwesenheit gestorben. Seine Zeitung rief heute wegen einer Stellungnahme zur Kommunistengefahr in Zusammenhang mit den russischen Erfolgen im Osten an. Die Russen bedrohen Rostow, und man glaubt, daß sich die Deutschen von dort zurückziehen, damit sie nicht mit 260000 Mann eingeschlossen werden. Zwischen Orel und Kursk unternehmen die Russen starke Durchbruchsversuche. – Im

Gegensatz zu Grundherr vermutet er, Stalin habe starken Druck auf Roosevelt wegen einer zweiten Front in Europa ausgeübt. Giraud Chef in französisch Nordafrika mit 300000 Franzosen unter sich. – Die Alliierten sollen dort 500000 Mann haben. Die Deutschen bloß 80000.
Deutsche U-Boote haben in einer Woche 200000 Tonnen versenkt. Die Alliierten über sie beunruhigt. – In Deutschland werden die letzten Reste an Leuten zusammengekratzt, und einige hunderttausend Betriebe werden geschlossen. Hitler hat eine Rede vor allen Parteiund Gauleitern gehalten, die ihn im Hauptquartier aufgesucht haben. – Nach seiner Odyssee von London nach Casablanca, Adana, Tripolis nach London wird Churchill von ganz England als ein Führer und Held von großem Format gefeiert. – Um 9 Uhr kam Folke und kurz darauf Monte. Folke hatte den zweiten Band fertig = 170 Seiten, jedoch fehlen darin die Jahre 1931 und 1932, über die es jedoch nicht viel zu sagen gibt. Er hat auch einen Teil des 3. Bandes geschrieben. Er ist der Meinung, daß er nicht in 2 geteilt werden muß. Es gibt auf alle Fälle 3 Bände, von denen der erste 260 Seiten, der zweite 200 Seiten umfaßt und der 3. größer ist als der erste. Folke bekam das Aksu-Blatt und sagt, er habe sich jetzt mit den Farben versöhnt. – Wir sprachen über Haslund, der nicht dazu zu bewegen ist, sein Vorwort zur mongolischen Musik abzuliefern. Emsheimer war unzufrieden mit Haslunds Art, ihn zu behandeln. [...]
Montell meint, wir sollten das dänische Angebot ohne weiteres annehmen und die Arbeiten der Haslund-Expedition in unserer Serie drucken. Es gibt 5 Bände. Über München und den Einfluß der SS auf das Sven-Hedin-Institut und Höflichkeiten über mich. – Folke erhielt 500 kr. von seinem Lohn und Donald Burtons Übersetzung.

Wolfskehl, Karl 1869–1948 **Neuseeland**

An Margarete Susman, Zürich
Meine liebe verehrte Freundin,
Fast mein ich, Sie müßten wellenmäßig etwas von der freudigen Bewegung über die Meere hin bis an Ihren See zu spüren bekommen, der Bewegung, die Ihr Brief ausgelöst hat. Ich war gar zu traurig über das zwischen uns lastende Schweigen! Solches Schweigen entsteht aus vielerlei Ursachen. Und wann wäre es begreiflicher, als unter den ebenso fürchterlichen wie außerordentlichen Ereignissen der Zeit? Dennoch, und das ist seine Kehrseite, erweckt es den brennenden Wunsch nach Wiederaufnahme des Bezugs, nach endlich erneutem Hall und Wider-

hall. Aus der Stille, ja durch die Stille, pocht und ruft das Herz nur sehnsuchtsvoller nach dem Herzen.
Ihr wundervoller Brief gibt mir ein deutliches, ein greifbar ergreifendes Bild Ihres Zustandes und versichert mich dessen, was freilich ohnehin gewiß war – der immer größeren Innigkeit Ihres Verhältnisses zur Welt, der stets wachsenden Einsicht in die Geheimnisse des Geistes und in sein Gesetz, fast hätte ich gesagt: in die unverrückbare Wirklichkeit. Daß Ihre Verhältnisse Sie dem lebendigen Menschentum offen halten und immer näher bringen, bleibt doch das schönste Geschenk des Schicksals für Sie selbst, gewiß auch für diejenigen, die von den Quellen Ihrer reichen Kräfte zu trinken gewürdigt und gewertet sind. Jugend umgibt Sie – o ich kenne sie, diese stets bereite, stets gewillte, tief verantwortliche und dennoch voller Unbefangenheit kummerlose Jugend der Schweiz, aus herrlichen Beispielen. Welch ein Wechselspiel, Sie und diese Schar! Ich mal es mir aus, dies ernsteste Spiel, ich deut es mir, ich fühl es fast ein mir Gegenwärtiges. Und so freu ich mich mit Ihnen und der Schar, gedenkend des Distichons in «Menons Klage»:

Daß unsterblicher doch, denn sorg und zürnen, die freude,
Und ein goldner tag täglich am ende noch ist.

Grüßen Sie mir wen ich kenne von Ihren jugendlichen Freunden, vor allem den unvergleichlichen, den geliebten W. C. Und auch den M. L., von dessen Ergehen und Entwicklung zu vernehmen mich freuen würde. Einen eignen Eindruck erhielt ich durch seinen Besuch in meiner Klause an der Riviera, wo er mit Lebhaftigkeit und besonderer Einstellung über manche Erlebnisse zu berichten gewußt hat.
Aber Sie sollten, Freundin, die vielfache Tantalus-Tortur, unter der ich, den Umständen nach ganz unvermeidlich, zu seufzen habe, doch nicht dadurch noch raffinieren, daß Sie mir nur grade die Titel und Überschriften Ihrer Abhandlungen vorhalten, anstatt einige, nein viele, nein alle diese mir zu übersenden – und nicht nur diese! Jedes Wort von Ihnen ist bedeutsam für mich, bitte holen Sie nach! Lassen Sie mich nicht ins Leere schnappen, oder gar in die Lage des Schulmeisterlein Wuz geraten, der bekanntlich aus übergroßer Dürftigkeit gezwugen war, sich selber die ihn interessierenden Bücher zu schreiben, und zwar ebenfalls nach dem Titel und aus dem Weihnachtskatalog.
Aber wohin käm ich dann! Vor allem müßt ich mich zurückrufen aus der Atmosphäre der letzten Jahre, die mit geringen Ausnahmen eine dichterische war. Das Exilium und die unvermeidliche Vereinsamung haben, so scheint es, die Ströme des Innern mindestens im Fluß gehalten. Ein

neues Buch liegt abgeschlossen vor (zu posthumen Zwecken anscheinend!, wie ich dieser Tage Einem schrieb), weiteres gestaltet sich an. Auch zu einem größeren Sprung in echte Gletscherwelt sammelt sich, manchen Anzeichen nach, der Mut. Lassen Sies bei diesen Andeutungen stehen . . . So viel für heut, Freundin.
Alles, was Sie wissen müssen, lesen Sie, auch von dem Ungesprochnen. Vor allem das stärkste: die Bitte um häufigsten Bericht. Geben Sie sich dazu her, auch wenn das Wort nicht immer will, oder Fürchterliches hineinfährt – was hatte ich alles zu verschweigen heute um der Freude willen!

Nin, Anaïs 1903–1977 (New York)

Sehr häufig sagte ich, daß ich gegen dies oder das aufbegehrte. Viel später erst kam ich auf den Gedanken, diese Behauptungen in Frage zu stellen. War es nicht möglich, daß ich, statt zu rebellieren, lediglich meine eigenen Ansichten verteidigte?
Martha Jaeger hat als Frau, dank ihrer besonderen weiblichen Intuition, eine Wahrheit erkannt, die alle männlichen Psychoanalytiker ignorieren: das in der Frau wegen ihres schöpferischen Tuns starke Schuldgefühl. Kunstschöpfung mit Weiblichkeit verbunden und eine Bedrohung für sie. Eine Bedrohung für das Verhältnis zum Mann.
In einer Frau, die den Mann so sehr liebt, wie ich ihn liebe, wirkt die Bedrohung lähmend. Denn Weiblichkeit und Mütterlichkeit haben Nahrung und Schutz entwickelt, nicht Kriege, nicht Zerstörung, nicht Revolutionen zum Heil einer neuen Welt. Ich fühlte mich schuldig, weil ich über jene schrieb, die ich liebte, den Charakter meines Vaters darstellte. Henry [Miller] hat die Folgen seiner Porträtschilderungen nie bedacht. Ich sehe in seiner Malerei eine Gefahr für die Liebe.
Geheimnisse. Bedürfnis nach Maskierung. Der Roman entstand aus ihnen. Wenn ich mich selbst als Person benutzte, so tat ich es, ähnlich wie in der Chemie, um ein Experiment am geeigneten Objekt vorzunehmen. Es ist leicht, in der eigenen Mine zu arbeiten, auf eigenem Grund und Boden nach Öl oder Gold zu graben. Ich habe nie jemanden kennengelernt, der so viele Erlebnisse wie Henry sammeln konnte. Das Bedürfnis nach intimer Kenntnis führt uns zum einzigen aufrichtigen «Ich» zurück, das erprobt und erlebt hat, was es beschreibt.

Gide, André 1869–1951 Tunis

Nein, ich bin nicht abergläubisch; aber ich spüre gern dem nach, wovon man annimmt, daß es Unheil bringt; ich fühle mich herausgefordert (so

fängt es wenigstens an), und es erheitert mich der Gedanke, daß das, was dem Unglück bringt, der sich unterwirft, für den Rebellen günstig sein muß. So versäumte ich keine Gelegenheit, unter einer Leiter durchzugehen, am Freitag zu reisen oder mich auf eine Dreizehn zu verlassen. Ohne im geringsten an die mystische Kraft der Zahlen zu glauben, *zähle* ich immerfort und unaufhörlich (was manchmal recht anstrengend ist): Treppenstufen, wenigstens die von einem Treppenabsatz zum andern; die Anzahl der Umdrehungen des Schlüssels, wenn ich meine Uhr aufziehe, oder die der Kurbel hier, wenn ich in meinem Zimmer die Läden hochziehe oder herunterlasse. Die Zahlen 7, 13, 21 und 43 sind mir die liebsten; ich habe sie seit vielen Jahren für die paar gymnastischen Lockerungsübungen adoptiert, zu denen ich mich von Zeit zu Zeit zwinge. Nun ist aber folgendes merkwürdig, was zweifellos allein die Psychoanalyse erklären könnte: Es passiert mir, daß ich zwischen 16 und 18 ins Stolpern gerate, zweifle, ob ich die 17 nicht übersprungen habe, nicht mehr genau weiß, woran ich bin; und ich stolpere nur über diese eine Zahl, aber häufig.

An Pechsträhnen glaube ich gar nicht, meine sogar, daß man sich vor Pech bewahrt, indem man es ablehnt, daran zu glauben. Ganz allgemein bin ich der Ansicht, daß es keine Situation gibt, die so verzweifelt wäre, daß eine erfinderische und beherzte Seele nicht Nutzen daraus ziehen könnte; dies jedoch auf einer Ebene und in einem Bereich, wo Hitler und die Streitmacht nichts ausrichten können.

Walter B. Afrika

Mein letzter Beitrag [Rundbrief] ist schon über 4 Monate alt und wurde geschrieben weit in Ägypten an der Alamein-Front. Seitdem sind wir jetzt zum zweiten Mal in meiner nunmehr genau zweijährigen Afrikazeit, einige tausend Kilometer rückwärts marschiert. Beachtlich ist, daß ich auch bei diesem Rückzug nicht unter die Räder gekommen bin, wozu vielleicht oft genug Gelegenheit gewesen wäre. Vielmehr befinde ich mich durchaus wohlauf.

Man mag nun über den Rückzug an sich, über die «Verbesserung unserer Positionen im Mittelmeer», die Verkürzung des Nachschubweges usw. in den Zeitungen schreiben, was man will. In unseren Plänen gelegen hat das alles jedenfalls nicht. Allerdings einen Vorteil hat wohl jeder alte Afrikaner, der sich lange genug in Wüstengegenden herumgetrieben hat, begrüßt: Wir sind aus Libyen heraus. Uns ist jetzt durchaus klar, warum der Italiener von jeher ein Auge auf Tunis geworfen hat. Libyen war, abgesehen von den beiden Kulturinseln um Tripolis und

Derna, eine elende Wüstenei, Tunesien dagegen ist ein einziger blühender Garten. Da haben wir früher ungläubig vernommen, daß Nordafrika die Kornkammer des Mittelmeeres sei – hier ist sie! Kilometerweit erstrecken sich die langen Reihen der Olivenbäume. Man kann stundenlang fahren, ohne aus den Olivenhainen herauszukommen. Und zwischen den Baumreihen liegen, soweit das Auge reicht, sorgfältig gepflegte Äcker.

Die Kameraden, die jetzt neu herüberkommen, schütteln den Kopf: Da hat man ihnen was von afrikanischen Wüsten erzählt, von Sandsturm, Hitze, Wassermangel – ja nun, hier ist es doch herrlich! Wer wird denn da klagen!

Wir sind jetzt daran, den Spieß umzukehren und uns gegen die Amerikaner zu wenden. Irgendwann werden wir die Hintertüre gegen den Tommy hin zumachen und uns mal den Yankee näher ansehen. Wir freuen uns schon auf die Begegnung.

Australian Labor Committee

An Miss Sheba Strunsky New York City

International Rescue and Relief Committee, New York City

Dear Miss Strunsky:

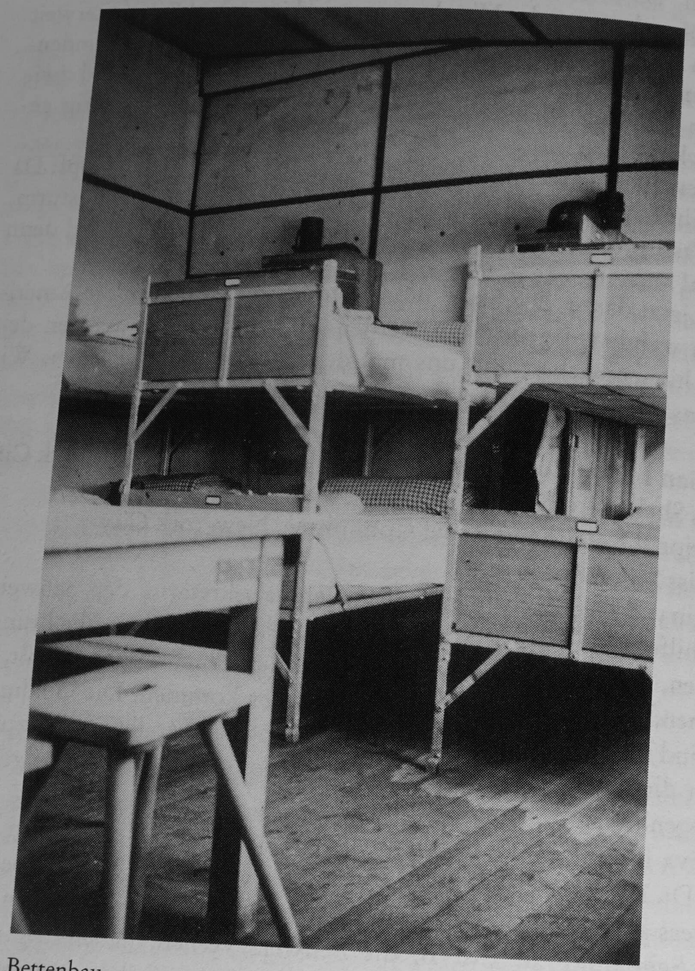
Dr. Regina Kaegi-Fuchsmann, die Generalsekretärin der Schweizer Kinderhilfe in Zürich ist, wie Sie wissen, sehr aktiv dabei, Flüchtlingen zu helfen, und sie ist besonders mit solchen Flüchtlingen befaßt, die versuchen, von Frankreich in die Schweiz zu kommen. Die Geldmittel dafür sind sehr beschränkt. Deshalb versucht sie überall Geld aufzutreiben. In diesem Zusammenhang erbittet sie unsere Hilfe in folgender Angelegenheit:

Mrs. Eva B. verließ die Schweiz vor einem Jahr und lebt nun in New York. Dr. Kaegi-Fuchsmann besorgte für sie von den verschiedensten Komitees 35 000 Franz. Frs, zu der Zeit etwa 1750 Schweizer Franken = $ 435. Seitdem Frau Eva B. die Schweiz verließ, haben wir nichts wieder von ihr gehört. Dr. Kaegi-Fuchsmann weiß ihre gegenwärtige Adresse nicht. Sie hat den Eindruck, daß Mrs. B. das geliehene Geld zurückgeben könnte und auch würde.

Wir kennen Mrs. Eva B. nicht, aber wir hörten, daß ihre gegenwärtige Adresse ... ist. Ich denke, es wäre angemessen, wenn Sie Mrs. B. kontaktierten und sie dazu brächten, daß sie das Geld in die Schweiz zurückschickte.

Friedrich Adler, chairman

Zeitsprung in das Jahr 1938



Bettenbau

Mahler-Werfel, Alma 1879–1964 **New York**

An Friedrich Torberg

Liebster Freund

Meine Verkühlung war eine schwere Grippe und ich bin knapp an einer Lungenentzündung vorbei gerutscht. Ich war fast einen Monat im Bett. Bin seit gestern auf eine Stunde tägl. auf darf nicht ausgehen habe alles versäumt – Concerte! Alles! Bin sehr herunter!

So – nun weißt Du den Grund meines Schweigens. Umarmung, Alma

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Gestern sehr spät. ½9 auf. Gleich gefrühstückt und am Moses gearbeitet bis gegen ½ 1. Mit K. auf der Promenade. [...] Ansturm der Russen auf ukrainische Städte. Die Japaner ziehen sich von Guacanal zurück. Churchill im Unterhaus mit Jubel empfangen. Krankhafte Radio-Rede des Ley, in London mit Erstaunen abgehört.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

ich denke oft an die herrliche gegend pfrontens, vergleiche damit den himmel in der stadt. am abend bei hannes zu einigen gläsern wein, die üblichen gespräche. dann daheim noch schreiben. schlafen.

Harnack, Falk 1913–1991 **(München)**

Am nächsten Tag um 17 Uhr begann die Konferenz. Teilnehmer waren: Prof. Huber, Alexander Schmorell, Hans Scholl, Willi Graf, die Freundin von Hans Scholl und ich.

Kurz berichtete ich von dem Einverständnis Berlins zur Herstellung einer überparteilichen-antifaschistischen Front. Notwendig aber war trotzdem eine Koordinierung der politischen Zielsetzung, wenn auch im weitesten Rahmen. Vor allem wurden Fragen über ein zukünftiges Deutschland diskutiert.

Übereinstimmend war man der Meinung, daß eine strenge Verfolgung und Bestrafung aller Naziaktivisten stattfinden müsse, daß das Wahlrecht allen Pg's – soweit sie nicht getarnte Widerstandskämpfer waren – abzusprechen sei und daß drittens höchsten drei Parteien zugelassen werden (eine marxistische, eine liberale und eine christliche Partei). Ebenfalls bestand in der Diskussion Einmütigkeit über die zukünftige Struktur des Deutschen Reiches. Alle traten für die Zentralgewalt ein, allerdings mit Ausnahme von Prof. Huber, der als leuchtendes Beispiel den Schweizer Liberal-Föderalismus anführte. In ökonomischer Hinsicht erblickte man die einzige Rettung Deutschlands vor einer Wirt-

schaftskatastrophe in der Planwirtschaft. Scholl und Huber opponierten gegen die sozialistische Planwirtschaft, und zwar Scholl nur in bezug auf die Agrarwirtschaft, während Prof. Huber prinzipiell jegliche Planwirtschaft ablehnte und dafür das englische liberale Wirtschaftssystem für einzig möglich hielt.

Die außenpolitischen Fragen, die auf der Konferenz besprochen wurden, behandelten heikle Probleme. War die konservative Widerstandsbewegung nahezu rein westlich orientiert (mit Ausnahme der Linie Trott zu Solz, Haushofer, Reichwein, Stauffenberg u. a.) und hatte daher auch ständigen Kontakt und Verbindung zu London, so war die Widerstandsbewegung Harnack/Schulze-Boysen, da selbst sozialistisch, an einer Freundschaft mit der Sowjetunion – unter völliger Wahrung der deutschen Souveränität – grundlegend interessiert. War bis zu diesem Diskussionspunkt eine Verständigung möglich gewesen, so erklärte nunmehr Prof. Huber, daß er eine Freundschaft mit der Sowjetunion ablehne und nur den liberalen Individualismus als die gemäße Lebensform für Deutschland anerkennen könne. Hier griffen Scholl und Schmorell ein. Insbesondere Schmorell führte aus, daß es politisch absolut kurzsichtig sei, sich nur auf den Westen festzulegen. Obwohl er nicht Kommunist sei, glaube er aber, daß die Sowjetunion eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsform gefunden habe, die unzweifelhaft die stärksten politischen Kräfte in der Zukunft stellen werde. Man kann sagen, daß die junge Generation bereit war, sich mit der Frage des Verhältnisses zur Sowjetunion und zum Sozialismus positiv auseinanderzusetzen, obwohl sie aus dem christlichen Lager kam, daß hingegen die ältere Generation immer wieder den Wunsch hat, zur liberalen Form zurückzukehren.

Im zweiten Teil der Konferenz wurde die Frage der aktiven Kleinarbeit gegen den Nationalsozialismus behandelt. Es wurde beschlossen, sich über alles Trennende hinweg einzig und allein dem gemeinsamen Kampf gegen Hitler und sein System zu widmen.

Drei Thesen waren zu propagieren:

1. Der Krieg ist für Deutschland verloren.
2. Hitler und seine Clique setzen den Krieg nur für ihre persönliche Sicherheit fort und sind dafür bereit, das deutsche Volk zu opfern.
3. Alle oppositionellen Kräfte sind zu mobilisieren, um den Krieg so schnell wie möglich zu beenden.

Nach der Konferenz fand noch eine kurze Besprechung zwischen Scholl, Schmorell und mir statt. Scholl berichtete, daß er in Kürze eine neuerliche Aktion an der Universität vorhabe und dann gleich nach

Berlin zu kommen beabsichtige, um mit der Berliner Organisation persönlichen Kontakt aufzunehmen. Wir verabredeten uns für den 25. Februar 1943, 18 Uhr an der Gedächtniskirche, Ersatzzeit 19 Uhr.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Schreckliche Angst heute nacht: Blut im Stuhlgang. Ich hatte einen Bissen Brot gegessen, getrieben von einem schrecklichen Heißhunger nach Schmalz. Nachdem ich untersucht worden war, stellte es sich heraus, daß es sich nur um Hämorrhoiden handelt, diese Schweinerei, die ich seit St. Gilles mit mir herumschleppe. Heute morgen 35,6 Grad. Zu wenig. Schwächegefühl. Mein Gesicht ist vom Wasser aufgeschwemmt, und nun beginnt es im rechten Fuß. Bei der Flüssigkeit, die ich zu mir nehme, und ohne ausreichende Nahrung, ist das nur normal. Mein System gegen den Hunger, das ich mir heute morgen ersann, hat perfekt funktioniert. Keine Schwindelanfälle mehr. Ich bin äußerst zufrieden. Erhielt 1 ½ Zitronen.

Beek, Cato Bontjes van 1920–1943 **Gefängnis**

Meine liebe, liebe Mama, ganz schnell will ich Dir einen Gruß schicken [aus einem Kassiber, gefunden in abgegebener Wäsche]. Ob er Dich erreicht? Es wäre wunderbar.

Ich weiß nicht, ob Du mein Urteil weißt. Es ist das allerhärteste – ich bin zum Tode verurteilt! … Wenn Du mich sehen würdest, hättest Du nicht den Eindruck, als sei ich eine zum Tode Verurteilte. Ich denke so selten nur daran, meine Gedanken sind absolut in der Zukunft und ich glaube auch ganz, ganz fest, daß all das nicht eintreffen wird. … Ich warte und warte und bin sonst sehr wohlgemut. Man merkt es mir nicht an, daß ich dieses harte Urteil bekommen habe. Meine liebste Mama, auch Du und Ihr alle müßt mit mir hoffen – es wird schon nicht so kommen. In den ersten Tagen nach dem Urteil hatte ich eine ganz merkwürdige Stimmung. Ich war völlig zum Sterben bereit – wofür, das wußte ich allerdings auch nicht – der Tod an sich war gar nichts Grauenvolles für mich und das ist er auch heute nicht. Es gibt keinen Tod, das weiß ich ganz genau. Ich werde mit Euch sein, in und um Euch, sollten meine Hoffnungen vergebens sein und ich müßte doch sterben. Ich kann darüber ganz klar nachdenken. Der Gedanke an Euern Schmerz, das ist das Schrecklichste. Für mich hat alles tatsächlich immer noch ein mildes Gesicht und innerlich bin ich gänzlich frei von Haß oder Groll gegen irgendeinen Menschen. Eine ganz große Leichtigkeit habe ich in mir und die nimmt mir alle Schwere.

Ich umarme Euch alle und küsse Euch vielmals. Noch lebe ich, es wird sicher nicht so kommen. Es ist so unfaßbar.
Immer Deine Dich liebende Dodo.

Vereinigter Antifaschistischer Block **Ghetto Bialystok**
Aufruf!
Aussiedlung bedeutet Tod!
Gehe nicht freiwillig in den Tod!
Verteidige dein Kind, räche deine Mutter!
Zertrümmere Betriebe!
Wenn du deine Wohnung verläßt, setze dein Eigentum in Brand!
Hinterlasse den Mördern nichts!
Gehe nicht nach Treblinka!
Jüdischer Polizist! Helfe den Schindern nicht!

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**
An SS-Ogruf. Erich v.d. Bach, HSSPF Rußland-Mitte und Bevollmächtigter für die Bandenbekämpfung
Lieber Bach!
Gauleiter Sauckel wollte die bei der Bandenaktion erfaßten und für die Konzentrationslager bestimmten Männer für den Arbeitseinsatz abgestellt wissen. Diesem Wunsch kann ich nicht entsprechen. Ich halte es aber für richtig, nicht bandenverdächtige Männer dem Gauleiter dadurch zuzuführen, daß am besten ganze Gebiete Weiß-Ruthenien geräumt werden.
Heil Hitler! gez. H. Himmler

Himmler, Heinrich 1900–1945
Notizen

9.30	aufgestanden
10–13.00	gearbeitet
13.30	SSStbf. Plötz
14	Essen mit Pohl u.Schenk
15–16.30	Eisstockschießen
17	Gen.Kommissar Schmidt
17.30–19.30	gearbeitet

Telefongespräche

9.50	SSStbf Baumert, Berlin – Luftmeldungen
10.30	SSStbF Wolff, WSch. – Angelegenheit Ribbentrop/Luther
13	SSGr.F. Müller, Berlin – rumänische Legionäre, Funkspiel mit Masken [?], Fall Kragenmann – Daladier nach Buchenwald, Sonderhaus . . .
13.55	SSO.Gr.F. Wolff, W.Sch. – militärische Lage
17.30	Reichsleiter Bormann, W.Sch. – Angelegenheit Ribbentrop/Luther
18	SSO.Gr.F. Wolff, W.Sch. – militärische Lage. Gefangennahme Paulus, Angelegenheit Ribbentrop
18.15	Gmund. Gudrun
18.30	SSGr.F. Güttner Berlin – Neuaufstellungsbefehl . . .
19.15	SSO.Gr.F. Wolff. W.Sch. – ... Freigabe von Off.Anwärtern d. Wehrmacht. Nahrungsmittel in Ungarn . . .

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**
Der jüdische Häftling Haske Szwarzhas (Nr. 83414) sowie die beiden Häftlinge Stanislaw Skaraczyński (Nr. 88230) und Jósef Sott (Nr. 88233) werden wegen Fluchtverdachts in die Bunker von Block 11 eingeliefert. Die drei Häftlinge werden am selben Tag an der Hinrichtungswand im Hof von Block 11 erschossen. Ebenfalls an diesem Tag werden auf Anweisung des Lagerführers die auf der Flucht gefaßten Häftlinge Jan Poloczek (Nr. 1065), Michael Kavac (Nr. 86227), Markus Coerant (Nr. 86712) und der jüdische Häftling Syskin Kempiński (Nr. 60493) erschossen. [. . .]
In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 42 Häftlingen eingeliefert; sieben Tote stammen aus dem Nebenlager Buna und vier aus Birkenau.

Zwischentext zum 9. Februar 1943

Ismair, Franz **Frankreich / an Bord**

Der neue Einsatz im Westen

Der neue Einsatz sollte in Frankreich an der Atlantikküste im Hafen von Kaen [Caen] stattfinden. Eine neue Zusammenstellung von etwa 18 Mann begann und wurde drei Tage später über Paris nach Kaen in Marsch gesetzt. Dort lag ein mittelgroßes Handelsschiff schon im Hafen, das kurz vorher von der deutschen Kriegsmarine gekapert wurde. So erfuhr ich es von unserem Kapitän, der acht Tage später eintraf mit noch ein paar Offizieren und Ingenieuren.

Es wurde erst wieder 6 bis 7 Wochen lang von innen und außen mit deutscher Gründlichkeit überholt, so wie die «Hindenburg» in Königsberg, und ihr Lebensende werdet ihr gleich erfahren. – Die französischen Werftarbeiter arbeiteten daran täglich, mit welchem Eifer, das kann man sich vorstellen.

Ein Deutscher, der nach dem Ersten Weltkrieg in Frankreich blieb, machte den Kapo und Dolmetscher, und war für Brot immer dankbar.

Weil das Ankergeschirr mein Bereich war, fuhr ich mit den nötigen Papieren und Begleitschreiben und Aushändigungsschein nach Paris in das Marinearsenal, um zwei neue Anker zu besorgen, die dann auch prompt geschickt wurden. Jetzt mußte das Schiff noch in das Trockendock, um die Außenhaut zu prüfen, und ein neuer Anstrich fehlte noch. Dieses Dock lag unter der Erdoberfläche, und die deutschen Docks sind Schwimmdocks über dem Wasser. Hier erlebte ich folgende Überraschung: Ein kleines Aborthäuschen war für alle Arbeiter da und die Besatzung. Der ganze Dockbereich war vollgeschissen, soweit man schauen konnte. Gleich fiel mir wieder was ein, was Deutsche in Deutschland erlebten während der Besatzungszeit nach dem 1. Weltkrieg, das mir glaubwürdige Personen erzählten: Die Franzosen schissen auf die Tische und in die Zimmer, bevor sie abzogen, und hielten Hühner in den Wohnräumen. Kultur auf ihre Art. In Frankreich kann ich das noch eher entschuldigen, denn wer will schon eine Besatzungsmacht? Wie gut sind da die Tiere, die dem Menschen so viel Nutzen bringen und niemals Schaden. Der Mensch in seinem Wahn, ohne Hirn und auf beiden Seiten die gleichen Katholiken oder Christen. Keiner von diesen richtete sich nach dem Sprichwort: «Mensch bleib Mensch in jeder Lebenslage!» Wie gerne habe ich die Tiere, die dir so warm von innen heraus danken können!

Noch ein trauriges Erlebnis habe ich zu berichten, das nicht hätte passieren dürfen. Die Schlampigkeit der Franzosen ist an seinem Tod schuld. Wieder mal war nachts Alarm, der Engländer kam, und zwar öfters als einmal, er hatte [es] ja nicht weit über den Kanal, um Bomben abzuladen. Schnell auch die Besatzung irgendwo in ein Bunkerloch. Alles dunkel und alles fremd, da mach mal keinen Fehler! Der Alarm war vorüber. Es ging wieder zurück über die Brücke, wo nebenan das tiefe Dock unten lag, ohne daß sich neben der Brücke ein Schutzgeländer befand. Der 2. Ing. von einem anderen Schiff verfehlte die Brücke in stockfinsterer Nacht und fiel in die Tiefe, wo er bald darauf tot war. Die nächsten Tage wurde er auf dem Friedhof beerdigt im Beisein von uns.

Kupfertransport nach Deutschland

An der Kai lagen einige Tausend Tonnen Kupfererz, das wir unter großer Gefahr nach Deutschland bringen sollten. Die «Dalila» war überholt, alles seefest und seeklar, die wertvolle Ladung übernommen, und jetzt konnten wir abends in See stechen, weil uns die Dunkelheit durch den Ärmelkanal, besonders an der gefährlichsten und engsten Stelle, zwischen Dover und Calais mehr Schutz bieten sollte. Tage und Wochen vorher hörten wir schon munkeln, daß dort nachts oft dicke Luft ist und bis nach Kaen, wo wir lagen, drang der Kanonendonner von der englischen Küstenartillerie, die immer zugleich drei Koffer von 42 cm Durchmesser herüberschickte. «Das kann ja heiter werden, wenn wir wieder als Zielscheibe fahren müssen.» Mit zwei Schiffen mußten wir durch, das unsere voll beladen und das andere leer. Unser Geleitschutz bestand aus zwei Zerstörern oder Torpedobooten, in der Dunkelheit war die Waffengattung nicht so leicht zu erkennen. Die ganze Nacht fuhren wir, bis um 3.30 Uhr. Alles war an Deck, auch die Freiwachen und die Flakbesatzungen auf beiden Geschützständen. Jetzt an der engsten Stelle des Kanals erreichte uns die englische Fernkampfartillerie, die uns 45 Minuten lang beschoß, bis wir außer Reichweite waren. Auf die Zerstörer und auf das leere Schiff schossen sie vermutlich nicht, laut meiner Beobachtung. Unser Schiff, das größer war und leichter zu treffen als die Zerstörer, und unsere Ladung war ihnen wichtig. Den gleichen Beschuß, aber unter Wasser, sollte ich später in Norwegen noch einmal erleben. So wie die Norweger und Dänen Freunde und Spione der Engländer waren, wie ich schon sagte, so war auch der Franzose, ihr Verbündeter, der dem Engländer nur 40 km über den Kanal unseren Geleitzug und die Ladung mitteilen konnte.

Untergang der Dalila

Die Schiffe der Kriegsmarine konnten ausweichen oder im Zick Zack fahren. Unsere Zielscheibe hatte nicht einmal eine Kursänderung unternommen, was ich nicht begreifen konnte. Schön genau haben sie auf uns geschossen – von 30 km Entfernung eine große Leistung. An Backbord riesige Einschläge von 10 bis 15 m Entfernung, dann wieder an Steuerbord, so genau, und alle detonierten sie, sobald sie die Wasseroberfläche erreichten, so daß mir ein Aufschlagzünder fast an den Kopf flog, an der Mittelschiffskabinenwand neben mir abprallte und auf dem Achterdeck endete, den ich nach dem Beschuß suchte und auch fand. Wollte ihn mit nach Hause nehmen als Erinnerung an die grausame Kriegsnacht, aber es kam noch anders. Da ich nachts Freiwache hatte und nur auf Abruf zur Stelle sein mußte, hielt ich mich auf dem Achterschiff (Hinterschiff) auf mit noch einem Leichtmatrosen. Da detonierten gerade die großen Brocken kurz hinter dem Schiff. «Komm, laß uns vorne Schutz suchen!» Kaum waren wir vorne, da schlugen ganz scharf am Bug die Riesengranaten ein, daß die Wasserfontäne über die Back, die Flaksoldaten und über unsere Köpfe spritzte. Um ein Haar waren wir in den Tod gelaufen, und wäre unser schwimmender Sarg 5 m länger gewesen, dann hätten sie den ersten Treffer erzielt und die Bordflak wäre gewesen. – Man stelle sich vor, diese Brocken, immer drei auf einmal, sind 73 Sekunden in der Luft bei 30 km Entfernung. Das Mündungsfeuer von der englischen Küste aus sah man bei Nacht, dann zählte ich mehrmals bis 72/73. «Wo schlagen sie jetzte ein?», geht es dir durch den Kopf, und es ist eine gewisse Todesangst in den Knochen, da man doch noch so jung ist, und wem nützt das sinnlose Morden? Das Neujahranschießen lasse ich mir gefallen, es bedeutet den Menschen etwas und erfreut sie. Aber wenn man mit solchen Kalibern auf unschuldige Menschen schießt, die als Zielscheibe bei Nacht und in der Winterszeit fahren müssen für eine unsinnige verlorene Sache.

Der Torpedotreffer

Jetzt sollte der zweite Streich folgen, der dem ersten nichts schenkte. War das eine Erleichterung, als uns die Fernkampfartillerie nicht mehr erreichen konnte. Von der Brücke her bekam ich den Auftrag, alle Tanks durchzupeilen, um festzustellen, ob unser Schiff dem Beschuß standgehalten hat. Alle Tanks, Vor-, Achter- und Seitenbilgen waren leer, ohne Wassereinbruch. Es ist also nichts passiert. Der mir beim

Peilen half, mit einer Taschenlampe zu leuchten, ein blutjunger, blonder Leichtmatrose aus dem Norden, von dem schon die Rede war, kaum 17 oder 18 Jahre jung, war nach der Rettung nicht mehr bei den Überlebenden, was mir sehr leid tat. Die jungen Flaksoldaten freuten sich schon, daß wir so viel Glück hatten, und ein paar legten ihre Schwimmwesten ab. Das sah der Maat, der lehrte sie was anderes, daß wir noch nicht aus dem Kampfgebiet sind. Woher sollten die Neulinge es auch wissen, wo manche vorher nicht einmal ein Schiff gesehen hatten? Alle Schiffe waren noch auf gleichem Kurs, keiner scherte aus oder blieb zurück. In der Dunkelheit sah kaum einer den anderen, denn die Sicht war diesig. Eine halbe Stunde später war die Hölle los. Es war mir so, als wenn unsere Flak die ersten englischen Schnellboote entdeckt hatte, die ja Torpedoabschußrohre hatten, wie unsere auch. Sie hatten schon lange auf uns gelauert und uns beobachtet, daß uns die schwere Küstenartillerie nicht getroffen hat. Als erstes Geschütz feuerte unsere Flak los vom Achterschiff. Während sie ein Magazin verschossen, war schon ein Torpedo unterwegs, der uns die Bordwand aufriß mit seiner großen Sprengkraft und den Untergang so schnell beschleunigte, daß in fünf Minuten nur mehr das Heck aus dem Wasser ragte. Schnell führte ich das Boot mit dem Leichtmatrosen zu Wasser. Durch die knappe Zeit war an ein Einsteigen für alle nach Vorschrift nicht mehr zu denken, weil das vollbeladene Schiff zu schnell sank. Zudem kommt die Gefahr noch hinzu, daß das Schiff explodiert und in der Mitte auseinanderbricht, und der Sog zieht die Menschen nach unten, wie ich es später in Norwegen erleben sollte. Deshalb war es wichtig, schnell vom Schiff einen Abstand zu gewinnen.

Also runter vom Bootsdeck, die Betriebsgänge mitschiffs waren schon weit unter Wasser, nach dem Heck zu ging es bergauf, weil das ganze Vorschiff schon unter Wasser war.

Rettung der Überlebenden

Während des Krieges traf ich einen Matrosen, es könnte auf dem Wohnschiff «Kyfista» gewesen sein, dem sein Schiff hatte auch Erz geladen und ging bald nach dem Auslaufen unter. Dem sein Ladehafen war Narvik, und von da aus holten wir auch mal 14000 Tonnen Eisenerz nach Deutschland. Durch Sabotage ist nachts an der Bordwand unter Wasser durch Taucher eine Haftmine angebracht worden, explodierte und ging unter. Es braucht einen ja nicht wundern, wenn wir alle Nationen als Feinde hatten wie ich schon sagte. Erst zog es ihn hinunter,

den rothaarigen Matrosen, und dann kam er wieder hoch durch eine Druckwelle. Soviel Glück hatte der arme Teufel im Unglück. Als er mir das so schilderte, fing er fast zu weinen an, und das liegt so um die 44 Jahre zurück. – Gerade verließen die Soldaten ihren Flakstand. Wie sich auf dem Vorschiff alles abspielte, ist mir unbekannt, das so schnell ins Wasser tauchte. Vom Bootsdeck aus konnte ich die ganze Nacht über jeden Hergang beobachten. «Wenn dich das Glück nicht verläßt, kommst du durch», so oft habe ich das im Kriege erlebt. Einmal habe ich schon die Länge des Schiffes erwähnt, wo ich Glück hatte. «Dieses Mal, wenn der Torpedo 5 bis 8 m weiter mittschiffs einschlägt, bleibt von dem erwähnten Leichtmatrosen und mir nichts mehr übrig.» So konnte ich den Hergang wieder beobachten, wo beim Einschuß die Lukendeckel und die Ladung wie eine Fontäne hochwirbelten. Wieder mal hatte das Maschinenpersonal die meisten Verluste, da andere noch sehen konnten, daß das Zwischenschott zum Maschinenraum brach, und die diensttuende Wache nicht mehr hochkam, weil so ein Raum schnell überflutet ist. Es ist vorgekommen, daß es die Aufgangstreppe weggerissen hat und auch dann nicht mehr die Unverletzten hochkamen. Durch diese Erfahrung hat man sofort Knüppelleitern angebracht. Bei so einem Einschuß oder Überflutung im Maschinenraum ist sofort alles dunkel, die Lichtmaschinen fallen aus, und alles kann brennen, wie ich es auf der «Gneisenau» erlebte. Wen es erwischt, für den ist es die Hölle, schon auf Erden, das sehen aber die verantwortlichen Herren in Berlin in ihren Bunkern nicht.

Noch möchte ich kurz was hier hereinnehmen, wie das Schicksal es so will. Bis zu diesem Zeitpunkt fuhr ich schon acht Jahre zur See. Am Abend, einen Tag vor dem Unglück, saßen in meiner Kabine mehrere Mann, und wir plauderten gemütlich bei Grog und Rum. Ein junger Sachse von der Maschine, der ganz neu an Bord kam, kaum 14 Tage da war, wahrscheinlich vorher kein Schiff gesehen hatte, erzählte uns kurz dies und das: Er sei ein halbes Jahr verheiratet, hat eine gute, nette Frau, und es sei ein Kind unterwegs. Der Ärmste vom Binnenland fand am 1. Tag auf See schon den Tod, und ich überlebte ihn zehn Jahre durch soviel Glück im Unglück.

Das Schicksal von zwei Leichtmatrosen sei noch erwähnt. Sie stammten ebenfalls aus Sachsen und waren Zwillinge, gute fleißige Buben und noch so jung. Einer wurde mit uns aufgefischt, er hing an meinem Floß, und der andere kam nicht mehr an Land zurück. Laut meiner Beobachtung dürfte er kaum von den Engländern an Bord genommen worden sein, da sich diese nach dem schweren Gefecht mit unseren Zerstörern

und der Bordflak des anderen Schiffes zurückzogen. Es war ja der 2. Februar (Maria Lichtmeß), und wie lange überlebt man da? Der überlebende Zwilling war sehr traurig in der französischen Kaserne, wo sie uns Überlebende hingebracht hatten, und er hoffte doch noch auf ein Wiedersehen mit dem Bruder. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich nach Kriegsschluß (am 6. Mai 1945) lebend nach Hause komme, wird aus jedem Unglückstag auf See ein blauer Erinnerungstag daraus gemacht, zur Erinnerung an die Rettung. Und wie kam es? Keinen Tag hat man ausgespannt, obwohl man sehr angeschlagen war und das Körpergewicht auf 105 Pfund absank. So hat man Jahr für Jahr weitergewerkelt, bis 48 Arbeitsjahre um waren.

Verlassen des tödlich getroffenen Schiffes

Die Flakmatrosen vom Achterdeckgeschütz kamen auf mich zu, und zusammen schmissen wir das Rettungsfloß, 2×2 m im Quadrat, über Bord. Jetzt alles nachspringen, denn das hochgehende Heck hatte etwa 6 m erreicht. Respekt, alle sprangen sie bei Nacht und im Winter, und ich machte den letzten, falls einer nicht springen wollte, fühlte ich mich verpflichtet, den jüngeren Unerfahrenen mit Worten und Mut beizustehen. – Als meine Armbanduhr ins Wasser tauchte und gleich stehen blieb, war es früh morgens um 5.00 Uhr. Diese Uhr brachte ich mit nach Hause nur als Andenken an diese Nacht, wenn sie auch kaputt war. Beim Zusammenbruch im Mai 1945 nahmen sie die Franzosen in Eresing mit beim Plündern. Den Einmarsch in Eresing haben ja die Dorfleute alle erlebt. Auf beiden Seiten waren es Katholiken, die Franzosen und die Bayern[?]. Da vergißt jeder seine Religion, wenn es ans Plündern geht, und keiner schämt sich. Der Beichtstuhl macht alles wieder gut. – War das ein Anblick, als ich neben der Schiffsschraube vorbeischwamm, die um die 3 m aus dem Wasser ragte und ihre letzten langsamen Umdrehungen machte. Bis zu diesem Tag hatte das alte Schiff dem Menschen soviel gedient, und der gemeine Mensch macht in seinem Wahn alles kaputt und lernt nie was Besseres dazu. – Sofort waren meine Gedanken bei den Maschinisten, die bis zum Tode ihre aufgezwungene Pflicht taten und an Zuhause, weil eine Rettung noch ungewiß war. Das Floß trieb ein ganzes Stück weg vom Schiff, weil ich der letzte war und zur Zeit Ebbe herrschte, da das Wasser dem Ozean zufloß. Von einem anderen Floß hörte ich Schreie herüber, wahrscheinlich von Verwundeten. – Der Himmel war von Leuchtraketen erhellt, und die Gegner schossen aufeinander, was nur so herging. Ein Marineschiff wollte uns

beizeiten zu Hilfe kommen, tastete sich langsam auf unsere Floße zu. Der Feind sah alles, und es kann auch ein U-Boot beteiligt gewesen sein, nicht nur Schnellboote. Auf dieses, unser Rettungsschiff, war ebenfalls ein Torpedo abgefeuert worden, denn man kann bei einem laufenden Torpedo im Wasser die sprudelnde Laufbahn sehen, da ja der Himmel beleuchtet war. Das sah der umsichtige Kapitän und die Brückenmannschaft. – Ich konnte das Sprechen auf der Brücke schon hören und den Maschinentelegraphen, vom Wasser aus, so nah war es bei uns. Beide Maschinen A.K. (äußerste Kraft voraus!), und weg war es. Durch diese schnelle Reaktion rettete der Kapitän sein Schiff, und dadurch verzögerte sich unsere Rettung weit über eine Stunde, weil der Kapitän noch mit in die Schießerei eingriff. Daß wir immer kälter und steifer wurden, brauche ich wohl nicht zu betonen, aber ich habe trotzdem alles überstanden, ohne Schaden zu nehmen, weil man noch jung war, könnte ich sagen. An Bord, nach dem Auffischen, sorgte die Mannschaft für uns, rieb manche trocken und warm, brachte eine Flasche Kognak, und der Koch machte für alle Gries- oder Reissuppe. Durch die unruhige See fiel ein paar das Essen aus dem Mund. In den ersten Vormittagsstunden liefen wir in Calais ein, wo ein paar Tage in einer leeren Kaserne unsere Bleibe sein sollte. Ich hatte Gelegenheit, in den Spiegel zu schauen und entdeckte mit 28 Jahren die ersten weißen Haare. Als wir an Land gingen, hatten wir nichts mehr, nur die Schwimmweste um. Die blaue Mütze, Geldbeutel gingen beim Sprung ins Wasser verloren und die Turnschuhe beim Schwimmen. Turnschuhe anhaben in den Gefahrenzonen, das war von mir eine Masche, denn beim Schwimmen im Wasser sind sie schnell vom Fuß gestreift. Das ganze Werkzeug, das ich selber stellen mußte, ging verloren, wurde aber wieder ersetzt für das nächste Schiff. Ziemlich ruhig und deprimiert saßen wir zwei Tage in der Kaserne herum, konnten uns wohl duschen und pflegen, und verpflegt wurden wir auch gut. Die nötigsten Utensilien bekam jeder, wie Seife, Zahnbürste, Creme und einen Rasierer. Meine Gedanken gingen immer wieder zurück zum Meer, an die Vermißten und nach Hause.

Ja, so jung will man nicht sterben, sagt man, aber wenn es aus gewesen wäre, wäre mir in Zukunft viel Leid erspart geblieben. Selber war man bemüht, nach Möglichkeit so zu leben, daß man den Nächsten nicht schädigt. Wie kam es? Alles Böse und alles Unglück kam von außen auf mich zu, ohne es zu wollen, oder sich wehren zu können. Vieles Ungute wird noch folgen, was zeugt, daß das Leben für mich nicht gerade lebenswert war.

Wieviele überlebten konnte an diesem Tag niemand sagen. Der Wehrmachtsbericht meldete am 2. Februar 1943 das Seegefecht im Kanal, ein Fahrzeug ging verloren und zwei englische Schnellboote wurden in Brand geschossen. Wir, der Rest, fuhren mit dem D-Zug nach Hamburg zurück, und dann sahen wir uns nie mehr wieder. Wie schade, daß man keine Adressen ausgetauscht hatte.

Mittwoch, 10. Februar 1943

Der Herr ist bei dir, daß du dich vor keinem Unglück mehr fürchten darfst.
HERRNHUT ZEPH. 3,15

Christus gehet hindurch. Es muß also gehn.
TAGEBUCH QUAATZ LUTHER 94

Die Ostfront weiter in hartem Abwehrkampf
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
(2 Traubenzucker). Mit Führer gesprochen. Stadtkrug (in Wien) soll aufbleiben!

Bormann, Gerda
An Martin Bormann **Obersalzberg**
Ich wundere mich, ob die Brekers [Bildhauer] hierher kommen wollen, auch wenn Evi nicht fähig ist, ihm zu sitzen. Es würde ihm aber gewiß gut tun.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**
Gestern: [...] Die Frage der Ostproklamation ist beim Führer schiefgelaufen. Der Führer hat, als Rosenberg ihm diese Angelegenheit vortrug, dafür keine Meinung gehabt, und zwar liegt das in der Hauptsache daran, daß Rosenberg die Angelegenheit nicht richtig vorgetragen hat. Durch die Indiskretionen von Taubert und von der Dienststelle von Oberst Martin ist also diese Angelegenheit sehr zur Unzeit an den Führer herangetragen worden und damit das so hochwichtige Problem der politisch richtigen Behandlung der Ostvölker wieder einmal vertan. Der Führer hat Rosenberg zur Antwort gegeben, daß er diese Frage noch einmal mit mir besprechen wolle. Damit habe ich wenigstens einen Anlaß, das nächste Mal darauf zurückzukommen. Im übrigen hat der Führer den Entschluß gefaßt, die Fleischrationen doch nicht herunter-

zusetzen, und zwar auf Antrag des Reichsmarschalls, die zur Aufrechterhaltung der Rationen benötigten Viehbestände aus dem Osten zu nehmen. Auch das ist ein Grund, warum der Führer heute nicht an eine Ostproklamation herangehen will. Er steht auf dem Standpunkt, daß es eine reine Machtfrage ist und daß wir nicht zur gleichen Zeit den Ostvölkern ihre letzten Viehbestände nehmen und ihnen zugleich Versprechungen machen können. Aber das war ja bei der Ostproklamation gar nicht gemeint, sondern wir wollten nur ein Rahmenprogramm entwerfen, das den Ostvölkern wenigstens eine Lebensbasis im Rahmen der deutschen Politik übrigließ. Das ist heute nicht der Fall. Wie sollte sich ein denkender Mensch aus den Ostvölkern für unsere Politik einsetzen können, wenn sie ihm nicht einmal das nackte Dasein läßt! Ich hoffe aber, daß ich in dieser Angelegenheit bei meinem nächsten Vortrag beim Führer doch zum Erfolg kommen werde. [...]

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. Farbenwechsel b. Lurchen, Schwanzlurche
   Anwesend 5 Schüler, die übrigen sind entschuldigt.
3. Latein Adj. d. v. Stämme
4. Asiat. Rußland
5. Mulitpl. v. algebr. Ausdrücken
   Dieck ohne Hausarbeit

Beethoven-Gymnasium Bonn

Beschlüsse der Lehrerkonferenz vom 10. 2. 1943

– Zu Ehren der gefallenen Helden von Stalingrad erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.
– Einberufen: Klasse 8 drei Schüler, Klasse 7 vier Schüler
– Luftschutz: Bei Voralarm haben die Schüler den Luftschutzkeller aufzusuchen, auch die jeweiligen Lehrer. Die oberen Klassen dürfen in den Klassenzimmern verbleiben.
– Elternversammlung derjenigen, deren Jungen zum Hilfsdienst einberufen sind.

Jenssen, Adelheid *1900 Jena

Heinz gab seine erste Nachhilfestunde in Latein; das Wetter ist wieder winterlicher geworden, ein schneidend kalter Wind, die Sonne oft von Wolken verdeckt, die hin und wieder regnen oder graupeln, der schmale Mond am Abendhimmel ist verschleiert; Hermann beim Zahnarzt, hatte

schon länger Zahnschmerzen; Stasia war Sonntag im Heim bei ihrer Volksgenossin, und seitdem bockt diese auch und stellt allerlei Forderungen, dabei ist es neuerdings verboten, daß die Ukrainerinnen zusammenkommen; Schwester Hertha bekam ein Wurstpaket von ihrer Schwester in Reichenberg und gab uns die Hälfte ab.

Jenssen, Hermann

Liebe Frau Wedemeyer! Jena

Ihr Päckchen erreichte mich an einem Sonnabend Vormittag, als ich gerade in meinem kleinen Mansardenstübchen saß, das ich mir aus Kohlenersparnis als Arbeitszimmer eingerichtet habe. Als ich in Ihrem Päckchen die Zigarillos fand, war ich sehr bewegt. Beschämt hat mich Ihre Sendung, weil ich gerade gar nicht in Zigarrennot war. Die Provinz ist offenbar in dieser Beziehung noch nicht so ausverkauft wie Berlin, so daß ich die Zigarillos, die Sie mir so freundlich schickten, nicht gebraucht hätte. Aber die gute, kameradschaftliche Treue, die aus dieser Fürsorge sprach, hat mir sehr, sehr wohlgetan, und ich danke Ihnen dafür.
Die Nachricht, daß Sie in die Kriegsindustrie gehen wollen, hat mich einerseits erfreut, andererseits etwas erschreckt. Ich habe doch große Bedenken, ob Sie's mit Ihrem Knie aushalten werden, und ob die Folgen, die für Sie dadurch wahrscheinlich entstehen werden, zu ihrer Überwindung nicht mehr Volkskraft benötigen, als Sie durch Ihre Arbeit sparen können.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung Berlin

1. Tagesparole: Die fortdauernden Winterkämpfe im Osten sind mit Ernst anzusprechen, ohne vorerst in größerer Aufmachung behandelt zu werden.

2. Tagesparole: Zum bolschewistischen Thema liegt eine Reihe von gut auswertbaren ausländischen Stimmen vor, die gute Beachtung verdienen.

3. Tagesparole: Die im deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger demnächst erscheinende Anordnung über Absatzregelung für stickstoffhaltige Düngemittel ist von der Tagespresse nicht aufzugreifen.

4. Nachtrag zur Tagesparole in der kleinen Konferenz: In Fortführung der Entlarvung amerikanischer Vernichtungspläne gegen den europäischen Kontinent ist das von der amerikanischen Zeitschrift «Time and Tide» veröffentlichte Wahnprojekt zur Wiedererziehung Deutschlands

nach einem Sieg der Alliierten groß herauszustellen. In unverhohlener Deutlichkeit wird auch in diesem Plan zum Ausdruck gebracht, daß die Absicht unserer Feinde auf die völlige nationale Vernichtung und Unterjochung des deutschen Volkes gerichtet ist. Die deutsche Presse wird dieses Elaborat als ein Wunschprodukt jüdischen Hasses kennzeichnen und zum Ausdruck bringen, daß der deutsche Soldat diesen Weltverbrechern, die uns in so satanischer Weise vernichten wollen, Antwort nicht schuldig bleiben werde. Alle diese teuflischen Dokumente wird das deutsche Volk sich merken und am Tag der Abrechnung an sie denken.

5. Zu 2): Das bolschewistische Thema, wie es gestern in der Tagesparole aufgezeigt worden ist, soll mit großem Stimmenaufwand behandelt werden. Das Schicksal der baltischen Staaten ist als leuchtendes Beispiel dazu anzuführen, wie die Sowjets ihre Versprechungen halten. Auch schweizerische und schwedische Stimmen können zur Untermauerung dienen, ohne daß sich die Presse dabei in ein außenpolitisches Gespräch mit diesen Ländern einlasse.

7. Das Interview Sven Hedins kommt über dnb. Nicht groß aufmachen.

8. U-Bootmeldungen und ausländische Stimmen zur U-Bootgefahr dürfen nur noch am Rande, d. h. im Inneren der Blätter und ohne sensationelle Überschriften verzeichnet werden. Noch besser warte man ab, bis wieder eine Sondermeldung komme.

9. Es kommt eine Meldung darüber, wo sich die Angehörigen der Kämpfer von Stalingrad Auskünfte holen können. Sie soll in den lokalen Teil.

abends:

2. Gandhi will wieder drei Wochen fasten. Nicht darauf eingehen.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Auch heute haben die Russen eine große Nachricht: Die Einnahme von Bjelgorod, das bisher als der nördliche Schutz von Charkow geschildert wurde, und die Besetzung einer in der Mitte zwischen Kursk und Orel gelegenen Stellung. Was all die Zeit über nur ein Traum war, daß die Russen mit einem breiten Keil mitten durch die deutsche Ostfront stoßen, weit nach Westen, scheint Wirklichkeit zu werden. – Beromünster hatte gestern abend noch eine besondere Mitteilung des deutschen

Oberkommandos über Kursk. Im Schutze eines starken Schneetreibens, das weite Gegenden unübersichtlich macht, sei es den Russen gelungen, nach mehreren Fehlschlägen in den Nordrand von Kursk einzudringen, sie seien aber am gleichen Abend wieder hinausgeworfen worden, bis auf eine kleine Reststellung am Stadtrand, gegen die der deutsche Gegenangriff seit der Morgenfrühe wieder im Gang sei. Trotzdem empfing ich aus der wortreichen Mitteilung den Eindruck, daß vielleicht zum erstenmal die Zuversicht des deutschen Oberkommandos ins Wanken geraten sei.

Schoenaich, Paul von 1866–1954 **Reinfeld/Holstein**

Wann und wie kommt der Bolschewismus?

Ich habe in einer meiner letzten Betrachtungen geschrieben, daß, wenn wir wirklich die Wahl hätten zwischen Bolschewismus und Weiterkämpfen, ich auch für Weiterkämpfen wäre. Das muß ich heute ergänzen. Ich hätte sagen müssen, daß ich dann für Weiterkämpfen bis zum Endsiege wäre. Wenn man den Entschluß faßt, weiterzukämpfen, so gibt es nämlich zwei Möglichkeiten: Weiterkämpfen bis zum Endsiege oder bis zur Endniederlage. Als ich jene Worte schrieb, hielt ich die Aussichten von Sieg oder Niederlage für etwa gleich. Die letzten Verordnungen zur Auskämmung des Menschenmaterials haben mich eines anderen belehrt. Diese Verordnungen, durch die fast das ganze zivile Wirtschaftsleben stillgelegt wird, können nur erlassen sein, weil wir mit dem Menschenmaterial tatsächlich am Ende sind. Die katastrophalen Niederlagen an der Ostfront sind nur dadurch zu erklären, daß unsere Linien dort gar zu dünn sind. Mit so wenig Soldaten kann man nicht drei Viertel von Europa bei einer uns fast durchweg feindlichen Bevölkerung in Schach halten. Ich rechne danach heute mit einer baldigen militärischen Niederlage.

Geht der Kampf weiter, bis die Russen im Lande stehen, dann käme der Bolschewismus sicher. Aber selbst wenn unsere Truppen noch Kampfkraft genug haben, sie von unseren Landesgrenzen fernzuhalten, so wäre es sehr fraglich, ob der Bolschewismus dann nicht von innen heraus käme. Man darf doch nicht vergessen, daß vor 1933 die Kommunisten die drittstärkste Partei Deutschlands waren. Diese Leute und noch viele unzufriedene andere Deutsche werden, wenn die Russen siegen, mit fliegenden Fahnen zu ihnen übergehen. Die Lage ist also die, daß, wenn wir weiterkämpfen, der Bolschewismus sicher kommt; ob die Russen ihn uns bringen, oder das eigene Volk, ist dabei ziemlich gleichgültig.

Was unsere Führer sich denken, weiß ich nicht; mir scheint aber, daß die U-Boote ihr einziger Trumpf sind. Ich aber glaube, daß der Trumpf nicht sticht, so sehr unsere Herren sich auch anstrengen. Mit jeder Waffe wächst die Abwehrwaffe, und mit jedem versenkten Schiff wächst die Neubauleistung. Die einzige Rettung vor dem Bolschewismus scheint mir daher ein sehr baldiger Waffenstillstand. Es ist ganz sicher, daß dem irgendwelche Verhandlungen vorausgehen müssen, und ebenso sicher, daß unsere Gegner keinesfalls mit einer nationalsozialistischen oder militaristischen Regierung verhandeln werden. Solange die besteht, werden sie für Weiterkämpfen sein, und sie können das mit besseren Aussichten als wir. Man hat in diesen Tagen so viel geredet und geschrieben von den Opfern, die der einzelne sich auferlegen müsse, um das deutsche Volk vom Bolschewismus zu erretten. Wäre es da nicht naheliegend, zu fragen, ob die hohen Herren nicht ihre eigene Stellung dazu opfern könnten? Wenn sie nämlich noch lange damit zögern, so kommt nicht nur der Bolschewismus, sondern auch die Zerstörung immer weiterer deutscher Großstädte und die Dahinmetzelung weiterer Hektakomben der besten deutschen Menschen. Man wird mir antworten, es sei ausgeschlossen, daß die hohen Herren freiwillig ihre Stellungen preisgeben. Das mag für viele von ihnen zutreffen, ich glaube aber nicht für alle. Es gibt Menschen unter ihnen, denen die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit nicht nur Lippenbekenntnis sind, denen ich also ein solches Opfer zutraue.

Angeblich hat auch Wilhelm II. das Land verlassen, um seinem Volke den Bürgerkrieg zu ersparen. Ihn hat Holland gastlich aufgenommen. Wer aber würde unsere heutigen Herren aufnehmen? Und die es heute vielleicht noch täten, werden sie es auch noch tun, wenn auch bei ihnen das jetzt herrschende System stürzte? Die Frage ist heute, ob ein Waffenstillstand nur mit oder auch ohne Wechsel des Systems möglich ist und ob das System mit oder ohne Bürgerkrieg geändert werden kann. Ich habe meine politische Arbeit der Bekämpfung des Krieges gewidmet, weil ich den Völkerkrieg heute für sinnlos halte und weil mir vor der Menschenschlächterei graust. Tausendmal mehr aber graust mir vor dem Kampf Deutscher gegen Deutsche. Soweit ich das Beten noch nicht verlernt habe, bete ich allabendlich: Gott sei der schwergeprüften Menschheit gnädig.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, kalt windig −2°–0°

Stangen in Meter schneiden
Suse morgens n. Feldberg gegangen,
abends v. Utnehmer abgeholt

Jünger, Ernst *1895 **Kirchhorst**

Frühstück zusammen mit der dicken Hanne und Perpetua. Dann im Rimbaud gelesen, dessen «Bateau Ivre» ein letztes Fanal nicht nur der Dichtung des 19. Jahrhunderts, sondern der kopernikanischen Dichtung ist. Von diesem Endpunkt aus muß jede Poesie bereits auf einen neuen Kosmos bezogen sein, gleichviel ob die Physik ihn schon entdeckte oder nicht. Unter solchem Aspekt ist der fürchterliche Isidor Ducasse nur scheinbar gleichzeitig; er ist modern. Die tropischen Fieber sind ausgegoren; nun führt die Fahrt in die Eismeere.

Dann in der Sammlung gearbeitet, insbesondere an der Ordnung der Gattung Galeruca, deren Vertreter in den feuchten Brüchen dieser Landschaft zahlreich zu finden sind. Verwandte Arten trifft man meist in den gleichen Lebensräumen oder, waidmännisch gesprochen, im gleichen Revier. Doch gibt es Ausnahmen, wie bei Scymnus, wo eine kleine Gruppe statt von Pflanzensäften von Blattläusen lebt. Die Theorien darüber, entweder vom Milieu ausgehend oder vom Charakter – denn das ist die dem struggle for life zugrundeliegende Qualität. Beide sind einseitig; die hier geführten Geisteskämpfe gleichen dem Streit um des Kaisers Bart. All diese Theorien entsprechen nur Teilen, nur Schichten der Wirklichkeit. Man muß sie wie Pausen aufeinanderlegen, dann sieht man durch sie hindurch die bunte Karte der Natur. Freilich gehören auch neue Augen dazu; ich beschrieb den Vorgang im «Sizilischen Brief».

Nachmittags in der Kreisstadt beim Friseur. Er wiederholte die Geschichte von der Bosheit der Russen, die den Hunden das Futter fortfräßen, und fügte neue Gedanken hinzu. So dürfe man ihnen keine Bohne zum Stecken geben, da sie diese sofort verschlängen, und auch die Spargel schlügen sie roh in sich hinein. Überhaupt sei ihnen «nichts Eßbares heilig», wie er sich ausdrückte. Dabei ist dieser Friseur ein gutmütiger Mensch.

Hartung, Fritz 1877–1947 **Hannover**

Fünf Monate lang habe ich keine Aufzeichnungen mehr gemacht, doch will ich in Kürze manches erwähnen. Es ist immer noch Krieg – jetzt seit fast 3 ½ Jahren. Nach meiner Meinung sind wir jedoch in die letzte Phase desselben eingetreten und denke ich, daß er im Sommer dieses

Jahres zu Ende gehen wird, und zwar mit der Niederlage Deutschlands. Wenn auch der größte Teil von Europa unter deutscher Gewalt steht, so ist letzten Endes immer der Sieger, der es am längsten aushalten kann, d. h. wer über die meisten Menschen verfügt und wer die meisten Rohstoffe, Lebensmittel usw. hat. Und das ist bei uns sicher nicht der Fall. Dann kommt noch etwas hinzu: Nachdem Deutschland bereits fast zwei Jahre Krieg hatte, und zwar mit Polen, Norwegen, Jugoslawien, Tschechoslowakei, Frankreich, Großbritannien, Belgien, Holland, Griechenland, Luxemburg, auch die Besetzung Dänemarks, sowie den Krieg in Nordafrika, kam am 22. Juni 1941 Rußland hinzu. Damit noch nicht genug, wurde auch den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Krieg erklärt, die seit einiger Zeit sich in Nordafrika festgesetzt haben und die, nachdem sie genug Soldaten und Material dort haben, in diesem Frühjahr aktiv in den Krieg eingreifen werden.

In Rußland, bei Stalingrad, hat die deutsche Armee die erste große Niederlage erlitten. Die Folge ist ein Zurückweichen der Front. – Die Eroberung der sich im Kaukasus bei Baku befindlichen Ölquellen ist fehlgeschlagen. Infolge der großen Verluste an der Ostfront in der Schlacht um Stalingrad mußten in der vorigen Woche vom 3. bis zum 6. Februar alle Kinos, Theater und Vergnügungsstätten geschlossen werden.

Fliegeralarm bzw. Angriffe hatten wir in Hannover bislang 282mal. Am 9. November 1942 wurden von den Engländern auf unseren Stadtteil Kalenberger Neustadt, der jedoch meistens aus jahrhundertealten Baulichkeiten besteht, etwa 1200 Brandbomben geworfen, von denen eine große Anzahl Häuser getroffen und Wohnungen beschädigt wurden. Mein Haus wurde verschont, jedoch fiel eine Brandbombe auf den Hof und drang durch die Pflastersteine etwa ½ Meter tief in die Erde ein, ohne Schaden anzurichten.

Wenn wir erfreulicherweise bislang auch noch keine feindliche Invasion im Lande haben, so sieht es jedoch in wirtschaftlicher Beziehung sehr mies aus. Millionen ausländischer Arbeiter und Arbeiterinnen aus den besetzten Gebieten sind in Deutschland beschäftigt, da alle wehrfähigen Männer zum Militär eingezogen sind. Jetzt sind alle anderen nicht wehrfähigen Männer von 16 bis 65 Jahren aufgerufen, sich bei den Arbeitsämtern zur Arbeit zu melden; ebenso alle Mädchen und Frauen – mit Ausnahme derjenigen mit kleinen Kindern – bis zum Alter von 45 Jahren. Außerdem ist jetzt eine wohl noch nie dagewesene «Stillegungsaktion» im Handel und Handwerk im Gange, die am 15. März abgeschlossen sein soll.

Karbe, Arnold 1889–1961 **Potzlow/Uckermark**

An seinen Bruder Major Friedrich Carl Karbe in Frankreich

Lieber F. C.!

Im Osten scheint der Laden ja nun zum Stehen gekommen [zu] sein. Aber traurig ist ja die Sache mit Stalingrad gewesen. Beide Söhne des Gf. Schwerin (der eine war mit H.-H. befreundet) sollen drin gewesen sein. Unser Bekannter Oberstlt. M. war auch drin, ist aber krank am 18. 1. mit Flugzeug herausgebracht, gehört zu den 47000 Mann.

Vor diesem Jahre habe ich ja einiges Grauen. Bei meinen großen Entfernungen ist es schlimm, daß der Brennstoff so knapp ist. Ich habe zwar sechs Zugochsen; aber was ist das. Und in diesem Jahre ist es besonders ungünstig, da die Rübenpflüge alle nach G. hin liegen; auf dem Werder sind überhaupt nur 27 Mg Hackfrucht (von 400 Mg). Wie es mit Arbeitskräften wird, weiß man auch noch nicht. Vor einigen Tagen war Ursula von B. geb. Grund, einige Tage bei uns. Ich bekomme morgen eine Pick-up-Presse, die nimmt das Gras gleich vom Boden auf, preßt es und schiebt es auf den Gummiwagen. Schreib doch mal.

Herzl. Gruß D. tr. Br. A.

Gerken, Mable R. **USA**

Gestern nachmittag waren wir auf einem Hügel in der Nähe. Wir hielten mit dem Auto an und schauten in die Richtung auf die Fabrik hin. Nichts war dort außer einer kleinen Stadt. Häuser mit Bäumen und Gesträuch, Straßen in beiden Richtungen. Man wußte nicht, wo die vorübergehende Siedlung aufhörte und die wirkliche begann. Es ist wirklich versteckt. Ein feindliches Flugzeug würde niemals vermuten, daß es über den Gebäuden gebaut war. Die Drähte, die mit künstlichem Gras versehen waren, erstreckten sich über die Straße und den Parkplatz. Einem Gerücht zufolge ist unsere Fabrik aus der Luft am schwersten zu entdecken. Überall hört man, daß Wohnungen zu vermieten sind. Auch sollen die Armee und das FBI dort Räume haben.

Gewöhnlich sind sechs Wachleute im Zentrum des Tunnels, wo wir ein und aus gehen. Manchmal sind dort ein oder zwei Frauen. Wir zeigen unseren Ausweis mit unserem Bild (und was für ein Bild!), unseren Anstecker und öffnen die Tasche für's Mittagessen –– die wir bei uns haben.

Der nördliche Tunnel ist genauso. Der südliche Tunnel und der Eingang haben wenige Polizeibeamte, weil dort weniger Leute ein und aus gehen. Die nach Süden fahrenden Busse halten auf der westlichen Seite der Straße. Auf diese Weise geht ein Teil der Menge durch die Tore. Die

nördlich Fahrenden halten auf der östlichen Seite der Straße, und diese Leute gehen durch den Tunnel, so wie Arbeiter, die mit dem Wagen kommen. In der Mitte im Zentrum des Tunnels verkauft ein Mann 5-Cent-Stücke. Dutzende von Leuten umringen ihn, stoßen sich und schieben sich. Ich bin auch dabei. When in Rome do as Romans do. Er gibt 5-Cent-Stücke aus und nimmt dafür 25-Cent-Stücke, halbe Dollar und Dollar. Die Süßigkeiten-, Kaugummi- und Zigarettenautomaten sind der Grund.

Marie-Luise K. *1911 **(Hansfelde/Pommern)**

Nach und nach wurden alle Bauern und Arbeiter im wehrpflichtigen Alter eingezogen. An ihre Stelle traten die polnischen Zwangsarbeiter und die Polinnen. Von der Partei wurde verboten, mit den Polen an einem Tisch zu essen. Aber nicht alle hielten sich daran. Ein altes Ehepaar bekam für den einzigen Sohn einen sehr netten Polen zur Arbeit zugewiesen. «Er vertritt die Stelle unseres Sohnes», sagten sie, «und er soll auch auf seinem Platz sitzen.» Und so saß der Pole zu den Mahlzeiten auf dem Sofa, die beiden Alten auf ihren Holzstühlen. Jeder im Dorfe wußte es, aber niemand zeigte es an.

Ein älterer Pole kam zu mir mit Schmerzen an der linken Seite. Damals hatte ich noch wenig Ahnung vom kranken Herzen und gab ihm Aspirin! Aber ich habe ihn sein Herz ausschütten lassen: Er hatte in Warschau eine Gärtnerei, die haben ihm die Deutschen fortgenommen. Balten übernahmen die Gärtnerei und ließen alles verkommen. Frau und Kind lebten im Elend in einem winzigen Zimmerchen in Warschau, und er muß als Zwangsarbeiter hier auf dem Lande schuften.

Die polnischen Mädchen waren sehr hübsch. Sie mußten alle ein großes «P» auf dem oberen Kleidungsstück aufgenäht tragen. Aber wenn sie nach Stargard zum Arzt oder zum Einkaufen gingen, trennten sie es ab. Sie haben schnell deutsch sprechen gelernt und kamen oft zu mir. Eines Sonntags sah ich, wie der alte krummbeinige Bürgermeister von Hansfelde die polnischen Männer hatte antreten lassen. Da standen brav vor seinem Hause unter den schönen Linden etwa achtzig junge kräftige Männer. Für sie wäre es ein Leichtes gewesen, das Dorf zu besetzen – deutsche Männer gab es ja kaum noch – ja, aber was hätten sie davon gehabt?

Der Stellmacher im Nachbardorf hatte für seine Werkstatt einen Polen und einen Franzosen. So konnte er – wegen Tbc vom Wehrdienst befreit – vormittags im Zimmer sitzen und seinen Fritz Reuter lesen. Die Gefangenen machten ja die Arbeit! Seine Frau hatte zur Hilfe eine Polin,

eine Oberschülerin, die Klavier spielen konnte. Auf ihrer ersten Stelle war sie von der deutschen Hausfrau geschlagen worden. Sie hatte sich bei der Arbeitsfront beklagt und Recht bekommen, so weit dürfe man auch Zwangsarbeiterinnen gegenüber nicht gehen! Und sie kam in die Stellmacherei, durfte bei Tisch mit der Familie essen, und die Frau schickte Pakete nach Polen an ihre Familie.
Beim Ortsbauernführer in Hansfelde war ein charmanter junger Pole. Meine Mutter war gerade bei mir zu Besuch, als er mich aufsuchte. Sie bot ihm, der die elegante Haltung eines Gardeoffiziers hatte, sofort einen Stuhl an und begann eine eifrige Unterhaltung, bis ich kam. Eine der Töchter des Bauern verliebte sich in ihn. Man flüsterte mir zu, man habe sie in den Wiesen im Heu liegen sehen. Das Mädchen wurde schwanger, der Pole besuchte sie – natürlich ohne sein «P» nach der Geburt im Krankenhaus. Das ganze Dorf hielt dicht, für den Polen hätte es das Ende bedeuten können.
Wurde Stettin bombardiert, was wir von Hansfelde aus – 50 km entfernt – wie ein Feuerwerk genossen, dann rief diese Bauerstochter: «Feste, Churchill, gib es ihnen, schmeiß alles kaputt, damit dieser verfluchte Krieg bald zu Ende ist.» Sie sagte: «Schurchill».
In Zartzig, wo der Ortsgruppenleiter der Partei wohnte, hatte eine Soldatenfrau ein Verhältnis mit einem französischen Kriegsgefangenen. Sie wurde angezeigt, der Franzose kam zu einem weit entfernten Arbeitskommando, und die Frau war wütend und schrie überall herum: «Mein Bauch gehört mir, ich kann damit machen was ich will, darüber hat niemand zu bestimmen!»

Riedl, Tonio *1906 **Metz**
An seinen Freund Raoul Aslan, Wien
Mein geliebter Raoul!
Wahrscheinlich habe ich mich nicht restlos über «Geschlecht als Höhepunkt» richtig ausgesprochen oder den Gedanken auf Deinen damaligen Brief nicht zu Ende geführt. Ich meine natürlich den Geschlechtstrieb in der Ordnung, nicht im Chaos. In der Ordnung ist er als Zeugung gedacht. Als Zeugung auch im Geistigen. Dann ist er nicht mehr Sünde, sondern hat ethischen Hintergrund. Dein Schuldgefühl erwächst aus Deinem nur christlichen Denken. Tugend steht sicher über allem. Aber ich kann an das Schuldgefühl nicht glauben, dort, wo es in der Ordnung geschieht. Ordnung ist Liebe. Der Begriff des Sündhaften ist mir ganz klar. Davon mich zu befreien, ist mein inniges Bestreben, seit ich Dich kenne und liebe. Daher habe ich in der Liebe zu Dir nie ein Schuldgefühl. Und – ich muß dabei bleiben – das körperliche Erleben in Sünde und in der Ordnung hat mir die größten Erfahrungen gebracht – für das Leben – für meinen Beruf. Wissend durch das Erleben! Natürlich muß man durch dieses Erfahren klar werden und anfangen klar zu leben. Vielleicht können das die wenigsten, weil sie zu abhängig sind. Aber viel Einsamkeit lehrt einen das, und anstatt ins Chaos kommt man dann in die Ordnung. Es ist nicht nur Trieb, es ist Notwendigkeit, die stark und stärker ist als Wille. Und alles, was daraus erwächst, sei es Lust, sei es Leid, ist Leben und gebiert wieder Leben. Weißt Du, soviel Ungelöstes geht mit einem herum in diesen Zeiten des Mordens und des Menschenschlachtens und des Hasses. Doch allmählich wächst man so in die Antwort hinein, in die Antwort, die einem gegeben wird. Und so wartet man zu und ergibt sich dem Vertrauen, daß Gott schon weiß, was er tat. Doch schwer ist es, weil ja alles Ernste so schwer ist. Das Geschlecht ist auch schwer und ernst. Wir tragen alle daran. Das ist die Erbsünde. So verstehe ich es!
Für heute adieu! Alles Liebe und Dank für alles, was von Dir kommt. Kuß! T.

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**
Der ungeheuerliche Unterschied zwischen den menschlichen Beziehungen, derer man bedarf, und jenen, die man zutiefst ersehnt. Der Bedarf entsteht aus dem Zusammenkommen negativer Werte; wird uns durch traumatische Erlebnisse eingepflanzt: Furcht, Zweifel, Beklemmung, Abhängigkeit, Schwächen, Unzulänglichkeit, Unvollkommenheit. Ein bestimmtes Verhältnis kann die Furcht beseitigen, Angst beschwichtigen, eine gewisse Ergänzung darstellen, einen Verlust ersetzen, eine organische Untauglichkeit wettmachen, eine Unsicherheit einlullen, eine Ersatzliebe bieten.
Doch ist es vielleicht nicht die Liebe, die man sich wünschte, wäre man von allen diesen Negativa frei. Ein negativer Faktor bestimmt die Wahl, ähnlich wie eine Kletterpflanze an einer Mauer Halt sucht, und verhindert eine positive Wahl.

Hedwig W. **Wien**
An Manfred Hausmann
Lieber Herr Hausmann,
hat man eigentlich auch in Worpswede darüber geredet, daß ich ein Kind kriege? Glauben Sie das auch? Ich habe Ihnen den eigentlichen Grund meiner Flucht nach Wien auch nicht sagen können. Und wenn ich Ihnen

heute sage, es war wegen eines Mannes, sind Sie deshalb schon was klüger? Es wäre vielleicht erleichternd, wenn ich mal reden würde, aber je mehr ich erlebt habe, desto stiller wurde ich. Für mich ist ja nicht ausschlaggebend, was die Leute über mich reden u. denken, sondern einzig, wie ich vor Gott bestehen kann. Inzwischen weiß ich auch, was Prädestination heißt. Vor Jahren hatte ich davon gelesen u. das Buch beiseite gelegt, weil ich nichts damit anfangen konnte. Was sollten mir solche dogmatischen Fragen, auf die es kaum eine Antwort, fast nur Meinungen gab. Außerdem weiß ich nicht, wie ein Pascal, Calvin u. wie sie alle heißen, darüber denken. Womit halten Sie es denn? Augustinus ist mir ein Buch mit sieben Siegeln, dagegen kann ich von Thomas allerhand verstehen.

Augenblicklich krieg ich lauter Hiobsbotschaften von Freundinnen, deren Brüder u. Männer in Rußland gefallen sind. Warum geht es mir da so gut? Freundlichen Gruß Ihre Hedwig

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

«Junge Männer am Meer» fertig. Sonst viele Pratjens – nervös . . .

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Brauer, Carla, Ehefrau, geb. 21. 3. 1915 zu Berlin
Säugling: weiblich, Gew. 3200 gr, Länge 50 cm, Kopfumf. 35 cm
Verlauf: 9. 2. 15.00 Blasensprung,
10. 2. 6.00 Wehenbeginn, 9.30 Partus, 9.40 Placenta, 9.40 2 ccm Secacornin
III. Partus. Dammriß I. Grades (alter Riß). Normaler Verlauf, ging am 14. Tag nach Hause.

Origo, Iris 1902–1988 **Val d'Orcia**

Der zweite Schwung Kinder ist angekommen: sechs kleine Mädchen aus Turin. Sie sind älter als die Kinder aus Genua, zwischen acht und zehn Jahren und haben mehr Selbstbeherrschung. Doch das, was sie durchgemacht haben, ist nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Nella zum Beispiel hat eine leichte Form von Veitstanz; Liberata fällt ab und zu plötzlich in Ohnmacht.

Alle sind sie leicht erregbar und reagieren schon beim geringsten Anlaß hysterisch. Sowohl die «großen Mädchen» aus Turin als auch die «kleinen» aus Genua sind zu unserer Überraschung gut erzogen. Natürlich gab es einige Probleme mit ihren Frisuren, denn manche hatten kahlgeschorene Köpfe. Aber sonst führen sie sich viel besser auf als die

in englische Dörfer evakuierten Kinder, von denen ich gehört habe; die unseren haben einfach reizende Manieren. Alle haben ihr Zuhause bei Luftangriffen verloren; ihre Eltern arbeiten fast alle in den Fabriken in Turin, und sie wissen sehr genau, daß sie wieder bombardiert werden. Immer wenn der Postbote kommt, sausen sie zur fattoria – und wenn eines von ihnen länger als drei Tage keinen Brief kriegt, dann geht es mit blassem Gesichtchen umher.

Jedes Kind wurde sofort untersucht, und jetzt kümmert sich die Bezirksschwester täglich um ihr körperliches Wohlergehen. Die Großen gehen in die Schule nebenan, die Kleinen haben ihren eigenen Lehrer, der ihnen in unserem Kindergarten Vorschulunterricht gibt. Ich habe allen Müttern einen langen Brief geschrieben, und damit sie auch wissen, wie ihre Kinder jetzt aussehen, haben wir von allen Fotos gemacht. Vielleicht können ihre Mütter sie ja später einmal besuchen kommen.

(Im Lauf des Sommers schafften es nach und nach alle Mütter einmal herzukommen, und als sie sahen, wie gut es ihren Kindern ging, und wie zufrieden sie waren, bettelten sie, ich möge doch noch einen Bruder oder eine Schwester aufnehmen, sodaß schließlich 23 Kinder hier waren.)

Schon jetzt zeigen sich deutlich die verschiedenen Charaktere der Kinder. Liberata ist eindeutig die Anführerin der älteren Mädchen: mit Abstand die Intelligenteste und Vernünftigste, bemuttert sie bereits die Kleinen. Sie ist die geborene Schullehrerin – und sicherlich wird sie das später auch werden. Von den anderen ist die dicke Anna Gotta am goldigsten: rosig und rund wie ein Apfel. Sie besteht darauf, eine winzige blaue Schleife in ihr kaum 3 cm langes Haar zu binden, nur damit man sieht, daß sie kein Junge ist.

In ganz Europa mußten Kinder wie diese Heim und Familie verlassen und werden, zwar verunsichert aber doch voller Hoffnung, von völlig fremden Menschen aufgenommen. Dieser Exodus hat etwas tief Bewegendes an sich und auch etwas entsetzlich Unrechtes: Zu denken, daß wir in einer Welt leben, in der so etwas nicht nur möglich, sondern notwendig ist, gibt einem fast das Gefühl, daß man persönlich dafür verantwortlich ist.

Im Moment können wir unser Gewissen nur dadurch beruhigen, daß wir ihnen Unterkunft, Essen, Trinken und Liebe geben. Aber das ist nicht genug. Nie werden wir je genug tun können.

Hellmut S. *1918 **Saporoshje**

Hoch verehrter Herr Dr. Grimm!

Inzwischen nun ist Stalingrad gefallen. Ich habe lange um diese Sache gewußt, aus der es kein Entkommen mehr gab. Es hat mir das Herze ganz wund gemacht.

Sie mögen mir gestatten, hier einmal meine rein persönlichen Gedanken aufzuschreiben zum Sommerkrieg 1942, die mich immerzu bewegen und von denen ich einfach nicht loskommen kann. Natürlich ist alles nur von mir aus gesehen, also ohne Kenntnis der großen Zusammenhänge, so daß es sehr leicht falsch sein kann. Aber vieles ist in seinen Auswirkungen am eigenen Leibe erlebt und erlitten worden. Und der es hier schreibt, ist alter Soldat.

Der Beginn der Offensive 1942 ist noch heute in meinen Augen eine einmalig große Leistung. Denn sie wurde nicht begonnen mit sogenannten Sturmarmeen; vielmehr setzte sich plötzlich die Abwehrfront in Bewegung, stürmte aus ihren Gräben heraus und dann so gewaltig vorwärts. Das wird uns so schnell nicht nachgemacht. Wo immer der Feind angreift, da geschieht es in der Form, daß er hinter seiner eigentlichen Front die zum Angriff bestimmten Verbände zusammenzieht und dann mit Schwerpunktbildung losbricht. Allerdings, selbst wenn wir es auch so gewollt hätten, wir hätten es nicht gekonnt, weil uns einfach Divisionen fehlen, die man einmal herausziehen kann. Bei uns muß immer alles eingesetzt werden.

Ich weiß nun nicht, wie die operativen Ziele für 1942 lauteten, ob gleich zu Anfang Stalingrad und Kaukasus, ob nur Stalingrad, ob nur Kaukasus. Nur Stalingrad wäre ein großes, sich lohnendes Ziel gewesen: Sperrung des gesamten Wolgaverkehrs. Nur Kaukasus wäre ebenfalls ein großes, sich ebenfalls lohnendes Ziel gewesen: Inbesitznahme des landwirtschaftlich wichtigen Kubangebiets und sämtlicher Ölvorkommen. Beide Ziele zugleich war zu viel, dazu hatten wir niemals genügend Verbände.

Es scheint mir aber nun so sein zu können, daß der Russe am meisten die ganze Angriffskraft auf Stalingrad fürchtete und er aus diesem Grunde im Kaukasus so verblüffend schnell zurückging, die deutschen Verbände förmlich hinter sich her und damit von Stalingrad abziehend. – Wenn man sich die Karte anschaut und nüchtern erwägt, wie komme ich vom Don zur Wolga, dann wird klar, daß sich die Stoßrichtung auf Stalingrad einfach anbietet. Man muß dann einen «Schlauch» vorantreiben in solch einer Breite, der über dem Aktionsradius der russischen Panzer für einen Tag liegt und mit einem Kräfteverhältnis 1:2:2, also

vorne «1», linke Flanke aber und rechte Flanke je «2». Denn das wird beim Blick auf die Karte auch sofort klar: ein Unternehmen mit größter Flankengefährdung. Das aber hat man nicht getan. Man ist mit relativ schwachen Kräften vorgestoßen, für die Flanken blieb fast nichts übrig. So kam es denn, daß der Russe uns Stalingrad in dem Augenblick ließ, wo die Stadt sowieso ein Trümmerfeld war, daß er nunmehr aber vom Norden herunter, weit westlich im Rücken der Stalingradfront, vorstieß. Dabei mußte Stalingrad verlorengehen. Als dieser russische Vorstoß begann, hätte man vielleicht noch ausweichen und so die völlige Vernichtung der 6. Armee vermeiden können. Man tat es nicht. Vielleicht hat man hier (wie leider überall!) den Russen, seine Kraft und sein Können unterschätzt. – Eine theoretische Erwägung, wie man Stalingrad anders hätte machen können: Die Kräfteeinheit «1» frontal auf Stalingrad; Kräfteeinheit «2a» Schutz der Nordflanke mit sofortigem Ausbau fester Feldstellungen; Kräfteeinheit «2b» Schutz der Südflanke mit Ausbau vorübergehender Feldstellungen. Notwendige Reserven für «1» werden aus «2b» entnommen. Ist Stalingrad fest in deutscher Hand, sofortiges Antreten von «2b», um nach Süden den «Schlauch» zu erweitern, also für Stalingrad ein ruhiges rückwärtiges Armeegebiet zu schaffen, dabei Schwerpunkt am Wolgalauf unterhalb von Stalingrad, dort ebenfalls sofort Anlage von festen Feldbefestigungen. Aus diesen Operationen von «2b» hätte sich vielleicht die Kaukasusoffensive entwickeln können, wenn es die Jahreszeit noch erlaubt hätte, die eigenen Verluste des Frontalangriffs auf Stalingrad und das über den Gegner gewonnene Bild.

Wäre nur der Kaukasus unser Ziel gewesen, dann hätte der Auftrag lauten müssen: Öl, alle Pässe und Vernichtung des linken russischen Flügels. Diese drei entscheidenden Dinge aber gelangen uns nicht – trotz aller groß scheinenden Siege des Jahres 1942. Wir kamen nicht in den Besitz des Öls, wir bekamen die entscheidenden Pässe nicht in unsere Hand; es gelang nicht die Vernichtung der russischen Kräfte. Überall im Kaukasus, wo wir den Russen hätten vernichtend schlagen können, setzte er sich geschickt von uns ab. Wo er sich dann festsetzte, konnten wir ihn nicht mehr werfen, da fehlten plötzlich die Divisionen, vor allem auch die Luftwaffe, die bei Stalingrad kämpften – wie wir denen dort oben fehlten. Wir waren nun zersplittert, eine volle Entscheidung gab es nicht mehr, obwohl jeder Soldat alles daran setzte.

Wie hätte man den Kaukasus alleine nehmen können? Nur nach Bildung einer äußerst starken, voll beweglichen Flankensicherung nach Norden, dann aber mit einer Kräftegruppe schneller vorstoßen auf das Kaspische

Meer etwa bei Kachatsch-Kala[?] ohne das lange Aufhaltenlassen am Terek. Die andere Kräftegruppe am Schwarzen Meer entlang mit Ziel Tuapse[?], Batum [?]. Denn beide Meeresküsten scheinen mir entscheidend zu sein. Die Mitte wäre dann wohl sehr leicht gefallen. Auch bin ich der Meinung, als man merkte, daß sich vieles so anders entwickelte, als es die Führung geplant haben mag, da noch hätte man Zeit gehabt, den Südoststoß, wo ich dabei war, abzublasen, um mit allen Kräften die Gesamtküste des Schwarzen Meeres in unsere Hand zu bringen, um dem «Engpaß Rostow» wirkungsvoll zu begegnen. Denn mit einer deutschen Krim und deutschen Schwarzmeerküste könnten wir auch jetzt noch handeln, uns eventuell halten, zumindest aber leidlich ohne Verluste absetzen. Jetzt aber, rechne ich, wird Rostow bald fallen, was so viel heißt, daß im Westkaukasus damit einige deutsche Divisionen wieder verloren sind.

Noch eine Lehre aus dem bisherigen Ostkrieg: Stark im Spätherbst und im Winter sein!! Wir operieren allemal im Sommer, wobei wir natürlich am Winteranfang völlig ausgeblutete Divisionen haben mit einer völlig verbrauchten Ausrüstung. Dann setzt der Russe seine allemal ein Jahr nur dazu geschulten Angriffstruppen an, die uns dann natürlich schlagen müssen.

Ich höre jetzt viele sagen, im Augenblick mache der Russe eine Verzweiflungsoffensive, es handle sich um seine letzten Reserven (die er laut unseren Zeitungen schon seit der Stalin-Linie einsetzt!). Ich glaube niemals daran. Verzweiflungsoffensiven führt man an einer Stelle; der Russe greift vom Eismeer bis zum Kaukasus aber gleich stark an und überall gewaltig ausgerüstet, also bewaffnet. –

Geben wir es ruhig zu: die russische Kraft ist nicht gebrochen, sie steht drohender denn je über uns! Freilich, nun heißt es, sie abwenden, den Russen dennoch zu schlagen. Ich glaube an unseren deutschen Sieg – wenn wir es richtig machen! Wie es richtig ist, ich vermag es nicht zu sagen. Waffen sind notwendig, viele, viele gute Soldaten hier draußen, innere Kraft und ein nahezu übernatürlicher Glauben. – Ihr Hellmut S.

Jagow, Dietrich von 1892–1945 **Budapest**

Telegramm an das Auswärtige Amt
Geheim – Nur als Verschlußsache zu behandeln
Für Herrn Staatssekretär.
Nach amtlichen deutschen, beim Militärattaché [Rabe von Pappenheim] vorliegenden Nachrichten hat Führung ungarischer Armee und ungarischer Truppe versagt.

Nach einer von *Pester Lloyd* heute morgen veröffentlichten Berliner DNB-Meldung vom 9.2. haben sich aber bei den schweren Abwehrkämpfen im Don-Donez-Gebiet auch ungarische Truppen aufopfernd geschlagen. Um die Gefahr einer Umklammerung von Nachbardivisionen abzuwenden, hätten sich einzelne Honvéd-Verbände eingeriegelt und die Umgruppierung der übrigen Honvéd-Einheiten gesichert. Diese Verbände hätten bis zur letzten Granate und letzten Patrone gegen eine Übermacht gekämpft.
Da letztere Meldung im Widerspruch zu der beim Militärattaché vorliegenden steht, vermute ich, daß wir aus bestimmten Rücksichten nach außenhin den ungarischen Verbündeten zu schonen wünschen. Zur Regelung meiner Sprache wäre ich dankbar für baldige Drahtweisung, wie ich, wenn ich von maßgebender ungarischer Seite auf Haltung ungarischer Truppen angesprochen werde, reagieren soll. Dabei ausgehe ich davon, daß es nicht Aufgabe hiesiger deutscher Journalisten im besonderen wie Reichsdeutscher überhaupt ist, unseren Verbündeten öffentlich zu kritisieren. Jagow

Albert K. 1902–1945 **südl. von Woroschilowgrad**

Meine Lieben!
In den letzten Tagen hat es wieder allerlei Veränderungen und Umstellungen gegeben, drum war es mir nicht möglich, zu schreiben. Aber meine Gedanken sind ständig bei Euch. Unsere eigene Lage ist geordnet, aber im Großen sieht es nicht gut aus. Man muß die Zähne zusammenbeißen und hoffen. Verlassen wir uns auf unser Glück.
Dein Albert!

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Heute höre ich: unser Freund Erich Schroeder, bei Woronesch verwundet, liegt im Lazarett in Kursk, dies ist aber von den Russen bedroht. Endlich kommt auch Post von Anton; er ist auf Skiern unterwegs, bei mörderischer Kälte, ein wahres Zigeunerleben. Dazu intensive Gefechtstätigkeit. Das russische Land gewinnt er immer lieber.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

–1°. Schnee im Begriff wieder zu verschwinden. Kaltes Wetter im Freien und im Haus. Åke ist gestern mit dem Flugzeug aus Berlin nach Hause gekommen, munter und mit Rom zufrieden. [...]
Der russische Druck geht weiter und ist erfolgreich. Am härtesten am mittleren Donez, zwischen Orel, Kursk und Rostow. Die Russen

stehen im Begriff, in die Vororte von Kursk einzudringen. Sie haben große Verluste. Sie sind den Deutschen an Mannschaft und Material überlegen, in der Luft jedoch unterlegen. Die deutsche Luftwaffe wird gegen russische Reserven und Truppenansammlungen eingesetzt. – Korrespondenten beschreiben die Schuttberge von Stalingrad und haben Paulus gesehen. – Auf der Wolga fahren Kalmücken mit Ponnies und Schlitten.
In England spricht man von einer Offensive. Man meint, sie werde mit ca. 50 Divisionen, gegen die die Deutschen 100 Divisionen aufstellen, an der französischen Kanalküste ansetzen. Man glaubt nicht an Norwegen. Überall werden die Küstenbefestigungen verstärkt. – Im Unterhaus hat Churchill eingestanden, daß die Lebensmittelreserven in Anspruch genommen werden müssen, aber die Lage sei gut. Über die Handelsflotte will er sich nicht äußern.
Giraud, Präsident in Französisch-Afrika, soll über 300 000 Mann verfügen, die von den USA ausgerüstet werden, de Gaulle in London. Spannungen zwischen de Gaulle und Giraud und in der Frage der Amerikanisierung Afrikas, auch zwischen London und Washington. – Die U-Bootgefahr nimmt mit der steigenden Zahl der U-Boote zu. England ist der Meinung, daß ständig 100 Boote in Betrieb sind. – Vor der Isabella-Insel haben die Japaner 1 Kreuzer, 3 Jäger und 13 Torpedoboote versenkt. [...]
Am Donez einige Verbesserungen für die Deutschen. – In Tunis machte Deutschland 5000 Gefangene und schlug die Amerikaner gründlich zurück.

Blücher, Wipert von 1883–1963 **Helsinki**
Telegramm an das Auswärtige Amt
1.) Ich sprach heute Außenminister [Witting] auf die aus allen Teilen der Welt einlaufenden Meldungen über Finnlands Sonderfriedensbestrebungen an. Außenminister erwiderte, bevorstehende Präsidentenwahl auslöse stets gewisse Verwirrung. Dazu komme Besorgnis wegen der Rückschläge an der deutschen Ostfront. Alliierten versuchten, diese Stimmung auszunutzen, um Finnland aus der Front herauszubrechen. Es sei nicht zu verkennen, daß diese Agitation gewissen Eindruck mache. Aber er habe selbst unter den Kritikern der gegenwärtigen Regierung bisher niemand im Reichstag gefunden, der die bisher befolgte außenpolitische Linie verurteilen und eine andere vorschlagen könne. [...] Blücher

Böttger, Hermann *1923 **Kronstadt**
Liebe Mutter!
Nun bin ich also hier oben gelandet und war überrascht über den herrlichen Schnee, der hier liegt. Gestern schien wunderbar die Sonne, und heute hat es geschneit. Der Lehrgang dauert bis zum 16.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**
Es ist kurz nach 7 Uhr. Ich habe mich eben draußen in Eiseskälte im Kochgeschirr gewaschen (mit Lokomotiv-H_2O). Nun fühle ich mich wie neu geboren. In der Nacht mußte ich zweimal draußen Zugwache stehen. Es war schaurig kalt. Draußen laufen Polen herum mit den typischen schwarzen Fellmützen. Es ist auch polnisch kalt. – Kurz hinter uns liegt «Mrzana». Gestern abend um 22.00 passierten wir «Zurawica[?]-Süd».
Fast 1 ½ Stunden habe ich eben draußen gestanden. Meine Hände sind noch ganz klamm. Wieder standen Polenbengel an den Wagen und bettelten. Einer bekam eine trockene Schnitte und heißen Kaffee von uns. Gierig schlürfte er. Seine Beine steckten bis über die Knie in zerrissenen Schaftstiefeln. Traurige Jugend. Kennen sie es aber anders? – Eine mit Tüchern charakteristisch vermummte Frau brauchte anscheinend Feuerholz; sie ging mit dem Beil an den Bohlenzaun des Bahnhofes und hackte nach Bedarf Stücke davon herunter.
10.30: «Zimna Woda». Die Häuser schauen zwar freundlicher aus, doch auch hier dasselbe: Ein Junge, zerlumpt, dreckig, läuft gestikulierend, schreiend am Zug entlang, deutet auf seinen Mund: Brot! Zigeuner laufen zwischen den Geleisen herum: «Gebt Brot, dann gute Reise!»
Unsere Verpflegung ist tadellos. Gestern gab es z. Bsp. Sardinen in Tomatensauce. Abends wird Tee mit etwas Rum ausgeschenkt. – Heute Mittag brausten wir an Lemberg vorbei. Von der Stadt selbst sah ich nicht viel, da Kameraden die ganze Tür ausfüllten. Nur von einem Vorort sah ich den ganzen Dreck, die wüste Unordnung. Auf den Straßen und in den Höfen lagen Eimer, Abfall und sonstige Klamotten herum.
Mal schnell, mal langsam stampfen wir durch das mehr und mehr verschneite Land. Außen mit Stroh verkleidete, einstöckige Häuser gleiten an uns vorüber. Deutschland rückt in immer weitere Ferne. Das Land wird immer fremder: Primitive Schlitten scheinen das einzige Verkehrsmittel zu sein. Umgestürzte Kanonen und Panzer liegen verstreut am Bahndamm. In der Ferne, auf flachen Hügeln ducken sich Dörfer mit einstöckigen Häusern dicht an den Boden. Oft überragt eine schon

orientalisch anmutende Kirche mit 3 Kuppeln das Gewimmel der Häuschen. – Bei einem Aufenthalt stoppen zwei andere W-H-Transportzüge neben uns (Waffen SS). Ob man da unten noch etwas erwartet??

Ob sich meine Mutter Sorgen macht? Gewiß. Und ich kann ihr augenblicklich nicht mehr schreiben. Abends vor dem Einschlafen (und das dauert recht lange) denke ich an meinen Urlaub. Auch wenn ich die Aktentasche, die ehedem meine Mutter immer mit zur Schule nahm, betrachte, denke ich an sie, stelle mir vor, wie sie die Tasche auf das Katheder legt, die Schnallen löst ... Ach, das sind nur so Kleinigkeiten und doch so bedeutungsschwer.

Die gestrige Nacht begann damit, daß mir ein Stiefel auf den Schädel bumste. Es war schaurig kalt. Die Butter war vor Kälte nicht mehr streichbar. An den Eisenbeschlägen bildete sich weißer Reif. Bald waren die Füße eiskalt, bald zog es am Kopf, bald war die Luft von Zigarettenqualm zum Atmen zu dick. Ein kleiner Husten stellte sich auch noch ein und vollendete die Gemütlichkeit. Um Mitternacht passierten wir Tarnopol. Gegen 2 Uhr wache ich aus ermüdendem Halbschlummer auf: «Der Zug brennt! Feuer im Zug!» Dieses aber in so wenig aufregendem Ton, daß ich liegen blieb. Vielleicht brannte irgendwo etwas Stroh? Da höre ich draußen: «2 Mann werden vermißt! Vielleicht sind sie verbrannt!» Da bin ich draußen mit meiner Retina. Der Schnee leuchtet hinten hellrot. Schwarze Gestalten winden sich silhouettenhaft davor. Ich stapfe durch den tiefen Schnee. Ein Wagen brennt lichterloh. «2 Kräder sind drin!» «20 Zentner Kartoffeln!» «Die zwei Leute sind abgesprungen!» So schwirren die Stimmen durcheinander, während ich knipse. Nach und nach erfahre ich, daß die beiden abgesprungen sind, der eine mit brennenden Haaren. Der andere holte sich eine Fußverletzung, weil er keine Stiefel anhatte. Zum Glück konnten sich die beiden in ein Bahnwärterhaus retten. Der Brand entstand wahrscheinlich durch den unbewachten Ofen. Das war das Ereignis der Nacht.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Post kam keine. Ich schicke 2 Päckchen mit Bildtafeln, ausgeschnitten aus einer beschädigten Stellwand. Es ist chinesische Arbeit. Teile davon waren als Verdunklung an ein Fenster genagelt. Die Stellwand stammt vermutlich aus dem Schloß. Beim Abwaschen entdeckte ich leider, daß die Lackschicht schon verloren war. Das Gold blättert ab. Darum möchte ich bitten, die Tafeln nicht mit Wasser zu behandeln, die

Seitenflächen mit Tusche abzudecken und zum Schluß die Sichttafeln einzuwachsen. Wenn man die Ausschnitte im Dunkeln aufstellt, leuchten sie und wirken als Märchenbilder.

Ich las ein Buch von W. Bonsels; sehr geistreich und gewollt apart. Wie St. mir erzählte, lebt er am Starnberger See mit 2 Frauen.

Kurt W.

An Manfred Hausmann **auf Transport nach Rußland**

Sehr geehrter Herr Hausmann,

vor ein paar Tagen schrieb mir mein Kamerad B. K., daß er Ihnen auch die Vertonung vom Reiterlied und vom «Reh» gesandt habe. Wenn das Glück uns hold gewesen wäre, hätte ich Ihnen auch diese Lieder singen können. Besonders empfinde ich das Reiterlied als geglückt. Die Zeilen von den verlorenen Reitern, die in den Tod reiten, lassen mich schon lange nicht mehr los. Es ist mir so, als ob sie eine sehr harte Wirklichkeit bezeichneten. Obwohl sich immer wieder eine Spur Optimismus breit machen will, so wird doch das Dunkel immer dichter. Wir werden von Tag zu Tag mehr auf einen schmalen Steg gedrängt, der uns nur zwei Möglichkeiten offen läßt. Aber unsere Seele wehrt sich immer wieder gegen eine solche harte Forderung. Wir brauchen eine Insel, ein Reich, das uns Frieden und Ruhe gibt. Aber wir sind ausgesetzt auf den «Hügeln des Herzens». Es kommt nur auf uns an, ob wir ein solches Leben bestehn, wenn der Leib uns erhalten bleiben sollte. Mein Abtransport nach Rußland hat sich bis jetzt verzögert; aber nun sind wir doch dran.

Ich bin so glücklich, im September in Worpswede gewesen zu sein. Diese wenigen Tage sind für mich die Insel, von der ich vorhin sprach. Im Augenblick habe ich noch das Rilke Gedenkbuch «Stimmen der Freunde» bei mir, das auch oft von Worpswede spricht, und da sind die Tage doppelt gegenwärtig. Zudem gab mir unser Batterieleutnant noch ein Heft der neuen Rundschau, in dem Ihr Brief über die Schiffe steht. Ich habe ihn mir abgeschrieben. Rare Dinge muß man mit allen Mitteln festhalten.

Hoffentlich haben Sie unter den letzten Angriffen nicht zu leiden gehabt. Die Belastung des Soldaten ist heute um so größer, da er meist noch liebe Menschen in der Heimat in ständiger Gefahr weiß. Aber ich hoffe und wünsche, daß Sie gesund und heil durch alle Gefahren hindurchkommen.

Mit guten Wünschen für Ihr Wohlergehen Ihr Kurt W.

Bahlburg, Hermann 1923–1944 **Stolpmünde**

Gestern abend stieg unsere Abschiedsfeier in der Kantine. Alles war gut, nur zu leise. Vor allen Dingen der Künstler, der Rasierklingen kaute und Tünnes und Scheel mimte. Helms war krank: ich versorgte ihn mit allem, damit er auch etwas davon hatte. Wir sollen alle nach Kahmeln kommen. Also gehen wir einer dunklen Zukunft entgegen.

Richard B. *1922 **Ingolstadt**

Vorgestern Scheibenanflüge am Platz mit der FW 58, 1713 K 1000, gar nicht so einfach. Gestern morgen große Alarmübung im Horst, wie üblich 2 Stunden gefroren, dann wieder Entwarnung. Gestern abend große Haussuchung, Fw. M. sind zwei Ringe gestohlen worden, da mußte auf jeder Stube ein Offz. die sämtlichen Klamotten durchwühlen. Natürlich nur Formsache. Hätte 1000 Ringe verstecken können. Ist aber eine Schweinerei, daß sich sogar das flg. Personal untereinander beklaut! Heute allerlei Kapriolen mit der Ar 96 gemacht. War ganz prima, habe meine ersten Kurven alleine geflogen am 2. Knüppel. Gefreut hat mich, daß ich offenbar ganz luftfest bin, hat mir nicht das Geringste ausgemacht. Heute wieder Luftschießen mit der Weihe, weiß nicht, ob ich die – ziemlich blöde – Übung erfüllt habe.

Habe das Buch «Der Pastor von Poggue» gelesen. Man kann sich direkt selbst an dieser festen und starken Art des Pastors Barfood aufrichten.

Heiner F. *1921 **(Andernos-les-Bains)**

Die Verlegung für den ganzen Stab war bald durchgeführt in ein Ferien-Paradies am Meer, es war der Ort Andernos-les-Bains, wir Soldaten zogen in Wochenendhäuser, und es hätte nicht schöner sein können.

Nun kommt die Sache mit den orthopädischen Schuhen. Ein Franzose hatte mir durch den Absatz am linken Fuß eine Achse gemacht und daran war ein Eisenstab gemacht, der bis unters Knie reichte und da mit Lederriemen festgemacht war. Das Glanzstück schaute unter der Hose raus, und weil das Gelenk im Absatz Verschleiß hatte, klapperte alles bei jedem Schritt. Die Franzosen zeigten mit den Fingern hinter mir her und sagten, mit sowas wollen die den Krieg gewinnen? Nun, ich wollte den Krieg nicht gewinnen, wäre aber sehr sehr gerne zu Hause gewesen. Eines Tages bekam ich Bescheid, soll Urlaub bekommen und in der Heimat ein Paar vernünftige orthopädische Schuhe machen lassen.

Ich bekam also Heimaturlaub und dieser war sehr schön. Mir hatten die Franzosen dazu verholfen, durch den Spott wegen der Schiene am Bein. Ich besorgte mir im Dorf Eier, geräucherte Fische u.s.w. Ich verpackte

alles gut, und die Eier wurden ohne Schale in die Gasmaskenhülle geschlagen, so konnte man viel mehr mitnehmen. Ich bekam den Urlaubsüberzug, und ich kam über Umleitungen in die Heimat. Die Freude war sehr groß. Meine Frau wünschte sich ein Kind, und ich hatte so viel Gegenargumente, wie «Kanonenfutter» zeugen, der Krieg kann noch lange dauern, ich kann noch sterben in diesem Krieg u.s.w.! Meine Frau aber ließ sich nicht beirren, es sollte dann ein Andenken sein. Es war ein schöner Urlaub, aber die Trennung fällt sehr schwer.

Ich fuhr nach Eschwege zum orthop. Schumacher und diesem sagte ich, wie schnell er die Schuh machen sollte, ich hatte ja nur 14 Tage Urlaub. Er lachte nur und sagte, ich soll mal zwei Tage vor Urlaubsende zu ihm kommen. Immer fragte ich mich, wie will er nur die Schuhe machen, ohne Maß genommen zu haben? – Als ich dann zum Schuhmacher kam, sagte er, nun wollen wir mal Maß nehmen. Ich fragte ihn wie es weitergehen soll? Er schrieb mir einen Schein fürs Wehrbezirkskommando und bat um 14 Tage Urlaubsverlängerung und diese wurden sofort genehmigt. So kam ich glücklich zurück zur Frau und Schwiegereltern. Aber auch diese Zeit verging mir viel zu schnell und so kam der Tag der Anprobe. «Leider» war noch kein Schuh fertig, und erneut mußte ich um 7 Tage Urlaub bitten, diesmal wegen «Ledermangel»! Langsam wurde es mir doch unheimlich, so lange von der Truppe weg! Aber welch ein Wunder, nach der vereinbarten Zeit waren die neuen Schuhe fertig und diese paßten prima, ich konnte sehr gut laufen.

Staffe, Hubert **Hamburg**

Lieber Herr von Bargen!

Ich erfahre aus Lübeck, daß nun auch Ihr einziger u. so hoffnungsvoller Sohn vor dem Feinde gefallen ist!

Trostesworte bleiben für die Leidtragenden meistens etwas rein Äußerliches. In solchen Lebenslagen gibt es einfach keinen Trost. Das muß jeder mit sich allein abmachen. Aber trotzdem möchte ich Ihnen u. Gattin meine aufrichtigste Teilnahme aussprechen, seien Sie stark in Ihrem Schmerz. Die Zeit wird u. muß alle Wunden heilen. Aber die Narben, die bleiben! Und daran tragen wir Alten zeitlebens!

Ich selbst erhielt vor 14 Tagen die Nachricht, daß mein Ältester gefallen sei. 8 Tage früher wurde uns der Zweitälteste als vermißt gemeldet! Ahnen Sie, was an der Ostfront «vermißt» bedeutet?! So ziehen Kummer und Leid durch alle Familien. Und wo ist das Ende?

Nochmals aufrichtige Teilnahme. Ihr

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

Lieber Bruder Winterberg!

Da ich im Auftrag des Oberkommandos der Kriegsmarine unterwegs war und erst jetzt von einer längeren dienstlichen Reise zurückgekehrt bin, muß ich Sie für die Verzögerung meiner Antwort sehr um Entschuldigung bitten, die sich daraus erklärt, daß die Post verspätet in meine Hände kam.

Die Arbeit, die Ihre Frau Tochter meinen wird, ist eigentlich überhaupt nicht organisatorisch faßbar. Nach dem Aufhören der DCSV-Altfreundekreise, die in Berlin zahlreich und blühend waren, hat sich dieses Bedürfnis nach Zusammenkunft neue, oder doch wenigstens eigene Wege geschaffen, und es kommen «hin und her in den Häusern» heute eine ganze Menge solcher Kreise zusammen. Hinzu kommt, daß nach solchen häuslichen Zusammenkünften über geistigen und geistlichen Fragen heute in Berlin ein ganz erstaunliches Bedürfnis vorhanden ist; es ist fast wie zu Schleiermachers Zeiten.

Diese ganze Arbeit hat aber überhaupt keine feste Form, weder vereinsmäßiger Art noch für die einzelne Zusammenkunft. Neben regelmäßigen Hausbibelstunden finden auch Besprechungen über allgemeinere religiöse Fragen oder Grenzgebiete statt.

Ich glaube, daß dieser Typus der Arbeit wohl nur in Berlin zweckmäßig ist, wo sich größere und sichtbarere organisatorische Zusammenschlüsse schwer durchführen lassen. In Ihrem Fall würde nach meinem Eindruck das Vorbild der württembergischen «Gesellschaft» treffender sein. Wenn die Arbeit von berufener kirchlicher Seite ausgeht, werden wohl auch die übrigen Fragen der Organisation keine endgültigen Schwierigkeiten machen.

Außerdem gibt es hier das kirchenamtliche Berliner Vortragswerk, das auf Anregung des EOK und der Stadtsynode entstanden ist. Während die katholische Kirche ein ausgezeichnetes Vortragswerk hatte, hatte die evangelische Kirche nichts Entsprechendes aufzuweisen. Dieser Mangel sollte nun ausgeglichen werden; mit der Durchführung wurde seinerzeit Herr Prf. Bronisch-Holtze beauftragt, der damals gleichzeitig Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche war. Eine bestimmte Bezeichnung führte diese Arbeit nicht. Sie sollte nur durch die Gleichartigkeit der Programme wirken, wobei Vorbilder der Evangelischen Wochen mitgewirkt haben. Die Zusammensetzung der Vortragenden freilich, dem konsistorialen Ursprung entsprechend, ist etwas bunt geraten; neben ausgezeichneten Vertretern wie Althaus, Schreiner usw. kamen auch gemäßigte DC zu Worte.

Endlich sollte ich noch sagen, daß einzelne rührige Pfarrer gelegentlich einige Gemeinden zu einem Vortragswerk zusammenfassen, das sie selber tragen. Wenn es gut vorbereitet wird, kann es durchaus erfolgreich sein, da das Bedürfnis nach allen diesen Fragen heute in Berlin außerordentlich groß ist.

Mit herzlichen Segenswünschen für alle Ihre Pläne und brüderlichem Gruß Ihr

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

An Hauptmann Evers, Bruder einer Schulfreundin, in dessen Haus in Ingolstadt sich ein politisches Gespräch entwickelt hatte, welches den Hauptmann am nächsten Morgen zu der Bemerkung anstachelte, es sei eigentlich seine Pflicht, mich dem Kriegsgericht zu melden.

Ich schicke Ihnen das Manuskript (Teile der bearbeiteten Kriegsbriefe), wie wir es besprochen haben. Gleich nach unserer so wenig glücklichen Unterhaltung war ich der Meinung, die Blätter wären vielleicht imstande, mich Ihnen besser verständlich zu machen, als es mündlich möglich war. Aber je genauer ich über die Ursachen nachdachte, warum es denn nicht möglich war, mich verständlich zu machen, und warum das Gespräch derart im Mißverständnis steckenbleiben mußte, umso deutlicher wurde mir, daß diese Blätter nichts Besseres bewirken können. Das einzige, was sie dem Wort voraus haben, ist der Mangel an Spontaneität, und damit mögen sie vielleicht doch manchen meiner Formulierungen nachträglich ihre Schärfe nehmen. In einem Gespräch wie dem unseren springt der Redende ja gewissermaßen jedem Satz mit seinem ganzen Wesen nach, und das umso mehr, je deutlicher er empfindet, daß er die Mitte des Gegenstandes verfehlt. Der entscheidende Unterschied unserer Betrachtungsweise, und damit der eigentliche Inhalt des ganzen Abends, ist ruhigen Blutes einfach zu formulieren: Sie halten die «Staatsqualle» für möglich.

Im Manuskript werden Sie finden, daß ich am Vorabend des 22. Juni 41 mit einem überaus gescheiten, ob seiner Originalität in ganz Ostpreußen bekannten Kirchenherrn über eben diesen Begriff diskutiert habe. Wir verstanden darunter eine Organisation des ganzen Volkskörpers derart, daß jeder, dienstbar einem «höheren» Gesetz, eine genau begrenzte Funktion ausübt. Sie finden den gleichen Gedanken in geistvoller Übertreibung in Huxleys Roman «Welt wohin?», dem einzigen mir bekannten Zukunftsroman, der nicht in einer kindlichen Hypertrophie der Technik steckenbleibt, sondern deren sozialpsychologische Konsequenzen bis zu einem freilich absurden Ende verfolgt. Das ist genau

dasselbe, was Sie meinen, wenn Sie sagen, «es kommt nur auf die Führung an».
Die Entwicklung unseres Gespräches bedaure ich sehr, denn wir vergaßen darüber, daß ein immerhin nicht banales Gespräch das eine ist, unser Leben und unsere Haltung aber das andere, ich meine: das wichtige. Hier schieden sich noch mehr als die Geister die Naturen, insofern der eine des bedingungslosen Optimismus bedarf, um seine Pflicht erfüllen zu können, der andere ihm deshalb nicht nachsteht, weil er sich diesem Optimismus nicht einfach in die Arme werfen kann. In diesem Sinn hoffe ich nun doch, daß Ihnen das Manuskript zeigt, daß die Befürchtungen, die Sie äußerten, nicht begründet sind.

Scholl, Sophie 1921–1943 **Ulm**
An Fritz Hartnagel
Mein lieber Fritz!
Hoffentlich genügt die Adresse, die Deine Mutter uns telefonisch mitgeteilt hat. Dann wird Dich endlich wieder etwas von unserer Welt erreichen. So laß Dich erst von Herzen begrüßen, nachdem Du so lange und weit von uns weggewesen bist. Und nun ist dies Wiedersehen, das uns bevorsteht, für mich so anders als alle andern, so als würdest Du zurückkehren, um ganz da zu bleiben. Und wenn ich bisher zu müde war zum Plänemachen, weil sie ja doch durch den Krieg alle zu Schanden wurden, so schießen sie jetzt empor wie Urwaldblumen nach einem langen, warmen Regen, so bunt und ungeheuerlich. Doch wollen sie mir gar nicht ungeheuerlich vorkommen, sondern alle sehr durchführbar.
Entschuldige, daß ich so übers Ziel hinausschieße und nicht mehr sehe, was klein und groß ist. Am liebsten möchte ich gar nichts mehr schreiben, bevor Du da bist, denn meine Ungeduld möchte Dich am liebsten morgen schon hier sehen, obwohl Du sagtest, daß dafür wenig Aussicht besteht. Ich glaube es trotzdem.
Meine Hände sind noch ganz unbeholfen, heiß und zittrig vom langen Wäscheauswringen, denn ich helfe diese Woche daheim, weil Mutter und Inge so halb krank sind (Brechdurchfall) [...]
Viele liebe Grüße Deine Sophie

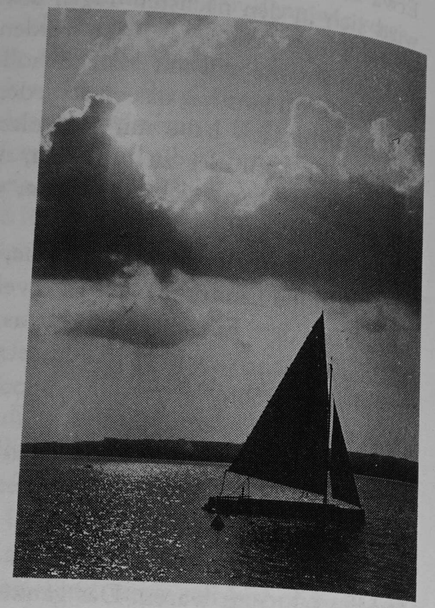
Graf, Willi 1918–1943 **München**
der mittagsdienst ist rasch zu ende. ich sitze daheim und arbeite. besuch in der siegfriedstraße. am abend briefe und lesen. ich gewinne einen abstand, denke an das nächste wochenende.

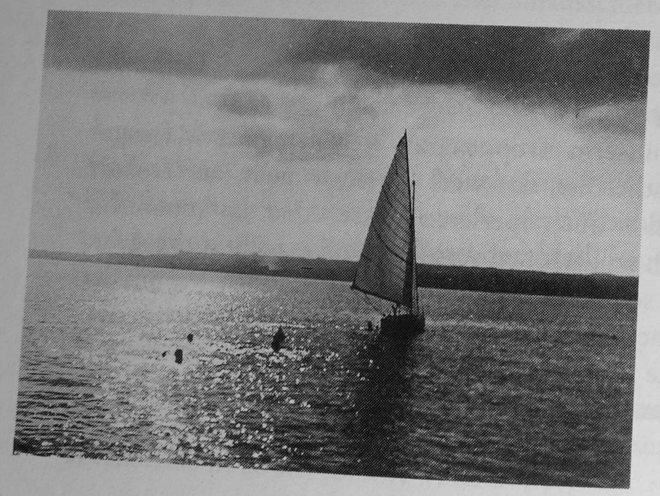
Fürst, Lilo *1913 **(München)**
Etwa am 10. 2. 43 kam Alex [Schmorell] atemlos zur Tür herein. «Es wird sich in den nächsten Tagen etwas ereignen.» In der Universität sollten Flugblätter abgeworfen werden.
«Christl Probst will mit Hans Scholl die Verteilung der Blätter allein vornehmen. Hans hat das entschieden abgelehnt. Hans hat auch mich gefragt, aber ich habe mir Bedenkzeit erbeten. Sophie besteht nun darauf, ihren Bruder zu begleiten, um mit ihm allein in die Uni zu gehen.» Alex hatte sich angeboten, vor der Universität die Straße zu beobachten.
Ich bewunderte den Mut von Sophie, die auf mich einen so mädchenhaften, sensiblen Eindruck machte. Zweifellos stellte sie sich vor Christoph Probst mit dem Einsatz ihres Lebens.
Wieder sprach Alex über das entsetzliche Massensterben in Stalingrad. Für eine schlechte Sache mußten 300000 Soldaten ihr Leben hergeben.

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter in Erlangen
Mein geliebtes Herzensmädchen!
Wir waren gestern im Barberina «Geliebte Welt», wo Fritsch und Dahlke sehr nett waren. Das ganze sonst Edelschmus, und die Brigitte Horney meiner Ansicht nach allmählich unerträglich in ihrer wie schlafwandelnden, das Maul nicht auftuenden Manier. Ein völlig ton- und ausdrucksloses heiseres «vielleicht» und «ich weiß nicht» und ähnliches ist die Haupterinnerung an sie. Kino natürlich um 10 Uhr drückend voll. Das schwerringende deutsche Volk scheint vor allem um Kinoplätze zu ringen.

Dorin, Sina *1923 **Delitzsch**
An ihren Bruder Walter
Gestern war ich bei unserm Truppenarzt, wegen meiner Magengeschichte. Was es eigentlich ist, das weiß ich auch nicht, nur Doktor Heyer sagt zu mir, daß er mich operieren müsse. Aber das kommt für mich nicht in Frage, ich will erst mal versuchen, ob es nicht so weggeht. Wie geht es Dir sonst so? Alles beim alten? Morgen gehen wir mit der ganzen Belegschaft nach Leipzig, ins Operettentheater. «Gitta». Mal sehen wie die Operette ist. Viel Lust habe ich nicht, aber es ist nun mal so. Dein Schwesterlein.

Zeitsprung in das Jahr 1939





Reichspropagandaministerium (Kartei) **Berlin**
Die Beschäftigung mit dem Thema Fernseh-Volksempfänger ist während des Krieges unerwünscht.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**
Trauriges Bedürfnis, den Gegner zu beschimpfen, ihn herabzusetzen; dieses beiden Parteien gleichermaßen gemeinsame Bedürfnis macht mir manchmal das Abhören der Radiosendungen so unerquicklich, sowohl der Sendungen aus London oder Amerika als auch der aus Berlin oder Paris-Vichy. Wie denn? Glaubt ihr wirklich, alle Intelligenz, aller Edelmut, alle Glaubhaftigkeit sei allein auf eurer Seite? Stehen euch nur niedere Interessen und Dummheit gegenüber? Oder wollt ihr vielleicht behaupten, es sei gut, dem Volk das einzureden, weil es sonst weniger mutig in den Kampf zöge? Es sei wichtig, den Soldaten davon zu überzeugen, daß die Menschen, die zu massakrieren man ihn auffordert, Banditen seien, die zu leben nicht verdienten; wenn er hingegen tapfere und ehrliche Menschen wie er selbst töten sollte, würde ihm das Gewehr aus der Hand fallen? Es geht ihnen darum, Haß zu entfachen, und daher bläst man in die Leidenschaften und bringt sie zur Weißglut! Bestien bekämpft man mit Bestien; und so schafft man sie sich.
Ich habe immer schon eine Schwäche dafür gehabt, die Qualitäten und die Tugenden des Feindes anzuerkennen. Das setzt mich der Gefahr aus, bei den Gesinnungsgenossen beider Richtungen als Verräter zu gelten. Aus diesem Grund würde ich heute schweigen, selbst wenn es mir gestattet wäre, frei zu sprechen. Heute gibt es nur noch die Freiheit zur Lüge, und nur ihr hört man zu. Und alles, was ich darüber sage, ist absurd . . .
[Fortsetzung vom 11. 2. 1943]
. . . denn es handelt sich hier nicht um die paar Ehrenmänner, die ich mir gegenüber etwa in der Partei oder dem Vaterland finden könnte; sehr wohl aber um die Grundsätze, um die Ethik, die sie beseelt; die legt sich mir auf Herz und Hirn, hindert mich am Atmen, am Denken, am Lieben, bringt mich um. Dagegen protestiere ich, dagegen und nicht gegen irgendwelche Leute setze ich mich zur Wehr.

Valéry, Paul 1871–1945 **(Paris)**
GP
Traktat von der Dummheit der Menschen.
Das ist also der zweite große Krieg dieses 20. Jahrhunderts. Es gilt festzustellen, daß nach wenigen Monaten bei allen am Kampf beteiligten

Völkern ein Individuum auf 10^{x} kommt, das diesen Zustand nicht verfluchte; eines auf $10^{x'}$, das hinreichend Wut, Haß und Entschlossenheit empfände, um ihn zu ertragen; eines auf $10^{x''}$, das begriffe, worum es sich handelt und warum Gewalt notwendig ist. Es gibt *nicht eines*, das die späteren, jedenfalls schon sehr nahen Folgen dieser Wirren für die anderen Individuen vorhersehen könnte, wie immer der «historische» Ausgang des Konflikts sein mag.

Unter diesen Seltenen (eins von 10^{y}) sind zu nennen: 1. die Mehrzahl derer, die sich am Krieg bereichern und die genauso zahlreich beim Besiegten wie beim Sieger sind; 2. die Mehrzahl der Leute, deren Denkweise und damit verknüpften Werte für Konzeption, Vorbereitung und Austragung des Konflikts unerläßlich waren. Es sind dies phantasiereiche Spekulanten, die in Begriffen von *Nation* und *Politik* denken. Diese Denkweise und das damit verbundene Empfinden bestehen darin, sich Wesen vorzustellen, die nur durch den Glauben existieren, es gäbe sie, und die die Eigenschaft haben, es zu ermöglichen, massenhaft Individuen aufeinander zu hetzen, die einzeln nichts gegeneinander haben. Alles Denken dieser Art verlangt die Reduktion der Individuen auf kaum mehr wahrnehmbare Elemente, von denen jedes nur das beibehält, was nötig ist, um größere Zahlen zu bilden. Es kommt darauf an, jeden dazu zu bringen, daß er will, was er nicht wollte, daß er glaubt, ihn ginge an, was ihn nicht angeht, er sei gekränkt, gestärkt oder geschwächt, wovon nichts zutrifft.

Die Geschichte und die politischen und ökonomischen Theorien sind literarische Gespinste, deren Ziel und Wert nur darin liegt, als Erreger oder Nahrung für Spekulationen und individuelle Leidenschaften der Minderheiten zu dienen, die die große Zahl in Gang bringen und über sie verfügen. Sie werden auch eingesetzt, um diese Masse abzurichten und in ihr all das zu entwickeln, was durch Vereinfachung und Angleichung der Individuen, aus denen sie besteht, sie für die Verwendung geeignet macht, die die paar wenigen ihr vorschreiben wollen.

Die wesentliche Voraussetzung dieser Art Manöver ist der allen einzuimpfende Glaube, wonach gesellschaftliches Leben unmöglich würde, wenn ein jeder nur das glaubte, was er sieht, und nur das täte, was nach seiner Auffassung zu tun ist. Die meisten freilich bilden sich ein, es gäbe da einige, die klarer sehen als sie.

Camus, Albert 1913–1960

Vier Monate asketisches, einsames Leben. Der Wille, der Geist gewinnen dabei. Aber das Herz?

Das ganze Problem des Absurden müßte sich auf eine Kritik des Werturteils und des Tatsachenurteils konzentrieren lassen.

Merkwürdiger Text der Genesis (3,22): «Und Gott der Herr sprach: Siehe, Adam ist nach dem Sündenfall geworden wie *unsereiner* und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse *und lebe* ewiglich.»

Und nachdem der Mensch ausgetrieben wurde, «lagert (Gott) vor den Garten Eden die Cherubim mit dem bloßen hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens». Es ist die Geschichte von Zeus und Prometheus, die von vorne beginnt. Der Mensch besaß die Macht, Gott gleich zu werden, und Gott fürchtete ihn und hielt ihn in Abhängigkeit. *Id.* Von der göttlichen Verantwortung.

Was mich bei der Übung des Denkens oder der für ein Werk notwendigen Disziplin stört, ist die Phantasie. Meine Phantasie ist ungeordnet, maßlos, ein bißchen ungeheuer. Schwierig, festzustellen, welch eine gewaltige Rolle sie in meinem Lieben gespielt hat. Und doch ist mir diese persönliche Eigenart erst im Alter von dreißig Jahren aufgefallen.

Zuweilen, in der Eisenbahn, im Omnibus, schleichen die Stunden dahin, und ich verbiete mir, mich in Bilderspielen zu verlieren, in Konstruktionen, die mir unfruchtbar vorkommen. Wenn ich es müde werde, die Neigung meines Denkens unablässig zur Ordnung zu rufen, es auf die Dinge zurückzulenken, deren es zu seiner Nahrung bedarf, kommt der Augenblick, wo ich mich gehen oder vielmehr treiben lasse: die Stunden verfliegen im Nu, und ehe ich mich dessen versehe, bin ich angekommen.

Vielleicht zieht mich meine Vorliebe für den Stein so stark zur Bildhauerei hin. Sie verleiht der menschlichen Gestalt wieder jenes Gewicht und jene Unempfindlichkeit, ohne die sie mir keine Größe zu besitzen scheint.

Essay: Ein Kapitel zur «Fruchtbarkeit der Tautologien».

Ein einigermaßen ans Denken gewöhnter Geist weiß wie Pascal, daß jeder Irrtum durch eine Ausschließung verursacht wird. Wir wissen mit unumstößlicher Sicherheit, daß letzten Endes jede Theorie ein Korn Wahrheit enthält und daß keines der großen Experimente der Menschheit, mögen sie einander noch so entgegengesetzt sein, mögen sie Sokrates und Empedokles, Pascal und Sade heißen, von vornherein bedeutungslos ist. Aber die Umstände zwingen zur Wahl. So erscheint es Nietzsche notwendig, mit schwerem Geschütz Sokrates und das Christentum anzugreifen. Aber eben deshalb müssen wir heute im

Gegenteil Sokrates in Schutz nehmen, oder zumindest das, wofür er steht, weil unsere Zeit ihn durch Werte zu ersetzen droht, die jede Kultur verneinen, und weil Nietzsche hier wohl einen Sieg erlangen könnte, auf den er gerne verzichten würde.

Das scheint einen gewissen Opportunismus in die Welt der Vorstellungen einzuführen. Aber es scheint nur so, denn Nietzsche und wir selber bleiben uns weiter der *Kehrseite* des Problems bewußt, und es handelt sich nur um eine Abwehrreaktion. Und letzten Endes stellt Nietzsches Erfahrung im Verband mit unserer eigenen, wie Pascals mit Darwins, Kallikles' mit Platons, die ganze Stufenleiter des Menschlichen wieder her und gibt uns unserer Heimat zurück. (Aber dies alles kann nur mit einem Dutzend modifizierender Bemerkungen zutreffen.)

Auf jeden Fall, siehe Nietzsche (*Origine de la Philosophie*, Beanquis p. 208): «Sokrates, um es nur zu bekennen, steht mir so nahe, daß ich fast immer einen Kampf mit ihm kämpfe.»

Pest, 2. Fassung. Die Getrennten haben Schwierigkeiten mit den Wochentagen. Der Sonntag natürlich. Der Samstagnachmittag. Und gewisse Tage, die früher bestimmten Bräuchen geweiht waren.

Id. Ein Kapitel über den Schrecken: «Die Leute, die abends abgeholt wurden» ...

Im Kapitel über die Isolierlager: die Eltern sind bereits vom Toten getrennt – dann werden aus sanitären Gründen die Kinder von den Eltern getrennt und die Männer von den Frauen. So daß die *Trennung allgemein wird*. Alle werden der Einsamkeit anheimgegeben.

So das Thema der Trennung zum Hauptthema des Romans machen. «Sie hatten nichts von der Pest gewollt. Sie hatten sich geduldig im Schoß einer unverständlichen Welt ihr eigenes, rein menschliches Universum geschaffen, wo Herzenswärme und Gewohnheit sich in die Tage teilten. Und nun war es offenbar nicht genug, daß sie von der eigentlichen Welt getrennt lebten, nun mußte die Pest sie auch von ihren bescheidenen Alltagsschöpfungen trennen. Nachdem sie ihren Geist geblendet hatte, riß sie ihnen das Herz aus dem Leib.»

Praktisch: *es gibt nur einsame Menschen im Roman.*

Pest, 2. Fassung.

Man sucht den Frieden und wendet sich an die Menschen, um ihn von ihnen zu empfangen. Aber sie können zunächst nur Irrsinn und Verwirrung gewähren. Man muß ihn wohl oder übel anderswo suchen, aber der Himmel ist stumm. Dann, dann erst, kann man sich wieder an die Menschen wenden, weil sie einem, in Ermangelung des Friedens, den Schlaf gewähren.

Pest, 2. Fassung.

Es ist richtig, daß es Terrassen über der Pest gibt.

Sie haben alle recht, sagt Rieux.

Tarrou (oder Rieux) vergibt der Pest.

Essay über die Revolte. Die absurde Welt läßt sich *zunächst* nicht genau analysieren. Sie läßt sich heraufbeschwören, und man kann sie sich vorstellen. So ist diese Welt das Produkt des *Denkens im allgemeinen*, das heißt der genauen Phantasie. Es ist die Anwendung eines bestimmten modernen Prinzips auf die Lebensweise und auf die Ästhetik. Es ist keine Analyse.

Aber sobald diese Welt in großen Zügen entworfen und der Grundstein (es gibt nur einen) gelegt ist, wird es möglich, zu philosophieren – oder genauer gesagt, wenn man richtig verstanden hat – es wird notwendig. Die Analyse und die Genauigkeit werden erforderlich und erneut eingeführt. Die Einzelheiten und die Beschreibung siegen. Von «nichts ist interessant, außer ...» gelangen wir zu: «alles ist interessant, ausgenommen ...» – Daher eine exakte und strenge Untersuchung – ohne Schlußfolgerungen – der Revolte.

1) Die Entstehung der Revolte und die äußere Revolte;
2) der Zustand der Revolte;
3) die metaphysische Revolte.

Entstehung der Revolte: Das gute Recht – der Eindruck, daß es zu lange gedauert hat –, daß der andere die Grenzen seines Rechts überschreitet (der Vater zum Beispiel). «Bis hierher und nicht weiter» – Analyse fortsetzen.

Siehe Aufzeichnungen *Ursprung Philosophie* und *Über Ressentiment und moralisches Werturteil* in Essay.

Essay über die Revolte: eine der Richtungen des absurden Geists ist die Armut und die Entblößung.

Die einzige Art, nicht vom Absurden «besessen» zu werden, besteht darin, kein Vorurteil daraus zu schlagen. Keine sexuelle Zerstreuung ohne Keuschheit usw.

Id. Thema der Pendelbewegung einführen.

Id. Die Kontemplation als eines der absurden Ziele, insofern sie genießt, ohne Partei zu ergreifen.

Stellen wir uns einen Denker vor, der erklärt: «Nun, ich weiß, daß dies wahr ist. Aber letzten Endes stoßen die Konsequenzen daraus mich ab, und ich schrecke davor zurück. *Die Wahrheit ist sogar für den, der sie findet, unannehmbar.*» Damit hätten wir den absurden Denker mit seinem ewigen Unbehagen.

Der eigenartige Wind, der stets am Rand der Wälder weht. Merkwürdiges Ideal des Menschen: sich im Schoß der Natur eine Wohnung einrichten.
Wir müssen uns dazu entschließen, in die Belange des Denkens die notwendige Unterscheidung zwischen einleuchtender Philosophie und Lieblingsphilosophie einzuführen. Mit anderen Worten, wir können zu einer Philosophie gelangen, die dem Geist und dem Herzen zuwider ist, *die sich aber aufdrängt*. So ist die mir einleuchtende Philosophie das Absurde. Aber das hindert mich nicht, eine Lieblingsphilosophie zu haben (oder vielmehr zu *kennen*):
Z. B.: ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen Geist und Welt, Harmonie, Fülle, usw.... Glücklich ist der Denker, der seiner Neigung folgt – verbannt ist jener, der das ablehnt – um der Wahrheit willen – mit Bedauern, aber mit Entschlossenheit...
Kann man diese Trennung zwischen dem Denker und seinem System bis zum Äußersten treiben? Kommt es nicht tatsächlich einer Rückkehr zu einem indirekten Realismus gleich: die Wahrheit außerhalb des Menschen – ihr Zwang. Vielleicht, aber dann wäre es ein unbefriedigender Realismus. Keine Lösung a priori.
Das große Problem, das man «praktisch» lösen muß: kann man glücklich und einsam sein.

Moltke, Hans Adolf von 1884–1943 **Madrid**
Deutsch-spanisches Geheimprotokoll
In dem Zeitpunkt, in dem die Absicht der deutschen Regierung verwirklicht werden soll, dem spanischen Heer in möglichst kurzer Zeit Waffen, Kriegsgerät und Kriegsmaterial in moderner Beschaffenheit und ausreichender Menge zu liefern, erklärt die spanische Regierung auf Ersuchen der Reichsregierung, daß sie entschlossen ist, sich jedem Betreten der Iberischen Halbinsel oder spanischen Gebietes außerhalb der Halbinsel, das heißt also im Mittelmeer, Atlantik und Afrika, sowie des spanischen Protektorates von Marokko, durch englisch-amerikanische Streitkräfte zu widersetzen und ein solches Betreten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren.
Beide Teile verpflichten sich, diese in deutscher und spanischer Sprache ausgefertigte Erklärung vollständig geheim zu halten.

Für die deutsche Regierung:
Hans Adolf von Moltke

Für die spanische Regierung:
Gómez Jordana

Eine Arztfrau *1892 **Achterhoek/Gelderland**
Wir hatten gestern einen bewegenden Tag. Von allen Seiten kamen die wildesten Gerüchte, junge Männer würden abgeholt, nicht nur Studenten, sondern alle jungen Männer zwischen 18 und 25 Jahren. Die Gerüchte erwiesen sich auch wirklich als wahr. In Amsterdam, Arnheim und Zutphen wurden einfach die höheren Schulen bestürmt und die Jungen mitgenommen. Zum Glück hatten wir noch Gelegenheit, Paul, der auf dem Gymnasium in Zutphen ist, und Rob, der an der Kolonial-Landwirtschaftsschule in Deventer arbeitet, zu warnen. Beide haben noch nach Hause kommen können und müssen nun, ebenso wie alle anderen Jungen hier im Lande, untertauchen.
Heute nacht wurden überall Jungen aus dem Bett geholt und abtransportiert. Man sagt zu einem Arbeitslager in Deutschland. Wir haben hier jetzt Adri, Rudi, Dolf van Straten, Paul und Rob im Haus. Rudi ist gestern abend sofort weggegangen und arbeitet in Overall und Holzschuhen bei Bauer Lantink als Knecht, Rob desgleichen bei Jansen, Adri und Paul sind noch zu Hause, werden aber heute nacht woanders schlafen. Gestern abend waren alle also noch hier, aber wir haben doch ganz bestimmte Maßnahmen getroffen. In dem eingebauten Versteck auf dem Dachboden können sie gut verborgen werden. Wir hatten vereinbart, falls heute nacht geklingelt würde und die Grüne Polizei oder die W.A.-Männer kommen würden, daß Chris dann ganz langsam aufmachen und diese Leute durch ein Gespräch aufhalten sollte. Ich würde direkt die Jungen warnen, die mit ihren Kleidern unterm Arm nach oben flüchten sollten.
Dolf, der am wenigsten Gefahr läuft, sollte sie von außen in ihrem Gefängnis einschließen. Unterdessen würden Liesbeth und ich sofort die drei Betten machen und wieder ins Bett gehen. – Es war heute nacht jedoch ganz ruhig. – Wohl klingelte auf einmal das Telefon, und sofort war ich auf dem ‹qui vive›. Aber es war ein Patient. Wir leben jetzt von einem Tag zum andern und harren der Dinge, die da kommen werden.
Zum Glück gibt es keine Spur von Aufregung.
Immer gute Nachrichten aus Rußland. Kursk ist auch gefallen!

Heiseler, Bernt von 1907–1969 **Brannenburg**
An Max Kommerell
Sehr verehrter Herr Professor,
danke Ihnen sehr f. Ihren frdl. Bf.! Was den großen Gedichtzyklus angeht, so haben Sie leider selbst schon die Raumschwierigkeiten richtig geahnt: Die C. hat im neuen Jahrg. nur noch 74 S. Text pro Heft, da ist

es schwer, für Gedichte viel Raum herzunehmen. Es ist also doch wohl richtiger, wenn ich Sie gelegentl. um ein einzelnes Gedicht bäte. Etwas Dramatisches, auch «Komödiantisches» würde mich aber sehr interessieren, wenn Sie mit der Veröffentl. nicht eilen – im Moment ist zieml. viel Dramatisches schon vorgesehen. Ich finde aber, daß es nötig ist, dem Drama überhaupt mehr Raum u. Beachtung zu schaffen, als es für gewöhnl. genießt. Darf ich meine Bitte um Übersetzungen wiederholen? Daran würde mir sehr gelegen sein. Ich danke Ihnen herzl. f. Ihre Bereitwilligkeit zum Mittun.
Mit den besten Grüßen Ihr sehr ergebener Bernt Heiseler

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Unfreundlich, kalt. ½12: Dr. Koestel, der uns im Auto begleitet zu Hofrat Sörup, 12 Uhr: Behandlung G. (Früh Abreise v. Hülsen u[nd] Frau). Lunch: Redslob (Edwin), d[er] frühere Reichskulturwart, u[nd] Blandine v[on] Hofmann. Abendessen auf 210. Wir gratulieren tel[efonisch] Prof. Klimsch (Berlin).

Seghers, Anna 1900–1983 **Mexico City**
Lieber Wieland [Herzfelde]!
Du weißt wohl, daß ich krank war und daher Deinen Brief nicht beantwortet habe. So weiß ich jetzt nicht einmal, ob Du Dein Verlagsgeschäft wirklich starten konntest. Das hätte ich gern gewußt, denn wenn dem so ist, könnte ich Dir in ein paar Wochen eine Kurzgeschichte schicken, und es würde mir den richtigen «Anstoß» geben, die Erzählung zu schreiben, sobald ich den Roman fertig habe, an dem ich gerade sitze. Ich bin schon so lange aus all dem «Theater» heraus und möchte sehr gern wissen, was besonders Du jetzt treibst und was die anderen alle tun. Laß von Dir hören, wie es mit dem Projekt weitergeht, von dem Du geschrieben hast. Deine Anna.

Gaulle, Charles de 1890–1970
An das Zentralkomitee der KPF
Die Ankunft Fernand Greniers, die Zustimmung der Kommunistischen Partei zum Nationalkomitee, die er mir in Ihrem Namen überbracht hat, die Tatsache, daß Sie mir als Oberkommandierenden der französischen Streitkräfte die mutigen Formationen der Freischärler, die Sie geschaffen und inspiriert haben, zur Verfügung stellen, alles das sind Kundgebungen der französischen Einheit und ein neuer Beweis Ihrer Entschlossenheit, zur Befreiung und zur Größe unseres Landes beizutragen. Überzeugt davon, daß Ihr Beschluß einen wichtigen Beitrag zum nationalen Interesse darstellt, danke ich Ihnen aufrichtig.

Große Anstrengungen, große Opfer werden noch von Ihnen verlangt werden nach allen jenen, die die Mitglieder Ihrer Partei im Dienste Frankreichs schon gebracht haben.
Sie wissen so gut wie ich selbst, daß eine wirksame Koordination der Widerstandsorganisationen für das Ziel, das wir gemeinsam verfolgen, unerläßlich ist: die möglichst baldige Befreiung Frankreichs mit der aktiven und wirksamen Beteiligung der Franzosen. Ich bin überzeugt, daß die von mir bestimmten Vertreter bei den Verantwortlichen der Französischen Kommunistischen Partei einen bis zur Selbstaufopferung gehenden Willen zur Zusammenarbeit und jene loyale Disziplin finden werden, die bereits im Inneren Ihrer Organisationen herrscht ...
Die Stunde der größten Anstrengungen naht. Im Augenblick, da unter den Schlägen der mutigen russischen Armeen die deutsche Militärmacht schwankt, ist es wichtig, daß die französischen Patrioten an der Seite unserer russischen und anglo-amerikanischen Alliierten Anteil nehmen an der Befreiung des nationalen Territoriums: Ich weiß, daß das kämpfende Frankreich auf die Französische Kommunistische Partei zählen kann. C. de Gaulle
Im Moskauer Rundfunk rühmte der Chef der Militärmission von «France combattante» [«Kämpfendes Frankreich» in Moskau], General Petit, den Mut des sowjetischen Volkes, seine tiefe Einheit und seinen Glauben an den Sieg.

Mann, Katia 1883–1980 **Pacific Palisades**
An Klaus Mann
[...] vor allem gratuliere ich zum definitiven Beginn der miltärischen Carrière. Aber dies muß ich ja sagen, daß in dieser an Absurditäten so überreichen Zeit die Vorstellung meines Aissisohnes in amerikanischer Uniform in vollgestopftem Soldaten-Zug zu den überraschendsten gehört. Ich muß Dich mir also nun blöndlich mit roten Augen und überaus kurzen Haaren denken. Das Bild in dem Journale neulich sah ja recht kriminell aus, schicke mir doch bitte bald ein anderes. Man hört ja allgemein, daß das basic training ungemein anstrengend sein soll, könntest immerhin zusammenbrechen, es wäre keineswegs schimpflich, aber Golo behauptet ja immer, Du hättest eine eiserne Natur.
[...] Ein kleines Paket mit Süßigkeiten bestellte ich sogleich nach Empfang der Adresse beim Schweizer Zuckerbäcker in Seattle, den Tenni mir

empfohlen. Hoffentlich erreicht es meinen boy. Daß ich bei grocer und auf der Gasoline station meinen Sohn in der army häufig beiläufig erwähne, versteht sich. Tausendsegen! Das treuzärtliche Mielein.

Churchill, Winston 1874–1965 **London**

An Präsident Roosevelt

Ich schicke Ihnen beiliegend – gemäß Ihren Wünschen – die Nachricht, die ich an Joe sandte.

«Premierminister Churchill an Premier Stalin; streng geheim und persönlich.

Ihre Nachricht vom 30. Januar. Ich habe nun den Präsidenten konsultiert, und die Angelegenheit wurde an die Mitarbeiterstäbe auf beiden Seiten des Ozeans weitergeleitet. Ich bin autorisiert, für uns beide wie folgt zu antworten: (A) Im östlichen Tunesien gibt es eine Viertelmillion Deutsche und Italiener. Wir hoffen, diese während April, wenn nicht sogar früher, zu vernichten oder zu vertreiben. (B) Wenn dies erreicht ist, haben wir im Juli – wenn möglich früher – vor, Sizilien zu erobern mit dem Ziel, das Mittelmeer freizuräumen und einen Zusammenbruch Italiens mit den nachfolgenden Auswirkungen auf Griechenland und Jugoslawien herbeizuführen und die Deutsche Luftwaffe zu zermürben: dies muß sehr dicht von einer Operation im östlichen Mittelmeer gefolgt werden, möglicherweise gegen die ‹Dodecanese›. (C) Diese Operation wird allen Schiffs- und Landungseinheiten, die wir im Mittelmeer auftreiben können, und alle Truppen miteinbeziehen, die wir in dieser Zeit im Landungsangriff ausbilden können, und wird sich auf die Summe von 300000 oder 400000 Mann belaufen. Wir werden jedweden Vorteil bis zum letzten ausschöpfen, wenn erst einmal die Einlauf-Häfen und Landungs-Stellungen errichtet worden sind. (D) Die Vorbereitungen unserer Reserven für eine Kanalüberquerungs-Operation im August, bei der sowohl britische als auch amerikanische Einheiten teilnehmen würden, laufen auf Hochtouren. Auch hierbei werden die Transport- und Landungsboote begrenzende Faktoren sein. Sollte sich die Operation wegen des Wetters oder anderer Gründe verzögern, wird sie mit stärkeren Kräften für den September vorbereitet. Der Zeitplan des Angriffs richtet sich natürlich nach dem Zustand der deutschen Verteidigungsmöglichkeiten entlang des Kanals zu diesem Zeitpunkt. (E) Beide Operationen werden durch sehr starke britische und amerikanische Luftwaffe unterstützt, und diejenige über den Kanal [wird] durch die gesamte Mittelmeer-Luftwaffe Großbritanniens [unterstützt]. Die beiden Operationen zusammen beanspruchen die

Schiffskapazität Großbritanniens und Amerikas bis aufs äußerste. (F) Der Präsident und ich haben unseren vereinigten Oberbefehlshabern die Notwendigkeit der äußersten Geschwindigkeit nebst der Verschärfung der Angriffe bis zur Grenze des menschlich und physisch Möglichen eingeschärft.»

Ich schicke Ihnen auch ein Telegramm, das ich von ihm bez. der Türkei erhalten habe, und die nachfolgende Nachricht, die ich nach einem langen Gespräch mit Maisky [Ivan Maisky, russischer Botschafter in London] auf dessen Drängen an Inönü [Ismet Inönü, Präsident der Türkeit seit 1938] schickte. Vielleicht können Sie es durch Ihre Kanäle hervorheben. Ich hoffe, daß wir mit dieser Hochzeit mehr Erfolg haben werden als mit der anderen [gemeint ist der Versuch, Giraud und de Gaulle zusammenzubringen].

«Premier Stalin an Premier Churchill; geheim und persönlich: Ich habe Ihre Nachrichten bez. der ‹Türkischen Frage› vom 2. und 3. Februar erhalten. Vielen Dank für die Informationen über Ihre Gespräche mit den führenden Persönlichkeiten in Adana.

Im Zusammenhang mit Ihrer Vermutung, daß die Türken jede freundliche Geste der Sowjetunion erwidern würden, möchte ich darauf hinweisen, daß wir bereits einige Monate vor dem russisch-deutschen Krieg und auch nach seinem Beginn eine ganze Menge von Erklärungen abgegeben haben, deren freundschaftlicher Ton der britischen Regierung durchaus bekannt ist. Dennoch haben die Türken nicht auf unsere Schritte reagiert. Offensichtlich hatten sie Angst, den Zorn der Deutschen auf sich zu ziehen. Ich befürchte, daß der von Ihnen vorgeschlagenen Geste ein ähnlicher Empfang bereitet würde.

Die internationale Position der Türkei bleibt sehr delikat. Einerseits hat die Türkei den Neutralitäts- und Freundschaftsvertrag mit der UdSSR und den Vertrag über gegenseitige Hilfeleistung im Aggressionsfall mit Großbritannien – andererseits hat sie den Freundschaftsvertrag mit Deutschland, der 3 Tage vor dem deutschen Angriff auf die UdSSR unterzeichnet wurde. Mir ist nicht klar, wie die Türkei im gegenwärtigen Zustand ihre Verpflichtungen gegenüber der UdSSR und Großbritanniens mit denen gegenüber Deutschland zu vereinigen denkt. Dennoch, sollte die Türkei daran interessiert sein, ihre Beziehungen zur UdSSR freundschaftlicher und intimer zu gestalten, soll sie sich dementsprechend äußern. In diesem Fall ist die UdSSR bereit, der Türkei auf halbem Weg entgegenzukommen.

Natürlich habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß Sie eine öffentliche Erklärung darüber abgeben, daß ich über das Anglo-Türkische Treffen

auf dem laufenden gehalten wurde, wenngleich ich nicht behaupten will, daß die Informationen sehr vollständig ausfielen.
Ich wünsche der 1. und 8. Armee und auch den amerikanischen Truppen in Nord-Afrika viel Erfolg in der kommenden Offensive und eine schnelle Vertreibung der deutsch-italienischen Kräfte von afrikanischem Boden.
Ich möchte mich bei Ihnen für die freundliche Beglückwünschung zur Kapitulation von Feldmarschall Paulus und der erfolgreichen Zerstörung der eingekreisten Feind-Truppen nahe Stalingrad bedanken.»

Sänger, Fritz 1901–1984 **Ankara**

Ein türkischer Minister hat einem meiner Freunde erzählt, daß Churchills Hauptargument in Adana gewesen sei: Deutschland wird demnächst an der Ostfront zusammenbrechen. Dann müßt Ihr Türken gegenüber dem Bolschewismus ein Element der Ordnung sein. Dafür wollen wir Euch militärisch stark machen durch Entsendung von Kriegsmaterial und von militärischen Experten. Eile ist geboten.
Darauf habe Marschall Tschakmak einen längeren Vortrag gehalten, in dem auf Grund der Informationen des türkischen Generalstabs gezeigt worden sei, daß die Lage Deutschlands an der Ostfront keineswegs so schlecht sei, wie die Engländer meinten. Die Erzählung des türkischen Ministers hat einiges für sich. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Churchill u. a. auch jenes Argument vorgebracht hat, um die Türken zu fangen.
Die Deutsche Bauausstellung war ein sehr großer Erfolg. Sie hat den Türken gezeigt, daß unser Deutschland nicht bloß gewaltig ist, sondern auch Stil und Kraft hat. Professor Bonatz will mir seine Eindrücke erzählen. Vielleicht wird ein Drahtbericht daraus.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Ike sagt, daß die Achsenmächte sich für einen Angriff auf Pichon sammeln. Ich fragte ihn, ob er genug [Kräfte] dort hätte, um es zu halten. Er sagte, wir hätten «Kleinkram». Es sieht so aus, als ob wir unsere Truppen ziemlich weit auseinandergezogen hätten. Von Arnims und Rommels Einheiten haben sich so verstärkt, daß sie aus dem Ring heraus drängen, oder es versuchen, und unser Ring ist viel zu dünn. Die Franzosen haben die Kommunikation zwischen den Wachmannschaften übernommen, und die Amerikaner rücken an, um das zu übernehmen. Es wird immer noch ein paar französische Bataillone an der Front geben.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **London**

In der heutigen COS-Sitzung mußten wir uns mit dem Bemühen auseinandersetzen, den Angriffstermin für Sizilien auf den Juni vorzuverlegen. Sowohl Roosevelt wie PM sind wild darauf. Ich persönlich glaube, wir würden ernste Gefahr laufen, daß die ganze Sache scheitert, wenn wir sie überstürzen.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Gestern abend wieder große Angst: Durchfall. Ich versenke mich in Gedanken und verbringe eine ruhige Nacht. Heute morgen ruhig. Aber ich weiß, daß meine Eingeweide noch sehr schwach sind. Ihnen bloß nicht zu viel zumuten, auch nicht zu große Mengen Suppe. Ich richte mich ein. Ich möchte um jeden Preis überleben. Schlechte Nachrichten von Antoine: er hat wieder eine Phlegmone am Schenkel. Armer Junge. Niemand hat soviel Pech wie er. Hoffen wir, auch für ihn.
Gestern nichts geschrieben. Heute auch nicht. Ich bin zu besorgt um meine Gesundheit. Heute abend wieder Blut im Stuhlgang. Aber kein Durchfall. Pater Antoine, hilf mir!

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9	aufgestanden
9.30–13.30	gearbeitet
14	Pohl Mittagessen
15	nach Wolfsschanze
16–18	Vortrag beim Führer
18.30	Lage
19.30–20	zurück nach Hochwald, Abendessen, Film Leningrad …

Telefongespräche

10.15	SS Stbf. Baumert, Berlin – Luftmeldungen, Blumen für [?]
10.50	SSO.Gr.F. Wolff. W.Sch. – militärische Lage. Formulare für Ernennungen
11	Reichsleiter Bormann, Berlin – Fall Ribbentrop-Luther
12	SSGr.F. Güttner, Berlin – schnelle Ausbildung d. 9. u. 10. SSDivision, kroatische Legion

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der jüdische Häftling Feliks Hofstaetter (Nr. 66 104), der am Vortag aus dem Lager geflohen ist, wird ergriffen, in das KL Auschwitz zurückgebracht und in den Bunker von Block 11 eingeliefert. Er stirbt am selben Tag im Bunker. [...]

Am Nachmittag flieht der politische Häftling Kazimierz Haloń (Nr. 20687), der im Lager unter dem Namen Kazimierz Wrona registriert worden ist, als Zivilarbeiter gekleidet aus dem Lager. Die Flucht ist in Abstimmung mit der in der Nähe des Lagers arbeitenden, von Edward Haloń, dessen Deckname «Boruta» lautet, geleiteten Untergrundgruppe der PPS in Brzeszcze vorbereitet worden und hat eine Intensivierung der Kontakte zwischen der PPS-Gruppe in Brzeszcze und der konspirativen Widerstandsgruppe im Lager zur Folge. [...]

Weil die Zahl der Häftlinge im Nebenlager Buna beträchtlich gesunken ist, kommt der Chef des Amtes D II im WVHA, SS-Obersturmbannführer Maurer, in das KL Auschwitz. Während einer Konferenz mit der Direktion der Buna-Werke, sagt er zu, die Zahl der Häftlinge des Nebenlagers Buna auf 4000, unter Umständen auf 4500 Häftlinge zu erhöhen. Wegen der geringen Zahl der zur Verfügung stehenden SS-Posten empfiehlt er der Direktion der Buna-Werke, die Häftlinge lediglich innerhalb des Werkgeländes einzusetzen.

Beunruhigt über den bevorstehenden Abschlußtermin für die Bauarbeiten am Krematorium III stellt die Zentralbauleitung in einem Brief an die Abteilung Arbeitseinsatz des KL Auschwitz fest, daß von den 500 für das Kommando Ofenbau II angeforderten Maurern bisher lediglich 30 zur Verfügung gestellt worden seien.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 33 Häftlingen eingeliefert; acht Tote stammen aus Birkenau, sieben aus dem Nebenlager Buna.

Die Kommandantur des KL Auschwitz läßt den ersten Stock des Quarantäneblocks 2a im Stammlager räumen und stellt ihn zeitweilig dem Untersuchungsgefängnis Myslowitz, in dem eine Typhusepidemie ausgebrochen ist, zur Verfügung.

Zwischentext zum 10. Februar 1943

Peter, Karl **«Hipper» / Kiel**

Der weitere Rückmarsch des Flottenverbandes «Hipper» verlief ohne Zwischenfälle. In den frühen Morgenstunden des 1. Januar fielen die Anker in Kaafjord. Im Aufbaudeck vorn war es kalt, da durch den Treffer im Kesselraum III auch die Dampfheizung in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Einige Tage später setzten wir die drei toten Heizer und den Kadetten von Bülow auf einem in der Nähe befindlichen Friedhof bei und gedachten der Toten von «Friedrich Eckoldt». Mir blieb die schwere Pflicht, der Mutter des Kadetten vom Tode des Jungen zu berichten. Die Wirkung dieses sicher nicht glücklichen Gefechts war durchschlagend.

Im Führerhauptquartier Hitlers hatte man angesichts der günstigen Lage mit einem Erfolg zum Jahresende gerechnet. Auf dem Höhepunkt des Gefechts hatte zudem der Kommandant von U 354 frisch-fröhlich gefunkt: «Gefecht hat Höhepunkt erreicht. Ich sehe nur noch rot.»

Dieser Spruch schien einen Erfolg anzudeuten. Wo blieb die Siegesmeldung?

Selbst wenn wir erfolgreicher gewesen wären, hätte der Admiral sicher nicht die Funkstille aufgegeben. So geschah es, daß die Nachrichtenagentur Reuter in London – vor Eintreffen der ersten Meldung der Kampfgruppe – einen britischen Abwehrerfolg bekanntgab.

Hitler war wütend und verlangte die sofortige Außerdienststellung aller Schiffe über Zerstörergröße, Großadmiral Raeder sah sich nicht in der Lage, diesem Befehl zuzustimmen, und schied aus dem Amt. Dönitz wurde am 30. Januar 1943 sein Nachfolger.

«Admiral Hipper» wurde tatsächlich in den Monaten Februar und März außer Dienst gestellt. Ein halbes Jahr später machte man das Schiff mit einer neuen Besatzung wieder fahrbereit. Seinen früheren hohen Ausbildungsstand hat es nie wieder erreicht. Die Außerdienststellung weiterer schwerer Schiffe verhinderte geschickt Dönitz, der Hitler besser zu nehmen wußte als Raeder.

Am 2. Januar 1943 gab der Wehrmachtbericht bekannt:

«Am 31. Dezember griffen deutsche Seestreitkräfte bei der Bäreninsel im nördlichen Eismeer einen aus Kreuzern und Zerstörern bestehenden britischen Kriegsschiffverband an, der einen Geleitzug sicherte. In mehrstündigem Kampf beschädigten unsere Kreuzer mehrere feindliche

Kreuzer und Zerstörer und Handelsschiffe durch Artillerie. Die Beobachtung des Erfolges wurde durch die Wetterlage erschwert. Ein im Kampf beschädigter feindlicher Zerstörer wurde durch einen deutschen Zerstörer versenkt. Ein deutsches Unterseeboot torpedierte vier Dampfer des Geleitzuges, konnte aber wegen der Kampflage den Untergang nicht mehr beobachten. Einer unserer Zerstörer ist aus dem Gefecht nicht zurückgekehrt.»

Abschied vom «Hipper»

Nach ersten Reparaturen unserer Gefechtsschäden verlegten wir am 24. Januar in die Bogenbucht. Ich hatte die Wache beim nächtlichen Auslaufen aus dem Kaafjord, das nun für uns Geschichte sein sollte.

Zwei Wochen verbrachten wir noch in der Bogenbucht bei Narvik, auf Abschied auch von diesem Platze eingestellt. Dort wurde mir das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen.

Dann traten wir am 7. Februar 1943 den Marsch in die Heimat mit «Köln» und drei Zerstörern an. Drei Tage später, noch vor dem Frühstück, machten wir an der Scheermole Kiels fest. Es war ein Sonntag. Kiel nahm keine Notiz von uns, und das empfand ich diesmal als wohltuend.

Am nächsten Morgen begab ich mich mit der bekannten «Linie 1» der Straßenbahn ins Marinelazarett Kiel-Hassee. Ich hatte in den vergangenen Wochen einige Male Schmerzen im Unterbauch gehabt, und die Ärzte auf «Hipper» tippten auf Blinddarmreizung. Sie hatten recht. Ich wurde zwei Tage später operiert.

Dieser Blinddarm hatte unvorhergesehene und unübersehbare Folgen, nicht wegen der Operation, die normal verlief, sondern wegen eines Mädchens.

Als ich am Einlieferungstage im Zimmer 119 meine Erbsensuppe löffelte, noch nicht ahnend, daß man mich bald auf schmale Kost setzen würde, betrat eine adrett gekleidete Schwesternhelferin das Zimmer. Ich sprang auf und stellte mich vor, sie auch:

«Schwester Waltraut.» Dann bekam sie einen roten Kopf und rannte von dannen.

Vierzehn Tage später, am Entlassungstage, winkte sie mir auf dem Kieler Bahnhof Lebewohl. Im Dezember haben wir geheiratet.

Der Lazarettaufenthalt war angenehm, einmal wegen besagter Schwester Waltraut, zum anderen wegen guter «feuchter» Betreuung.

Als ich am dritten oder vierten Tage nach der Operation im Bademantel über den Korridor schlich, kam mir mein Freund und Crewkamerad

Fritze Löhrl – der «Schmuddelige» vom «Gorch Fock» –, über beide Backen grienend, entgegen, in der rechten Hand den großen fiskalischen Marinekoffer, der recht schwer zu sein schien. Meine Vermutung, daß man auch Fritze eingeliefert habe, erwies sich als falsch. Der Koffer enthielt keine Klamotten, sondern «geistige» Getränke von bester Provenienz, die Fritze auf seinem Torpedoboot gemacht hatte.

Das «Fest» begann unverzügl. Mein Bettnachbar, der 37er Heinz Bula, und ich nahmen an ihm in liegender Stellung, Fritze zwischen uns sitzend teil.

Am nächsten Morgen besuchte uns der Chef des Lazaretts, Flottenarzt Dr. Nöldecke, persönlich und bat uns, doch bei ähnlichen Feierlichkeiten zukünftig weniger laut zu singen. Ein Beamter habe sich beschwert.

An einem Tage besuchten mich meine Eltern, mit Rotenburger Proviant gut ausgerüstet, und lernten – völlig ahnungslos (ich selbst war ja auch noch ahnungslos) – ihre zukünftige Schwiegertochter kennen.

Am 27. Februar verließ ich das Lazarett und trat meinen Urlaub an, den ich wie immer im heimatlichen Rotenburg verbrachte, umsorgt von Eltern, Freunden und Bekannten, die den «Seehelden» mit Freundlichkeiten überschütteten.

«Hipper» hatte inzwischen nach Wilhelmshaven verlegt und war am 1. März außer Dienst gestellt worden. Die Besatzung war in alle Winde verstreut. Nur einem Restkommando mit dem Ersten Offizier an der Spitze war die traurige Aufgabe verblieben, das Schiff auszuräumen.

Als ich mich Ende März vom Urlaub zurückmeldete, bot sich mir ein trostloser Anblick. Hoch aus dem Wasser ragend, mit Rost überzogen, ohne Leben, lag «Hipper» an jenem Kai, an dem ich drei Jahre zuvor mit großen Erwartungen mein Schiff zum ersten Male betreten hatte. Zum Glück fand ich beim Restkommando meinen Freund Max Bockelberg vor, einen «Sonnenvogel», der mir den endgültigen Abschied leichter machte.

Von ihm erfuhr ich auch mein neues Kommando. Ich war als Gruppenoffizier (heute Hörsaalleiter genannt) zur Marineschule Mürwik versetzt worden. Meines Kommandanten Beurteilung war also in der Personalabteilung der Marinestation Ostsee gelesen worden.

Donnerstag, 11. Februar 1943

Er hebt auf den Dürftigen aus dem Staub.

HERRNHUT

1. SAMUEL 2,8

Das Herz stehet in der Auferstehung... Darum muß es... das tiefe heimliche Ja unter eben dem Nein mit festem Glauben an Gottes Wort fassen & halten.

TAGEBUCH QUAATZ

LUTHER 95

Sie wollen uns erziehen!
Neuer englischer Plan zur Ausrottung des Deutschtums

SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 — **Führerhauptquartier**

Keine Eintragung.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung — **Berlin**

1. Tagesparole: Bei der Behandlung der neuesten britischen Wahnsinnsparole, das deutsche Volk müsse ausgerottet werden wie die Azteken, ist mit Schärfe zum Ausdruck zu bringen, daß sich das deutsche Volk diese Haßgesänge merken werde, daß die Stunde kommen werde, in der mit den Urhebern solcher Parolen, die sich würdig an die sowjetische Praxis anschlössen, mit aller Schärfe abgerechnet werde.

2. Tagesparole: Die Tatsache, daß die Amerikaner nunmehr auch im Pazifik die Abtretung von Stützpunkten von Engländern und [...] fordern, ist als neuer wenn auch nicht überraschender Schritt auf dem Wege Rooseveltscher Herrschaftsforderungen bloßzustellen.

3. Tagesparole: Über die militärischen Vorgänge beim Heldenkampf um Stalingrad ist eine amtliche Darstellung in Form einer Broschüre in Vorbereitung. Bis zu deren Vorliegen sind Abhandlungen über den Kampfverlauf, soweit sie neue Mitteilungen über Zusammenhänge und Einzelheiten enthalten, nicht mehr zu veröffentlichen.

4. Zu 1: Es handelt sich um einen Artikel von Barkley im Daily Express. Auch in den Überschriften und Schlagzeilen soll mit den jüdischen Haßgesängen abgerechnet werden. Die BZ bringt die Überschriften: «Hundert Jahre Zwangsherrschaft? Darüber wird abgerechnet!» Diese Überschriften seien beinahe noch zu schwach. Auch in den Spitzen brauchten nicht nur fanatische Zitate erscheinen. Sie könnten ruhig auch aktuelle Dinge ansprechen, z. B. heute etwa: «Wir sollen ausgerottet werden». Eine Zeitung habe als Parole gebracht: «Hart sein gegen uns selbst und voll Haß gegen unsere Feinde», dieser Haß könne jedoch nicht für zehn Pfennige verkauft werden, er müsse auch in den Artikeln gepflegt werden.

8. Die Meldung über den Hungerstreik Gandhis wird freigegeben.

9. Braun von Stumm: Die Prawda bemühe sich, Stalin reinzuwaschen und erkläre, er denke nicht daran, sich an fremdem Gut zu bereichern. Heute liege wieder ein Artikel vor, der sich gegen die deutsche Propaganda richte, daß der Bolschewismus ein schreckliches Gespenst sei. Diese Propaganda habe im neutralen Ausland eine gewisse Wirkung. Ein Grund mehr für uns, ihr entschieden entgegenzutreten. Es komme immer wieder darauf an, die englische Ohnmacht und die Rücksichtslosigkeit der Sowjets aufzuzeigen.

10. Gesperrt: Angloamerikaner rechnen mit dem Rückgang der sowjetischen Offensivkraft.

11. Okw: Der Heldenkampf um Stalingrad ist in seiner psychologischen und militärischen Auffassung von so grundsätzlicher Bedeutung, daß ihm nach Ansicht des Führers nur eine zusammenfassende Darstellung des Okw gerecht werden kann. Ausgenommen von der Sperrung sind die vom Okw herausgegebenen Meldungen und Pk-Berichte, die vom 8. 2. an vom Okw freigegeben worden sind. Alles andere noch anfallende Material ist der Zensurstelle Heer im Promi einzureichen. Die Absicht, die Broschüre herauszugeben, darf in den Zeitungen nicht vermerkt werden.

abends:

1. Tagesparole: Aus der Churchill-Rede sind bemerkenswert a) die Ausführungen über die U-Bootgefahr, b) über die Übergabe des Oberbefehls an Eisenhower. Zur U-Bootgefahr kann Churchill lediglich Zukunftshoffnungen auf eine Vergrößerung des Schiffsbaus aussprechen. Die Übergabe des Oberbefehls an Eisenhower bedeutet eine Kapitulation vor dem USA-Imperialismus. Diese beiden Punkte stehen

im Mittelpunkt der polemischen Erörterungen mit dem Londoner Sowjettrabanten Churchill, die ohne besondere Hervorhebung zu behandeln sind.

2. Meldungen über den Luftwaffen-Hilfseinsatz der Schüler sind im Innern der Blätter und ohne Kommentar zu veröffentlichen.

7. Der Auslandskommentar spricht davon, daß die Sowjets den Kampf einstellen müßten, wenn sie keine Lebensmittel mehr von draußen erhielten. Nicht übernehmen.

8. Über den Konsum von Fuchsfleisch in Finnland darf nicht berichtet werden.

9. Es wird daran erinnert, daß persönliche Äußerungen von Soldaten über Erklärungen des Führers, wie sie sie bei einem Besuch im Führerhauptquartier erhalten haben, auf keinen Fall zu übernehmen sind.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951

Notiz **Berlin**

Es ereignen sich merkwürdige Dinge im Dienst des A.A. Der besondere Vertraute des H. v. Ribbentrop, U.St.S. Luther und dessen engster Mitarbeiter H. Büttner sind Knall und Fall entlassen worden, und zwar wegen Untreue gegen den Minister. H. Büttner hat – nach der mir von dem Minister zuteil gewordenen telefonischen Schilderung – anscheinend im Komplott mit H. Luther eine seltsame Intrige gegen H. v. Ribbentrop anzuzetteln versucht, indem er der SS oder der Polizei (?) gemeldet hat, die Außenpolitik des Reiches sei bei H. v. Ribbentrop in Gefahr. Auch einen Nachfolger habe er vorgeschlagen. Der Führer habe schärfstes Einschreiten gegen solche Zettelungen in Berlin verlangt, wo draußen die Wehrmacht in schärfstem Kampf stehe.
Der Vorgang scheint mir schon jenseits dessen zu liegen, was man noch ernst zu nehmen hat.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Robert Israel C.
Rentner
Geboren den 18. 5. 1887 in Graudenz
gestorben den 11. 2. 1943
Abholung von Horst Wessel Krankenhaus
Arzt: Horst Wessel Krankenhaus
Todesursache: Herzmuskelschwäche

Quaatz, Reinhold Georg 1876–1953 **Berlin-Lichtenrade**

Entmythologisierung.
Theol. Gesellschaft. Kunstsprache.
Langer Brief an R. wegen Konfirmation.
Vortrag Lilje über Verkündigung.

L. befaßt sich mit der Kritik, geht leider auf Bultmann nicht ein. Dieser das Zentrum der Lehre von der «Entmythologisierung».

B. geht von dem – schon antiquierten – physikalischen Weltbild des 19. Jahrhunderts aus. (Planck kannte er wohl nicht.) Was nicht hineinpaßt, ist Mythos. Was davon noch tolerabel ist, bestimmt wieder die Wissenschaft.

Nichts anderes als aufgewärmter Rationalismus unter dem Modewort «Existenzielle Theologie». B's «existenzielle Interpretation» ist rationale Kritik. Glaube ist bei ihm «Selbstverständnis». Das ist XVIII. Jahrhdt.

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Neumünster**

Kürzlich stellte ich Bernhard die Frage: Woher nimmt der Christ das Recht zum Töten?

Erstens: Das Gebot gilt für alle Menschen, nicht nur für uns Christen. Zweitens: Das Recht haben wir auch heute nicht, begehen eine glatte Sünde. Der Zwiespalt zwischen Himmel und Erde. Einmal: Du sollst nicht töten, zum anderen: Du sollst der Obrigkeit untertan sein. Wir sind in die Erbsünde hineingeboren und können sie nie umgehen. Wollen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen, also nicht töten, so gehorchen wir der Obrigkeit nicht und gehorchen damit auch Gott nicht.

Wie wir uns auch drehen – wir müssen sündigen, und da kann uns eben nur die Gnade Jesu Christi helfen. Er ist der einzige Ausweg.

Also hat der Pastor Christensen, der da sagte: Die Verantwortung trägt die Obrigkeit, wir handeln in ihrem Auftrag, doch nicht ganz unrecht, denn die größere Verantwortung hat schließlich doch immer die höhere Instanz. Und auch der Pastor aus Husum hat recht, der da sagte: Wer kann schließlich durch den Sumpf gehen, ohne sich schmutzig zu machen?

Ich könnte auch jeden Russen lieben und würde ihm genauso gern helfen wie jedem anderen. Er ist genauso gut Gottes Kind wie jeder andere Mensch auch, und sei er noch so verdreckt und zerlumpt. Und der Haß, in den sich unser Volk hineinredet, ist eine große Sünde. Haben wir ein Recht, den Russen zu hassen?

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

An Agnes Ruoff

Mitleid?! Ich stehe auf einer Brücke, neben mir springt plötzlich einer über das Geländer in der Absicht, sich umzubringen. Vielleicht geht er nicht gleich unter, bereut seinen Entschluß, versucht sich zu retten, ertrinkt aber dann doch. Die Brücke ist zu hoch, der Sprung nur mit Selbstmordabsicht zu unternehmen. Ich sehe also, wie der verzweifelte Mensch umkommt durch seine eigene Handlung und habe Mitleid mit ihm. Diese Art Mitleid für die armen Hunde an der Wolga – gewiß. Mehr nicht.

Nun käme es aber auch, um bei meinem Bild zu bleiben, auf die Motive des Selbstmörders an. Will er ein fürchterliches Leben beenden, in das ihn die Umstände und vielleicht eigene Hilflosigkeit, eine Krankheit usw. gebracht haben, oder ist er mit der Kasse durchgegangen und sieht sich nicht mehr hinaus? Es würde, wenn ich es wüßte, Einfluß auf die Qualität meines Mitleids haben.

Im Falle Stalingrad gibt es nun keinen Zweifel, warum wir Mitleid mit ein paar hunderttausend Menschen haben müssen, anders gesagt, weshalb sie sich in einer Lage befanden und, soweit noch am Leben, befinden, die Mitleid herausfordert. Glaubst Du, daß in dieser Masse mehr als, ich schätze hoch, zweitausend gewesen sind, die es nicht herrlich gefunden hätten, als Sieger an der Wolga zu sein und dort Hütten zu bauen?

In Deinem Brief klingt es so, als sähest Du Opfer des Schicksals vor Dir. Wann war es, vor oder nach dem Münchner Putsch, daß ich mit Onkel Robert [Mann der Adressatin] ihn [gemeint: Hitler] reden hörte und wir Dir davon erzählten? Ich habe Deine Reaktion noch im Ohr. Das war also vor rund 20 Jahren. Du hast nicht Stalingrad vor Dir gesehen, natürlich nicht, aber doch eine Höllenperspektive. Und Du bist, versteh wie ich's meine, eine ganz gewöhnliche Person mit ganz gewöhnlichen Informationen. Ich dito. Daß wir so blind nicht waren und sind wie andere, hat keine Ursache, mit der irgendjemand hausieren gehen dürfte und sich entschuldigen: das habe ich nicht gewußt, das habe ich nicht gewollt. So heißt es jetzt, wo ich hinhöre, das ist der billige Text einer tief verlogenen Komödie, von der ich glauben soll, es sei die Götterdämmerung von Wagner.

Mitleid? Wer von der Brücke springt und glaubt, er lande unten in einem Polsterstuhl, beunruhigt mich. Niemand hat niemand über das Geländer gestoßen. Eben dieser blaue Dunst wird von uns après versprüht werden. Ich sehe ein, daß einer Volksgemeinschaft nichts anderes übrig bleibt, hat sie kollektiv sich z.B. Stalingrad eingehandelt, als das kollektive Handeln zu rechtfertigen. Die geschichtlichen Abläufe sind davon bestimmt, daß auf den zur nachträglichen Rechtfertigung eigener Handlungen erfundenen Motivationen die nächste Handlung aufgebaut wird, die dann wieder der Rechtfertigung bedarf. Lauter Akte der Schamlosigkeit. Wenn Dein Blick auf Stalingrad von Mitleid getrübt ist, so meiner von Scham – schließlich: ein Volk, ein Reich …

Valéry, Paul 1871–1945

GP.

Staat, Nationen – usw. (Paris)

Ein ganz friedlicher Mensch, der seiner Beschäftigung in seinem Winkel nachgeht [Αναρ] – auf einem Fleckchen der Welt, wo er geboren ist, vom Rest nichts weiß, vom Erdball und seiner Geschichte – wird plötzlich aufgefordert, sich einer bestimmten Praktik zu unterwerfen, auf seine Freiheit zu verzichten, sein Leben, seine Kräfte dranzugeben usw. – zu gehorchen usw., er wird, ob er nun versteht oder nicht, gezwungen zu leiden, umzukommen, nur weil andere, die er gar nicht kennt, über Größen, Zeiterstreckungen, Zahlenstärken und Veränderungen in übermenschlichem Maßstab spekulieren und *über größere Kräfte* verfügen, als es einem *Menschen* zusteht – das ist ja die Definition von «Macht» … Wie kann man das erträglich finden?

Der Angreifer ist zuerst diese Macht – Der Feind ist zuerst der Staat – und erst dann der Feind dieses Staates. Das macht *zwei* Feinde für das unglückliche Individuum – und alles, was gegen diese saubere, klare Feststellung vorgebracht wird, ist nichts als Gerede. Verstopfe dir die Ohren, weigere dich zu glauben, du verstündest, was du gar nicht verstehen kannst, und das ganze fiduziäre Universum wird erzittern, die «Politische Kreditbank» geht in Konkurs – ganz zu schweigen von der «Kreditanstalt für jenseitige Angelegenheiten».

Winnig, August 1878–1956 **Potsdam**

An Hans Grimm

Lieber Herr Grimm.

Die Kriegslage wird hier mehrfach günstig beurteilt. Ich habe es mir abgewöhnt, solche Urteile, auch wenn sie von Sachverständigen stammen, als verläßlich anzusehn. Mitte September sagten die gleichen Leute, Stalingrad sei eine Frage von vier, höchstens fünf Tagen, Grosny hatten sie schon im Sack, und Baku – nun, das könnte noch drei oder vier Wochen dauern. Als Ende November die Winteroffensive der

Russen begann, waren die Urteile der Sachverständigen wiederum ganz zuversichtlich. Es ist dann jedesmal ganz anders gekommen.
Die Sowjets haben ihre militärischen Möglichkeiten jedem Blicke entzogen, und so gibt es Überraschungen und immer wieder Überraschungen.
Mir hat Kirchers letzter Aufsatz zu denken gegeben. Er mag Sonnabend oder Sonntag erschienen sein. Danach ist mit zwei Aktionen der Angelsachsen zu rechnen, von denen sich die eine auf das rumänische Oel, die andere auf das schwedische Erz richten soll. Das sind ernste Dinge.
Seien Sie bestens gegrüßt! Ihr August Winnig

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. ausgef. Erkr. d. Lehrers
3. Schwimmen
4. Griech. Übungen
5. Gleichungen
6. Schwanzlurche Farbenwechsel

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

In Fritzens Klasse öffentlicher Unterricht, leider konnte ich nicht hingehen, 11 Mütter waren da; Heinz nachmittags auf dem Bann und anschließend zur Nachhilfestunde, Mittwoch kommt der Schüler hierher, es ist ein netter kleiner Kerl; Hermann war nachmittags daheim und half Fritz bei den Schularbeiten, er hat in allen Fächern viel zu tun, die Lehrer werden nervös, da die Arbeiten so schlecht ausfallen; Hermann behauptet, er sei in den letzten Wochen ordentlich «dick» geworden; die Schule führt eine Büchersammlung für die Soldaten durch, da wollen sich die einzelnen Klassen übertreffen, und Fritz ist besonders eifrig, er freut sich, wenn seine Lehrerin zufrieden ist, und in Englisch hat er die beste Arbeit, da ist die 6 wieder quitt.

Kreisverwaltung **Alfeld/Leine**

Der Vorsitzende des Kreisausschusses
An Frau Witwe Johanna Beckermann
Zum Heldentode Ihres lieben Angehörigen spreche ich Ihnen meine herzlichste Anteilnahme aus.
Möge die Gewißheit, daß Ihr Sohn sein Leben für die Größe und den Bestand des deutschen Volkes und Reiches hingegeben hat, daß er mit seinem Einsatz uns Alle vor dem Schlimmsten schützte und daß sein

Tod eine nie vergeßbare Heldentat war, Ihnen ein Trost in dem schweren Leid sein, das Sie betroffen hat.
Sie dürfen versichert sein, daß ich persönlich jederzeit bereit bin, Ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.
Heil Hitler! Der Landrat

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Gestern ist Hauptmann Gerhardt, der immer so viele Pakete nach Haus geschickt hat beim Direktor gewesen und hat von der «unbedingten Siegeszuversicht der Soldaten» gesprochen und davon, daß sie es begrüßten, daß jetzt wieder «Bewegung in die Fronten» gekommen sei. Heute in der letzten Pause bezeichne ich diese Äußerung als lächerlich, da die Bewegung ja nach rückwärts ginge. Darauf Ahrhold: «Vom soldatischen Standpunkt aus kann ich das wohl verstehen …» Worauf ich ihn anschreie: «Schöne Bewegung, wenn eine Armee zurückgelassen werden muß, daß sie abgeschlachtet wird!» Und indem ich hinausgehe: «Der Kerl (Gerhardt) hat überhaupt keine Überzeugung, der spricht nur, um sich interessant zu machen.»
Ich muß mich dann erst einige Minuten sammeln, um in das Physikzimmer zum Unterricht gehen zu können. Der Direktor ist übrigens der Meinung, daß unserer Kaukasusarmee nur noch der Rückweg über Kertsch bleibe, der aber funktioniere, man habe an der Meerenge Fähren eingerichtet. Der Rückzug gehe in voller Ordnung vor sich.
Agnes spricht öffentlich beim Kaufmann von den «Braunhemden, die die Jugend aufgewühlt haben und in den Krieg schickten, während sie selbst sich in der Heimat herumdrückten». – «Schickt mich nur ins Konzentrationslager oder schießt mich tot, mir ist alles egal!» sagt sie, als man sie beruhigen will. Sie behauptet, sie habe es seit Jahren vorausgesehen, daß es so kommen würde und habe sich innerlich schon vorher hart gemacht.
WB.: Fortdauer der schweren sowjetischen Angriffe.

Wagener, Hildegard *1918 **Hamburg**

Brief Nr. 475
An ihren Mann
Über den Fall von Stalingrad habe ich Dir geschrieben. Ich habe seitdem das Gefühl, daß ich mich irgendwie ganz einsetzen möchte in einer großen Kameradschaft, und wenn ich meinen Teil zum Sieg dazu beitragen könnte, würde ich sogar in die Fabrik gehen. Es geht jetzt eben ums Ganze. Das verspreche ich Dir, daß ich immer versuchen werde,

die Stimmung zu bessern und mit gutem Beispiel voran zu gehen. Nur im Geschäft schweige ich, weil ich sonst manches Mal explodieren würde. Wie Du schon sagst, weiß die Heimat alles viel besser und entwirft die erfolgreichsten Schlachtenpläne – hinterher – wohlgemerkt, wenn das Kind bereits ins Wasser gefallen ist. Und was die Leute für Sorgen haben, ist unglaublich. Daß man nichts schenken kann, es wenig Kleidung gibt usw. Ich bin davon überzeugt, daß 90% der Bevölkerung wenigstens zwei Jahre mit der Kleidung auskommen würde, ohne etwas dazu zu kaufen. Mir macht es wenigstens nichts aus, wenn ich nun nicht nach der letzten Mode gekleidet bin, sondern meine alten Sachen ausbessere. Mein «neuer» Mantel aus zwei alten macht mir sehr viel Spaß. Meinetwegen können die Cafés und Theater alle geschlossen werden. Das können wir alles nach dem Kriege nachholen, wenn wir unsere Kraft jetzt voll einsetzen für den Sieg.

Sendung für die deutsche Frau **Moskau**

Frauen und Mütter in Deutschland!

Die Nazis wollen Euch einreden, Eure Männer und Söhne vor Stalingrad starben freiwillig den Heldentod. Aber das ist Lüge. Seit dem 23. November waren die 330000 Mann vor Stalingrad völlig umzingelt. Das hat man Ihnen von seiten der deutschen Armeeführung verschwiegen. Man hatte ihnen, den Soldaten, wie auch Ihnen, meine Hörerinnen und Hörer in Deutschland, verschwiegen, daß keine Hilfe mehr zu erwarten war. Erst am 26. Januar hatte Generalleutnant Dietmar im deutschen Rundfunk zugegeben, daß die Truppen in Stalingrad seit geraumer Zeit von allen Erdverbindungen abgeschnitten sind, daß sie Wochen und Monate hindurch ohne Ablösung oder Auffrischung oder Ersatz und ohne Nachschub waren, d. h. ohne Verpflegung und ohne Munitionszufuhr. Aus den Briefen und Berichten der vor Stalingrad umgekommenen Deutschen geht hervor, daß sie nicht nur Wochen hungern mußten und bis zur Erschöpfung heruntergekommen waren, sondern daß täglich Hunderte an allen möglichen Infektionskrankheiten und an schrecklichen Erfrierungen zu Grunde gingen. Dies war Paulus und dem deutschen OKW nur allzu gut bekannt. Bis zur Generaloffensive der Roten Armee verlor die Paulus-Armee bereits täglich 1500 Mann an Krankheiten und durch das tägliche Feuer der Sowjetwaffen. Daher ist es einfach eine freche Lüge, wenn Hitler die von ihm selbst dem Tode Überlieferten als Helden hinstellt. Nein, deutsche Frauen, Hitler hat Eure Männer verraten und verkauft. 91000 deutsche Soldaten haben recht getan, sich um Hitlers Befehl nicht zu kümmern und die

Gefangenschaft dem Tode vorzuziehen. Sie verzichteten auf die falsche Heldenkrone, die Hitler ihnen jetzt aufsetzen möchte. Hitler und seine Generäle wissen sehr genau, daß die Rote Armee in ihrem Vormarsch, den sie vor zwei Monaten von Stalingrad aus angetreten ist, nicht mehr aufzuhalten ist, daß sie kämpfen wird, bis jedes russische Dorf und jede russische Stadt wieder von Hitlers Okkupationsarmee befreit und gesäubert ist. Hitler sucht vergeblich nach Ersatz für seine verlorengegangenen Divisionen. Die von ihm gemordeten deutschen Soldaten umgibt er mit dem Schein des Heldentums, und vom ganzen deutschen Volk, gleich Frauen und Müttern, ja selbst von Kindern verlangt er, daß sie noch mehr schuften, daß sie alle Lasten und Nöte des Krieges geduldig ertragen, bis alle durch Unterernährung und Elend zusammenbrechen.

Wenn Hitler könnte – er würde Euch alle in einen Kessel treiben, um Euch elend darin umkommen zu lassen, nur, um seine eigene Haut zu retten und seine Macht noch ein Weilchen zu verlängern. Das Verbrechen Hitlers an den deutschen Soldaten in Stalingrad ist eine Lehre für Euch! Hitler zu folgen – das bedeutet Zugrundegehen! Die Gefolgschaft verweigern, das heißt Euer Leben und Deutschlands Zukunft retten!

Israel, Hedwig 1889–1958 **Ostheim**

An ihre Schwägerin Cäcilie K.

Meine liebe Cäcilie!

Mit schweren Sorgen nur blickt man in die Zukunft. Auch wir alle bangen mit um Martins Schicksal. O, möchte ihn doch Gottes Gnade behütet haben! Meine Gedanken sind so viel bei den Lieben in Goslar. Auch hier in O. leben etliche Familien in Ungewißheit um das Schicksal der Ihren in und um Stalingrad. Aber auch an so vielen anderen Abschnitten der Ostfront toben die erbitterten Kämpfe. Von Förster Karl hatten wir ja einen lb. Kartengruß vom 20. 1., aber in letzter Zeit waren doch da auch schwere Kämpfe. Karl Friedrich schrieb vom 23. 1., da war es bei ihnen noch ruhig, auch die gewöhnliche Kälte von 15 bis 20 Grad mache ihnen nichts aus. Vom Neffen Ludwig hörten wir indirekt von seinem Freund, Pfarrer H., der vom 15. 1. von ihm gute Nachricht hatte. Wir hatten neulich mal die beiden Pfarrer eingeladen, unsern hiesigen, der auch ein ganz gescheiter Kerl ist und sich sehr mit Vorgeschichtsforschung auf der Lichten- und Kirchenburg beschäftigt und schon manch Interessantes zutage gefördert hat, auch literarisch sehr bewandert ist, entdeckte schon unbekannte Briefe und Gedichte

von Goethe. Für einen Pfarrer ist es wohl auch eine Empfehlung, wenn er schon mal einige Monate im Konzentr.lager eingesperrt war. Pfarrer H. ist ein lieber feiner Mensch, als bayr. Bekenntnispfarrer vielleicht manchmal etwas einseitig; ich hoffe ihn aber noch öfters mal bei uns zu haben und ihm dann Gelegenheit zu geben, sein Steckenpferd, die Musik, uns vorzuführen. Jedenfalls verlief der Abend (Sonntag d. 30. 1.) mit dem «schwarzen Chorps», wie Hildegard, die grad zum Wochenende da war, es nannte, sehr anregend – auf die näheren Berichte von O.'s Hochzeit bin ich schon sehr gespannt.
Meine Gartensämereien habe ich dieser Tage auch bestellt. Unser «Gartenmeister» will auch ein Mistbeet anlegen. Natürlich hoffen die Gefangenen auf ein baldiges Ende des Krieges und sehen uns vielleicht nicht ungern als die Geschlagenen. Wir vermeiden jedes derartige Gespräch mit unseren Gefangenen.
Wie gut, daß es diesen Winter nicht so grimmig kalt ist. Im nächsten Jahr soll ja die Kohlenzuteilung viel geringer werden. Hoffentlich wird die Ernährungszuteilung nicht wieder schlechter. Jetzt zur Zeit der Hausschlachtungen wird der Doktor auch immer mal mit einer «Wurstsuppe» bedacht (oft auch ohne Suppe). Das macht sich bei zwei Männern im Haus ganz angenehm bemerkbar. Auch die vor zwei Jahren im Kirschberg geerntete «Zusatzbrotkarte» hilft uns oft aus der Verlegenheit. Hoffentlich machen wir dies Jahr wieder eine gute Roggenernte. Statt Kartoffeln werden wir uns im «Berg» dies Jahr auf Hülsenfrüchte verlegen.
Für heute viel liebe Grüße von Karl und Deiner getr. Hedwig

R., R. *1924 Wien

Ich studierte weiter den Stellenmarkt und stieß dabei auf eine interessante Anzeige. Ein Herr Chang suchte eine Sekretärin und Assistentin. Seine Adresse: Zirkus Hagenbeck!
Immer schon hatte Zirkus und fahrendes Volk auf mich eine große Faszination ausgeübt. So bewarb ich mich dort, und als ich nach einigen Tagen wieder auf der Hauptpost erschien, sagte mir mein dortiger Verehrer, ein Chinese sei dagewesen und hätte ihn gebeten, für mich ein Billet zu schreiben.
In dem Billet wurde ich aufgefordert, mich an einem bestimmten Tag vorzustellen. Der junge Postbeamte frug mich, ob ich Artistin sei, und er erzählte mir, daß der Chinese nach meinem Aussehen und nach meiner Figur gefragt hätte. Und als er nun von mir erfuhr, daß ich eine unglückliche Liebe zum Zirkus hätte, darüberhinaus aber keinerlei

Kenntnisse, versuchte er, mir die Sache auszureden. Doch ich war fest entschlossen hinzugehen, und das tat ich auch gleich am nächsten Vormittag.
Hagenbeck hatte in Wien ein festes Gebäude. Ich meldete mich beim Pförtner, der wiederum rief den Geschäftsführer, und dieser führte mich über Treppen und Gänge zu Herrn Changs Garderobe.
Herr Chang war ein kleiner freundlicher Chinese, etwa so groß wie ich. Er bot mir an, mit seiner Frau zusammen als Unterstützung in seiner Nummer aufzutreten, und zwar sollte ich mich an die Füße seiner Frau hängen, die wiederum an seinen Füßen hing, während er selbst sich mit den Zähnen an einem dicken Seil festhielt. Ich sollte 300 Mark verdienen, davon müßte ich aber die Übernachtungskosten im Hotel und meine Verpflegung bezahlen. Von einer Tätigkeit als Sekretärin war weniger die Rede.
Die Sache war einerseits verlockend, andererseits etwas unheimlich. Ich mußte mich bald entscheiden, da die Changs bereits in zwei Wochen ein Engagement in der Tschechoslowakei antreten würden.
Das hieß: ade, liebes Wien. Würde man mir die Ausreise geben? Würde ich in einem Land, dessen Sprache ich nicht beherrschte, existieren können? Ich bat um Bedenkzeit.

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 Langensalza

Mein treuer Junge, unser lieber Papa.
Denk mal, in unserm kleinen Dörfchen kommt alle 4 Wochen ein Film von der Gaufilmstelle. Da geht natürlich alles hin. Für Maria und mich hatte man gleich Karten mitgekauft. Gestern abend stieg nun der Kinoabend. Wir haben uns köstlich amüsiert. Nicht über den Film, nein, über die Begleit-Umstände. Gespielt wurde «Der große König». Der gute Film riß 6mal ab. Und in den Pausen, die meistens 2–5 Minuten dauerten, füllte sich der Raum mit tollem Lärm, und alle diejenigen, die bis dahin eingenickt (geschlafen) waren, wurden wieder wach. Ja, ja, wir waren halt auf dem Land.
Nun, mein Junge, verabschieden wir uns. Herzlichen Kuß von Deiner Hilde, Annemie u. Hildchen.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 im Osten

Meine liebe Frau Martha!
Zwei Tage kam jetzt nur Luftpost an, und das sind dann immer nur wenige Briefe; so ging ich dann auch bei den letzten Empfängen leer aus. Ich wills nun auch mal wieder mit der Luftpost versuchen und Dir auch

zwei Marken schicken. Aber die Schneeverwehungen, welche den Bahnverkehr in den letzten Tagen etwas aufgehalten haben, werden ja schnell wieder beseitigt sein. Februar ist hier der Monat der Schneestürme. Nun hat man aber doch schon das Gefühl, daß der Winter überstanden ist. Du fragst nach meiner Winterbekleidung. So einen wattierten Anzug habe ich mir gar nicht genommen. Dafür habe ich eine wattierte Unterhose und eine Pelzjacke, die ich noch kaum getragen habe. Am liebsten trage ich den von Mutter gestrickten Pullover, der mir im vorigen und in diesem Winter ganz unschätzbare Dienste geleistet hat. Kürzlich bekam ich von der Winterwollspende ein Paar vortreffliche Schisocken. Der Preis war noch dran: 17,50 RM! Das sind die teuersten Socken, die ich je getragen habe. – Ich schickte vor einigen [Tagen] wieder Geld an Dich ab (200,– RM). Davon kannst Du 20,– RM Christa geben, über den Rest verfügst Du selbst. Dann schickte ich jetzt auch noch ein Paket mit Gummigaloschen ab; die Galoschen ließ ich mir von Riga kommen für meine Filzstiefel, sie passen aber nicht. Recht herzlichen Dank sage ich Dir für die beiden Päckchen mit getrockneten Birnen und mit Plätzchen nach K'schem Rezept. Ich danke auch den Buben für die gespendeten Zutaten.
Willst und kannst Du übrigens, wenn Du nach R. gehst, nicht gleich Gustav zur Bruchoperation mitnehmen? Oder ist Dir das zu aufregend? Ich wäre doch dafür, diese nun doch einmal notwendige Operation bald vornehmen zu lassen. Bei den Schwestern in R. ist der kleine Kerl gewiß gut aufgehoben. Für heute genug. Gott behüte Dich und das werdende Leben. Dich und die Buben küßt Dein Gerhard.

Thea **Köln**
An einen Soldaten in Stalingrad
Mein lieber Arnold.
Es ist mal wieder Fliegeralarm und da es noch nicht schießt schreibe ich Dir hier Oben noch einen Brief. Meine Eltern und Geschwister sind schon im Keller. Du glaubst garnicht, wie ängstlich die Menschen hier geworden sind. Viele wandern, sobald es dunkel wird, oder die Sender im Radio aussetzen in ihre zugehörigen Bunker.
Im Geschäft haben wir jetzt wieder viel Betrieb, denn vor einigen Tagen war in Köln-Merheim wieder ein heftiger Angriff. Über 400 Familien sind wieder Obdachlos. Man muß nur staunen wie leicht die Menschen das alles hinnehmen. Ganz ruhig kaufen sie sich wieder die notwendigsten Sachen ein und schon bald haben sie den schweren Verlust vergessen. Ich glaube, wenn so etwas zum B. in Berlin passieren würde, die

Menschen wären nicht so leicht befriedigt. Die schreien ja schon wenn sich mal eine Bombe dorthin verirrt hat.
Gerade kommt Entwarnung. Also hat es diesmal wieder gutgegangen.
In den nächsten Tagen werden die Verordnungen heraus kommen, wo der Einzelne jetzt seine Arbeit verrichten muß. Wie es heißt kommen Verkäuferinnen an die Straßenbahn. Viele Kölnerinnen kommen nach Essen oder Mühlheim-Ruhr. Ja wenn Du jetzt noch zu Hause wärst dürftest Du auch mal mit mir umsonst in der Straßenbahn fahren. Ja, das wäre Sache, was? Mir ist es ganz gleich wo ich hingesteckt werde, überall wird die Pflicht getan.
Mein lieber Arnold ich muß die letzten Tage wieder so viel an Dich denken. Jedesmal wenn im Wehrmachtsbericht von den schweren Kämpfen an der Ostfront berichtet wird mache ich mir Gedanken, ob Du wohl auch wieder dazwischen warst. Es ist im Augenblick wieder ganz furchtbar an allen Teilen der Front.
Mein lieber Arnold ich bin wieder am Rande meiner Weißheit, denn ich kann ja leider nicht auf einen Brief von Dir antworten.
Ich wünsche Dir alles, alles Gute und verbleibe mit vielen innigen Küssen Deine Thea

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**
1 Zug ungarische Truppen Richtung Front.
Generalfeldmarschall Kluge ist bei Bogurchewskaja auf der Wolfsjagd – 1 Wolf geschossen.
Ab 14. bzw. 16. Urlaubszüge ausgefallen.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**
Gleich ist es 14 Uhr. Schon seit neun Uhr liegen wir hier in Shmerinka. Auf den nicht vorhandenen, besser, nicht erhöhten, Bahnsteigen lümmeln wieder verlumpte Kinder mit Konservendosen und Töpfen herum und betteln um Suppe. Auch vermummte Weibsleute treiben sich hier herum und wollen handeln: 3 Äpfel = 2 RM, 1 Pfd. Schinken = 2 Pakete Streichhölzer, 1 Ei = 6 Zündsteine oder 2 Schachteln Streichhölzer usw. Minus 20° Celsius sollen laut Oberarzt in der letzten Nacht gewesen sein. Einige haben schon, teilw. sogar schwere Erfrierungen.
In Shmerina [?] hole ich Kaffee aus der Rot-Kreuz-Küche. Wie damals im RAD steht wieder ein liebes, lächelndes Helferinnen-Antlitz vor mir. Helferin, Heldin! Ich bin sehr froh.
Erst kurz vor 17 Uhr ruckt der Zug wieder an. Es wird dunkel. Zeit zum Schlafengehen!

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Die Russen nehmen ihre alte Stadt Kursk nach fünfzehnmonatiger Besetzung und rücken auf Charkow zu. – Als zeitgemäße, das heißt stimmungsgemäße Lektüre habe ich jetzt Dostojewski vorgenommen: «Memoiren aus einem Totenhaus».

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

Manchmal scheint es, als ob die Lage sich etwas stabilisiert hätte und als ob ich als einziger unserer Gebietslandwirte am Platze bleiben könnte. Es ist hier soweit alles in Ordnung. Ich habe mir meine geeigneten Männer zurückbehalten. 1 Pkw, 1 Lkw sind auch da und die guten Hengste vor den Schlitten. Morosow und andere Zivilisten sind weg. Alles Gute! Getreulich Klaus.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Scheußliches Regenwetter.
Am Abend 20 Uhr bis 21 Uhr Alarm, dann wieder 21.30 bis 22 Uhr. Unsere Fenster und Türen wackelten v. Explosionen in Mariensiel. Von der russischen Südfront hört man böse Gerüchte.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!
Heute Abend haben wir auf unserer Stube gut gelebt. Außer dem üblichen Abendbrot gab es noch Hühnersuppe. Ich hatte einen Hahn besorgt. Das arme Tier mußte sein Leben lassen. Einen großen Vogel habe ich noch auf Lager. Leider hat das Schicken keinen Zweck, denn wer weiß, ob das Geflügel genießbar ankommt. Die Möglichkeit, eine Kiste zu schicken besteht noch. Die Kisten gehen dann ab Generalgouvernement. – Selber essen macht auch fett. – Ich würde Dir gerne aber etwas schicken. Im Augenblick bin ich mir noch nicht ganz klar, ob ich doch nicht noch einmal versuche etwas zu schicken. Vielleicht eine Kiste mit Speck und Butter und Fleisch. Die Sendung geht neuerdings als Expreß. Du müßtest die Kiste dann von Moringen abholen lassen.
Lieber Racker, ich wünsche alles Gute und grüße herzlichst,
Dein Bocky
Grüße Ilse u. Mutter!

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Heute früh haben wir das Wanzenbekämpfungsmittel in Anwendung gebracht. Der Geruch ist erträglich, daß man die Viecher aber treffen

muß! Dann kann man sie ja auch mit dem Hammer erledigen. Hoffen wir, daß die Aktion hilft.
Auch heute reger Fliegerbetrieb. Sonst nichts Neues. Soweit es geht, kannst Du mir etwas zum Lesen schicken. Ich habe jetzt meine Weihnachtssendungen durch. St. ist auch von dem Patiencelegen befallen. Ich finde solch eine Beschäftigung geistlos. Der Kommandeur soll seine ganze Freizeit damit ausfüllen. Es ist bezeichnend für die seelische Verfassung in diesem langen Krieg.

Stölten, Peter 1922–1945

Mein lieber Udo! **Eisenach**
Du weißt selbst, wie wohl mir Dein Brief getan hat. Wie – krampflos wahr Dir hier eine Tat der Freundschaft geglückt ist, muß ich Dir aber noch besonders belohnt gestehen!
Ich bin gerade dabei, die Kohlezeichnung der Schlacht, die ich eben fertig machte, an die Wand zu machen. Es sollte so im Geiste des Rilke Gedichts von Karl XII. werden –– also etwa im entgegengesetzten des Bildes für Dich. Der reitet dem Lärm der Feldschlacht nach mit einem Gesicht als ob er träume und mit den Augen von Verliebten ––– Das Fieber des Kampfes soll ganz dasein und herum: Ein Fallender, ein Ängstlicher, ein viehischer Knecht und dahinter das Getümmel. So bekunde ich wenigstens an einem Fleck meine soldatische Gesinnung. Und die ist vorhanden. Mehr und mehr wird mir klar, daß Leutnant sein mit seinen klaren, einfachen und schönen Verpflichtungen die einzige Beschäftigung ist, in der man sich nicht mit Gewissen und Gedanken zu verquälen braucht in dieser Zeit. Man hat seine paar Leute, mit denen ich im denkbar besten Verhältnis stehe gerade meiner Jugend wegen, seine Aufgabe und weiß, daß man auf einem Gebiet etwas leistet, dessen Wirkung und Wichtigkeit für die Gemeinschaft unbestritten ist wie sonst nichts. Und sonst kann man so sein, als Landstreicher oder als übermütiger Junge, kann raten und helfen – und wenn alles schläft, die Gedanken beleben, die einem lieb sind und die man nur allein denken mag, weil sonst keiner da ist. Leicht ist das Leben, leicht! Ja, die dunklen Gedanken plagen einen nicht in dieser 300, haben keinen Moment Zeit unter unserem Motto: «Schweiß spart Blut» und «Ich kann nicht» und «es geht nicht» liegen auf dem Friedhof. Doch dieses Motto brachte uns Stalingrad und wurde dort begraben. Und ich schüttele nur den Kopf, – so sehr mir der rücksichtsloseste Kdr. der Deutschen Wehrmacht, Hptm. Weicke, militärisches Vorbild scheint, – wenn ich mich unter dem Motto sehe: Von 7–7 unterrichtend, mein eigener Leutnant,

Uffz., Hilfsausbilder vor den Panzerbesatzungen der Kompanie – – den Nachmittag nur noch schwimmend, zu keinem klaren Erklären mehr fähig und die Leute immer mehr schlafend bei: «Taktik, Schießlehre, Waffenunterricht, Panzerausbildung etc.» Der Dienstplan hat nur einen Namen in der 3. Sparte: Lt. Stölten, und in der Zweiten: Stube 113.

Das ist der letzte Dampf meines Schädels.
April und Mai und Julius sind ferne.
Ich bin nicht mehr – ich lebe nicht mehr gerne.

Ja, wenn ich von mir sprechen will: Alles Pampe! Völlig übermüdet bin ich nur noch ein torkelnder Kreisel der von den Anforderungen des Dienstes gepeitscht immer weiter seine sturen Kreise dreht Tag und *Nacht* – darin hat mans als Gefreiter besser, zumal wenn man studieren kann. – Dazu muß ich Dir gratulieren in einem Satz mit dem Dank für Deinen Brief!

Mal etwas von der großen Welt zu hören ist meine Sehnsucht (!!) – so wenig ich es, jetzt am 2. kurzen Brief dieser Woche, verlangen kann, wo ich bei täglichem Postempfang Martern leide, nur immer schlucken zu müssen, mich unter Überdruck setzen zu lassen, und den dann ins nichts bei den tausend Sorten Dienst und Sonderaufgaben verströmen, verpuffen lassen zu müssen. So kann ich Dir im Moment leider nicht viel sagen, weil ich, wie gesagt, nichts bin. Da Du aber mit dem Ohm gemeinsam gegen meine Leidenschaft für Weinheber am gleichen Tage Sturm rennst, will ich trotzen und behaupten, Dir etwas für Deine Sammlung zu liefern:

An Mond und Träne, an die so süße Flucht
der Tage, mild gebogen aus Licht, den Rausch
um Wuchs und Welken, und an jenes
tiefere Da-sein der reinen Seele!

All ihr, des Singens wert, durch ein tätiges
und währendes Jahrtausend, ihr hattet Keim
und Nacht und Zeit, und jede Zeit war
sicher genug einem breiten Liede – –

Doch diese, reif zum Ende, hat nicht mehr Zeit,
und Zeit genug ging hin für ein breites Lied,
und jede Silbe ist zuviel und
stachelt die schwarze Begier der Schatten.

Zu wenig ach, ich einzelner ich! Sein Ruf
verweht. Was ist im Sturm denn ein krankes Herz?

und weiße Stirn, anrennend wider
alle die Mauern aus niederm Leben?

Was ist, in wüste Welt, in den Aschenbrand
zum Sterben ausgesetzt, denn ein krankes Herz?
Lebt wohl . . . Ihr werdet untergehn wie
ich, euer Mund, euer letzter Adel.

(Überschrieben: Abschied von den Dingen des Dichters).
Alles Gute, lohnende Tage und herzliche Grüße an Deine nächste Umgebung. Wie sind die Nachrichten?
Ein dreifach Heil! Dein Peter

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Geldern**

Das Leben hier läßt sich ertragen. Jeden Abend spiele ich Schach, und oft bin ich nach Dienstschluß in Geldern, wo noch sehr viel zu haben ist. Man kann essen, man hat schöne Räume – es ist eine gute Abwechslung nach Wahn. Gegen Abgabe von 30 g Fett [Marken] z. B. erhielt ich dieser Tage herrliche Bratkartoffeln mit Salat. In einem Café gibt es leckeren Kuchen. So kann ich also vorerst auf ein Paket verzichten, nur Kuchen-, Fleisch- und Fettmarken könnte ich sehr gut verwenden.

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**

K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»
Liebe gute Mutti,
aus all dem Flirt, den hundert Eroberungen, des Poussierens, der Oberflächlichkeit und Verliebtheit habe ich herausgefunden durch einen Mann, den ich lieben werde. Er wird versuchen, Dich heute Nacht anzurufen und Dir Grüße von mir zu bestellen. Wie soll ich den Anfang machen und Dir alles schriftlich erzählen? Es ist jener einflußreiche Stabsintendant des Frontabschnittes Rußland Mitte, den ich in Bobrisk kennengelernt habe. Gestern ist er nun in diese kleine Ruinenstadt am Dnjepr gekommen, in der wir zwei Tage lang sind und hat mich auf Stunden aus der Verzweiflung und Einsamkeit, aus dem Gefühl, ohne Schutz zu sein, gerissen. Ich habe ihn Dir in meinen letzten Briefen ja schon beschrieben, daß er ein Münchener Jurist ist, ein Mann voll Klugheit, Überlegenheit und einer Tiefe des Gefühls, die ich *keinem* Mann zugetraut hätte. Er ist gestern nun zum 3. Mal in der Vorstellung gewesen, und anschließend haben wir im Kreise einer großen Gesellschaft und der ganzen Spieltruppe nebeneinander gesessen, unsere Hände unter dem Tisch festgehalten und leise, leise gesprochen. In der

Nacht dann, bei dem Schein einer Kerze, habe ich dann einen langen guten und kraftgebenden Brief von ihm gelesen und heute Vormittag, bevor er in seinem Wagen nach Bobrisk zurückfahren mußte, sind wir gegen den beißenden Wind über die breiten Brücken, die über den Dnjepr führen, gegangen, ab und zu an einem deutschen Posten vorbei, allein in dem weiten weißen fremden Land. Jedes Haus ist hier zerstört, und in den Balken und Steinhaufen einer zerschossenen Kirche haben wir uns umarmt und uns gesagt, daß wir alles dransetzen wollen, einander wiederzusehen. Die Gedanken von ihm sind bei mir und wärmen mich in dem Grauen, das mich so oft in dem toten, kranken Land hier befällt. Die Gemeinheiten und Schlechtigkeiten von Ernst können nicht mehr bis an meine Seele dringen, seit ich ihm, meinem Ed, alles erzählt habe. Er hat meinen Arm gestreichelt und ist sehr still geworden, und in der höflichen Verachtung, die er dem Reiseleiter entgegenbrachte fühlte ich, daß er mich liebt. Nun ist Ed eben von mir gefahren. Ich bin leer und doch ausgefüllt von dem Wissen um einen Menschen. Ich weiß, daß er in München mit einer Frau verheiratet ist, aber wir haben nicht darüber gesprochen. Ich brachte es nicht über mich zu fragen, aber er sagte mir, daß er lange lange, seitdem er ein ganz junger Mann war, nicht solche Briefe an ein Mädchen geschrieben habe, wie er es jetzt mit 37 Jahren an mich täte. Ich weiß, so merkwürdig es klingt, daß Ed nicht lügt. Dieses Wissen um ein Vertrauen habe ich bei Ernst keinen Moment gehabt, und ich will und werde glauben, lieben und leiden. Ich habe mich wiedergefunden, bin stark und tapfer geworden und hoffe nun zu Gott, daß ich auch körperlich ganz von Ernst loskomme, indem ich kein Kind von ihm bekomme und sauber aus diesem unschönen Erlebnis herauskomme. Du möchtest jetzt sicher mehr Inhalt in meinen Briefen haben, gute Mutti! Mehr Erlebnisse meines so erlebnisreichen Lebens. Aber ich weiß nicht mehr, wo ich da anfangen soll. Ich fühle, daß ich dicke Bücher schreiben müßte und sie alle Dir widmen sollte, aber warte, Mutti, es dauert ja nicht lange, daß ich wieder bei Dir bin und sprechen, sprechen, sprechen kann. Ich bin jetzt zu sehr in die Liebe, in die Macht eines guten Gefühls getaucht, das mich ganz ausfüllt. Aber ich sehe und höre alles um mich herum und ich denke viel und nehme mein Leben so wahr und real wie es ist.

Spielen tue ich nach wie vor mit viel Erfolg und Eroberungen mache ich leider viel zu viel. Ob Du ihn heute Abend am Telefon hörst? Ob Du Dich freust, Grüße von mir zu erhalten? Wenn ich doch endlich einmal Post von Dir bekäme, Muttilein. Ich bin kein guter Mensch, hoffe aber, daß Ed mir verhelfen kann, besser zu werden als ich leider bin. Gestern

früh bekam ich noch ein Liebesgedicht von einem eleganten Offizier der O.T. Am Abend trat Edi in unser dunkles Zimmerchen, und ich vergaß Herrn Wünschelmann in Minsk, Herrn Busch, Herrn Zahlmeister Bonningsen, Herrn Petereit in den weiteren Spielorten, denen ich allen schreiben und Bilder schicken soll. Diese vielen vielen Männer! Und einer, ein stiller, der einfachste, männlichste und älteste von all diesen Menschen gibt mir da sein Herz, seinen Glauben an mich in einer kleinen zerschossenen russischen Kirche. Wie wird alles weiter werden in meinem Leben, im Leben des Dr. Ed Scharmann? Er schreibt, daß er mir nichts weiter geben kann, als ein wenig Liebe, und er möchte, daß ich mein Gefühl einem Manne schenken soll, der mir mehr schenken kann. Mehr als Liebe kann man doch einem Menschen nicht schenken, ich bin so reich geworden, Mutti. Mußte ich die Tournée machen um Ed kennenzulernen? Er hat zwei Tage nach Albin Geburtstag. Ich küsse Dich! Wenn Du doch diesen Brief bekommen tätest! (Schlechtes Deutsch). Leb wohl, laß es Dir gut gehen. Auf Wiedersehen.

Ich habe wieder ein Päckchen geschickt.

Kuß Brigitte.

Bitte, Mutti, schicke mir umgehend einige Bilder von mir! Kopftuch, das Sanfte, Seitliche und das was in Deinem Zimmer hängt! Auch Privatfotos wenn Du hast!

Nin, Anaïs 1903–1977 (New York)

Gonzalo bleibt an die Frau gebunden, die ihn in seinem Drang nach Selbstzerstörung bestärkt. Es gibt eine Empörung gegen die Beziehung, die man braucht und die man nicht haben kann, weil man der Sklave seines Bedürfnisses ist. Es ist beispielsweise nicht die Zuneigung für die Mutter, sondern die Gewohnheit, die Routine einer solchen Beziehung, die ihre stete Wiederholung zum Ursprung der Vertrautheit macht. Und es ist nicht so, daß man seine Schwester oder einen Schwesterersatz ewig liebt, sondern, daß diese Bindung, welcher Art sie auch gewesen sein mochte, die einzige war, die zur Gewohnheit, zur tröstlichen Vertrautheit wurde.

Gonzalos selbstherrliches Ego braucht ihre Ergebenheit, ihre sklavische Treue. Es wäre ihm lieber, wenn sie wie ein Filmstar aussähe und achtzehnjährig wäre, doch sie allein erfüllt die Aufgabe, die seine verhängnisvolle Veranlagung fordert; ihre Liebe läßt sich durch seinen Geiz, seine Selbstsucht, seine Untreue nicht entmutigen. Sie geht ihm nie auf die Nerven. Sie spielen ein Spiel miteinander. Sie gibt die

richtigen Antworten. Sie holt ihn immer wieder zu sich zurück. Er hält nichts von den anderen Frauen, traut ihnen nicht, er mißtraut jungen Mädchen.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Krakau**

Erst um halb fünf schlief ich; immer war ich bei den Kameraden in Stalingrad. Um halb sechs auf, noch einmal die Berge gegrüßt, dann, um einige Gastgeschenke bereichert, nach Krakau. Über die Wasserscheiden durch eine herrliche Landschaft von Sonne und Schnee, durch Mulden und Berge, vorbei an den alten deutschen hölzernen Siedlerkirchen.

Manches noch erfuhr ich und hörte Schilderungen der Stalingradkämpfer, die hier verwundet ins Lazarett gekommen waren. Als die Russen den äußeren Flugplatz erobert hatten, auf dem Tausende deutscher Verwundeter auf den Abtransport warteten, sollen sie – so wollen die Soldaten als Augenzeugen wissen, sie kamen über den inneren Flugplatz hinaus – alles Lebende mit Messern erstochen und Kolben erschlagen haben.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Rudikowska, Alexandra, Arbeiterin, geb. 20. 4. 1921 zu Polen

Säugling: männlich, Gew. 2500 gr, Länge 49 cm, Kopfumf. 34 cm, Entl. Gew. 2400 gr

Verlauf: 14.00 Blasensprung, 14.30 Geburt, 14.40 Placenta, 14.50 2 ccm Secacornin

I. Partus. Dammriß.

Normaler Verlauf, ging am 12. Tag nach Hause.

Gerken, Mable R. **USA**

45 Minuten lang hatten wir eine Versammlung zum Verkauf von Kriegsanleihen. Um 7.30 Uhr für unsere Schicht, um 14.30 Uhr für die Frühschicht und um 16.00 Uhr für die Spätschicht. «Blockbuster» Abzeichen wurden denen gegeben, die schon regelmäßig von ihrem Gehalt Kriegsanleihen gekauft haben. Jeder Sonnabend ist Zahltag.

Du solltest sehen, was da gemacht wurde:

1. Es gibt keine bessere Art zu zahlen. U.S. Kriegsanleihen sind die beste Geldanlage, die es gibt. Sie zahlen zweimal soviel Zinsen wie eine Bank.
2. Dazu kommt, daß ihre Dollar arbeiten. Wir in der Produktion leisten eine große Arbeit und tun es gut. Aber Uncle Sam braucht auch die Hilfe der Dollar als Werkzeug zum Sieg.
3. Steuern bleiben niedrig. Wir helfen, die Steuern niedrig zu halten, wenn wir viele Kriegsanleihen erwerben.
4. 10 Prozent ist verflucht wenig zu zahlen für die Freiheit. Der Bursche in der Nachbarschaft, der mit nur einem Bein von Guardalcanal zurückkehrte, kämpfte für dich und für mich, und er gab viel mehr als 10 Prozent.
6. Kriegsanleihen geben uns Kaufkraft nach dem Kriege. Wenn der Krieg vorbei ist, wollen viele von uns neue Automobile haben usw. Dann ist es verflucht günstig, wenn man eine Socke hat, gefüllt mit Kriegsanleihen.
7. Unsere Kriegsanleihen können uns eine Inflation verhindern. Das größte Nationaleinkommen in der Geschichte hat viele Milliarden Dollar Überschuß in Einkaufskraft geschaffen, das eine Inflation erzeugen könnte, die für alle Arbeitnehmer ein Unglück wäre, weil alle Preise für alles, was wir kaufen, kräftig ansteigen.
8. Dies ist nicht ein anderer Geldabzug. Es ist eine vorteilhafte Art des Sparens. Du gibst nichts weg. Du verleihst.

Westhorpe, Ronald *1920 **(RAF)**

Der normale Tagesablauf in einer Fliegerstaffel sah so aus: An einem gewöhnlichen Einsatztag meldete man sich morgens um halb neun zur Arbeit, und wenn ein Einsatz in der Nacht geplant war, mußten wir uns vorbereiten. Das Bodenpersonal war damit beschäftigt, das Flugzeug zu warten, Bomben und Bewaffnung einzuladen, Öl usw. Normalerweise hatten wir zwei Stunden vor dem Start eine Einsatzbesprechung. Darauf folgte ein Essen, welches meistens unausweichlich aus Eiern und Speck bestand. Ich sollte wohl erwähnen, daß es in Großbritannien zu der Zeit sehr schwer war, an Eier und Speck heranzukommen. Manche behaupten jetzt, daß die Jungens nur deshalb Mitglied der Einsatztruppe geworden seien, um sich eine geregelte Versorgung mit dieser göttlichen Speise zu sichern.

Normalerweise flogen wir gegen Sonnenuntergang los und erledigten unseren Auftrag. Dann kamen wir zurück, und es gab wieder Eier mit Speck. Dann gingen wir ins Bett, natürlich allein, in ein leeres Bett also. Und wieder stellte sich dann ein Gefühl der Gleichgültigkeit ein. Ich zögere, es Gefühllosigkeit zu nennen, aber Gleichgültigkeit war es bestimmt, zumindest bei uns Jüngeren.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 20.40 bis 21.03 Uhr. Bedeckter Himmel. Ich bin auf dem Weg nach Hause. Da der Sender schon einige Zeit fort ist, reden in der Bahn alle Leute davon, daß der Alarm wohl bald kommen wird. Er erwischt mich dann genau, als ich an der Endhaltestelle aussteigen will. Nur sehr fern Flakschießen. Die Kinder waren gerade im Begriff, zu Bett zu gehen, und müssen sich nun – begeistert natürlich! – wieder anziehen.

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**

Nachts rege Flaktätigkeit. – Bei einem Angriff auf Wilhelmshaven überfliegen die Feindmaschinen fortlaufend auf dem Hin- und Rückflug den Abschnitt Wangerooge.

Die Flugmeldegeräte sind stundenlang gestört, doch können mit den Funkmeßgeräten der Flak mehrere Vernichtungsfeuer geschossen werden. – Von 23.34 bis 0.37 Uhr werden alle Scheinwerfer für eine in Luftnot befindliche Do 217 [zweimotoriges Kampfflugzeug] zum Richtungs-Scheinwerferleuchten eingesetzt. Um 0.40 Uhr wird auf Anforderung des Luftgaues erneut mit dem Leuchten für die in Luftnot befindliche Do 217 eingesetzt. Um 1.29 Uhr gibt Batterie Neudeich fünf Schuß mit Leuchtgranaten und die 3,7 cm-Flak auf Hotel Germania zehn Schuß Leuchtspur im Zusammenhang hiermit ab. – Um 2.06 Uhr werden die Rettungsmaßnahmen für den Nachtjäger erfolglos eingestellt.

Die Lichtmaschine in Flagruko fällt wegen Reparatur bis auf weiteres aus. Das durch Rohrkrepierer ausgefallene 3,7 cm-Geschütz mit Doppellaffette in der Harle-Batterie ist wieder voll einsatzbereit.

[Anmerkung 1992: Beteiligt waren an diesem Nachtangriff auf Wilhelmshaven 177 viermotorige Bomber. Zum ersten Mal gelang es den Engländern, eine Stadt trotz geschlossener Wolkendecke mit den neuen H2S-Geräten «blind» aber exakt zu markieren. Während des Angriffs sahen die Flugzeugbesatzungen durch die Wolkendecke einen riesigen Feuerschein, der etwa zehn Minuten anhielt. – In Mariensiel war das Munitionsdepot der Marine getroffen worden. Deutscherseits wurde festgehalten, daß der Gegner ein neuartiges Leuchtmittel einsetzte. Aus einer roten Leuchtkugel entwickelte sich ein weißer traubenförmiger Feuerregen, der bis zum Erdboden reicht, später im Volksmund «Christbaum» genannt. – Allein die schwere Flak verschoß 4552 Schuß Munition; – drei Lancaster wurden abgeschossen.]

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

–4°, klar, trocken, frisch. – Stand um ½ 12 nach den Nachrichten auf. – Fuhr zur Schwedischen Akademie, wo ich zum ersten Mal Gustaf Hellström begegnete. [...] Alle begrüßten mich zu Hause und wollten Neuigkeiten hören. Nach den Verhandlungen berichtete ich, auf Frage Österlings, über Överland, Seip, Alice Habsburg, die 10 zu lebenslang verurteilten, Philippson, was besonders Lamm interessierte, der gehört hatte, die Juden in Theresienstadt sollten von dort weggebracht werden. Ich berichtete, daß Draeger den Vorschlag gemacht hat, er und ich sollten bei meiner nächsten Reise Theresienstadt und Philippson besuchen. Es freute ihn zu hören, daß Överlands Gesundheit tadellos ist und er Aussichten hat, in den Genuß der gleichen Freiheiten zu kommen wie Seip. Vor allem Lagerkvist interessierte sich dafür. Wedberg hatte gehört, Ö. sei krank, aber ich beruhigte ihn. Österling sagte positiv, Överland sei Kommunist gewesen, was Lagerkvist bestritt.

7 Uhr: In Tunesien halten sich die Deutschen unter Rommel und Arnim gut. In einem Fall griffen 6 deutsche Flugzeuge englische Bomber und 50 Jäger an und schossen 15 Engländer ohne eigene Verluste ab. – Im Osten sind die Deutschen von weiteren Rückschlägen bedroht, bei Harkow [Charkow] Neuorientierung. Auf englischer Seite ist man der Meinung, die Russen hätten im Osten 320 Divisionen, die Deutschen 150. – Churchill hat in einer Rede binnen 9 Monaten eine riesige Invasion im Westen versprochen, d.h. vor Mitte November. Sorgen machen nur die U-Boote, er behauptet aber, die Neubauten überträfen nun die U-Boote und das Verhältnis verbessere sich ständig zugunsten der Alliierten. Er sagt, Japan müsse bedingungslos kapitulieren, selbst wenn dies erst nach Ende des europäischen Krieges der Fall sei. – *In Engl. und USA hat man mancherorts Angst vor Rußland, falls es in Europa siegreich sein sollte und so Macht über den gesamten Kontinent erhält.* – Eine Anekdote: Stalin, Hitler und Churchill werden von Gott nach ihren Wünschen befragt. Stalin: daß wir Deutschland besiegen. Hitler: daß wir Rußland besiegen. Churchill: ja, in diesem Falle wünsche ich mir nur eine Tasse Tee in aller Ruhe. – Deutsche Antwort auf Churchills Rede über die Versenkungen, es treffe zu, daß der Dez. und Jan. im Vergleich zu den Vormonaten einen Rückgang mit sich gebracht hätten, sie seien aber immerhin noch doppelt so hoch als im Dez. und Jan. des Vorjahres. – Die Deutsch. sagen, die Konferenz von Casablanca sei ein Fiasko gewesen.

Eisenhower von Roosevelt zum General und Oberbefehlshaber ernannt. – Stimson sagt einen Riesenschlag gegen Tunis voraus. Sie blei-

ben ihrer Gewohnheit treu, lange und breit über die Großtaten zu reden, die sie ausführen werden. Die Deutschen schweigen, und wenn sie reden, dann über Tatsachen und Angelegenheiten, die bereits ausgeführt oder gerade begonnen wurden.

Best, Werner *1903 **Kopenhagen**

An Reichsaußenminister von Ribbentrop

Abschrift

Sehr verehrter Herr Reichsminister,

die auf Grund Ihrer Genehmigung erfolgte Aufnahme des unmittelbaren Verkehrs mit dem dänischen Königshause hat dem Reiche zwei politische Vorteile eingebracht:

1. Der neue Status der Beziehungen zwischen dem Reiche und Dänemark ist vom dänischen Staatsoberhaupt freiwillig durch konkludente Handlung anerkannt worden.

2. Im Lande ist eine große Befriedigung und Beruhigung ausgelöst worden, wodurch die Stellung des Staatsministers von Scavenius außerordentlich gestärkt und die Erfüllung der Besatzungsnotwendigkeiten sowie der übrigen Reichsinteressen sehr erleichtert wird. (Wie unangenehm unsere Politik dem Feind ist, ergibt sich aus Meldungen von Vertrauensmännern, nach denen auf britischen Befehl die Sabotageakte usw. in Dänemark vervielfacht werden sollen, um uns zur Einführung «norwegischer Methoden» zu zwingen!).

Ich gedachte nun, nicht bei den so erreichten Vorteilen stehen zu bleiben, sondern durch stetige Beeinflussung des Kronprinzen [Frederik] und des Königs [Christian X.], die ich für möglich und aussichtsvoll halte, weitere Vorteile für das Reich herauszuholen. Vor allem muß das mit dem Königshause besonders eng verbundene dänische Heer dahin gebracht werden, daß es nicht nur seine deutschfeindliche Haltung ändert, sondern daß sogar möglichst viele der überzähligen Offiziere und Unteroffiziere sich mit der ausdrücklichen Zustimmung des Königs zum Dienst in der deutschen Wehrmacht beurlauben lassen. Es gibt junge dänische Offiziere, die gern einmal wirkliche Soldaten sein möchten, die aber bisher durch ihren Fahneneid von dem Ausscheiden aus der dänischen und dem Übertritt in die deutsche Wehrmacht zurückgehalten wurden. Diese Hemmungen möchte ich mit Hilfe des Königshauses – der Regierung bin ich sicher, aber sie hat auf das Heer keinen Einfluß – aus dem Wege räumen.

Der Erfolg dieses Bemühens kann jedoch in Frage gestellt werden durch den folgenden Befehl, den der Befehlshaber der deutschen Truppen in

Dänemark General der Infanterie von Hanneken am 6. 2. 1943 vom OKW-Wehrmachtführungsstab erhalten hat:

«Der Führer hat angeordnet, daß sich an den dem Befehlshaber der deutschen Truppen in Dänemark gegebenen Richtlinien für sein Verhalten gegenüber dem dänischen Königshaus nichts ändert. Der Befehl, daß bei Trauerfällen oder Gedenktagen im Kgl. Haus keine Beflaggung von seiten der deutschen Wehrmacht stattzufinden hat, bleibt ebenfalls bestehen.»

Auch ich befürworte aus sachlichen und aus taktischen Gründen eine weitgehende Zurückhaltung der deutschen militärischen Befehlsstellen gegenüber den Repräsentanten des dänischen Staates einschließlich des Königshauses. Wenn aber der Befehlshaber der deutschen Truppen den König weiter gänzlich ignoriert, wird dies im dänischen Heer, das ja mit dem Befehlshaber – nicht mit mir – zusammenzuarbeiten hat, die von uns erstrebte Umstellung hemmen und die deutschfeindlichen Tendenzen stärken. Auch die dänische Marine, die mit unserer Marine willig und erfolgreich zusammenarbeitet, kommt hierdurch in eine Lage, die ihre innere Aufgeschlossenheit für uns an der vollen Entfaltung hindert.

Ein voller Rückschlag aber würde eintreten, wenn der alte König stürbe und die deutsche Wehrmacht ihm jede Ehrung versagte. Man würde dies nicht verstehen, nachdem der König nun wieder einmal einer vom Reich gewünschten Entwicklung des deutsch-dänischen Verhältnisses nachgegeben hat. Ist doch selbst am Grabe des Sozialdemokraten Stauning ein Kranz des Führers niedergelegt worden!

Ich bitte Sie, Herr Reichsminister, deshalb, beim Führer zu erwirken, daß der Befehlshaber der deutschen Truppen in Dänemark gelegentlich dem König bzw. dem Kronprinzregenten vorgestellt werden darf und daß das Flaggverbot aufgehoben wird.

Man könnte daran denken, die Wiederaufnahme eines offiziellen Verhältnisses des Befehlshabers der deutschen Truppen zum König davon abhängig zu machen, daß an die dänische Wehrmacht bestimmte von uns gewünschte Befehle betr. Beurlaubung zur deutschen Wehrmacht o. ä. erlassen werden. Psychologisch wäre dies allerdings nicht geschickt, weil solche Befehle im gegenwärtigen Augenblick leicht als erpreßt aufgefaßt werden und die Meldefreudigkeit auch der Gutwilligen beeinträchtigen könnten. Es entspricht mehr der dänischen Art, daß eine solche Regelung erst durch Meinungsäußerungen der maßgebenden Persönlichkeiten vorbereitet wird. Diese Meinungsäußerungen herbeizuführen, halte ich für meine politische Aufgabe. Sollte der

Führer jedoch bestimmte Bedingungen wünschen, so zweifele ich nicht an der Bereitschaft der dänischen Seite.
Bis ich von Ihnen, Herr Reichsminister, einen Bescheid erhalte, werde ich etwaige dänische Fragen auf dem hier erörterten Gebiet dilatorisch behandeln.
Heil Hitler!
Ihr ergebener gez. Werner Best

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Churchill hat im Unterhaus eine große Übersicht über den Krieg gegeben. *In den letzten sechs Monaten hat die Tonnage der Verbündeten um 1 Million zugenommen trotz der furchtbaren Verluste durch die U-Boote, deren Bekämpfung die erste Sorge der Verbündeten ist und bleibt; denn diese Verluste können zwar den Sieg der Verbündeten nicht verhindern, aber verzögern.*
Rund 3 Millionen Soldaten sind bisher über See hin- und hergefahren, nur 1200 davon gingen durch U-Boote zugrunde. Rußland soll noch vollere Hilfe erhalten. Unbedingte Unterwerfung des Feindes ist in Casablanca beschlossen worden, das heißt aber nicht, daß die Verbündeten je ihre Hände mit dem Blut der Bevölkerung beflecken würden. [...]
Die Rede Churchills war natürlich wohlabgewogen, ihre nachdrücklichsten Erklärungen aber richteten sich an Stalin und nach Rußland überhaupt. Das Bemühen, Rußland zufriedenzustellen, sein Vertrauen nicht zu verlieren, zeigte sich in verschiedenen Wendungen Churchills, der z. B. sagte: *Wir haben unsere Experten angewiesen, Mittel und Wege zu noch größeren und schnelleren Lieferungen ausfindig zu machen, oder: Glücklicherweise spricht mich mein Gewissen von jeder Nachlässigkeit in bezug auf unsere Hilfe an Rußland frei etc.* Namentlich aber bezieht sich auf Rußland die große Betonung, mit der Churchill auf den in Casablanca aufgestellten und unverrückbaren Kriegsplan hinwies. Dieser Plan wird innerhalb der nächsten neun Monate durchgeführt werden. Mag sein, daß der Plan nicht allen Wünschen und Einwänden gerecht wird; wichtig ist, daß der einmal beschlossene Weg innegehalten wird.
Churchill und Roosevelt sind etwas beunruhigt, daß Stalin nicht zur Konferenz kam. Roosevelt wäre trotz seiner körperlichen Behinderung Stalin bis in den Kaukasus entgegengekommen. Ich selbst hätte mir Stalins Teilnahme an einer solchen Konferenz nicht gut denken können. Einwickeln läßt er sich nicht, aber die Kastanien, die seine Verbündeten selbst aus dem Feuer holen werden, dürfen sie von ihm aus auch essen.

Nicolson, Harold 1886–1968 **Sissinghurst**

Als sich der Premierminister um 12.07 erhebt, bereitet man ihm einen guten Empfang. Er ist etwas erkältet, sieht weniger wohl aus als bei seiner Ankunft, ist aber in prima Stimmung. Er beginnt mit der Bemerkung, die Vereinten Nationen seien nunmehr Kriegernationen, «die in der Furcht des Herrn wandeln, sehr schwer gerüstet und mit immer klarerem Ausblick auf ihre Errettung». Diese cromwellschen Töne rufen Beifall und Gelächter hervor. Die einen wissen nicht recht, ob er einen Covenanter parodiert, während die andern meinen, er rede aus tiefer Glaubensüberzeugung. Weiter spricht er dann über den U-Boot-Krieg, den er in seiner Rede ganz nach vorn schiebt. Er spricht von «sehr ernsten Raubzügen».
Er gibt zu, daß diese Vergeudung von Schiffen, Ladungen und Mannschaften ein «abstoßendes und düsteres Panorama» darstellt. Diesen Abschnitt seiner Rede schließt er mit der Bemerkung ab, durch die U-Boot-Kampagne könne der Feind seinen Untergang vielleicht aufschieben, aber nicht abwenden.
Dann geht er zu Casablanca über und erläutert, was mit der Klausel von der ‹bedingungslosen Kapitulation› gemeint sei. Sie bedeute nicht, daß «wir unsere Waffen durch irgendeine grausame Behandlung ganzer Völkerschaften besudeln werden». Wohl aber bedeute sie, daß wir «die Bösen und Schuldigen» zur Rechenschaft ziehen werden.
Über die militärische Lage in Tunesien sagt er nur wenig. Er gibt zu, daß die Deutschen etwa 250000 Mann auf der tunesischen Halbinsel stehen haben. Er sagt jedoch, daß sie dort sind, verrate «die Hand des Meisters», die auch schon nach Stalingrad geführt habe.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Zehnjährige Wiederkehr des Hochzeitstages, an dem wir München verließen.
Sehr warm, Wüstenwind. Vormittags am Moses (XI). Zum Haarschneiden nach Westwood. [...] Abends Vorlesung Borgeses aus seinem Buch. Hörten Swing über die Unterhaus-Rede Churchills mit dem Versprechen einer Invasion Europas binnen 9 Monaten. Ernst des U-Boot-Krieges. Churchills Kriegertum, kombiniert mit literarischer Kultur, feiert wieder Triumphe. Ernennung Eisenhowers zum Ober-Kommandierenden in Nord-Afrika.

Reichspropagandaministerium Berlin
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913
Der Minister bittet darum, aus der deutschen Presse die Karikaturen herauszunehmen, die unsere Gegner klein machen. Wir hätten zur Zeit keinen Anlaß, unsere Gegner kleiner darzustellen, als sie tatsächlich sind, da uns das Volk in dieser Hinsicht nicht folgen werde.
Es wird darüber berichtet, daß in Wien verschiedentlich die Jahreszahl 1918 angeschrieben ist. In einigen besetzten Ländern macht sich diese Propaganda auch bemerkbar, jedoch ist in Berlin noch nichts festgestellt worden mit Ausnahme einiger Flugzettel, die die Jahreszahl 1918/1943 aufweisen.
Der Minister hält es für denkbar unglücklich, in der deutschen Presse heute von der Mobilisierung der letzten Reserven zu sprechen. Dies sei ein Ausdruck, der der tatsächlichen Lage nicht gerecht werde und außerdem zum Pessimismus Anlaß gebe.
Auf einer Besprechung zwischen den zuständigen Stellen ist vereinbart worden, daß der Berufssport für die Kriegsdauer gänzlich eingestellt wird.
Die Fußballmeisterschaften, die Freundschafts- und Städtespiele und auch jede Art von Rennen werden nicht mehr stattfinden. Der Minister hat außerdem ein Verbot des Reitens im Grunewald und Tiergarten erlassen.
Es wird von den Sportarten wie Golf, Tennis und dergl. in der deutschen Presse keine Notiz mehr genommen.

Leupold, Hermann Glasgow
An PEN Deutsche Gruppe, London
Sehr geehrter Herr Friedenthal,
Ich bestätige Ihnen mit großem Dank und nicht geringerer Freude den Empfang des mir uebersandten Schecks in Höhe von £ 2/10–. Bitte entschuldigen Sie es, daß ich nicht schon früher geantwortet habe, aber ich lag mit einer schweren Grippe fuer etwa 2 Wochen im Bett und erst heute ist die erste Möglichkeit für mich das zu tun. Bitte sagen Sie allen denen, die mir zu dieser großzügigen Unterstützung verhalfen meinen besten Dank und ich hoffe sehr, es kommt bald eine Zeit, in der ich wieder in der Lage sein werde einer der gebenden und nicht einer der nehmenden zu sein.
Mit den besten Empfehlungen Ihr sehr ergebener H. Leupold

Visa-Abteilung Washington
An Ingrid Warburg, New York
Madam: Bezüglich Ihres Interesses an der Erteilung eines Visums an Alfons Zinner.
Ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß das Ministerium nach eingehender Prüfung des Falles unter Berücksichtigung der einschlägigen Verordnungen das spanische Generalkonsulat in Barcelona angewiesen hat, die Zustimmung zur Erteilung eines Immigrationsvisums zu geben.
Eine Nachricht über diese Entscheidung ist per Telegraph gesendet worden. Very truly yours H. K. Travers

Grimm, Hans 1875–1959
An Bernt von Heiseler Lippoldsberg
Lieber Herr von Heiseler,
Nein, ich mute Ihnen kein «Schweizertum» zu. Sie schrieben mir wörtlich: «Die Corona aber würde, wenn sie das Kapitel brächte, den Ort verlassen, auf dem sie steht. Das darf sie nicht. Die Existenzberechtigung der Zeitschrift liegt darin, daß sie für das Dichterische einen Raum schafft. Man wird ihr diese Möglichkeit gewähren, solange sie bei ihrem Leisten bleibt. Hier hätte sie ihn verlassen.»
Darauf antwortete ich, und bei der Corona, die sich ganz gewiß nicht nur mit rein dichterischen Dingen abgab, sondern der Artistik und dem Intellektualismus sich öffnete, wenn sie nur exquisit genug waren – ich brauche willens die Fremdwörter! – und wenn der Reichtum des Geistes nicht allzu nahe an echte Wunden kam und schließlich Spiel blieb, ist nun einmal Schweizertum nach meinem Gefühl gewesen.
Ich hielt deshalb die Zeitschrift nicht, so großes Bedürfnis ich nach gekonnten Dingen hatte und habe. Ihr zitierter Satz schien mir darzutun, daß es für die Zeitschrift bei dem, was ich also Schweizertum nenne, bleiben müsse.
Ich möchte noch hinzufügen, daß ich nichts gegen die Schweiz habe, im Gegenteil, ich freute mich an Bodmer und noch mehr an der über fünf Jahrzehnte langen Freundschaft, die man meinem Vater, dem einstigen Baseler Professor bewahrte, und ich hänge an Gotthelf und Keller und auch Meyer. Aber mir, dem Dichter H. G., war die Schweiz freilich nicht freundlich. Dem stand das Schweizertum entgegen.
Und nun muß ich mich wiederum verteidigen. Glauben Sie wirklich, daß ausgerechnet ich irgendeine Massenpropaganda je mitmachen würde? Mir scheint vielmehr, daß ich oder richtiger, daß Hubert

Malvern der töricht feindseligen Masse Ihres Briefes sehr deutlich etwas aus der Hand nahm und es von der Ehrfurchtslosigkeit zu Ehrfurcht und Form von Rationalismus zum eignen tiefen Erleben und Liebe zurücktrug.
Wenn die Ehrfürchtigen nur intra muros sprechen sollen, dann treibt die Masse ihren Unfug bis zur Vernichtung, und wie ich es das letzte Mal schrieb – bis die Seele der Menschen verdirbt. Lieber Herr von Heiseler, Sie haben recht, ich komme in solchen Dingen nicht zweimal, und mir tut für Sie die Erfahrung leid.
Kaffernland ist mir von allem andern abgesehen nicht gut genug, sonst wäre es längst gedruckt und erschienen als Buch. Bei der Rundschau bat Fechter sehr, und ich ließ mich zögernd überreden. In «Kaffernland» war das Helgolandkapitel lediglich eine chronologische Notwendigkeit ohne Kunst und Freude und Blut.
Ich gäbe es für sich an keine Tageszeitung, und das Erscheinen in der Corona bildete für mich und meinen Namen eine völlige Unmöglichkeit. Denn meinen Namen habe ich immerhin zu bedenken, dieser Name hätte Hubert Malvern vor Mißverständnissen doch wohl geschützt, er käme aber doch bei dem Abdruck des Helgolandkapitels in der Corona in den Ruf, daß von mir also doch politisches Flickwerk geliefert werde. Dafür aber ist meine noch sehr unerfüllte Aufgabe zu groß und zu wichtig und zu leidgestört – eben weil ich – was ich schon sagte – zu einsam und den Wort- und Geistkünstlern seit vielen Jahren dennoch im Wege bin.
Viel Freundliches Ihr Hans Grimm

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**
Hochgeschätzter Herr Dr. Schneider!
Vor 5 oder sechs Wochen sandte ich Ihnen als eingeschriebene Drucksache ein Exemplar der Gesamtausgabe meiner Gedichte als Gegengabe für den Awwakum. Da einige Exemplare trotz aller Vorsicht verlorengegangen scheinen, melde ich es nochmals.
Inzwischen habe ich den Awwakum gelesen, ein mächtiges Buch. Ich brauche nicht zu sagen, wie wertvoll es mir ist. Manche Stellen fassen einen gewaltig an. Etwa die, wo er von dem Bojaren Paschkow spricht, dem Kommandeur seines Zuges zu den Tungusen: «Zehn Jahre hat er mich gequält, oder ich ihn – wer kann es wissen. Dies wird Gott entscheiden beim jüngsten Gericht.» [...]

Hausmann, Manfred 1898–1986 **Worpswede**
An Peter Suhrkamp
Lieber Suhrkamp,
wie gern hätte ich Ihnen den beigefügten Dialog noch rechtzeitig für das Märzheft geschickt! Aber ich bin erst eben damit fertig geworden. Wenn er Ihnen nicht gefällt, reichen Sie ihn mir bitte *schnell* zurück.
Wie mag es im Verlag aussehen? Wird die Neue Rundschau die totale Sense zu spüren bekommen? Ich denke sehr oft an Sie und sie. Damit uns kein Mißgeschick passiert: Es könnte ja sein, daß Sie die Zeit irgendwann für gekommen halten, um den «Überfall» vorabzudrucken. Geben Sie dann doch ja nicht das Manuskript in Satz, das ich Ihnen damals sandte (falls es überhaupt noch in Ihren Händen ist)! Ich habe inzwischen die entscheidenden Stellen des Gesprächs vertieft und erweitert. Und nur in dieser Form darf die «Erzählung» an den Tag treten.
Im übrigen scheint es, als müßten wir unsern Velour heut fester binden.
Sehr herzlich Ihr Manfred Hausmann.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
erst trübe, später teils klar, teils bewölkt
fast windstill um 0°
Stangen in Meter schneiden
1 Fuhre v. Kratochwil

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Regnerisch. G. fühlt sich nicht wohl, appetitlos. Temperatur 17 Uhr: 39 Grad. Dr. med. Hofrat Kaiser führt es auf Zahnbehandlung zurück. G. schläft 1 Std. vor Abendessen u[nd] v[on] 22 Uhr bis 10 Uhr glatt durch.

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**
An Alfred Schlenker
Lieber Freund
Euer Brief hat mich gefreut; es ist schön, daß das Gedichtbuch euch Freude gemacht hat. Ich lege dir noch ein Blatt als Widmung bei; es ist in Baden geschrieben, doch kam ich nicht dazu, es dir zu senden, ich war und bin die ganze Zeit mit den Augen so überlastet und komme seit 2 Monaten nicht aus den Schmerzen heraus.
Meine Frau Mia ist für den Winter notdürftig bei Martin in Bern untergekommen, da wirtschaftet sie in seiner Junggesellenbude, die Dunkelkammer muß zugleich als Küche dienen.

Da seit langer Zeit in Deutschland keines meiner Bücher mehr zu haben ist, besteht meine Hauptsorge jetzt darin, nebst den Gedichten noch einige andre von meinen Büchern wenigstens für die Schweiz wieder aufzulegen, so daß sie nicht ganz aus der Welt verschwinden, solang ich lebe. Der Glasperlenspielmeister, mit dessen Satzproben ich eben beschäftigt bin, kann etwa im nächsten Herbst erscheinen, falls nicht vorher das Unheil über uns kommt.

In eurem St. Antönien ist seit einigen Jahren ein aus Deutschland geflohener Pfarrer, mit dem ich öfter Briefe wechsle und der auch einmal bei mir war; er war in D. gleichzeitig mit einem Freund von mir in einem Gestapogefängnis.

Anfang Februar hatten wir Frühlingstage, die Schneeglöckchen blühten, zweimal sah ich Citronenfalter fliegen. Aber heut ist die ganze Gegend wieder weiß, der Schnee sperrt mich ins Haus, und tut mir auch da scheußlich in den Augen weh.

Habet gute Tage in eurem schönen Häuschen droben! Es freut mich, daß du nach wie vor den Operntext brauchbar findest. Mögest du noch Freude damit erleben, alter Schlenker!

Euch beiden herzliche Grüße! Dein H. H.

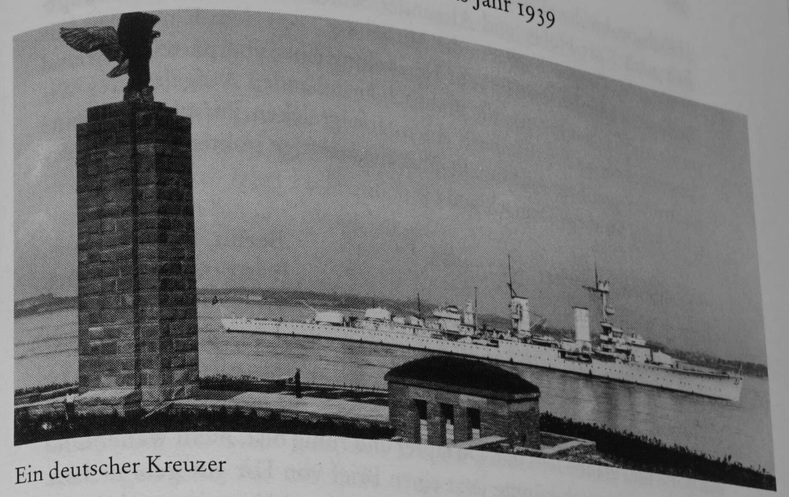
Fürst, Lilo *1913 **(München)**

Am 11. 2. verbrannte Alex [Schmorell] seine Uniform im Heizungsofen im Keller meiner Hauswirtin. Die Hausgehilfin Maria, die am kommenden Tage Uniformreste in der Asche vorfand, wollte durch ihren Bruder [SA Mann] Anzeige erstatten lassen. Nur mit Mühe gelang es Frau Adam, sie umzustimmen. – Alex sprach von Fluchtplänen, die mir unmöglich erschienen. Man könne sich außen an der Lok in Richtung Schweiz verstecken. Er erwähnte auch das Kriegsgefangenenlager für russische Soldaten, zu dem ihn seine ukrainische Bekannte zu bringen versprochen habe. Sie würde ihn am 18. 2. 43 in München abholen. Alex schien mit einem schlechten Ausgang des 18. 2. zu rechnen. Ich wußte nun, daß er im Begriff war, seine Zelte in München endgültig abzubrechen – so oder so!

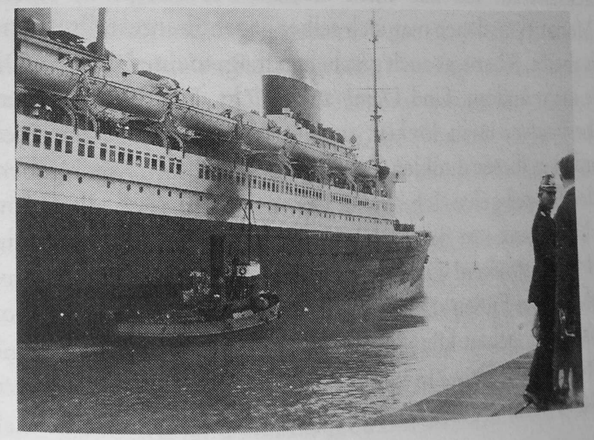
Graf, Willi 1918–1943 **München**

bei hans [Scholl] zu einem recht interessanten gespräch. am mittag gehe ich wieder hinüber, lese ein wenig. der abend wie üblich in ruhe daheim. zunächst lese ich, komme dann mit anneliese in ein langes gespräch. wir sprechen wiederum über den glauben und die offenbarung, wo sich für uns ja alles entscheidet.

Zeitsprung in das Jahr 1939



Ein deutscher Kreuzer



Schnelldampfer «Europa»

[Höchstwahrscheinlich eine Aussprache mit Harnack, an der vermutlich auch Kurt Huber und Alexander Schmorell teilnahmen. Hauptpunkte des Gesprächs waren die Mitteilung «von dem Einverständnis Berlins (Brüder Bonhoeffer) zur Herstellung einer überparteilichen und antifaschistischen Front», die praktisch anstehenden Aufgaben des Widerstandes, erste Schritte nach einem erfolgreichen Putsch sowie eine kontrovers geführte Aussprache über die künftige politische und wirtschaftliche Struktur Deutschlands.]

Weisenborn, Günther 1902–1969 **Berlin, U-Gefängnis, Prinz-Albrecht-Str. 8**

An Joy Weisenborn

Mein Joyken,

schon sind es wieder 14 Tage her, daß wir uns sahen, und ich habe immer noch keinen Brief von Dir erhalten. Dürft Ihr dort nicht jede Woche schreiben? Bitte, frag doch mal nach! Wie geht es Dir, meine Einzige? Ich hoffe und glaube fest, daß Du tapfer und ruhig bist, nicht wahr? Und schreib mir bitte, ich könnte jetzt einen Brief von Dir gut gebrauchen. Hast Du das Paket und den Gruß darin erhalten? Vater ist noch in O. Unseren Hochzeitstag hab ich natürlich hier still für mich gefeiert und dabei den ganzen Tag an Dich gedacht. Nachdem ich jetzt eine zweijährige Erfahrung mit der Ehe hinter mir habe, möchte ich Dir endlich, wenn auch verspätet etwas sagen, was ich schon lange wollte. Ich muß Dir nämlich danken. Was Du in den vier Jahren für mich und für uns getan hast, ist so viel, daß es mich einfach erschüttert. Es gibt keinen Menschen, dem ich mehr zu verdanken habe als Dir, und ich bin manchmal ganz still und andächtig, wenn ich an Dich denke. Weißt Du, daß ich Dich verehre, regelrecht verehre wie ein Primaner? Meine ewig geliebte Schicksalsfrau. Ich hab mich ziemlich verändert in diesen furchtbaren Monaten, in denen man sich selber gegenübergestellt ist und Rechenschaft abgibt. Aber was auch geschehen mag, meine Liebe zu Dir kann sich nie mehr ändern. Und Deine auch nicht. Wir haben unsere Feuerprobe bestanden, mein Joyken, und unsere Liebe ist nur noch stärker geworden in dieser dunklen Zeit. Und sie soll Dir Kraft geben, wenn Du in den Prozeß gehst. Ich bin bei Dir, wenn Du auch allein dort sein solltest. Denk ganz fest daran: Ich bin bei Dir! Und ich sag Dir: tapfer, mein Herzensjoyken! Du bist so tapfer und stark, Du kannst auch allein auf eigenen Füßen stehen. Na wat denn! Wie herrlich haben wir beide zusammen lachen können, auf Spaziergängen, überall. Und wie schön war es auf der Düne in Sorenbohm! Eines Tages werden wir auf unserm Hof in Barning glücklich sein und Kinder haben, nach denen

ich mich jetzt zum ersten Mal im Leben sehne. Ach, mein innig geliebtes Herzensjoyken! Ich seh Dich nicht und hör Dich nicht, ich dichte hier Lieder für Dich und hab Dich lieb und warte, warte auf Dich. Dein Bild aus Zettemin lacht mich an, ich mag es am liebsten. Nun bleib gesund, pfleg Dich, mach Dauerlauf, bewege Dich, es ist so wichtig! Und sei munter, ja? Bist ja mein Komiker. Ich hab solche Sehnsucht nach Dir und bin immer bei Dir, immer! Was kann da schon geschehn? Und nun mutig ins dritte Jahr! Hoffentlich hört es besser auf, als es angefangen hat, nicht? Ich bin und bleibe bei jedem Atemzug Dein Pitt.

Aslan, Raoul 1886–1958

An seinen Freund Tonio

M.g.E. **Wien**

Heute geht ein Packerl ab, das hoffentlich rechtzeitig zum 17. Februar ankommt (zwei Bücher)! Ich feiere täglich Deinen Geburstag. Denn an jedem Tag ist es ein Fest, daß Du mir geboren wardst. Der 17. II. ist sozusagen nur der offizielle. Sage mir: Wie geht's gesundheitlich, beruflich, privat, militärisch? Wann glaubst Du, sehen wir uns wieder? Das eine der beiden Büchlein: «Die letzten Dinge» von Guardini ist wohl tief eingreifend in unser ganzes Sein. Wenn man das ganz in sich aufgenommen hat, braucht man eigentlich nichts mehr zu lesen. Bitte, lies täglich zwei Seiten und trachte das Gelesene von Dir aus wieder zu sagen! Dann möchte ich auch, daß wir uns das Gelesene laut vorlesen und es besprechen. Dann sitzt es.

Ich küsse Dich innigst: 17. II. 43! D. R.

Grunwald, Clara 1877–1943 **Neuendorf bei Fürstenwalde**

Meine liebe gute Freundin,

Vier Päckchen sind in den letzten Tagen eingetroffen, alle mit kostbarem Inhalt, der an vielen Stellen großer Not abgeholfen hat, ganz besonders die Herrenwäsche. Als die Fäustlinge ankamen, schnitt ich den Kindern, die sich mit Freude erboten, die Handschuhe zu füttern, gleich das Muster zu, und es sah nett aus, wie alle die kleinen Händchen eifrig stichelten, jedes einen großen Handschuh in den kleinen Händen. Die großen Hausschuhe hat Bertel bekommen, die kleinen die Gutssekretärin. Sie ist so ein ganz besonders guter Mensch, der nur für andere arbeitet und sorgt und so gut wie gar nichts mehr hat, weil sie die Not der anderen immer größer findet als die eigene und immer selbst die notwendigsten Dinge abgegeben hat. Meine Freude über die Nachricht, daß Cläre noch lebt, ist sehr groß. Ihr starker Lebenswille ist irgendwie

doch mit meiner Lebensbejahung verwandt. Aber meine Freude ist noch größer, weil die Hoffnung besteht, daß dann auch noch viele andere Menschen am Leben sind, die jemals wiederzusehen keiner von uns zu hoffen wagte. Manche hoffen wieder, die Freunde und Angehörige schon betrauert haben. Dreimal ist in der letzten Zeit schon besichtigt worden, für diesen Zweck und jenen. Das ist ein schlechtes Zeichen, aber schließlich erwarten wir es schon lange, und einige Wochen wird es wohl in jedem Fall noch dauern. Wir wollen vorläufig noch nicht darüber sprechen; wenn etwas Bestimmtes vorliegt, erfährst Du es sofort. Welch ein Glück sind die täglichen Pflichten. Wie sollten wir ohne sie leben? Und die Kinder! Welches Glück, daß sie Schwerstes noch nicht empfinden können, daß sie nur der Gegenwart und in der Gegenwart, in keiner Vergangenheit, keiner Zukunft leben können und uns dadurch zwingen, es nach Möglichkeit auch zu tun.
Als hier neulich sehr gut Klavier gespielt wurde, sagte nachher ein Junge zu mir: «Ich bin in einer ganz neuen Verfassung, alles erscheint mir besser und ermutigender als bisher. Alle Melodien klingen in mir, und ich will mich so erhalten, wie ich jetzt bin, da haben meine Eltern viel mehr von mir.» Schopenhauer sagt an einer anderen Stelle: «Wir sind alles gewesen und werden alles sein, das von sich ‹Ich› sagt.» Es ist nicht wörtlich zitiert, aber dem Sinne nach, glaube ich, richtig.
Lebe wohl, Liebe, nimm viele Grüße von uns allen,
besonders von Deiner Clara.

Achenbach, Ernst von 1909–1991 **Paris**

An den Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD
z. Hd. von Obersturmführer Röthke, Paris 72, Avenue Foch
Betr.: Judenmaßnahmen im neubesetzten Gebiet
Geheim

In der obenbezeichneten Angelegenheit hatte die Botschaft nach Fühlungnahme mit der dortigen Dienststelle berichtet, daß die Durchführung der vorgesehenen Judenmaßnahmen im neubesetzten Gebiet nicht in Angriff genommen werden könne und auch eine Fühlungnahme mit der französischen Regierung in dieser Frage nicht angezeigt erscheine, solange die Italiener mit unseren Judenmaßnahmen nicht konform gingen.
Das Auswärtige Amt hat daraufhin der Botschaft folgende Weisung erteilt: Es wird gebeten, die dort vorgesehenen Maßnahmen auch im neubesetzten Gebiet in Angriff zu nehmen. Falls die französischen Behörden bei Durchführung ihrer Maßnahme von seiten des italienischen Oberkommandos Schwierigkeiten haben, ist hierüber unter genauer Darlegung des konkreten Tatbestandes genau zu berichten, damit diese Spezialfälle von der italienischen Regierung aufgegriffen werden können. Für die Stellungnahme hierzu wäre ich dankbar.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Zur Beförderung von Leichen in Strafgefangenenlagern verstorbener Personen durch die Reichsbahn:
Aus Einzelmeldungen geht hervor, daß den Angehörigen von den in Strafgefangenenlagern verstorbenen Zuchthäuslern noch heute die Leichen zwecks Überführung in die Heimat zur Verfügung gestellt werden. Es bestünde zur Zeit keine gesetzliche Handhabe, derartige Überführungsanträge abzulehnen. Die Überführung erfolge bei geringen Entfernungen durch Leichenwagen, bei weiten Entfernungen dagegen werde die Überführung auf dem Eisenbahnwege vermittels Waggon durchgeführt, wodurch eine nicht zu verstehende Belastung der Reichsbahn hervorgerufen werde.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden
10–13.30	gearbeitet …
14	Essen
15–17.30	Eisstockschießen
19.30	Friseur
	…

Telefongespräche

11.15	SSStf. Baumert, Berlin – Fliegermeldungen. – keine. [?] General Paulus
	Erika Lorenz, Berlin – Geburtstagsliste …
11.30	Staatssekretär Ganzenmüller – Sonderbeauftragter nach Rußland. – Unterstützung durch uns
12	SSGr.F. Müller, Berlin – Fall Luther, Juden für Bau [?] Arbeiter für Bahnbau Norwegen, Durchgreifen in den Niederlanden u. Tschechei.
	SS O.Gr.F. Wolff, W.Sch. – Fall Luther, militärische Lage, Gespräch mit Bormann

17.45 SSO.Gr.F. Wolff, W.Sch. – Reichsleiter Bormann wegen Fall Luther = Büttner
18.30 Gmund – Püppi
20 Berlin – Wohnung.

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Mit einem Transport des RSHA aus Holland sind 1184 Juden aus dem Lager Westerbork eingetroffen. Mit dem Transport sind 476 Männer und Jungen sowie 708 Frauen und Mädchen angekommen. Nach der Selektion werden [...] 1005 Menschen in den Gaskammern getötet. [...]
Mit dem 46. Transport des RSHA aus Frankreich sind 1000 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus dem Lager Drancy eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 832 Deportierte in den Gaskammern getötet. [...]
In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 21 Häftlingen eingeliefert; [...].

Zwischentext zum 11. Februar 1943

Hans K. 1919–1980

Im fernen Land... **Frankreich**

In Foix

Als wir in Foix ankamen, waren wir nach rund einwöchigem Transport nicht nur in einer wärmeren Gegend gelandet, sondern auch in einer Landschaft wie aus einem Bilderbuch, einem Land mit schroffen Felsen, markanten Bergen (Montgailhard), verwunschenen Orten und Höhlen mit Malereien (Mas d'Azil), in einem Land, in dem im Februar schon die Mandelbäume blühten und der Frühling dann nicht mehr aufhören wollte, dort, wo ich am ehesten die Gralsburg gesucht hätte (und wo man sie tatsächlich schon gesucht hat: Montségur).
Gleich am Ortsrand von Foix über dem tiefeingeschnittenen Ariègetal war ein steiler Berg mit einem Gipfelkreuz. Über das Quartier und auch über die Tropfsteinhöhlen der Riviere souterraine de Labouiche habe ich schon geschrieben. Das Höhlenlabyrinth war erst kurz vor dem Krieg erforscht und erschlossen worden, daß aber da unten der Aïgo (Aygo) weiterfloß, wußten die Leute schon lange: Sie nannten die Stelle, an der der Fluß im Kalkgestein versickert «Aïgo perdent» und die Stelle, an der er wieder zum Vorschein kommt «Aïgo anissent». Von der Burg des Grafen von Foix, einer Burgruine aus alter Zeit, die noch schöne Räume enthielt, habe ich schon geschrieben. Die Grafen von Foix haben die Albigenser unterstützt, die Burg wurde im Kreuzzug belagert, aber nicht eingenommen. Später standen sie lange Zeit auf der Seite der Engländer, und sie haben sich auch schon früh zum Protestantismus bekannt.
Wir hatten ein Übungsgelände nicht weit von Foix in einem trockenen menschenleeren Seitental mit mediterraner Vegetation und, weiter oben im Felshang, zwei Höhlen, die ich gern einmal erkundet hätte.
Wir waren natürlich alle heilfroh, daß wir nach Foix und nicht an die Ostfront gekommen waren. Leider blieben wir nicht lange in Foix: Nach wenigen Wochen schon kamen wir nach Pamiers, nördlich von Foix. Pamiers hatte zwar mehr Einwohner, aber es war nicht Sitz einer Präfektur, hatte keine Schloßruine und auch keine Kirche St. Volusien.
Die Quartiere wurden uns von den französischen Behörden zugewiesen. Die Mannschaften hatten eine miese Unterkunft auf dem Dachboden des Gymnasiums. Die Balken waren weiß gekalkt, oben waren elektrische Strippen gezogen, an denen einzelne Glühbirnen hingen. Als

Einrichtung waren Doppelbetten hineingestellt, Schemel, eiserne Öfen und Blechspinde. Ich mußte, als wir dann später von Pamiers wegkamen, den Franzosen das geräumte Quartier übergeben: es fehlten Glühbirnen (die die «Kameraden» wohl «organisiert» und nach Hause geschickt hatten) und wohl auch ein oder zwei Schemel, die vermutlich verheizt worden sind. Die französische Kommission kannte sich bestens aus und merkte alles, aber sie haben mir nachdrücklich versichert, das seien ja nur Kleinigkeiten, sie seien sonst mit der Sauberkeit und Ordnung des Quartiers sehr zufrieden, es habe noch niemand so gut hinterlassen.

Wir konnten gegen die Unterkunft auf dem Dachboden nichts sagen: Es hatten vor uns schon französische Soldaten dort gelegen. (Vielleicht war es ein Reservelazarett gewesen?) Sie hatten die Balken und Wände vollgeschmiert, entweder mit Schweinereien oder mit Respektlosigkeiten, und mich wunderte es nun nicht mehr, daß sie den Krieg so schnell verloren hatten.

Quand j'étais petit, je gardais les vaches. Maintenant que je suis grand, ce sont les vaches qui me gardent.

(Als ich klein war, habe ich auf Rindviecher aufgepaßt. Jetzt, wo ich groß bin, passen Rindviecher auf mich auf.)

Combien (que?) font un caporal et un merde? – Deux merdes!

(Was geben ein Unteroffizier und ein Haufen Scheiße zusammen? – Zwei Haufen Scheiße.)

Solche Kritzeleien kannte ich von unseren Kasernen nicht. In Pamiers waren, besonders in der Altstadt, auch Mauern bekritzelt. Ich habe dort das Lothringer Kreuz kennengelernt, und erfahren, daß es das Zeichen der Widerstandsbewegung von General de Gaulle sei. Es war noch rar unter den vielen andern Inschriften. Weitaus am häufigsten war: Vive Pétain! – Sehr häufig auch: Vive Darlan! – Erstaunt war ich auch über die vielen: Vive Doriot! – Dann gab es auch noch: Vive Staline! Vive Hitler! und Vive Giraud!!

Pétain, der Held von Verdun, war Staatsoberhaupt Frankreichs. Ihm trauten damals die meisten Franzosen zu, daß er es mit den Deutschen aufnehmen könnte und mit List und Beharrlichkeit gut über den Krieg bringen würde. Die Haltung gegenüber den Deutschen hieß: Attentisme (abwarten). Bezeichnend dafür war ein Plakat der Vichy-Regierung nach der deutschen Niederlage von Stalingrad:

Wer wird den Krieg gewinnen? So fragen viele Franzosen nach Stalingrad. Aber gleich, wer ihn gewinnt. Frankreich wird, was es nach dem Krieg sein wird, nur sein durch seine eigne Stärke. Darum: Schließt die Reihen um den Marschall fester!

Es war für mich eine große Überraschung zu lesen, daß die Deutschen den Krieg verlieren könnten. Das durfte doch bei uns nicht gesagt und kaum gedacht werden.

Darlan war Pétains Ministerpräsident gewesen und Oberbefehlshaber aller Streitkräfte. Die Franzosen hatten im Waffenstillstand von Compiègne nur ein Hunderttausendmannheer zugestanden bekommen, aber sie hatten ihre starke Flotte behalten, weil die Deutschen hofften, die französische Flotte könnnte im Kampf gegen England von Nutzen sein. Die Flotte hatte tatsächlich im Sommer 1940 einen englischen Versuch abgewehrt, sich der im Hafen von Oran liegenden Kriegsschiffe zu bemächtigen. Als Darlan im November 1942 Hochkommissar für Afrika wurde, traf er mit den englischen und amerikanischen Invasionsstreitkräften Abmachungen, die den Widerstand der Franzosen beendeten, aber dazu führten, daß die Deutschen am 11. 11. 1942 auch die unbesetzte Zone Frankreichs besetzten, allerdings, ohne die Rechte einer Besatzungsmacht zu beanspruchen. Darlan wurde am Heiligen Abend 1942 in Algier ermordet, ob im Auftrag der Achse, weiß ich nicht.

Die Kritzeleien für Darlan konnten aus der Zeit stammen, als er die Regierungsgeschäfte führte, sie konnten aber auch gegen Laval gerichtet sein, von dem viele Franzosen glaubten, daß er sie an die Deutschen verkaufe. Soviel ich weiß, hatte Laval den Deutschen eine große Zahl von Arbeitern versprochen für die Freilassung französischer Gefangener. Wer für Darlan war, war gegen die Deutschen.

Die größte Überraschung aber war, daß so viele Inschriften für Doriot waren. Ich habe den Namen Doriot wohl erst in Pamiers kennengelernt. Doriot war der Führer der französischen Nationalsozialisten (der Parti Populaire) und Oberbefehlshaber der «Légion tricolore», die an der Ostfront gegen den Bolschewismus kämpfte.

Bekannter als de Gaulle war nach den Inschriften auch noch der General Giraud, der mit de Gaulle zusammen Präsident des freien Frankreichs war, das sich in Afrika konstituiert hatte. Giraud war schon im ersten Weltkrieg aus deutscher Gefangenschaft entflohen, im zweiten Weltkrieg gelang ihm das wieder! Er entkam nach Afrika, wo er eine Armee von 250000 Mann zum Kampf gegen die Achse aufstellte.

Ich glaube nicht, daß wir lange in Pamiers waren, denn ich weiß, daß ich im Februar spazierengegangen bin, um die blühenden Mandelbäume zu bewundern und die Wärme zu genießen, und daß ich da an steilen dicken Festungsmauern auf die Festung hochgestiegen bin, und das war sicherlich nicht mehr in Pamiers, sondern in St.-Jean-Pied-de-port.

Die Briefzensur

Einmal teilte uns Major Lüder mit, es sei eine Zensur von Briefen stichprobenhaft durchzuführen, ich war auch unter den Zensoren, habe aber nur 3 Briefe zensiert und alle beanstandet.

Der erste Schreiber schrieb:

«Liebe Inge! Wenn Du wüßtest wie es mir geht, Dir stünde der Arsch voll Tränen: jeden Tag 50 km marschieren, aber nicht geradeaus, sondern 2000 m rauf und wieder runter . . .»

Das war natürlich Unsinn. Übungsmärsche gingen über 20 bis 30 km, große Steigungen kamen kaum vor.

Der zweite schrieb:

«Persönlich darf ich Dir leider nicht schreiben, wo wir sind. Aber das macht ja nichts. Meistens sind die Orte doch nicht zu finden. Ist ja auch egal. Es geht mir gut. Reden wir nicht mehr davon. So, das war's für heute . . .»

Die unterstrichenen Buchstaben ergaben PAMIERS.

Der dritte Brief war von unserm Koch.

«Du Süßer! Was macht Dein süßer Arsch?»

Nach einigen Wochen kamen wir in die besetzte Zone, allerdings ganz an die Demarkationslinie heran, nämlich das Bataillon nach St.-Jean-Pied-de-port, einem Marktflecken, wir, die 3. Kompanie, nach St.-Jean-le-vieux, vier Kilometer westlich von St.-Jean-pied-de-port.

Das Kasino war in St.-Jean-pied-de-port am Marktplatz in einem Hotel. Sie hatte da wohl schon seit über zwei Jahren deutsche Soldaten, denn die Monique hatte nicht mehr viel Respekt vor uns. Als einer sich einmal beschwerte, weil er nichts bekam, da sagte sie: «Die Franzosen gehen vor.» Was ich als reichlich frech empfand.

In St. J. war auch die 5. Kompanie, die besonders bon lebte: Der Kompanieführer war früher Verpflegungsoffizier gewesen, und nun hatte er oben in der Festung immer 50 bis 100 französische Gefangene zu versorgen. Er kriegte für sie die normalen französischen Rationen, also 200 g Butter in 4 Wochen und auch nur ganz wenig Fleisch. Der Oberleutnant konnte seine Gefangenen von den Rationen natürlich nicht ernähren. Er fuhr deshalb über die Dörfer und sammelte für sie und kriegte so viel zusammen, daß seine Leute zum warmen Essen täglich 500 g Fleisch bekamen (und die Wurst außerdem).

Unser Bataillonskommandeur war entsetzt, als er das hörte, und fragte ihn, ob denn die Soldaten so viel Fleisch vertrügen, das sei doch ungesund. Der Kompanieführer entgegnete: «Meine Leute sagen, jetzt werden sie endlich einmal satt.»

Die Gefangenen waren alles Franzosen, die versucht hatten, über die Pyrenäengrenze nach Spanien zu entkommen. In Spanien hatten de Gaulle und Giraud ihre Organisation, die sie versorgte und nach Nordafrika zum «Freien Frankreich» weiterleitete. Deutscher Zoll hatte sie geschnappt. Täglich wurden etwa 70 Leute gefaßt. Was mit den Gefangenen weiter geschah, weiß ich nicht. Wir nahmen an, daß sie als Zwangsarbeiter nach Deutschland geschickt wurden.

Es sind auch deutsche Soldaten über die Pyrenäengrenze desertiert, einmal auch zwei aus unserm Bataillon. Der Zollgrenzschutz hat sie in den Bergen herumkriechen sehen und sich gewundert, daß jetzt auch die Wehrmacht Streifen schickte.

Die Zeiten, in denen die Spanier Deserteure zurückbrachten, waren vorbei. Die Verhältnisse hatten sich abgekühlt. Doch waren in den unteren Rängen der spanischen Einheiten noch viele Freunde des Deutschen Reiches, die mit deutschen Dienststellen Geschäfte machten, von denen ihre Vorgesetzten nichts wissen durften. So habe ich gehört, daß ein desertierter SS-Mann einmal gegen mehrere Rotspanier aus einem französischen Internierungslager ausgetauscht worden ist.

Ende Februar 1943 fuhr ich zu einer Neuaufstellung nach Blaye-sur-Gironde. Es war ein kleiner alter Ort am steilen Ufer der Gironde mit alten Gemäuern und einem großen Schwibbogen. Mein Quartier war bei einer Friseuse, die mehrere Kinder hatte.

«Wissen Sie», fragte sie mich, «was meine Kinder werden wollen? – Deutsche!»

In Blaye wurden Champignons gezüchtet. Die Flußterrassen waren aus weichem Kalkstein, der wurde unterirdisch abgebaut, so daß tiefe Höhlen oder Keller entstanden. Darin wurden die Champignons gezogen.

Im Tausch gegen unseren Pferdemist bekamen wir von den Franzosen frische und in Dosen eingemachte Champignons, und bald war das Bataillon bekannt für die omelettes champignons, die es im Offizierskasino gab und derentwegen auch der Divisionskommandeur, ein General Deutsch, gern zu uns kam.

Wahrscheinlich war es auch in Blaye, wo ich die Unteroffiziersausbildung leitete. Wir hatten ein Sammelsurium veralteter Waffen. Am schlimmsten waren die alten Modelle französischer Maschinengewehre. Nicht nur, daß sie ganz langsam schossen, das Schießen war gefährlich: Wenn man zielen wollte, mußte man die Wange dicht an den Kolben schmiegen, der Kolben aber schlug vom Rückstoß so hin und her, daß es Platzwunden gab. Die meisten Soldaten trauten sich auch nicht ran an die Apparate.

In Tours

Tours empfanden wir als schöne Stadt. Im Wehrmachts- oder Kasinolokal bedienten französische Mädchen. Das Merkwürdige an ihnen war, daß man sich mit ihnen verabreden konnte – mir kam es vor wie ein Bordell.

Noch erstaunlicher fand ich, daß man auch auf der Straße einfach ein weibliches Wesen anreden konnte und dabei gute Chancen hatte, jemanden fürs Bett zu finden.

Unsere Pension hatte den Vorteil, daß wir tun konnten, was wir wollten. Die Pension ist denn auch der Schauplatz meiner Entjungferung geworden.

Der berühmteste Schloßbau in der Nähe war Chenonceau, auf Bögen über den Wassern Chers, von Heinrich II. für seine Geliebte Diane de Poitiers ausgebaut.

Ich fuhr also am Sonntag mit der Bahn von Tours nach Chenonceau. Der Zug war schon voll von Landsern, und die meisten stiegen in Chenonceau aus. Ich schloß mich dem Strom an, weil ich glaubte, sie strebten alle zum Schloß, aber ich landete Chez Ottoni, in einer Gaststätte, wo auch schon die Tafel für 20 bis 30 Gäste gedeckt war, und ich setzte mich daran und aß die Sardellen, Butter, Brötchen, Salate und Wurst, ich wußte nicht, daß alles, was auf dem Tisch stand, nur das Hors d'Œuvre war, auch hatte ich schon zu Mittag gegessen. Dann kam erst die Suppe, das Zwischengericht, das Fleisch und das Gemüse, und zu allem gab es reichlich Cognac, der auch einfach so auf dem Tisch stand. Am Ende waren die Landser aber noch nicht zufrieden: Sie wollten Erdbeeren mit Schlagsahne. Es war der 30. Mai, und es gab tatsächlich schon die ersten Erdbeeren, aber die Sahne war leider etwas sauer geworden. Dann bekamen wir noch jeder zum Andenken die Speisekarte des Tages mit der Unterschrift der «Mutter vom guten Fraße».

Nach dem Essen fand ich das Interessanteste bei Ottoni, nämlich das Gästebuch. Das Lokal muß vor dem Krieg schon sehr bekannt gewesen sein, denn in englischer Sprache hatte jemand eingetragen: «Ich mußte um die halbe Welt reisen, um endlich ein anständiges Dinner zu finden.»

Im Oktober 1939, als die Franzosen das Bliestal erobert hatten, träumten die Eintrager von Sieg und Ruhm:

Les stations de ma vie:
St. quoi – lez-Quoi (Geburtsort)
Versailles (Standort als Soldat)
Berlin (Ort der Siegesparade)

Aber mit dem freiwilligen Rückzug auf die Maginotlinie tauchte schon das Wort «désastre» immer wieder auf. Dann kam im Gästebuch ein Strich und darunter stand in ungelenker Kinderschrift:

Der Schrieb der Franzosen ist hier zu Ende
nun regen sich kräftige deutsche Soldatenhände.

Dazu hatte ein Oberleutnant ergänzt:

Die Frankreich bezwangen mit dem Schwert
doch nun mit der Feder loben
was des Lobes wert.

Gleich darunter der ehrliche Seufzer, der so vielen Soldaten aus dem Herzen kam:

Frankreich, oh wie dreckich!

Im Rausche trugen auch Offiziere bis zum General Dienstgrad, Dienststelle und Truppenteil ein. Ein Angeber brauchte zwei ganze Seiten für sich allein. Auf der linken stand:

Intelligenz säuft,
Dummheit frißt,

und auf der rechten:

Intelligence boit
stupidité mange.

Aber auf der linken Seite hatte in bescheidenen kleinen Buchstaben ein Landser angemerkt: «... und schreibt solchen Unsinn».

Einmal war eine ganze Gruppe von Panzersoldaten bei Ottoni gewesen. Sie hatten sich verewigt mit:

Berauscht sind die Gesichter
umnebelt unser Sinn,
es brausen unsre Panzer
im Sturmeswind dahin.

Zum 22. Juni 1941 bemerkte ein Hauptmann:

Während unsere Heere nach Osten marschieren,
wollen wir den besten der Weine probieren.

Im übrigen habe ich danach das Schloß der Diane de Poitiers doch noch gesehen.

Freitag, 12. Februar 1943

Gedenke, wovon du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke.
HERRNHUT OFFENBARUNG 2,5

Es gibt nur ein Gut, das den Kampf lohnt: Ruhe des Herzens.
TAGEBUCH QUAATZ

Bewegliche, harte Abwehr an allen Hauptkampfpunkten
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
(2 Traubenzucker).

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Obwohl der OKW-Bericht wieder einige gute Abwehrerfolge verzeichnet, ist doch in den Überschriften weiterhin ausschließlich die Härte des Kampfes im Osten zu unterstreichen.

3. Tagesparole: Nur in den besonders in Betracht kommenden Gauen kann der Einsatz der Jugendlichen als Luftwaffenhilfe nach den von den Gaupresseämtern gegebenen Gesichtspunkten kommentiert werden.

4. Tagesparole: Eine Meldung über die als Anerkennung für gute Ablieferung Erhöhung der Fleischzuteilung an die Bevölkerung im Reichskommissariat Ostland ist aus der Ostpresse nicht zu übernehmen. (Es handelt sich dabei um eine Maßnahme, die nur für Lettland gilt. Estland und Litauen haben nicht genügend abgeliefert.)

5. Tagesparole: Den Erfordernissen des totalen Kriegs entsprechend werden auch auf dem Gebiet des Sportes wesentliche Veränderungen durchgeführt. Der Sportbetrieb wird sich in Zukunft ausschließlich auf diejenigen Gebiete konzentrieren, die die körperliche Ertüchtigung des deutschen Volkes auf breitester Basis fördern. Alle Spitzenveranstaltungen entfallen völlig.

Der Berufssport wird in allen Zweigen eingestellt. Nur der örtliche und nachbarliche Sportverkehr werden zur Erhaltung des Arbeits- und Leistungswillen fortgeführt. Auch für den Einsatz des Sportes im Rahmen der Truppenbetreuung gelten die gleichen Gesichtspunkte. Entsprechend dieser Neuorientierung des deutschen Sportlebens wird die deutsche Presse in ihren Sportteilen sich in Zukunft ausschließlich auf den Volkssport beschränken. Unter völliger Ausscheidung jeglicher Berichterstattung über alle nicht volkstümlichen Sportdisziplinen (Pferderennen, Golf, Tennis) entsprechend der geographischen Begrenzung der Veranstaltungen wird sich Berichterstattung normalerweise im örtlichen bezw. im Gaurahmen bewegen. Bei der Anordnung, nur einspaltige Überschriften, verbleibt es. Namensnennungen sind nur sparsam vorzunehmen. Entsprechend dieser Einschränkung der innerdeutschen Sportberichterstattung ist auch die Sportberichterstattung aus dem Ausland nur mit größter Zurückhaltung durchzuführen. Es sind nur noch solche Meldungen in kürzester Form zu bringen, die einen Einblick in den allgemeinen Stand der Leibesübungen in den einzelnen Ländern vermitteln. Die Berichterstattung ist insgesamt so zu gestalten, daß sie nicht mehr wie bisher eine Spezialistenangelegenheit ist und einer Sportbörsenberichterstattung ähnelt, sondern, daß sie unter Einsatz wirkungsvoller Reportagen und Berichterstattungsarbeiten den einzelnen Volksgenossen zu einer eigenen sportlichen Betätigung anregt, wobei für die Jugend vor allem die vormilitärische Ertüchtigung in den Vordergrund zu stellen ist.

6. Zur Politik: Der Satz in der Proklamation des Führers, was würde mit Europa geschehen, wenn Deutschland sich nicht dem Bolschewismus entgegengestellt hätte, ist für die Presse die Grundlage für alle ihre Arbeiten innerhalb der antibolschewistischen Propagandakampagne. Es darf keinen Leitartikel, keine Meldung und keine Kommentare geben, die sich nicht in irgendeiner Form mit dieser Parole beschäftigen. Es ist ein politisches Erfordernis, positiven Meldungen von der Ostfront gegenüber weiterhin Zurückhaltung zu bewahren, auch dann, wenn England oder das neutrale Ausland diese Meldungen gut verzeichnet. Der Bolschewismus ist täglich in seiner krassesten Form zu schildern. Nicht allzu breit auf den Imperialismus des zaristischen Rußlands eingehen. Damit wäre Europa fertig geworden. Ob es aber mit dem Bolschewismus fertig werde, ist noch eine Frage. Auch nicht vom Panslawismus sprechen. Ebenso wenig vom Kommunismus. Man könnte dabei alte Erinnerungen erwecken, die begraben bleiben sollen.

abends:

1. Tagesparole: Das deutsche Zeitschriftenwesen wird im Zuge der Maßnahmen zur totalen Kriegsführung eine beträchtliche Einschränkung erfahren. Nur die Organe, die breiten Kreisen hochwertige Anregungen bieten oder aus fachlichen Gründen wichtig sind, werden weiter erscheinen. So werden in erster Linie elegante und Luxuszeitschriften eingehen, aber auch auf manche andere Organe nichtkriegswichtiger Art wird man, obwohl sie populär sind, verzichten müssen. In den Leserspitzen kann dieser Vorgang gewürdigt werden. Auch die Einschränkung im Zeitschriftenwesen wird kein leichter Verzicht für das deutsche Volk sein. Es wird ihn aber in dem Bewußtsein der großen Aufgabe auf sich nehmen, weil dadurch Kräfte für die unmittelbare Kriegsproduktion frei werden.

2. In Innsbruck finden SS- und Polizei-Meisterschaftskämpfe statt, später auch von der HJ. Mit der Berichterstattung soll gewartet werden, bis dnb kommt.

Tremayne, Julia *1903 **Kanalinsel Sark**

Unsere Flüchtlinge haben uns heute verlassen, ich konnte nicht gehen, um sie zu verabschieden. Norah ist zum Hafen gegangen, aber kam sehr traurig zurück und sagte: «So etwas möchte ich mir nicht noch einmal ansehen!» Ihr Zug schien eine Meile lang zu sein, sie zogen dahin mit ihren Wagen, sie hatten Decken und Hafersäcke auf ihren Rücken, einen kleinen Koffer in einer Hand und genug Eßbares für vier oder fünf Tage in der anderen. Sie versuchten alle aufrecht zu gehen, trotz ihrer großen Trauer. Der Vikar hatte vor dem Abschied noch gebetet, und die Deutschen gingen hinter der Prozession her und achteten darauf, daß niemand floh, und alle Namen wurden vorgelesen. Es war ein schrecklicher Tag, am Hafen blies ein Schneesturm, und es war niedrige Ebbe. Sie hatten ein riesiges Frachtschiff geschickt, und es lag so tief im Wasser, daß eine steile Leiter vom Hafen ins Unterdeck führte und alle diesen gefährlichen Weg nehmen mußten. – «Yours truly» hätte das niemals geschafft.

Am gleichen Tag passierte noch eine traurige Sache. Die Krankenschwester, die hier ihren Dienst getan hatte, war plötzlich krank geworden und mußte sofort mit dem gleichen Boot ins Guernsey Hospital gebracht werden (Blinddarmentzündung). Sie mußte mit der Hilfe des Kapitäns und zwei Deutschen mit einem Kran heruntergelassen werden, da es unmöglich war, sie auf eine andere Weise in den Krankenwagen zu

bringen. Mrs. Hataway kümmert sich für eine Weile um die Babies. Ich glaube, daß ich es erwähnt habe, daß Dr. Pittard sie zur Welt gebracht hat, das letzte, was er hier getan hat. Bevor wir alle unsere Freunde verabschiedeten, sagten sie, daß sie Lieder singen würden, wenn sie den Hafen verlassen. Und Norah sagte, daß der Tunnel widerhallte von «Pack up your Troubles» und «There will always be an England». Jemand sagte, daß es nicht besonders klug wäre, «Rule Britannia» zu singen.

Hier war es schlimm genug, aber ich glaube, daß es in Guernsey schlimmer war, weil dort viele hinzukamen und sie in einem großen Boot segelten, aber nicht in einem Rot-Kreuz-Boot, weil das jederzeit hätte angegriffen werden können, denn alle Abfahrten sind nachts und meistens im Mondlicht.

Der Vikar hat uns gebeten, auf sein Silber, seine Bücher und Wertsachen aufzupassen, und seit Wochen sind wir damit beschäftigt, die Wertsachen von sieben oder acht Leuten einzusammeln, so daß das Haus, die Scheune und das Sommerhaus mit Hab und Gut zugestopft sind. Ich weiß nicht, was passieren wird, wenn wir unsere Marschbefehle bekommen.

Da hier kaum noch jemand von uns übrig ist, werden wir einfach alles hierlassen müssen. Es sind zu viele Besitztümer, um sie zu vergraben, wie wir es in den ersten Tagen der Besetzung getan haben.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 Carwitz

Am 15. Hundesteuer fällig
[Eintragung Suse Ditzen]
trüb regnerisch, starker Südwest, abends Sturm
und Regen ca. +5° 5 mm
Stangen in Meter schneiden
1 Fuhre v. Kratochwil (Rest dünne Stangen)

Pettenberg, Heinz 1900–1974 Köln

Alarm von 20.17 bis 21.27 Uhr. Nur Alarm.

Beckmann, Max 1884–1950 Amsterdam

T. brachte Blumen
P. brachte Blumen
Quappi brachte Blumen und ein schönes Gedicht!

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 Bremen

Unsern Hochzeitstag mit einer Flasche Sekt «gefeiert».
Der Wehrmachtsbericht spricht von teilweisem Nachlassen der russischen Angriffe.

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 Orscha-Zentral

Beförderungsurkunde
Grab im Luftwaffenfriedhof besucht
2 leere K-Wagen durch Umlegen einer Weiche entgleist

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. Dur + moll-Lieder
3. Latein Gr. 120a
4. Multipl. zweier mehrgliedriger Ausdrücke
5. Deutsch schriftl. gearbeitet

Hoffmeister, Koopmann flegelig. 1 Stunde Arrest.

Herder, Charlotte 1872–1959 Herdern bei Freiburg

Heut gegen Abend ging ich, aus dem Diakonissenhaus kommend, mir unbekannte Straßen zur Herderner Kirche hin.
Frühjährliches Rufen und Schreien spielender Kinder, die nach der langen Winterhaft wieder ihre Spiele im Freien aufnehmen können, füllte die Straße. Kühl wehte der Abendwind aus dem Immental. Je bekannter mir schließlich der Weg wurde, desto froher wurde ich, ein seltsames Glücksgefühl füllte mich randvoll. «Nach Hause» kommen zu dürfen, noch ein «Zuhause» haben, was Tausende von Menschen jetzt nicht mehr haben! Konnte man dieses Glück nicht auch in früheren Jahren so genießen? Aber nein, da verzehrte man sich in Unerreichbarem – weh uns armen Menschen!

Jenssen, Adelheid *1900 Jena

Wir alle vier fühlen uns täglich von Neuem wohl, daß wir keinen fremden Menschen mehr im Haus haben, wenn es auch oft an Hilfe fehlt; morgens, wenn ich die Schlafzimmer aufgeräumt habe, mein Fuß auch eine Ruhepause braucht, lese ich mir jetzt regelmäßig eine Andacht, wozu ich früher oft nicht kam.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Jenny Sara M., geb. G.
Geboren den 8. 6. 1896 in [unleserlich]
gestorben den 12. 2. 1943
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**
Meine liebe Frau Martha!
Heute kam noch ein Päckchen mit den Plätzchen, zu denen die Buben mir die Zutaten gespendet haben. Sie haben mir ganz trefflich gemundet. Aber das sind doch Kakaoplätzchen. Du hast doch dafür nicht die Schokolade verwendet, die ich Euch geschickt habe?
Du fragst nach meinen Geburtstagswünschen. Meine liebe Frau, Dein treues Gedenken und Deine Gebete und Deine Briefe sind mir das liebste Geschenk. Und so Gott will, wirst Du mir ja bald nach meinem Geburtstag das allerschönste Geschenk mit unserem dritten Kinde machen. Den Brief, mit dem Du es mir im August zum ersten Male ankündigtest, den habe ich immer bei mir als einen der schönsten Briefe, die Du mir je geschrieben hast. Gebe Gott, daß ich das dritte Kind dann bald einmal sehen darf.
Nun beginnt morgen die Vorfastenzeit. «Wir liegen vor Dir mit unserem Gebet, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit.» Wahrhaftig nur auf Gottes Barmherzigkeit können wir uns berufen. Sein Gericht ergeht hart über die Welt. Aber Barmherzigkeit zu üben, ist doch Gottes ureigenstes Werk.
Nun gute Nacht! Seid dem Schutze der starken Engel Gottes befohlen. Grüße Hausgenossen und Nachbarn. Dich und die Buben küßt herzlich Dein Gerhard.

Erdmann, Brigitte *1922 **Osten/Mittelabschnitt**
K.D.F-Gruppe «Freudenkiste»
Liebe Mutti,
ob Ed Dich nun schon gesprochen hat? Ich habe zuletzt gestern Abend mit ihm telefoniert, nachdem er mich Mittag verlassen hatte. Er erzählte mir, daß er noch gestern Nacht versuchen wollte, nach Berlin durchzukommen. Außerdem ist er befördert worden und wollte mir dies als erstem Menschen mitteilen. Er ist jetzt Oberstabsintendant des ganzen Kreises Rußland Mitte und sitzt an einem sehr einflußreichen Posten. Er wird vielleicht auch dadurch einmal zu gegebener Zeit Urlaub nehmen

können. Aber so weit sind wir noch nicht. Vor mir auf dem Tisch steht eine kleine Karbidlampe und erleuchtet schwach den kleinen primitiven Raum, in dem wir hier in einer recht gefährdeten kleinen Stadt zu dritt wieder untergebracht sind. Unserer Elinor geht es tatsächlich immer schlechter. Alle befürchten das Schlimmste. Auch Ed mit dem ich gestern auch über ihre Krankheit sprach. Gestern wohnten wir in einem kleinen Haus bei einer Russin, die fabelhaft deutsch sprach und Lehrerin im Frieden in russischer Literatur in einer Schule war. Sie ist 28 Jahre alt, und das Bezaubernste ist ihr 5jähriges Töchterchen, das fließend deutsche Gedichte spricht, mit klarer deutlicher, ungehemmter Stimme. Ein schönes blondes, blauäugiges Kindchen, nur so zerfetzt in Lumpen, daß man die Klugheit und Feinheit erst beim näheren Hinsehen feststellen konnte. Sie ist sehr deutschfreundlich eingestellt und die Frau möchte, trotzdem ihr Mann im Gefängnis sitzt, ihrem Kind so gern eine gute Erziehung zukommen lassen. Wir erleben sehr, sehr viel und sind augenblicklich in ziemlicher Gefahr. Aber ich habe ein gutes Gefühl, und der Glaube und die Liebe zu meinem Edi hält mich aufrecht. Eben habe ich wieder mit ihm telefoniert. Er sagte, daß er in der letzten Nacht nicht nach Berlin über Minsk durchgekommen sei, da alle Leitungen gesperrt waren. Wie wird es Dir gehen, Muttilein? Eben erzählte ein O.T. Mann, der gerade aus dem Urlaub kam, daß vor 14 Tagen, am 30. vormittags und nachts ein schwerer Fliegerangriff war. Wo warst Du bloß mit den Kindern? – Alles Gute, wir müssen zur Vorstellung. Zu Essen gibt es reichlich und gut und Bohnenkaffee nur zum Trinken leider auch. Im Moment haben wir nur um unser Leben uns zu kümmern, aber sobald es ruhiger wird, denke ich an Dich.
Tausend liebe Grüße, Brigitte.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**
Um 8 Uhr huscht das Bahnhofsschild «Kantina» vorüber. Das Land ist einsam, kalt, leblos, öde. Hinter den halbzerbrochenen Schneewehen-Zäunen ein leicht welliges, weißes Land. Links in einer Senke drei kahle struppige Bäume. Das ist alles! oder so: Hinter einer schiefen Reihe von Telegraphenpfählen (an denen die Drähte wirr herunterhängen) ein ödes weißverschneites Feld, aus dem hier und da Stengel hervorstehen, Stengel, oben gebogen mit gesenktem, trompetenartigem Kopf. (Sonnenblumen?) Oder: Im Vordergrund drei sanfte, weiße Hügel, in der Talmulde ein strohgedecktes Haus, ein Bohlenzaun drum herum, hier ein struppiger Busch, dort ein schiefer Baum und dort ein einsames Soldatengrab.

Nach Jerebcovo (9.00) wird die Landschaft noch flacher, noch trostloser: Hinter dem endlosen, krummen Schneezaun weites, unendliches Feld. Am Horizont ein schwarzer Strich, Wald. Die Augen schmerzen von dem ewigen Weiß des Landes. Ein ochsenbespannter Schlitten gleitet vorbei. Und ein einzelner Reiter trabt über die Steppe. Sonst alles leer, öde, leblos, starr.
In Jerebcovo wurden mit Weibern wieder Geschäfte gemacht: 6 Zündsteine für ein Ei; 1 Rolle Zwirn für ½ Pfund Butter, in Maisblätter eingewickelt, eine Taschenuhr für 100 RM und ein Feuerzeug für 5 RM. Auch pelzbemützte rumän. od. ukrainische Soldaten beteiligen sich an den Wuchergeschäften. Einer will den andren überbieten. Man spricht mit Händen und Füßen. Ich aber habe herrliche Foto-Motive.
Am gestrigen Abend steigerte sich mein Husten urplötzlich zu nicht enden wollenden Anfällen. Ich fieberte. Schweiß stand mir auf dem Kinn. Im Geiste begann ich zu phantasieren: ich sah mich mit Lungenentzündung im Lazarettzug, im Lazarett selbst, sah Schwestern sich über mich beugen, sah das sorgende Antlitz meiner Mutter, die gekommen war… Fast ebenso plötzlich wie es kam, war es fort, das Fieber, und ich fühlte mich sauwohl.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**
Liebe Eltern!
Der «totale» Krieg gegen die Läuse hat seine Erfolge gehabt. Jedenfalls wird jeden Tag systematisch nachgesehen. Das Ergebnis ist minimal. In den letzten 6 Tagen fand ich nichts mehr. Das Saunen ist zweifellos günstig, da man anschließend saubere Wäsche anzieht. Daß Ihr die Zigaretten-Päckchen abgesandt habt, ist fein. – Heute habe ich meine ersten 3 siegreichen Halmapartien gemacht. – Die beigefügte kleine Lektüre hat mich sehr erfreut. Das ist aber eine nette Art. Vor allem ist derartige Lektüre nicht an große Pakete gebunden und läßt sich leicht verstauen. Der Michael Kohlhaas war leider von einem zu großen Rechtsfanatismus besessen und mußte, nachdem er etliches Unheil wegen einer an und für sich unbedeutenden Angelegenheit angerichtet hatte, schließlich noch sterben dafür. Das ihm zugefügte Unrecht war zwar wieder gut gemacht, doch hatte er ja nichts mehr davon. Hätte er als Klügerer nachgegeben, wäre es besser gewesen.
Der Donnerstag verlief ruhig. Nach dem Nachtdienst geschlafen. Mittags gab es Gulasch, Pellkart. und Pudding. Nachm. Partisanenstreife in die nächste Umgebung. Um 17.00 Antreten zur Vergatterung. Der Wachhabende war unser Kammeruffz., genannt «Texas Jack», ein alter

Muffel, schon ziemlich alt. Leutnant Borcherding als OvD war schon dort, als der Uffz. angelaufen kam. Dann hatte er sein Gewehr vergessen und gab falsche Kommandos. Wir haben uns fast tot gelacht. Von Borcherding kriegte er dann ordentlich einen reingewürgt. Um 21.00 zog ich zusammen mit Heinz auf Posten. Es war nicht kalt aber windig. Immerhin auch die Zeit ging herum und um 5 Uhr, nach dem letzten Posten freuten wir uns, daß wir im Bett lagen.
Es grüßt Euch und Emmy herzlichst Euer Eckart

Brown, William 1910–1965 **US-Army**
Liebling: Wie kann ich Dir nur sagen, Liebling, wie süß dies Valentinsgeschenk ist? Ich war davon wirklich am meisten überrascht. Woher hast Du die Idee gehabt? All Deine eigenen Zeichnungen sind vor allem so klug, wie sie nur sein können – besonders die Neujahrs-Seite mit den Servietten über Deinem Gesicht. Es ist lustig: Alle die kleinen Zeichnungen zeigen Dinge, an die ich mich erinnere, aber ich glaubte, daß Du sie vergessen hast. Darum sind sie so süß.
Ich will sie wirklich nicht an Dich zurücksenden, bis ich unbedingt muß – auch wenn ich sie unter dem Arm von Lager zu Lager tragen muß, wenn wir verlegt werden.
Liebling, das muß Dein Valentinsgeschenk bleiben – zumindest, bis ich in die Stadt komme. Ich hatte die ganze letzte Woche Ausgangssperre. Die W.U. erlaubt noch nicht einmal Valentinsgrüße über das Telefon, aber Du weißt, daß ich Dich so liebe; ich wollte, ich könnte am Valentinstag bei Dir zu Hause sein, damit ich Dir ein großes, herzförmiges Steak bei Vannessis kaufen könnte.
Dies ist ein doofes Valentine, aber vielleicht kann ich es ja wettmachen, sobald ich in die Stadt komme. Ich liebe Dich ja so wahnsinnig. Ich werde morgen wieder schreiben. Bill

Hans-Dieter K. **im Osten**
Lieber Herr Studienrat!
Die Zeit in Dänemark war sehr plötzlich zu Ende, aber ich habe für die letzten Kronen noch tüchtig was nach Hause schicken können, u. a. ein paar Schaftstiefel für meine Schwester. Sowas gab es auch dort nur noch wenig.
Gestern Nacht machte ich mit 4 Mann meinen ersten Spähtrupp nach langer Zeit an die 300 Meter entfernt liegende russische Linie. Es war ganz interessant bloß anstrengend, weil man alles auf dem Bauche kriechend machen muß. Der «Genosse» hat aber nichts gemerkt. Un-

sere ehemaligen Rekruten leben sich langsam ein. Wenn bloß nicht so viel Schnee da wäre. Jetzt muß ich gleich wieder raus aus dem Bunker und meine Posten kontrollieren.
Es grüßt Sie und Ihre Gattin herzlichst Ihr dankbarer Hans-Dieter K.

Behncke, Heinz 1922–1944 **bei Kertsch**

Ich würde gern öfter schreiben, meine Gedanken wandern so oft zu Euch, wenn ich draußen auf Wache stehe oder im Stand, wo mir einer der letzten Abende unvergeßlich sein wird, an dem die anderen schon schliefen, und ich im Radio nicht lange zu suchen brauchte, um gute Musik zu finden, denn es waren die Tage nach dem Fall von Stalingrad, von dem man bei uns außer dummen Flugblättern mit blödsinnigen Zahlenangaben nichts merkte.
Und wenn die Heimat sich weiter einschränken muß, so wird das die meisten befriedigen, denn die meisten haben ja gearbeitet. Wer rumgesessen hat, ist natürlich entsetzt. Die Bestimmungen bezügl. des Gaststätten- und Beherbergungsgewerbes werden Euch ja wohl kaum betreffen. Ihr würdet schmunzeln, wenn Ihr mal des Abends in unserm Bunker sehen könntet, wie jeder sich etwas zusammenbraut, um es zu braten oder zu kochen. Mehl ist der Hauptbestandteil, Sparsame haben auch noch mal Eier, womit dann «leckere» Eierkuchen, Knödel oder ein einfaches Süppchen fabriziert werden. Einmal schmeckt Selbsthergestelltes immer köstlich, und 2.: Hunger ist der beste Koch. Das soll allerdings nicht heißen, daß wir Hunger litten: im Gegenteil. Ich habe von den 350 g Brot sogar noch sparen können. Wieviel Brot gibt es eigentlich bei Euch pro Tag und Nase?

U. T. **Dresden**

Ein Walzer mit Dir, Uraufführung
Produktion: Berlin-Film
Regie: Hubert Marischka
Musik: Franz Grothe
Mit Lizzi Waldmüller, Albert Matterstock, Grethe Weiser, Rudolf Platte, Lucie Englisch, Walter Müller, Günther Lüders, Hans Leibelt, Albert Florath, Kurt Seifert
Drehzeit: 25. Juni bis Anfang September 1942
Zensur: 13. 1. 1943
2508 m
Jugendfrei ab 14 J.
Volkstümlich wertvoll. Herstellungskosten 1 280 000 RM

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Neumünster**

Vorgestern erhielten wir die Nachricht, daß wir heute früh eine Parade machen sollten vor dem Oberst. Na, also üben, üben und nochmal üben. Da der Paradeschritt mir völlig neu war, fiel es mir nicht ganz so leicht. Aber Spaß machte die Sache trotzdem. Mit 75 Mann so ein zackiger Griff ist doch eine herrliche Sache (wenn's klappt!).

Na, und heute morgen stieg die Sache. Ganz groß mit Fahne und Musik. Da spürt man, wie so eine zackige Kapelle mitreißen und begeistern kann. Es ist kein bloßes Gehorchen und hinter dem Führer Herlaufen.

Dann wurden wir (5 Mann) zur Schreibstube gerufen. Der Leutnant sollte KOB vorschlagen. Bis auf einen nahmen wir es alle gerne an. Anschließend ging es zu Leutnant Kamm. Der hat uns sehr interessant ausgefragt. In welcher Richtung vom Kaiser-Wilhelm-Kanal liegt Neumünster? Was soll der Kanal? Segeberg – wer kennt die Höhlen? Wie denken Sie sich ihre Entstehung? In welcher Beziehung stehen der Siebenjährige Krieg und dieser Krieg zu einander?

Als er hörte, daß ich Speck hieße und Theologie studieren wolle, sagte er: Gehören Sie zu dem Missionar Speck? – Nun bin ich ja gespannt, wie der Erfolg sein wird.

Abends sah ich den Film: Andreas Schlüter. Ganz fabelhaft.

Auch hier wieder: Einem wirklich Großen stellen sich 1000 Schwierigkeiten entgegen und bringen ihn zur Verzweiflung. Aber schließlich siegt er doch.

Knoller, Hans 1917–1973 **im Osten**

Mein gutes Herz!

Morgen ist eine Kriegsgerichtsverhandlung, da muß ich hin, und dann will ich noch zum Arzt. Meine beiden großen Zehen, die ich mir vor zwei oder drei Wochen etwas erfroren habe, müssen behandelt werden. Es ist aber nicht schlimm.

Die Nibelungensage, eine der ältesten Sagen der deutschen Geschichte, ist uns in mehreren Abschriften überliefert worden, die aber nicht viel von einander abweichen.

Die Sage zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil wird das Leben am Hofe des Burgundenkönigs Gunther beschrieben (die Hauptpersonen: Siegfried, seine Schwester Kriemhild, seine Gemahlin, dann Hagen, Volker u.s.w.), im zweiten der Zug der Nibelungen die Donau hinunter und ihr Umgang am Hofe König Etzels. Das aber ist die Nibelungensage, von der die Gudrunsage nur ein Teil ist. Die Edda ist etwas ganz

anderes, nämlich ein nordisches Heldenepos, so ein Mittelding zwischen Bibel, Sage und Lehrbuch. – Wenn ich Dir einen Rat geben darf: Lies gelegentlich die Nibelungensage. Ich freue mich mächtig über den Eifer mit dem Du Dich auf Bücher und auf die Geschichte stürzt. Aber mute Dir bitte nicht zuviel zu. Frauen haben meist gar kein Gefühl und Verständnis für Geschichte, vor allem kein Gedächtnis für Jahreszahlen. Man verlangt deshalb auch nicht so viel von ihnen. Aber wenn ich Dir auch hier einen Rat geben darf, dann sieh Dir etwa folgende Sachen an:

Das Reich Karls des Großen und seine Aufteilung
Das Wichtigste über das mittelalterliche Kaiserreich, vor allem etwas über die Hohenstaufen, denn das mußt Du als Schwäbin doch wissen,
Etwas über die Reformation und weshalb es zum 30jährigen Krieg kam,
Ein bißchen was über die Türkenkriege und über den Einfall der Franzosen in die Pfalz,
Einiges über Friedrich den Großen und über Maria Theresia (vielleicht auch das, was damals in Württemberg geschah)
Dann Napoleon und seine Kriege,
Das Jahr 1848
1866, 1870/71 und das Bismarck-Zeitalter

Das wäre so ungefähr das Wichtigste und, weißt Du, wenn man einmal so das Gerippe kennt, dann kommt die Freude an den Zusammenhängen von selber.

Entschuldige bitte, daß ich wieder recht schulmeisterlich geworden bin – aber ich bin ja auch so stolz auf meine gescheite, wissensdurstige, eifrige kleine Frau.

Zu Deinem Brief noch folgendes, mein gutes Herz: Gewiß, Stalingrad war ein schwerer Rückschlag, aber er *darf* uns keinen Augenblick erschüttern. Das Opfer dieser Männer ließ sich, als der Einbruch der Russen einmal geschehen war, nicht mehr vermeiden. Aber bedenke doch: Im Ersten Weltkrieg hat Deutschland in der Schlacht um Verdun 700000 Mann, in der Sommeschlacht 400000 Mann (nur Tote!) verloren. Demgegenüber sind diese Verluste jetzt verhältnismäßig gering, und wir müssen sie ganz einfach verschmerzen können, wenn wir siegen wollen. Sei innig gegrüßt…

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Lotte Harries, die ich treffe, erzählt mir, daß die Mutter von Tomaschek, der auch bei Stalingrad war, immer noch voll Hoffnung ist, für

ihren Sohn noch einweckt und – täglich an ihn schreibt . . . Bei uns ist die Hoffnung nur noch ein winziger Funke.
WB.: Anhalten der beweglich geführten Abwehrkämpfe.

Eine Frau **Schwarzenbach am Wald**

Von der Rede des Reichsmarschalls und auch von der Minister Goebbels sind wir *sehr, sehr* beeindruckt gewesen. Auch die Proklamation des Führers hat einen *starken* Eindruck auf uns gemacht. Das Stalingrad ist in der Heimat jedem in die Knochen gefahren. Die Stimmung ist seit der Zeit sehr gedrückt. Verdun hat 60000 Mann gekostet, Stalingrad über 300000. Das ist schon eine andere Zahl. In der ganzen Weltgeschichte war sowas noch nie da.
Vom Bürgermeister Diezel in Lippertsgrün ist der kleinste Sohn dabei. Dein Vater sagt, die grämen sich sehr ab. Was müssen die armen Menschen dort gelitten haben, die Hölle sei nichts dagegen. Vom Trommelfeuer sind sie auch irrsinnig geworden . . .
In der Heimat kann man es nicht begreifen, daß es bei einem so großen Heer bis zur völligen Vernichtung kommen mußte. Wie lange wird denn Gott der Allmächtige noch diesem Elend zuschauen können? . . .

Garlandt, Hermann **Riga**

Lieber Hallbach!
Von Schaumburgs hatte ich einen Brief, und sie schrieben, daß Du jetzt vorn bist. Schreibe mir doch bitte, ob Du in einer Truppe oder in einer Sanitätskompanie bist.
Dann will ich Dir einen guten Rat geben: Du mußt Dich an irgend einen einfachen Burschen, der Instinkt hat, anschließen und alles so machen, wie er es macht. Wenn er sich hinlegt, auch hinlegen, wenn er vorgeht, auch vorgehen, wenn er zurückgeht, auch zurückgehen. Nichts selbständig machen.
Und dann, wenn sich mal die Gelegenheit ergibt, ruhig sagen, daß Du Dich zur Krankenpflege eignest, ganz frei von der Geschichte sprechen, daß Du für Pflege viel mehr geeignet bist, als für Trägerdienst.
Ich bin in einem großen Kriegslazarett, die ersten 8 Wochen hatte ich viel, sehr viel Verwundete. Dann wurde ich zur Inneren Station versetzt, und seitdem habe ich Zeit. Da kommen viele Erinnerungen, aber auch das Gefühl, daß es hier zu ruhig, zu bequem ist. Hier ist keine Front mehr, hier in Riga.
Dein Hermann.

Hanneberg, Karl **Hannover**

An seine Schwägerin Joh. Beckermann
Liebe Johanna!
Gestern erhielten wir die Nachricht, daß Euch ein sehr schwerer Verlust betroffen hat. Wir beide waren tief erschüttert. Heute kommen wir dazu, Dir unser Mitgefühl und herzliches Beileid auszusprechen. Wir haben Hannes hoch geschätzt und wahrhaft geliebt. Ich bin oft mit ihm spazieren gegangen, und wir haben uns über viele Dinge unterhalten. Er belehrte mich über musikalische Sachen, und ich förderte ihn besonders im Englischen. Er war ein tüchtiger und begabter Mensch. Alle Menschen schätzten ihn hoch und liebten ihn. Wie liebevoll hat er seinen erkrankten Vater unterstützt. Ich erinnere mich noch, wie er seinem schon sehr geschwächten Vater in der letzten Zeit half im Hause herumzugehen. Wie oft haben wir sein vortreffliches Klavierspiel gehört.
Es ist traurig, daß auch dieser gute und begabte Mensch ein Opfer des Krieges geworden ist.
In liebevollem Mitgefühl, Dein Schwager Karl Hanneberg.

Meine liebe Frau Beckermann!
Auch ich möchte Ihnen mein herzlichstes Beileid aussprechen zum Verlust Ihres lieben Sohnes. Sie müssen sich trösten mit den vielen Müttern, welche ihren Sohn opfern mußten, damit wir leben können. Ich habe Hannes wirklich gern gehabt und freute mich jedes Mal wenn er zu uns kam. Er war ein so freudig schaffender Mensch und hätte mit seiner Begabung noch viele Menschen erfreuen können, aber die Besten müssen immer zuerst von hier. Ich bitte Sie nochmals, meines Mitgefühls versichert zu sein und grüße Sie herzlichst,
Ihre Irmgard Hanneberg

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Kahler, Inge, Ehefrau, geb. 19. 12. 1920 zu Neustrelitz
Säugling: männlich, Gew. 4700 gr, Länge 56 cm, Kopfumf. 38 cm, Entl. Gew. 4300 gr
Verlauf: 2.40 Wehenbeginn, 7.45 Blasensprung, 7.50 1 ccm Pituglandol, 8.30 Geburt, 9.00 Placenta
I. Partus, Dammriß I. Grades.
Normaler Verlauf, ging am 8. Tag nach Hause.

Keberow, J. M. **Rote Armee, 284. Schützendivision**

Ja, Tanjuscha, es ist angenehm und erfreulich zu sehen, daß das von uns reichlich vergossene Blut nicht umsonst war. Stalingrad ist von nun an für immer frei von den deutschen Räubern. Wir kamen hier während der erbittertsten Kämpfe an, bereits 60 km weit sahen wir den Rauch der brennenden Stadt. Die Stadt brannte wie eine mächtige Fackel, brannte und kämpfte.

Der Feind tat alles, um Stalingrad um jeden Preis einzunehmen. Es wurde Tag und Nacht gekämpft, Tag und Nacht hörte man den betäubenden Donner von Geschützen und Minen.

Jetzt herrscht in Stalingrad die Stille der Etappe. Die Front wurde Hunderte von Kilometern nach Westen verlegt. An die unlängst geführten Kämpfe erinnern nur Ruinen.

Jetzt kann man mit dem Gefühl gerechten Stolzes sagen, daß wir, die Verteidiger Stalingrads, das Schicksal unserer Heimat gewendet und unser Volk vor der faschistischen Knechtschaft gerettet haben.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951

Notiz **Berlin**

Unsere Lage im Osten bewirkt, daß auch sonst mißgünstige Europäer den Bolschewistenschreck zu spüren beginnen (Schweiz, Schweden). Die deutsche Propaganda bemächtigt sich dieses Themas, auch auf die Gefahr hin, gegen ihre Gewohnheit militärisch schwärzer zu malen als vielleicht nötig.

Man ist der Ansicht, daß mit den Russen überhaupt nicht mehr zu paktieren sei. Die Rußlandkenner sind da geteilter Meinung. General Köstring glaubt, auch Stalin halte sich für so betrogen, daß er dem Führer nie mehr die Hand reichen werde – man müsse Rußland durch die Russen bezwingen. Der finnische Gesandte Kivimäki glaubt, Stalin mache gleich Frieden, wenn man ihm die Grenzen von 1940 anbiete. Item, hier glaubt man das oder will man es nicht glauben (vielleicht ist die Streitfrage eigentlich die des Tempos der Räumung der herauszugebenden Gebiete). Dagegen wiederholt der Duce seine Meinung, man müsse den Russen den Frieden anbieten (wahrscheinlich in dem Augenblick, wo ein Stopp an der Front eintritt, etwa beim Saisonübergang zum Sommer).

Es besteht eine Art von geistiger Isolierung zwischen Rom und uns. Ich finde, daß die beiden Führer sich demnächst länger sehen und aussprechen sollten. Das wurde aus technischen Gründen bisher abgelehnt (Duce zu krank oder müde, um nach Ostpreußen zu reisen, der Führer

wegen der Leitung des Heeres dort festgehalten. M. E. sollte die Technik so weit sein, um ein Treffen der beiden Hauptverbündeten zu gestatten). Inzwischen wird nun wohl H. v. Ribbentrop nach Italien reisen, um den Duce von seiner Rußland-Friedensidee abzubringen. Andererseits soll ev. in Schweden oder via Schweiz eine Debatte aus neutraler Feder in die Öffentlichkeit kommen, d. h. getragen werden, unter Verschleierung der Initianten, wonach England doch auf der falschen Seite kämpfe. Damit wird man zwar nicht erreichen, daß Churchill sich dem III. Reich nähert. Es kann aber nichts schaden, wenn man so die Voraussetzungen hervorlockt, ohne welche England nicht zu sprechen ist. Noch besser geschähe das natürlich nicht öffentlich.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947

Telegramm an das Auswärtige Amt **Rom**

Geheime Reichssache – Nur als Verschlußsache zu behandeln

Für Reichsaußenminister persönlich.

Duce, der mich heute abend unter vier Augen empfing, ist mit der von Führer in Aussicht genommenen Verleihung des Großkreuzes in Gold an den Kronprinzen [Umberto] nicht nur einverstanden, sondern begrüßt diese Absicht wärmstens.

Er benutzte den Anlaß, um sich in sehr vertraulicher Form eingehend über den Kronprinzen und sein Verhältnis zu ihm auszulassen, obwohl, wie er sagte, er seinerzeit schon dem Führer gelegentlich einer Unterhaltung unter vier Augen im Eisenbahnwagen die gleichen Dinge gesagt habe. Der Kronprinz zählt zu seinen zuverlässigsten und vor allem diszipliniertesten Faschisten. Durch und durch Soldat mit geradem und aufrechtem Charakter sei er stets der erste, der die von der Partei erlassenen Anordnungen befolgt, wofür er einige praktische Beispiele anführte. Der Kronprinz trete ihm wie jeder beliebige andere Offizier gegenüber und verlangte niemals eine Sonderbehandlung. Er sehe ihn durchschnittlich zweimal wöchentlich zu ein- bis zweistündigen Unterredungen, die sich durchaus nicht auf militärische Dinge beschränkten, sondern in denen alle Gebiete berührt würden. Der Kronprinz komme viel im Lande herum und sehe viele Menschen aller Klassen und erzähle ihm offen von seinen Eindrücken. Er könne seine Beziehungen zu ihm geradezu als freundschaftlich bezeichnen. Wenn er auch selbstverständlich nie außer acht lasse, daß er ein Mitglied des Königshauses vor sich habe, vollziehe sich jede Unterhaltung in der aufgelockertsten Form, wobei auch der Scherz nicht zu kurz komme.

Es sei höchst bedauerlich, daß immer wieder die zum Teil albernsten

Gerüchte über angebliche Unstimmigkeiten zwischen ihm und dem Kronprinzen in die Welt gesetzt würden, als deren wohl törichtstes er jenes erwähnte, das vor Jahren von einem Duell zwischen beiden sprach, weil angeblich er, der Mann aus dem Volke, sich abfällig über die Heirat der, wie er nebenbei bemerken wolle, von ihm besonders geschätzten ältesten Schwester des Kronprinzen [Jolanda-Margherita] mit einem nicht fürstlichen Partner geäußert haben solle. Gegen die bodenlose Torheit der Menschheit sei nun einmal nichts zu machen. Der Duce schloß seine hier nur kurz zusammengefaßten langen Ausführungen mit den Worten: «Sagen Sie dem Führer, daß ich persönlich jede Garantie für den Kronprinzen übernehme, der auch im Hinblick auf den Achsenpartner absolut loyal und in seiner festen und zuversichtlichen Haltung gerade in ernsten Tagen vorbildlich ist.»

Der Duce bat mich schließlich, dem Führer zu melden, daß er nächster Tage, sobald hier etwas mehr Ruhe mit Empfängen der neuen Männer usw. eingetreten sein werde, ihm einen Brief schreiben werde. Über den Inhalt äußerte sich der Duce nicht.

Bemerken möchte ich noch, daß der Duce nicht nur durch die Lebhaftigkeit und Angeregtheit, mit der er sprach, sondern auch rein äußerlich den Eindruck einer Frische machte, die den Schluß zuläßt, daß er sich nicht zu Unrecht als wiederhergestellt betrachtet.

Mackensen

Kasche, Siegfried 1903–1947 **Agram [Zagreb]**

An das Auswärtige Amt

Geheim

Betrifft: Tito-Partisanen und Četnici in Kroatien.

Im kommunistischen Geheimsender «Freies Jugoslawien» ist gestern folgende, von Tito und Dr. Ribar unterzeichnete Erklärung über die politischen Ziele der Tito-Partisanen verlesen worden:

«Erklärung des Stabes des Volksbefreiungsheeres und des Antifaschistischen Rates für die Befreiung Jugoslawiens:

Im Zusammenhang mit den ständigen Verleumdungen und verschiedenen Gerüchten, welche die Okkupatoren, Ustaše und Četnici des Draža Mihalović über die Tätigkeit unserer Partisanen und das Ziel unseres Kampfes verbreiten, sehen wir uns gezwungen, folgende Erklärung abzugeben:

Die Volksbefreiungsbewegung Jugoslawiens unter der Führung des Volksbefreiungsheeres und Antifaschistischen Rates ist und bleibt eine nationale Bewegung. Sie verfolgt folgende Ziele:

1) Die Befreiung unseres Landes von den Okkupatoren, die Erringung der Unabhängigkeit und der wahren demokratischen Freiheit für alle Völker in Jugoslawien.
2) Die Unantastbarkeit des Privateigentums und die völlige Auswertung der persönlichen Initiative im Wirtschafts- und Handelsleben [verstümmelt].
3) Keinerlei besondere Änderungen hinsichtlich des Gesellschaftslebens, außer der Umbildung der reaktionären Gemeindeverwaltungen und der Gendarmerie [verstümmelt]. Alle wichtigen Maßnahmen sowohl im Hinblick auf gesellschaftliche Fragen als auch im Hinblick auf die Staatsorganisation werden nach dem Kriege von den Volksvertretern, die durch freie Wahl gewählt werden, getroffen.
4) Unsere Volksbefreiungsbewegung, die für unsere Freiheit sowie sozialen und demokratischen Rechte kämpft, ist weit von jeder Gewalttätigkeit und Gesetzlosigkeit entfernt.
5) Allen Offizieren wird ihr Rang und ihre Stellung gewährleistet.
6) Die Volksbefreiungsbewegung wird alle nationalen Rechte Kroatiens, Serbiens, Sloweniens sowie Mazedoniens und der übrigen Völker Jugoslawiens in vollem Maße anerkennen. Diese Bewegung ist in Kroatien, Slowenien und Serbien gleichgestellt (gleichberechtigt).

Tito. Dr. Ribar.»

Die Erklärung ist überaus bezeichnend für die politische Einstellung der Tito-Partisanen und ihr Bestreben, als nationale und nicht etwa als kommunistische Richtung aufzutreten. Durch Vermeidung von Übergriffen und schonende Behandlung der Bevölkerung sind sie gleichzeitig bestrebt, möglichst breite Bevölkerungsschichten für sich zu gewinnen. Die propagandistische Auswertung der Lage an der Ostfront durch die Kommunisten wird allerdings durch die gegenwärtige westbosnische Aktion, in deren Verlauf die Tito-Partisanen aus dem von ihnen besetzten Gebiet südostwärts zurückgedrängt sind, gehemmt. Die kommunistische Propaganda hat bei der Arbeiter- und Bauernschaft weniger Erfolg zu erzielen vermocht, als schon seit früher bei der städtischen Intelligenzschicht. In einem derzeit in Sarajevo vor dem mobilen Standgericht geführten Kommunistenprozeß ist unter 86 Angeklagten nur ein Arbeiter, 23 sind Handwerker, alle übrigen Intellektuelle. Unter der Bevölkerung der von Partisanen beherrschten Gebiete Nordkroatiens werden neuerdings Zwangsmobilisierungen durchge-

führt, die sich nicht nur auf den pravoslawischen, sondern auch auf den katholischen Bevölkerungsteil erstrecken. Der Anteil der überzeugten Kommunisten an den Partisaneneinheiten dieses Gebietes ist auch bisher auf höchstens ⅓ geschätzt worden; über ¾ dürften aus Pravoslawen bestehen.
Gegenüber den Četnici des als Volksverräter bezeichneten Draža Mihailović und seine «Londoner Beschützer» nehmen die Tito-Partisanen nach wie vor eine scharf ablehnende Stellung ein. Gleichwohl sind Bestrebungen im Gange, die auf eine Zusammenarbeit zwischen beiden Gruppen hinzielen, und liegen weitere Meldungen über das Zusammengehen einzelner kleinerer Cetnikeinheiten mit den kommunistischen Partisanen vor. Die meisten Cetnikverbände im deutschen Besatzungsgebiet verhalten sich zwar abwartend, doch tritt die antikommunistische Einstellung im allgemeinen zurück und machen sich bei verschiedenen legalen und illegalen Verbänden kommunistische Einflüsse geltend. Verschiedentlich ist eine stärkere Cetnik-Aktivität feststellbar, wobei Rückwirkungen der Kampfhandlungen im Osten unverkennbar sind. Wenn auch die Cetnik-Propaganda noch vor kurzem daran festhielt, daß die Zeit zum Handeln noch nicht gekommen sei, wird in einem Cetnik-Flugblatt das serbische Volk vom Exkönig Peter II. zur Gefolgschaftsleistung für Draža Mihailović aufgefordert und unter Hinweis auf die militärische Lage das baldige Wiedererstehen Jugoslawiens verkündet. Auch die seit Anfang d. Mts. am rechten Drinaufer geführten Cetnikangriffe, die aus dem Sandschak auf kroatisches Gebiet herübergetragen werden und erneut zu schlimmen Greueln an der muselmanischen Bevölkerung geführt haben, ist auf diese Entwicklung zurückzuführen.
gez. Kasche

Roux, Georges **(Italien)**
Die Lage wurde immer tragischer. Anfang Februar 1943 befanden sich die Deutschen und Italiener in Tunesien in einer verzweifelten Defensive. Am 12. versammelte Mussolini seine Generale. General Vaccà-Maglioni berichtete über riesige Vorräte an Kriegsmaterial, die Pétain heimlich in der bis zum 11. November 1942 unbesetzten Zone Frankreichs gehortet hatte.
«Wir haben mehr als hundert und die Deutschen mehr als dreihundert Waffenverstecke gefunden, in denen es jede Art von Kriegsmaterial, einschließlich Lastkraftwagen und Geschützen gab», berichtete der General. Der Duce ordnete an, dieses Kriegsmaterial, soweit man seiner

habhaft werden konnte, nach Italien zu schaffen, wo es dringend benötigt wurde. Dieses Material war zwar eine willkommene Verstärkung, es war jedoch völlig unzureichend, um den lähmenden Mangel an Kriegsausrüstung der italienischen Armee zu beheben.

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913
Der Minister führt aus, daß uns jetzt eine einmalige große Gelegenheit gegeben sei, eine schlagkräftige Propagandaparole herauszugeben. Der Kampf gegen den Bolschewismus und die Gefahr der Bolschewisierung Europas beschäftige heute Freund und Feind in gleicher Weise. Unser Kampf gegen den Bolschewismus müsse als die große und alles beherrschende Propagandathese alle Propagandainstrumente beherrschen.
In der Propaganda sei die Systematik das Entscheidende, und er werde dafür sorgen, daß der Antibolschewismus Wochen und Monate lang von nun an die Propaganda beherrsche. Er lasse zur Zeit Broschüren verfassen, die in Millionenauflagen verbreitet werden sollen.
Gewiß habe eine solche Propaganda wegen ihrer Uniformität ihre Nachteile, aber diese müßten in Kauf genommen werden vor dem Erfolg einer solchen systematischen Bearbeitung.
Von nun an müsse jeder Rundfunkvortrag, jede Meldung, jede Rede und jede Wochenparole mit der stereotypen Wendung schließen, daß der Kampf gegen den Bolschewismus unsere große Aufgabe sei. Der Minister verweist dabei auf Cato, der mit seiner Forderung auf Zerstörung Karthagos auch durchgekommen sei.
Bei dieser Propagandaaktion muß sorgfältig darüber gewacht werden, daß nicht von einem Kampf gegen die Slawen oder das russische Volk gesprochen wird.
In der Propaganda könnten wir noch darauf hinweisen, daß der Bolschewismus, wenn er tatsächlich in Europa sich durchsetzt, nur bolschewistische Völker hinterlasse, die zusammen mit einem russischen Kriegspotential eine Macht darstellen würden, gegen die so leicht niemand ankönne. Wir sollten auch alle bolschewistischen Regungen in Europa, wie Streiks und dergleichen, eifrigst registrieren.
Bei unserer Propaganda sei es wichtig, daß wir auch Bischöfe und andere Kirchenfürsten, Wissenschaftler, berühmte Gelehrte usw. zu Worte kommen lassen. Ebenso könnten wir in unserer Propaganda die Worte von Churchill über den Bolschewismus und andere Äußerungen von Staatsmännern im feindlichen Lager verwenden.

Der Chef der Sicherheitspolizei **Berlin**
Geheim!
Meldungen aus den besetzten Ostgebieten
Nur zur persönlichen Unterrichtung
Bandenbekämpfung im Bereich des Kommandeurs dSPudSD Weißruthenien.
Zu dem Unternehmen «Erntefest I» liegt folgender Abschlußbericht vor:
Unternehmen «Erntefest I» westlich Tscherwen – Ossipowitschi – an Nahtstelle rückwärtiges Heeresgebiet und Weißruthenien beendet.
Eingesetzt an eigenen Kräften: 11 Polizei- und Schutzmannschaftsbataillone und 3 SD-Kommandos.
Gesamtergebnis: 805 bewaffnete Feindtote, darunter 2 Offiziere und 2 Kommissare. 1165 Personen wurden wegen Bandenbegünstigung sonderbehandelt, 34 Gefangene wurden eingebracht.

Beute:

1 Granatwerfer	78 kg Sprengstoff
15 LMG's	2 Ferngläser
295 Gewehre	1 Kompaß
5 MP's	274 Schlitten
9 Pistolen	265 Häute
1 automat. Gewehr	10 Ztr. Leinsamen
141 Handgranaten	10 Ztr. Hanf
46000 Schuß Inf. Munition	265 cbm Holz

ferner große Mengen an Heu und Stroh.

1 Lager sowie 18 Bunker zerstört.

Zum Arbeitseinsatz für das Reich wurden 1308 Personen erfaßt.
Sichergestellt wurden:

395 Pferde	1560 Schafe
2803 Rinder	495 t Getreide
572 Schweine	

Eigene Verluste: 6 Tote, 17 Verwundete.

Für hervorragenden Einsatz wurde 4 Angehörigen der Sicherheitspolizei das EK 2 verliehen.

Maier, Franz *1913 **Bad Sooden, Allendorf**
Liebe Mutter!
Ich danke Dir für Deinen Brief vom 4. Febr. Über Dein großes Erstaunen und Deine Angst habe ich mich wirklich gewundert. Es ist ja jetzt eine sehr ernste Zeit, aber daran kann man nichts ändern und erwischt es alle gleich. Jetzt muß ja alles einrücken. Vom Finanzamt Güssing sind jetzt die 4 letzten Wehrfähigen einberufen worden, es ist jetzt schon alles restlos eingezogen. Du siehst es geht alle[n] gleich nur mit dem Unterschied, daß der eine Pech hat und der andere nicht. Deine Angst wegen dem an der Front ist direkt ein Blödsinn, was sollen die sagen, die ihre Söhne in Stalingrad haben. Heute war ich in Kassel bei der orthopädischen Anstalt und bekomme für meine Füße Einlagen nach Maß, der Abdruck wurde schon gemacht. Bis Anfang März bleibe ich hier wie ich weiß und dann komme ich nach Prag oder Wien zum Ersatztruppenteil der Luftwaffe. Wie bist mit der Wäsche von der Mitzi zufrieden? Wieviel Punkte hast ihr geschickt? Hast die 20 Mark von mir aus Güssing bekommen?
Herzliche Grüße Dein Sohn: Franzl

R., R. *1924 **(Wien)**
Am nächsten Morgen ging ich wieder zur Post, um nachzusehen, ob sich vielleicht die Firma, bei der ich mich vorgestellt hatte, gemeldet hätte. Ich ging gerne zur Post, denn es war gemütlich dort. Ein großer Kachelofen spendete wohlige Wärme, und die beiden Beamten waren inzwischen meine Freunde geworden. An diesem Morgen spürte ich, daß man mich bereits erwartete. Der jüngere Beamte, der verhinderte Lehrer, bedeutete mir, ich solle ins Privatbüro des Vorstehers gehen.
Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß meine Mutter an diesen Herren geschrieben hatte, weil sie seit geraumer Zeit ohne Nachricht von mir war.
Der nette ältere Herr betrachtete mich vorwurfsvoll und frug: «Warum schreiben Sie Ihrer Mutter nicht, Fräulein Käthchen?» Und weiter: «Sie macht sich große Sorgen um Sie!»
Meine Überraschung schien ihm Freude zu machen.
«Jaja, wir wissen alles! Nun schreiben Sie gleich einen Brief nach Hause», sagte er und schon hatte er mir einen Stuhl zurechtgerückt und mir einen großen Bogen Schreibpapier gegeben, und so saß ich auf der Stelle für postlagernde Sendungen und berichtete meiner Mutter, daß es nichts zu berichten gab.
Die Eskapade mit dem Zirkus verschwieg ich ihr, denn ich hatte mich

bereits dagegen entschieden. Zwar wäre ich auf diese Weise aus Deutschland herausgekommen, aber wo wäre ich gelandet? Ich hätte im Ausland kaum irgendwo untertauchen können, da ich außer Englisch keinerlei Sprachkenntnisse hatte.

Peyinghaus, Marianne *1920 **Gertlauken**

Meine lieben Eltern!

Aus unserer Schlittenfahrt wurde nichts, das Wetter war zu schlecht. Außerdem kam am Samstag Paula mit dem Rad durch Sturm, Regen und Schnee, über aufgeweichte Straßen. Frau Kippar lud uns zum Kaffee ein, anschließend gingen wir in meine Wohnung. Wenn Paula und ich zusammen sind, philosophieren wir andauernd über das Leben und den Sinn des Lebens, über unsere Arbeit und den furchtbaren Krieg. Paula ist ein sehr ernster Mensch. Ich komme über alles viel leichter hinweg.

Montagmittag wanderte ich nach Krakau, als mich der Franzose vom Bauern Buttkus mit dem Fuhrwerk überholte und mich zum Einsteigen einlud. Er gab mir sogar die Zügel. Es war schon lange mein Wunsch gewesen, einen Pferdewagen zu lenken. Bei den friedlichen Ackergäulen und den schnurgeraden Landstraßen ist das ziemlich einfach. Der Franzose war unterwegs zum Bahnhof, um Frau Buttkus abzuholen. Die französischen Kriegsgefangenen werden hier wie Einheimische behandelt. Sie ersetzen in der Arbeit und im Haus voll den eingezogenen Mann und gehören zur Familie.

Frau Schulz und ihr Mann nahmen mich wie immer unendlich freundlich auf. Er ist ein richtiger Ostpreuße – vor allen Dingen verläßlich. Voller Stolz zeigte er mir eine mit Kaninchenfell gefütterte neue Weste. Er legte sie auf seine Knie, ließ sie bewundern, streichelte sie liebevoll, zog sie dann an, obgleich im Zimmer eine Bullenhitze herrschte, und zog sie auch den ganzen Tag nicht mehr aus.

Kurz vor sieben trat ich den Rückmarsch an. Es war dunkel, nicht Mond noch Stern zu sehen. Der Wind rauschte mächtig in den Baumkronen und blies mich auf freiem Feld beinahe um. Wenn ich draußen bin und mächtig ausschreite, wenn ich ganz allein bin, dann fühle ich mich am freiesten und wohlsten und vergesse alle Sorgen und sammle Kraft fürs Kommende. Außerdem gehe ich immer gestärkt von Herrn Schulz weg, nicht nur körperlich, auch seelisch.

Ich habe wieder eine Aufforderung bekommen, die BDM-Arbeit zu übernehmen. Mag sein, daß Vater recht hat, daß diese Arbeit bei meiner Beurteilung wichtiger als die Schularbeit sein könnte, aber ich übernehme sie trotzdem nicht. Ich bin voll mit der Schularbeit ausgelastet,

die Entfernungen sind zu groß; außerdem wäre es gut, wenn man bei der Gestaltung der Heimabende gut singen kann – was ich bekanntlich nicht kann. In der Schule helfe ich mir mit dem Akkordeon, aber wie soll ich es auf dem Fahrrad bei Wind und Wetter befördern? Außerdem ist mir das Kommandieren in der Seele zuwider. Da ist es mir entschieden wichtiger, die Eltern meiner Kinder kennenzulernen, in den Familienverhältnissen Bescheid zu wissen. So habe ich für morgen einige Frauen aus dem Dorf zum Kaffee bei mir eingeladen. Nun will ich gleich noch backen: Obsttorte und Kartoffelhörnchen.

Kästner, Erhart 1904–1974

An Margarete und Gerhart Hauptmann **Athen**

Verehrte liebe gnädige Frau, verehrter Herr Doktor,

vorgestern bekam ich von Suhrkamp den Plan für die zweite Abteilung der Gesamtausgabe. Ich fand die Vorschläge in allen einzelnen Punkten richtig und stimmte Suhrkamp völlig zu. Er hat sich die Sache offenbar höchst genau überlegt und alles mögliche vorbedacht und scheint mit großem Ernst und wirklich großer verlegerischer Initiative an dieses große, große Werk heranzugehen. Auch meinetwegen scheint er ja allerhand unternommen zu haben; freilich, soweit ich die Chancen von hier aus beurteilen kann, sind sie in gegenwärtiger Lage gering.

Gestern war ich bei General Speidel eingeladen. Es war ein wirklich ausnehmend schöner Abend. Wir waren nur zu dreien, eine Dame noch. Wir unterhielten uns herrlich. Neulich schon, als ich ihm das Griechenlandbuch mit der Einschrift – Ihre gloriose Idee, liebe gnädige Frau, unvergessen! – abgegeben hatte, ließ er mich gleich am nächsten Tag dienstlich rufen, und ich war eine halbe Stunde bei ihm. Gestern nun fuhren wir um 7 Uhr abends in seinem Wagen hinaus nach Psychikon, einem Villenort zwischen Athen und den Pentelikon, wo er in dem verlassenen Hause eines griechischen Millionärs sehr standesgemäß wohnt. Wir aßen Wildgänse vom Kopais-See und tranken einen dicken Rotwein. Er meinte selbst, gemütlicher seien ein Unteroffizier und ein General wohl nie zusammengesessen. Daß Ihnen beiden die Ohren geklungen haben müßten, stellten wir wiederholt fest. Er ist wirklich ein General, wie man sich ihn wünschen möchte: aufgeschlossen allem Griechischen, sieht viel, erlebt viel und hat irgendwie den großen Jungen in sich bewahrt. Er hatte gerade eine U-Boot-Fahrt hinter sich, als Gast einer Besatzung, die von hier durch den Isthmus an Korinth und Delphi vorbei nach Patras fuhr.

Ich komme nun gegenwärtig wenig aus der Stadt heraus, leider. Das

Buch ist reißend abgegangen und hat mich hier in den höheren Stäben sozusagen «berühmt» gemacht. Der Admiral Ägäis lud mich ein paarmal ein und nahm mich auch neulich einmal auf eine fabelhaft schöne Dienstfahrt in die Gegend von Marathon mit.

Irgendwo waren wir dann bei einer Batterie, die sich ein winziges Theaterchen gebaut hatte. Das hätten Sie sehen müssen! Ein kleiner Steinbruch, an der Küste, hundert Meter über dem Meer. Die Jungens hatten Marmorblöcke zurechtgewälzt, und es ergaben sich ein paar Dutzend Sitze. Dann hatten sie dies halbnatürliche Amphitheater gegen das Meer zu mit einem Steinwall abgeschlossen, ein Plattenbelag darauf, bloß ein paar Quadratmeter Fläche, und so saß man nun: diese kleine Bühne vor sich, ein paar Ginsterbüsche dahinter, und dann das Meer und ein paar Inseln und die Schneeberge von Euböa. Eine zauberhafte winzige Bühne, die schönste der Welt. (Sie spielten aber nur die Kluge Schwiegermutter und Die nackte Irene.)

Meine Sehnsucht und mein Phantasieplan ist es, ein zweites Buch über die griechischen Inseln zu schreiben: über Delos mit Apollo und den hyperboreeischen Lockenmädchen, über Naxos und Ariadne und Dionysos, über Chios und Homer, über Samos und Anakreon und Polykrates, Rhodos, Thera, Kreta mit den Zeusgrotten und den Minos-Pälästen, Ithaka, Samothrake mit den Kabiren, über Lesbos und Sappho und Kythera mit Aphrodite. Es wäre eine herrliche Aufgabe und quasi Neuland, denn kaum jemand hat eine rechte Vorstellung von all den Inseln, so wie sie sich jetzt noch darbieten. Wäre uns hier unten noch einmal ein ruhiger Sommer beschieden, so wäre es eine Möglichkeit, aber es sieht nicht so aus. Nach dem Krieg – wenn es das überhaupt gibt . . . – will ich es tun, ich brenne leidenschaftlich darauf.

Inzwischen freilich legt sich das, was im Osten geschieht – man spürt es auch ohne genauere Nachrichten, die uns hier vielleicht weniger erreichen als in der Heimat, als atmosphärischen Druck und als Zentnerlast –, gewaltig auf die Seele bei Tag und bei Nacht. Es wird Ihnen nicht anders zu Mute sein. Ich hatte einen kleinen Vetter als Oberleutnant und einen anderen Verwandten als Major bei Stalingrad.

Wann werde ich wohl wieder einmal in die Heimat kommen? Die Tage in Berlin sind mir in leuchtender Erinnerung. In Wien hatte ich bei dem etwas abenteuerlichen Transport meiner Bücher zehn Tage Aufenthalt, das wird Ihnen Benvenuto erzählt haben, und sah den Florian Geyer auch dort.

Seien Sie tausendmal herzlich gegrüßt, ich denke täglich an Sie, Ihr

Voigt, Felix A[lfred] 1892–1962 **Breslau**

An Margarete Hauptmann

Sehr verehrte, gnädige Frau!

Die Gefahr, daß das Arbeitsamt mich ganz wider meinen Willen irgendwo in der Rüstungsindustrie einsetzt, ist natürlich groß. Herr Suhrkamp, der einen ganz reizenden Brief an mich schrieb, konnte im Moment wenig Reales sagen, riet aber doch dringend, bald den Versuch zu machen, durch Ihre und Herrn Doktors gütige Fürsprache beim Gauleiter zu erreichen, daß ich nach Möglichkeit ganz für die G.H. [Gerhart Hauptmann]-Arbeit freigestellt bleibe. Ich weiß aber nicht, ob ein solcher Schritt im Augenblick überhaupt möglich ist. Wenn man mich, wie von anderer Seite beabsichtigt, in den Schuldienst zurückholt, so wäre das zwar weniger schlimm als in der Fabrikarbeit, aber es käme für die Arbeit am Werke G. H.s nahezu auf dasselbe hinaus. Wie gesagt, ich kann in das Dunkel der Zukunft nicht hineinschauen, und obwohl es mich meiner Arbeit wegen stark beunruhigt, fühle ich mich noch zu schwach, um persönlich energisch den Kampf darum aufzunehmen. Ihnen und Herrn Doktor wünsche ich in dieser schweren Zeit von Herzen alles Gute! Meine Gedanken waren in dieser Zeit der Bettruhe viel in der G. H.-Welt. Die Meinen schließen sich mit angelegentlichen Empfehlungen an!

In aufrichtiger Dankbarkeit Ihr Felix A. Voigt.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Regnerisch. 10 Uhr Temperatur 36 Grad. G. bleibt zu Bett. 12 Uhr: Dr. C. F. W. Behl (v[on] Berlin). Lunch auf Zimmer. Tee: Intendant Paul Rose (Rose – v[om] Lessingtheater Berlin) Besprechungen über Eröffnungsaufführung bei Übernahme durch Rose Lessingtheater – u[nd] Dr. Behl, bis 8 Uhr. G. im Bett. Essen oben. 17 Uhr: 37,2.

Claassen, Eugen 1895–1955 **Hamburg**

An Kurt Reidemeister

Lieber verehrter Professor Reidemeister,

Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie meine Anregung so wohlwollend aufgenommen haben. Sie haben die besondere Problematik, der jedes mathematischen Themen gewidmete Buch unterliegt, klar bezeichnet. Ich finde daher auch die Wendung, die Sie dem Thema gegeben haben und die es für Nicht-Mathematiker erst fruchtbar macht, ausgezeichnet. Also, wenn ich recht verstanden habe, nicht die Geschichte der Mathematik, sondern die Wechselwirkung ihres Einflusses

auf die Philosophie und der Philosophie auf die Mathematik. Meines Wissens – Sie werden ja die Literatur ohne weiteres überschauen – liegt eine Darstellung dieser Art überhaupt noch nicht vor. Wenn das zutrifft, steht der endgültigen Festlegung dieses Themas nichts mehr im Wege. Da wir im Verlag aber zu den ominösen «Nicht-Mathematikern» gehören, wäre es mir lieb, wenn Idee und Durchführung dieses Buches gewissermaßen als Basis für den Vertrag in einem kleinen Exposé noch einmal skizziert werden könnte. Das wäre dann der Leitfaden, der Ihrer eigenen Darstellung zugrunde liegen soll. Überlegen Sie auch, welchen Umfang Sie diesem Buch geben wollen und in welcher Frist Sie den Abschluß für möglich halten. Ich bin mir bewußt, daß Abmachungen dieser Art heute notgedrungen fragwürdig sind, aber immerhin wird auch dadurch das Bild von dem «Verlagsobjekt» einigermaßen verdeutlicht. Sobald ich in diesen Dingen klarsehe, mache ich Ihnen dann einen Vorschlag für die Bedingungen des Vertrages.
Mit herzlichen Grüßen, bitte auch an Ihre verehrte Frau,
stets Ihr sehr ergebener Eugen Claassen

Hübscher, Arthur 1897–1985 **München**
Münchner Neueste Nachrichten, Abteilung Kultur
An Dr. Arthur Kutscher
Sehr verehrter Herr Professor!
Das Goldoni-Jubiläum fiel leider in die Tage der Landestrauer wegen Stalingrad. Eine Veröffentlichung der Karikatur war aus diesem Grunde leider nicht möglich, und ich muß Ihnen daher die Vorlage mit Begleittext zu meinem größten Bedauern zurückreichen.
Mit den verbindlichsten Empfehlungen
Ihr sehr ergebener Arthur Hübscher

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Berlin**
Auf Grund eines Fernschreibens nach Zakopane suchte ich heute früh Ministerialdirigenten Haegert auf.
Haegert fragte, in welcher Weise ich meine Arbeit in die Europäische Schriftstellervereinigung einbauen könnte. Er hätte an sich den Plan gehabt, mich um die Leitung zu bitten. Wenn man nun Carossa zum Ehrenpräsidenten machte.
Ich antwortete, daß ich Schwierigkeiten sähe.
«Also ein glatter Korb?» bemerkte Herr Haegert. Aber er könne es verstehen. Er habe nämlich noch eine weitere Frage an mich zu tun, die ich vielleicht anders beantwortete. Ob ich damit einverstanden sein

würde, die Deutsche Akademie in München zu übernehmen, wofür sein Ministerium mich vorschlagen werde.
Ich sagte, daß ich fürchte, München werde mich nicht sehr freundlich empfangen, da es auf einen bayrischen Vorsitzenden hoffe. Ich hätte aber auch nicht vor, noch einen hohen Ehrenposten wieder zu übernehmen, mein künstlerisches Schaffen litte, ich hätte genug geleistet und wenig Dank gefunden.
Ob ich mir überlegte, was ich da ausschlüge, meinte Herr Haegert.
Ich sagte, ich würde auch Schwierigkeiten mit der Partei haben, insbesondere auch bald Konflikte wegen meiner religiösen Einstellung. Er möge um Himmels willen davon absehen. Auch er würde nur Ärger davon haben.
Ich berichtete Haegert noch über die Behandlung der Juden, von der ich erfahren hatte, er dankte und versprach, es dem Minister vorzutragen, der diese Nachrichten sammle. Man schätze ihn falsch ein; er führe einen heftigen Kampf gegen Koch und Frank und alle Gewaltsamkeiten im besetzten Ostgebiet.
Ich überdenke jetzt die Antworten, die ich Herrn Haegert gab und die bestimmend für die nächsten Jahre sind. Ich habe zwei große Vertrauensaufgaben des Staates abgelehnt – darunter in der Führung der Akademie wohl die größte, die das Reich an Ehrenämtern zu vergeben hat –, aber ich glaube, daß ich nicht anders handeln durfte.
Im übrigen bat Haegert mich, über die Besprechung nichts verlautbaren zu lassen. Da ich schon von anderer Seite auf die kommende Aufforderung beider Ministerien aufmerksam gemacht worden war und schon darüber geredet wird, wird man nicht überall schweigen.
Nach folgenschwerer Besprechung im Ministerium sofort Fräulein Kutzner den Inhalt diktiert.
Abends in Schillers Übersetzung eines sehr leichten französischen Hofintrigenstücks, schwarz-weiß gezeichnet, aber Aribert Wäscher kann den bösen Mann so überzeugend spielen, daß man hingerissen wird. Mit Baur (München, jetzt Rohrerverlag, Brunn) noch eine Weile zusammen und mit dem begeisterten Oberkellner des Fürstenhofs, der so viele meiner Bücher hat.
Emmes ging früh, sie ist jetzt, nachträglich, übermüdet. Ich bin tief getroffen durch den Tod des mir wohlbekannten Generals Seyffardt, der in Holland Ostkämpfer sammelte und wahrscheinlich von abgesetzten Agenten des englischen Secret Service im Haager Binnenhof ermordet wurde. Er vermochte noch, sich zum Fernsprecher zu schleppen, und bat, man möge seinetwegen keine Geiseln erschießen.

Churchill hat verkündet, England werde in neun Monaten gesiegt haben. Es tut mir leid um sie, die es ihm glauben. Auch wenn im Frühling die große amerikanische Offensive über Portugal und Südfrankreich käme. Wir sind dem gewachsen.
Aber wird man bei uns immer noch glauben, allein mit Deutschen den Krieg gewinnen zu können?

Bührle, E. **St. Moritz**
An Hermann Hesse
Hochverehrter Herr Hesse,
Als ich mit Morgenthaler und Hubacher, den Sie ja auch gut kennen, zu Geiser ging, erwartete ich nach Morgenthalers Darstellung in Geisers Atelier eine Anzahl zum Abguß fertiger Stücke vorzufinden. Das ist nun keineswegs der Fall. Fertig ist sozusagen nichts, abgesehen von einigen Portraitbüsten auf Bestellung. Alle anderen Sachen bedürfen noch wochen- und monatelanger Durcharbeitung, wenn man nicht bei richtiger Erkenntnis von Geisers Temperament gleich sagen will: jahrelanger Arbeit. Angesichts dieser Situation, völlig verschieden von der, die ich nach Morgenthalers Darstellung erwartet hatte, hielt ich es weder für notwendig noch überhaupt am Platze, Geiser eine Summe von ca. 20000.– Fr zur Verfügung zu stellen. Was hätte er eigentlich damit anfangen sollen? Das Geld ist bei mir besser aufgehoben als bei ihm. Für ihn ist es notwendig, daß er eine Zeitlang frei und unbekümmert um seinen Lebensunterhalt arbeiten kann. Hält Geiser dann, was wir uns von ihm versprechen, dann wird sich die Frage der Hergabe einer größeren Summe für die Herstellung der Abgüsse erneut stellen.
Nicht aus Mangel an Großzügigkeit kann ich Geiser nicht in der ursprünglich geplanten Weise helfen, sondern ich muß mich entschließen viel großzügiger zu sein, als zunächst vorgesehen war. Geiser muß überhaupt erst so weit gebracht werden, daß fertige Kunstwerke entstehen. Diese dann gießen zu lassen, das bedeutet kein großes Risiko mehr. Ich habe in Aussicht genommen, Geiser zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes, zur Bezahlung seiner Modelle etc. ab 1. März d. Jrs. monatlich Fr. 1000.– zukommen zu lassen. Die Dauer dieses Zustandes möchte ich im Augenblick nicht begrenzen, sie wird im wesentlichen von der Entwicklung der Geiser'schen Arbeiten abhängen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich in dieser Beziehung nicht so optimistisch bin wie Morgenthaler und Sie. Geiser hat offenbar die Eigenart vieler Schweizer Künstler, sehr mühsam zu arbeiten, eine Eigenart die sobald sie ein gewisses Maß überschreitet, wohl als Schwäche bezeichnet werden darf

und muß. Es ist noch sehr die Frage, ob es für diese Art von Künstler gut ist, der Sorgen um das tägliche Brot enthoben zu sein. Es fehlt ihnen dann meist der treibende Impuls zur Vollendung eines Werkes. Ich erinnere Sie nur, um einen anderen mühsam arbeitenden schweizer Künstler zu erwähnen, an den Werdegang des Grünen Heinrich.
Sie sehen nun, sehr verehrter Herr Hesse, wie ich mir die Sache vorstelle. Es wäre für mich viel einfacher und bestimmt billiger, Herrn Geiser eine Summe von Fr. 20000.– zu übergeben und ihn dann seinem Schicksal zu überlassen. Da ich mir aber darüber klar bin, daß damit das gewünschte Ziel nicht erreicht werden würde, darf ich es mir nicht so bequem machen und muß mir zu den mehr als ausreichenden Sorgen, die ich schon habe, auch noch diese aufladen. Wenn Herr Geiser seiner künstlerischen Verpflichtung mit der gleichen Disziplin nachkommt, wie ich meinen beruflichen Pflichten lebe, dann dürfen wir uns viel versprechen.
Mit freundlichen Grüßen bin ich Ihr E. Bührle

Hesse, Hermann 1877–1962
Lieber Herr Steen! **Montagnola**
[...] Ich glaube nicht, daß wir uns, Alt und Jung, über den Begriff der Religiosität würden einigen und verstehen können, am wenigsten über die Durchdringung von Weltgeschichte und Krieg mit den Begriffen Gott, Religion etc. Das sind kurzfristige und allzu subjektive Versuche der Rechtfertigung und Idealisierung des Geschehenden, wozu man gern Ja sagen möchte, während man das Kranke, Teuflische, Falsche darin doch recht wohl spürt. Auf diesem Gebiet sind heute keine Verständigungen möglich, es geht da zu wie in der Reformationszeit, einer schauerlichen Zeit des Totschlagens, Hassens, Denunzierens, Beschimpfens, alles mit Anrufung Gottes und der Schrift. Lassen wir das auf sich beruhen. Was wir können, das ist, einander ernst nehmen und einander den guten Willen zubilligen. Das wollen wir tun.
Herzlich grüßt Sie

Papst Pius XII. 1876–1958 **Vatikan**
An Bischof Splett/Danzig
Unserem ehrwürdigen Bruder Carl Maria Splett, Bischof von Danzig und zur Zeit Apostolischem Administrator von Kulm.
Deine von innigen Gebeten begleiteten treuen Wünsche zu dem Heiligen Christifest und dem Jahreswechsel, für die Wir dir, deinem so treu und segensreich arbeitenden Klerus und den deiner Hirtensorge anver-

trauten Gläubigen, gleich welcher Nationalität und Sprache sie sind, Unsern tiefgefühlten Dank aussprechen, waren besonders darum Unserer Erkenntlichkeit und väterlichen Erwiderung gewiß, weil sie von einer Stelle kamen, wo Hirt und Herde einen ausnehmend großen Anteil an dem Leid und den Sorgen dieser Tage zu tragen haben.

Daß inmitten dieses Leides und der ganz außerordentlichen Prüfungen, die besonders Klerus und Volk der dir zur Zeit als Apostolischem Administrator unterstehenden Diözese Kulm heimgesucht haben und heimsuchen, Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit bei Alt und Jung inmitten aller Stürme und Gefahren im ganzen unerschüttert sind, verpflichtet Uns neben inbrünstigem Dank gegen Gott, den Spender aller Gnaden, zu herzlichem, teilnahmsvollem Gedenken derer, die im Namen Jesu gelitten und in so großer Zahl in unverbrüchlicher Treue zu Ihm ihr Leben geopfert haben [die Verfolgung des polnischen Klerus durch die NS]. Der deinem Schreiben vom 12. Dez. beigefügte Gesamtbericht über den Stand der Diözese Kulm ist ein erschütterndes Spiegelbild dessen, was seit der Entfesselung des Krieges über dieses unglückliche Grenzgebiet dahingegangen ist.

Abgesehen von den Blutopfern unter dem Weltklerus und den Angehörigen der religiösen Gemeinschaften, wodurch dem kirchlichen Leben ein Großteil seiner eifrigsten Vorkämpfer entzogen wurde, sind die Beschlagnahme der Ordenshäuser, das Verbot jeder Ordenstätigkeit in den besetzten Gebieten und anderes mehr gleichbedeutend mit einer weitgehenden Lahmlegung geordneter seelsorglicher Arbeit. Um so rührender ist die von echtem Glaubensgeist getragene Aufnahme, die dir bei deinen Visitationsreisen von den Angehörigen polnischer Nation als ihrem von dem Oberhaupt der Kirche gesandten Hirten bereitet wurde.

Mit Genugtuung nehmen Wir Kenntis von deinem Bestreben, in dieser Zeit des Überganges und des fortgesetzten Wandels der tatsächlichen und rechtlichen Zustände die heiligen Interessen der Kirche, die das Heil der Seelen allem andern überordnet, mit jener Festigkeit zu verteidigen, die vor dem Auge des Ewigen Richters und nach Abschluß der stürmischen Entwicklungen dieser bewegten Gegenwart auch vor dem Urteil der Nachwelt allein in Ehren wird bestehen können.

Es ist nicht die Aufgabe der Seelsorge, irdischen Zielen dienstbar zu werden, erst recht nicht, wenn in solchen Zielen Bestrebungen wirksam werden, die den ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Liebe widerstreben. Einer vom Geiste Christi erfüllten Seelsorge sind das Mißverständnis und die Verfolgung seitens einer übelwollenden oder verständnislosen Umwelt nicht Anlaß zum Kleinmut, sondern ein

Ansporn, dem ihr von dem Herrn vorgezeichneten Wege unbeirrt treu zu bleiben. Wir hegen das Vertrauen zu dir, ehrwürdiger Bruder, daß es deinem Eifer und deiner Wachsamkeit gelingen wird, das Bewußtsein der grundsätzlichen Unabhängigkeit des seelsorgerlichen Wirkens von ihr innerlich fremden oder gar gegensätzlichen Nebenzwecken tief in der Seele des dir anvertrauten Klerus zu verankern und es so zu festigen, daß es auch starken Erprobungen gewachsen ist. Du wirst damit nicht nur den Seelen der dir angelobten Herde ein Hirte nach dem Vorbild des Guten Hirten sein, sondern auch ein Wohltäter an deinem eigenen Volke, dessen gedeihliche Zukunftsentwicklung durch den Völkerhaß nur verlieren, durch Völkerverständigung nur gewinnen kann.

Gottes Licht und Gnadenbeistand auf dich, den Klerus und die Gläubigen beider Diözesen herabrufend erteilen Wir euch insgesamt als Stärkung in eurem Ringen und als Tröstung in eurem Leid aus der Fülle Unseres väterlichen Herzens in stets gleichbleibender Liebe den erbetenen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, den 12. Februar 1943

Pröbstle, Alfred *1922 Valnesfjord

Meine Abneigung gegen den Katholizismus liegt mir im Blut; den habe ich geerbt. Er ist historisch bedingt durch das unendliche Unrecht, das der Katholizismus an den Flamen getan hat.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 London

Den ganzen Tag am 13. Kapitel von «Der jüngste Tag» gearbeitet – «Die Krone gegen Heyworth». Selbst ganz aufgeregt über die Geschichte. Diese Gerichtsszenen sind schrecklich langsam und kompliziert; jedes Beweisstück muß genau zur vorhergehenden Geschichte passen.

Die Deutschen ziehen sich in Rußland noch immer zurück. Alle Zeitungen voll von Churchills Rede vor dem Haus gestern, über die Casablanca Konferenz und «den Feind zum Bluten und Brennen zu bringen». Frage mich, wie lange das Land sich davon wird erholen müssen, einen Al Capone an seiner Spitze zu haben.

Brecht, Bertolt 1898–1956 New York

ankomme new york. zug war voll von soldaten, meistens chargen, ausgesprochen ‹nice boys› mit sehr guten manieren, karten spielend, limonade und bier trinkend, radiomusik hörend. sofort den apparat abdrehend, wenn news durchkamen. dazwischen ältliche damen mit abzeichen, die immer 2 oder 3 der jungen leute um sich hatten, die sie

bedienten, konversation machten, lächelten. mütter harpyien. einzige zufluchtsorte vor ihnen die klosetts. man denkt sie sich wohl zur aufrechterhaltung der moral (der älteren damen). – arizona und texas erinnert sehr an sibirien, vom zug aus. die grauen zweistöckigen holzfarmen und die leute wirken sehr arm.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Tout vainqueur insolent à sa perte travaille.
Défions-nous du sort, et prenons garde à nous
Après le gain d'une bataille. *(Les deux Coqs.)*

[Jeder respektlose Sieger arbeitet an seiner Niederlage.
Mißtrau'n wir dem Geschick und achten auf uns
nach gewonnener Schlacht.]

Die Kunst La Fontaines besteht darin, leichthin und wie im Spiel die niederdrückende Wahrheit zu sagen, die Nietzsche 1870 mit so pathetischer Beredsamkeit ausgebreitet hat und die wir 1918 so wenig beachtet haben. Lachte uns das Kriegsglück wieder, würden wir morgen nicht vernünftiger sein. Man legt Fehler nicht ab, ehe man nicht bereit ist, sie als solche anzuerkennen.

Valéry, Paul 1871–1945 **(Paris)**

Die Franzosen sind destruktiv – und bevor sie gar nichts zerstören, zerstören sie sich selber. Zerbrechen gefällt ihnen. Herabziehen, schmälern, vernichten erregt sie. Der Neid ist sehr tätig bei ihnen. Aus diesem Grund konnten bestimmte Werte hier auch nicht groß werden, wo man nicht ertragen kann [*Unvollendeter Satz*]
Dann auch der Geiz und das hohe Ansehen der Reichen.
– Welche Regierung hätte wohl den Mut, gegen die nationalen Gebrechen anzutreten?

Wolfgang H. **O. Afrika**

Du fragst, was ich mit den Worten über den Chef meine. Also, er hat z. B. einen Mann auf Waffenschule geschickt, der erst von Rußland zu uns kam. Etwas ängstlich, unschuldig und schüchtern. Guter Richtkanonier, aber gar keine Führernatur und ohne Auftreten. Zu mir hat er immer aufgesehen. Dabei noch nicht 20 Jahre. Verehrt den Expressionisten van Gogh, der bei uns unter entartete Kunst fällt, hat politisch zum Teil noch rückständige oder gar keine Meinung. Aus guter Familie (Finanzrat), aber viel zu weich und unselbständig. Sowas läuft dann in

ein paar Monaten als Leutnant rum. Wir sind eben schon zu alt und erfahren, wissen zu viel. Man nimmt am liebsten einen etwas unselbständigen Spritzer, dem man als Chef alles bieten kann. Bei uns gibt es noch viele ähnliche Fälle. Intelligentere Schüler, die über dem Durchschnitt stehen und auch aus anderen Berufen hochstehende Leute sind nach 4–5 Jahren noch Obergefreite. Mittelmäßige, unbedeutende Leutchen sind nach 1 ½ Jahren Leutnant. Mit dem Sprit weißt Du ja sicher Bescheid. Genauso hat der Chef Munition u.s.w. schwarz. Zerreißt Erläuterungen zum Göring-Befehl über das Sie (3te Person in der Anrede fällt weg) vor Mannschaften und befiehlt in «seiner Batterie» die alte 3te Person. Zu mir ist er meist freundlich, aber ich glaube, er fürchtet sich, Leute zu befördern, die ihm über den Kopf wachsen könnten. Ich bin bei der Artillerie ganz fehl am Platz. Geleistet habe ich immer am meisten im infantr. Einsatz, bei den Überfällen im Kampf Mann gegen Mann. Da hab ich die meisten umgelegt und konnte als Beispiel und Führer wirken, während die Chefs und müden andern Dienstgrade versagten. Deshalb hab ich mich ja früher schon 3mal zu den Sturmgeschützen, zum Schützenregiment oder zur P.K. gemeldet. Als vorgeschobener Beobachter selber schießen, dazu hätte ich auch Lust, aber da kommen eben bloß Leutnants in Frage. Uns gibt man ja auch Auszeichnungen nur, wenn man gar nicht anders kann. Da trägt zum Beispiel der Leutnant und Führer des Vermessungstrupps das EK I, und keiner weiß wofür. Aber beim Offizier gehört das eben zum Dienstanzug. Diese Sachen alle sind viel schwerer zu ertragen als all die Strapazen des Krieges. Das Führerpersonal der Artillerie ist eben nicht doll. Bei der Infanterie wären solche Leute wohl nie etwas geworden. Die Draufgänger sind eben grade bei den Offizieren zum großen Teil gefallen und der Schrott lebt und gibt an mit Orden, die eigentlich die Gefallenen oder ihre Untergebenen tragen müßten. Das Traurige ist ja überhaupt am Krieg, daß er immer die Besten fordert. Im Vormarsch im Osten sind immer von Neuem die vordersten Stürmer gefallen. Die Mittelmäßigkeit lebt und geht zurück. Darum stocken die Offensiven, bis dann die Verwundeten zurückkehren und Ersatz kommt. Dann geht das Ausbluten von vorne los. Doch das alles ist nicht zu ändern. Siegen müssen wir, und wenn es 10 Millionen kosten sollte. Nur muß man mit eiserner Strenge auch die Drückeberger und Schwächlinge an die Front bringen, damit auch die ihren Blutzoll entrichten. Aus denselben Gründen ging Rom, Persien, Griechenland und auch Frankreich unter. Wir können uns nur damit trösten, daß es den Anderen noch schlimmer damit ergeht. Das ist mir jedoch klar, daß nach dem Krieg unser Volk

ziemlich fertig ist. Die letzten Tage hat es gewaltig geregnet. Alles ist ein großer Matsch. Aber unser Zelt ist dicht. Jetzt lese ich von Schäfers «Die 13 Bücher der deutschen Seele». Oft etwas zu hochtrabend geschrieben, aber wenn man sich eingelesen hat sehr spannend.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

+7° und Wind. Gestern abend heftiger Wind.

USA: Der Lebensmittelchef Wickard vertrat die Meinung, es sei für die USA sehr viel wichtiger, Rußland mit Lebensmitteln als mit Waffen zu versehen. Dies stimmt überein mit der Auffassung in Berlin, die die Ansicht vertritt, die gerade stattfindenden energischen russischen Angriffe seien die letzten verzweifelten Anstrengungen. Die in russischen Berichten erwähnten Eroberungen von Städten und Orten bedeuten für die große strategische Lage nichts, da es sich um den Gewinn unwesentlichen Terrains handelt, das die Deutschen häufig freiwillig aufgegeben haben, um die Frontlinie auch im Hinblick auf den deutschen Vorstoß im Frühjahr zu begradigen, wenn der Schnee geschmolzen ist und die Wege für Panzer passierbarer sind. Die deutschen Armeen nehmen an Stärke zu, während die russischen abnehmen. Berlin beurteilt die Lage mit großer Zuversicht. Auch der Ernst, mit dem er die U-Boot-Gefahr eingesteht, wird an Churchills Rede stark beachtet. Er tröstet sich damit, daß ein Zuwachs von 1½ Millionen Tonnen innerhalb von 6 Monaten zur Sicherheit beiträgt und daß die USA dieses Jahr 13 Millionen Tonnen bauen. In einem halben Jahr versenken die Deutschen 5 Millionen Tonnen, und die Zahl der U-Boote nimmt zu.

Bei Noworossisk ist es den Russen gelungen, mit einer Division zu landen. Sie steht jedoch unter starkem deutschen Druck. Die Russen versuchen, sich in Besitz der Halbinsel Taman zu bringen, was für Kertsch und die Krim gefährlich wäre.

Von 4.15–6 Uhr war Sigrid de Geer hier, um sich in ihrer Sorge um Deutschland trösten zu lassen. Ein sehr höflicher Brief von Ribbentrop über das USA-Buch.

Dank von Neurath für mein Telegramm zum 70. Geburtstag. [...]

Habe das USA-Buch an Direktor F. W. Krafft in Kopenhagen geschickt, den Vertreter von Standard Oil. Er schwärmte wild für meine Bücher und war mit Emanuel Nobel befreundet. Er berichtete, Standard Oil beschäftige keine Juden.

Danktelegramm an Feldmarschall Milch, der telegrafisch zum Ehrendoktorat gratuliert hat.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

Das Wetter vacillierte Anfang der Woche um 0°, es war ein scheußlicher Wind, man hatte kalte Füße. Gestern waren F. und ich bei heiter-kaltem Wetter am Nm. über Luisenberg und Chaussee zurückgegangen. Heute herrscht Regensturm, der Sturm hebt einen auf Holzbrücke und bei Eingang in den Jungmannweg fast vom Boden weg, ganz milde sonst. Eine Nacht, vor 12 Uhr, kurz Alarm.

Gelesen, neulich schon (auf Grund der Anzeige in N.R.F.) Chamson' Clio, dann L. P. Smith über Engl. Language; dann lese ich seit mehreren Tagen, mit hoher Freude, Tania Blixen «Afrika»; ebenfalls – sehr gern – Fagnet über Boileau, La Rochefoucauld (über den auch Kassner als «bohrend», daher nicht «sehend» spricht), La Bruyère; dann las ich, einiges intensiv, in Kassner «Von der Einbildungskraft», (über welches Buch auch Podszus sprach); las auch «Measure for Measure», konnte aber nicht bestätigen, was K. «Tiefsinniges» über dieses Stück sagt. Las auch Kassners «Buch der Erinnerung» ohne rechtes Verstehen (der magische Leib!) an; blätterte in Zs. für deutsche Sprache (Jahrgänge 31, 32), auch noch zwei Bände e. allgem. Zs. im Lehrerzimmer. In «Zs. f. deutsche Spr.» fand ich sehr gut Alfred Goetze über «Kamin, Rauchfang, Esse, Schornstein, Schlot». [...]

Heute bekam ich Schreiben von Deuerlich (dessen Halbbruder Rupr[echt] ist offenbar = Vandenhoek & Ruprecht, ein altberühmter Verlag). Es wäre schön, da ein Buch zu bekommen; ich warte nun nur auf Verlaen, die meine MSS 6 Wochen schon haben! Endlich auch ein etwas genialisierend-forzierter Dankbrief von R. Billinger, den ich ja aber erst habe treten müssen. [...]

Die Hyazinthen – an einigen Knollen setzt sich leicht Schimmel an – haben z. T. energisch gelbe starke Keime getrieben; zwei, mit Pappmütze, habe ich ans Flurfenster gestellt. An der zweiten Knospe (die dritte ist inzwischen abgefallen, ach, da sie nach innen ragte ins Treppenhaus) zeigt sich leiseste Spitze. Vielleicht blüht sie auch noch auf.

Podszus hatte übrigens gesagt, er wollte sich mit Süsskind wegen eines Aufsatzes in der «Neuen Literatur» in Verbindung setzen.

Mir scheint, die Verbindung zur Frkf. Ztg. ist jetzt aufgehoben. Ich sandte der K[ölnischen] Z[eitung] die veränderte Fassung «Ahnung im Februar», sie muß Mittwoch in K. angelangt sein.

Es stürmt immer noch. Im letzten Brief schreibt Podszus, er habe bei F. Rasche Maler Erich Heckel kennen gelernt, der im Sommer auf einem Altenteil bei Flensburg wohnt, begeistert von der Landschaft: P. will ihm den G[rünen] G[ott] schicken [...]

Heute war ich nach der Schule im Buchladen (P. ist tot, soll sich erhängt haben; zur Arbeit in Neuengamme geholt als [...]verbrecher.) Der junge Mann fragte, ob ich ihm nicht meine neuen Gedichte verschaffen könne, werde zahlreich danach gefragt. Ich sagte, wäre aussichtslos. «Sind Sie auch meine alten losgeworden?» «Ja, alle!!» Ich solle ihm nur noch mehr bringen. Ich habe i[m] g[anzen] noch etwa 85 Exemplare. War gestern und vorgestern sehr kaputt (nach der Alarmnacht, die ja erst nach Mitternacht wieder schlafen ließ), heute dagegen ganz frisch erwacht.

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**

Ich schätze Henrys [Miller] Werk weit höher als meines ein.
Ich versuchte, was ich geschaffen hatte, mit einem Schwamm auszuwischen, es zu versenken, weil mein Begriff von Hingabe, mein Begriff von den mir auferlegten Rollen mit der Künstlerin in mir in Widerspruch standen. Ich sah die künstlerische Gestaltung, ihre Aufrichtigkeit und enthüllende Entdeckung als einen Gegensatz zum verschleierten Ich. Die Kunst und die Enthüllung bedrohen meine Freundschaften und Lieben; bedrohten die Rollen, die meine Liebe mich zu spielen zwang. In der Liebe spielte ich die Rolle der Frau, die jedem Mann, auf Kosten ihres Lebens, alles gibt, was er braucht oder verlangt.
In der Kunst aber wollte ich enthüllen, was ich bin, die ganze Wahrheit.
Ich habe Angst vor der öffentlichen Anerkennung.
Diejenigen, welche, wie Henry, für die Welt leben, verlieren ihr Eigenleben.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

8 Uhr auf, Kaffee getrunken, gebadet u. etwas gegangen. Hitze, Wüstenwind. Gearbeitet am Moses bis 12 Uhr. Zum N.B.C., wo ich die australische Message sprach. Sehr heiß im Wagen. Nach dem Lunch in Klaus' Gide-Buch. Zum Thee Playwrite-Mann vom Office of War Information wegen des Hörspiels über den Eroberer. [...] ½ 7 Radio-Rede Roosevelts, wohltuend, ohne zu überzeugen, wenigstens politisch. [...] Zum Abendessen Neumanns. Nachher größere Anzahl von Gästen, Horkheimers, Feuchtwangers, Lester, Eva Hermann, zwei Italiener. Champagner-Bowle. Lebhafte Unterhaltung bis Mitternacht.

Graf, Willi 1918–1943 **Gaißach**

eine stunde fechten, es macht freude, nur müßte man es öfter tun. für einige stunden bei hans [Scholl]. anneliese fährt am nachmittag schon

weg. ich treffe die vorbereitungen, um 20.15 uhr fahre ich mit walter nach gaißach. allein schon die luft dort erfrischt mich, tut mir gut. langes palaver bis in die nacht hinein.
Otto Gmelin: Die Gralsburg.
[Wie das Protokoll von Willi Grafs Vernehmung ausweist, arbeiteten er, Hans Scholl und Alexander Schmorell an der Vervielfältigung des von Kurt Huber entworfenen Flugblatts. «Mit der Herstellung von Abzügen klappte es aber zuerst nicht richtig, und schließlich mußte ich weg, weil ich mich zur Abfahrt nach Gaißach richten mußte.»]

Volksgerichtshof

Im Namen des deutschen Volkes

In der Strafsache gegen
1. den Hilfsarbeiter, jetzt Dreher Viktor Freund, geboren am 30. September 1902 in Lutterbach (Elsaß),
2. den Seidenweber, jetzt Dreher Robert Ballast, geboren am 10. September 1923 in Mülhausen (Elsaß),
3. den Friseur Andreas Friedrich, geboren am 5. April 1918 in Kolmar (Elsaß),
4. den Kraftfahrer Arthur Neuhaus, geboren am 6. September 1920 in Niedermorschweiler (Elsaß), Schweizer Staatsangehörigen,

1.–3. Elsässer, sämtlich aus Konstanz, zur Zeit in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft,

wegen Vorbereitung zum Hochverrat u. a.
hat der Volksgerichtshof, 1. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 12. Februar 1943, an welcher teilgenommen haben
als Richter:
Volksgerichtsrat Lämmle, Vorsitzer,
Landsgerichtsdirektor Dr. Schlemann,
Generalarbeitsführer Stoll,
NSKK-Brigadeführer Neinsius,
SA-Obergruppenführer Jahn
als Vertreter des Oberreichsanwalts:
Amtsgerichtsrat Koeppen,
für Recht erkannt:
1. Der Angeklagte Freund hat im Kriege kommunistischen Hochverrat vorbereitet und den Feind des Reichs begünstigt. Er wird deshalb

zum Tode

verurteilt und verliert die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit.

2. Auch die Angeklagten Ballast und Friedrich haben durch Vorbereitung des Hochverrats im Kriege den Feind des Reichs begünstigt. Schwere Folgen konnten jedoch durch ihre Tat für das Wohl des Reichs nicht entstehen. Sie werden deshalb mit vier Jahren Zuchthaus und vier Jahren Ehrverlust bestraft.
3. Der Angeklagte Neuhaus wird wegen Nichtanzeige eines Vorhabens des Hochverrats zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.
Den Angeklagten Ballast, Friedrich und Neuhaus werden je 6 Monate der Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet.
Der bei dem Angeklagten Freund sichergestellte Radioapparat wird eingezogen.
Die Angeklagten tragen die Kosten des Verfahrens.

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV **Berlin**
Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse
Feindpropaganda
Die deutschsprachige Feindagitation, insbesondere die des sowjetischen Rundfunks, ging in letzter Zeit besonders darauf aus, die totalen deutschen Kriegsmaßnahmen zu stören. Hierbei wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß die deutschen Menschenreserven bereits bis aufs äußerste ausgeschöpft seien, während der SU und ihren Verbündeten noch gewaltige Reserven zur Verfügung ständen.
Der Moskauer Sender verbreitete in diesem Zusammenhang die Behauptung, daß sich nach einer Anweisung der deutschen Reichsbehörden die totale Arbeitsmobilisation nicht auf die Familienangehörigen von Funktionären der Hitlerpartei und von Hitlerbeamten erstrecke.
Der Deutsche Volkssender erklärte, daß die «Kriegsverlängerungsverordnung» des Gauleiters Sauckel zum Arbeitseinsatz in der Kriegsindustrie zwinge, um noch einige hunderttausend Männer und Jünglinge an die Front und damit in den Tod zu schicken. Aber dieses letzte Aufgebot werde an der gewaltigen Waffenüberlegenheit Rußlands, Englands und Amerikas nichts ändern. Jeder, der eine Arbeit annehme, solle daran denken, daß er nur den Krieg verlängere und einen Mann für einen vollkommen sinnlosen Tod freimache. Deshalb müsse die Verordnung auf einen allgemeinen Volkswiderstand stoßen. Frauen, Kranke und Greise sollten sich lieber ins Bett legen und sich gar nicht erst auf dem Arbeitsamt melden. Sie sollten sich auf ihren Gesundheitszustand und auf ihre Pflichten gegenüber den Kindern berufen und mit den Fingern auf die Nazibonzen und Reichen zeigen, die von jedem Arbeitseinsatz verschont bleiben würden. «Laßt euch nicht einschüchtern» – hieß es weiter – «sie können euch nicht alle verhaften, denn dann haben sie auch keine Arbeitskräfte mehr.»

Der gleiche Sender verbreitete die Parole: «Nicht einschüchtern lassen, jetzt geht es auf den Arbeitsämtern drunter und drüber!» Außerdem führt der Deutsche Volkssender zu einem «Bericht aus der Bremer Vulkan-Werft» aus, daß der größte Teil der Arbeiter dieses Betriebes früher freigewerkschaftlich oder sonst politisch organisiert gewesen sei und man deshalb heute noch auf Schritt und Tritt die Marx'schen Gedankengänge spüre. Zum Teil seien auf der Werft noch Arbeiter beschäftigt, die schon 1914/18 an der illegalen Arbeit teilgenommen hätten und daher gute Kampferfahrung besäßen. Von diesen Gruppen ginge auch jetzt die Initiative im Kampf für den Frieden aus. Die Meinung der meisten Arbeiter sei, daß Hitler weg müsse, wenn es wieder Frieden geben soll. Was nach Hitler komme, darüber gebe das «Friedensmanifest der westdeutschen Beratung» … Auskunft. Zur Unterstützung der Friedensbewegung seien von den Betriebsabteilungen dieses Werkes Flugblätter hergestellt und verbreitet worden, die den Kampf gegen Hitler und gegen den Krieg mit allen Mitteln fordern. Darüber hinaus versuchte der Feindrundfunk, den «Stalingrad-Mythos» als Impuls der totalen deutschen Mobilisierung auszuschalten. So hieß es in einer Meldung des Deutschen Volkssenders: «So sinnlos, wie die Selbstvernichtung der Soldaten in Stalingrad, so sinnlos ist auch das letzte Arbeitsaufgebot.»

Kommunismus und Marxismus
In Frankfurt am Main wurde ein «Rundbrief Nr. 3» mit der Überschrift «Wir rufen Euch! Deutscher erwache!» durch Einwurf in Hausbriefkästen verbreitet, als dessen Herausgeber «deutsche Patrioten» bezeichnet werden. In der Druckschrift, die mit den üblichen kommunistischen Tendenzen durchsetzt ist, heißt es am Schluß, daß Hitler seinen Krieg bereits verloren habe, daß ihn jedoch das deutsche Volk nie und nimmer verlieren dürfe.
Von Stuttgart aus wurden im Abzugsverfahren hergestellte «Flugblätter der Widerstandsbewegung in Deutschland» mit einem «Aufruf an alle Deutschen» versandt. Der Aufruf, der ebenfalls das Thema von der Unmöglichkeit der siegreichen Beendigung des Krieges behandelt, fordert u. a. auf, sich rechtzeitig von allem, was mit dem Nationalsozialismus zusammenhängt, zu trennen, denn es werde ein schreckliches, aber gerechtes Gericht über jene kommen, die sich feige und unentschlossen verborgen gehalten hätten.

Die Stapoleitstelle Berlin hat in Zusammenarbeit mit der Stapoleitstelle Düsseldorf nachstehende Personen wegen Vorbereitung zum Hochverrat festgenommen: Wilhelm Knöchel, geb. am 8. 11. 99 zu Offenbach, Alfred Kowalke, geb. am 11. 4. 07 zu Berlin, Bauzeichner Erich Garske, geb. am 21. 11. 07 zu Berlin, – in Berlin wohnhaft –, Ehefrau Ilse Gröning geb. Gensch, geb. am 9. 2. 17 zu Stuttgart, – in Berlin wohnhaft. Knöchel und Kowalke sind alte KPD-Funktionäre, die in den Jahren 1933/34 nach Holland emigrierten und sich dort in den letzten Jahren in der Emigranten- und illegalen KPD-Bewegung betätigt haben. Beide sind im Dezember 1941 bzw. März 1942 mit falschen Papieren nach Berlin gekommen, wo sie sich bis zu ihrer Festnahme unangemeldet aufhielten. Sie hatten von der illegalen Parteileitung in Amsterdam den Auftrag, von Berlin aus Verbindungen nach Düsseldorf, Duisburg und Wuppertal aufzunehmen, dort illegale Gruppen zu bilden und diese mit illegalem Material zu versorgen. Garske hat die Vorgenannten seit März 1942 bei sich beherbergt und wirtschaftlich unterstützt. Die Ehefrau Gröning hat ihre Wohnung als Postanlaufstelle für Kowalke zur Verfügung gestellt und die Mitteilungen auf Umwegen Kowalke zugänglich gemacht.

Knochen, Helmut *1910 **Paris**

An das Reichssicherheitshauptamt, Amt IV, Berlin
SS-Gruppenführer Müller
Betr.: Endlösung der Judenfrage in Frankreich
Vorg.: Rücksprache mit SS-Obersturmbannführer Eichmann in Paris

Die Mitteilung von SS-Obersturmbannführer Eichmann über die Evakuierung aller Juden französischer Staatsangehörigkeit veranlaßt mich, zu dieser Frage kurz Stellung zu nehmen und in einer Darstellung der augenblicklichen Lage auf die Punkte hinzuweisen, die für eine Durchführung notwendig sind, um möglichst wenig Schwierigkeiten durch die französische Regierung zu haben.

1. Wie in den verschiedenen Berichten mitgeteilt wurde, hat sich die französische Regierung auf deutschen Druck hin bereit erklärt, die Juden nichtfranzösischer Staatsangehörigkeit einschließlich der staatenlosen Juden, festnehmen zu lassen und auch von der französischen Polizei zum Abtransport ins Reich abzugeben.

2. Die französische Regierung, d. h. vor allem Marschall Pétain, widersetzt sich aber jedem Versuch, die Maßnahmen gegen Juden auch auf Juden französischer Staatsangehörigkeit zu erweitern. Es wurde abgelehnt, die Einführung des Judensternes durch die französische Regie-

Zeitsprung in das Jahr 1939

rung zu erlassen. Der Judenstern ist im altbesetzten Gebiet durch deutsche Verordnung eingeführt worden. Im neubesetzten Gebiet wurde er bisher noch nicht eingeführt, da sich nach wie vor die französische Regierung weigert, für dieses Gebiet dieselben Anordnungen zu übernehmen, wie sie von der deutschen Militärverwaltung im altbesetzten Gebiet angewendet wurden. Im neubesetzten Gebiet ist die französische Regierung bisher noch souverän.

3. Alle Versuche, den Standpunkt der französischen Regierung zu ändern, scheiterten. Auch die Versuche des Judenkommissars Darquier de Pellepoix waren ohne Ergebnis.

4. Die Einstellung des Marschalls Pétain wird offenbar, wenn man betrachtet, daß die französische Polizei – der französische Polizeichef Bousquet persönlich – alles tut, um zu verhindern, daß Juden französischer Staatsangehörigkeit abtransportiert werden. Als Beispiel wird folgendes angeführt:

Aus dem Judenlager sollten Juden französischer Staatsangehörigkeit abtransportiert werden, die wegen Nichttragens des Judensternes oder anderen Verfehlungen festgenommen waren. Bousquet ließ erklären, man könne diese Juden abtransportieren, doch würde die französische Polizei zur Durchführung nicht bereit stehen. Auf die hiesige Antwort, dann würde der Abtransport durch deutsche Kräfte durchgeführt, wurde von seiten der französischen Polizei dadurch beantwortet, daß man eine Razzia machte und sofort 1300 Juden nicht-französischer Staatsangehörigkeit festnahm. Diese Juden wurden der deutschen Polizei übergeben, mit dem Hinweis, diese an Stelle der Juden französischer Staatsangehörigkeit abzutransportieren. Es ist klar, daß beide Kategorien von Juden in diesem Falle abtransportiert werden.

5. Wenn jetzt im großen Maßnahmen gegen alle Juden französischer Staatsangehörigkeit erlassen werden, so ist mit Rückschlägen in politischer Hinsicht zu rechnen. So wie aufgrund der gesamten militärischen Lage auch in anderen Gebieten die Auffassung besteht, Deutschland werde den Krieg verlieren, so ganz besonders in Frankreich, wo man von den Amerikanern erwartet, daß man durch sie Nordafrika zurückerhält und andererseits auch ein starkes Frankreich garantiert bekommt. In Frankreich wird aufgrund dieser jetzt besonders stark «abwartenden Haltung» versucht werden, keine weiteren Maßnahmen gegen Juden zuzulassen, um den Amerikanern gegenüber zu zeigen, daß man den Weisungen der deutschen Regierung nicht Folge leisten will.

Den Deutschen gegenüber argumentiert man gegen die Maßnahmen mit dem Hinweis auf die Italiener. Man erklärt, daß die Italiener – dies sind Tatsachen, die auch von allen Dienststellen der Sicherheitspolizei wie von anderen deutschen Dienststellen gemeldet und unterstrichen werden – überall östlich der Rhône für die Juden eintreten. Nicht nur, daß die offiziellen italienischen Stellen Noten an die französische Regierung richten, in denen sie verbieten, die Juden zu kennzeichnen, und daß man auf diesem Wege für Juden aller Staatsangehörigkeit eintritt, sondern es besteht auch zwischen der italienischen Besatzungstruppe und der jüdischen Bevölkerung bestes Einvernehmen. Italiener wohnen bei Juden und lassen sich von Juden einladen und bezahlen, so daß dort unten der Eindruck entsteht, daß die deutsche und italienische Auffassung absolut verschieden ist. Man weist schon von französischer Seite darauf hin, daß durch jüdische Beeinflussung bei den italienischen Soldaten pazifistische und kommunistische Zersetzungserscheinungen vorhanden sind und damit sogar eine amerika-freundliche Stimmung erzeugt wird. Über diese jüdischen Mittelsmänner wird zugleich ein sehr gutes Verhältnis zwischen italienischen Soldaten und französischer Bevölkerung hergestellt mit dem Hinweis, Franzosen und Italiener würden sich als lateinische Rasse viel schneller verstehen als Deutsche und Franzosen oder auch Deutsche und Italiener.

Es wird planmäßig alles versucht, das deutsch-italienische Verhältnis scharf zu kritisieren und andererseits für eine französisch-italienische Verständigung einzutreten und damit gleichzeitig die gesamte Bevölkerung zu zersetzen mit dem Hinweis, daß bei einem Angriff der Amerikaner die Italiener nicht zur Verteidigung antreten, sondern vielmehr von den Amerikanern endlich die Schaffung des Friedens herbeigeführt wird.

Diese Situation gibt der französischen Regierung aufgrund der augenblicklichen militärischen Lage doppelt Auftrieb, einmal gegen Italien stark aufzutreten, da man sich von jeher den Italienern gegenüber als überlegen betrachtet, andererseits aber den deutschen Forderungen in der Judenfrage Widerstand entgegenzustellen[...]

Dachau

Haulot, Arthur *1913

Normalerweise sollte ich heute schreiben. Jedoch wegen des Typhus verboten. Ein verlorener Monat. Louise wird noch etwas länger im unklaren darüber bleiben, ob ich lebe oder nicht. Ihretwegen und wegen all der anderen dort unten in Belgien mache ich mir die größten Sorgen. Was mich betrifft, so spielt die Gewohnheit eine große Rolle.

Rascher, Sigismund 1909–1945 **Dachau**

Geheim

Versuche zur Erwärmung unterkühlter Menschen durch animalische Wärme.

A. Aufgabenstellung.

Es ist zu untersuchen, ob die Erwärmung unterkühlter Menschen durch animalische Wärme, d. h. durch tierische oder menschliche Wärme ebensogut oder besser ist als Erwärmung durch physikalische oder medikamentöse Maßnahmen.

B. Versuchsanordnung.

Die Versuchspersonen wurden in der üblichen Weise – bekleidet oder unbekleidet – in kaltem Wasser verschiedener Temperatur (zwischen 4 und 9 Grad) abgekühlt. Die Messung der Temperatur der Versuchspersonen wurde in jedem Fall thermoelektrisch rektal vorgenommen. Die Abkühlung auf niedere Werte erfolgte in der üblichen Zeit, schwankend nach dem allgemeinen Körperzustand der Versuchspersonen und der Temperatur des Wassers. Die Herausnahme aus dem Wasser geschah bei 30 Grad Rektal-Temperatur. Bei dieser Temperatur waren die Versuchspersonen stets bewußtlos. In 8 Fällen kamen die Versuchspersonen zwischen 2 nackte Frauen in ein breites Bett zu liegen. Die Frauen hatten sich möglichst nahe an den abgekühlten Menschen anzuschmiegen. Dann wurden die 3 Personen mit Decken zugedeckt. Eine Beschleunigung der Erwärmung durch Lichtbogen, oder durch medikamentöse Maßnahmen wurde nicht versucht.

C. Ergebnisse.

1.) Bei der Temperatur-Messung der Versuchpersonen fiel in jedem Falle auf, daß ein Temperaturnachsturz bis zu 3 Grad eintrat (siehe Kurve 1), d. h. ein stärkeres Nachfallen als bei jeder anderen Erwärmungsart. Es konnte beobachtet werden, daß das Bewußtsein zu einem früheren Zeitpunkt, d. h. bei schon einer niedrigeren Temperatur wieder eintrat als bei anderen Erwärmungsarten. Waren die Versuchspersonen erst einmal bei Bewußtsein, so verloren sie dieses nicht mehr, sondern erfaßten sehr schnell ihre Situation und schmiegten sich eng an die nackten Frauenkörper an.

Der Körpertemperaturanstieg erfolgte dann ungefähr in derselben Geschwindigkeit wie bei Versuchspersonen, welche durch Einhüllung *in Decken* erwärmt wurden (siehe Kurve 2). Eine Ausnahme machten vier Versuchspersonen, welche zwischen *30* und *32* Grad den Beischlaf ausübten. Bei diesen Versuchspersonen trat nach dem Coitus ein sehr schneller Temperaturanstieg ein, welcher verglichen werden kann mit der Erwärmung in heißem Bad (siehe Kurve 2 und 3).

2.) Ein weiterer Versuch betrifft die Erwärmung unterkühlter Menschen mit einer Frau. Hier zeigte sich in jedem Fall eine wesentliche schnellere Erwärmung als diese durch 2 Frauen möglich war. Ich führe dies darauf zurück, daß bei Erwärmung durch eine Frau die persönlichen Hemmungen wegfallen und sich die Frau viel inniger an den Ausgekühlten anschmiegt (siehe Kurve 4). Die Wiederkehr des vollen Bewußtseins trat auch hier auffällig schnell ein, lediglich bei einer Versuchsperson kehrte kein Bewußtsein wieder, es war nur eine geringe Erwärmung zu verzeichnen. Unter den Erscheinungen einer Gehirnblutung, wie durch spätere Sektion bestätigt wurde, kam die Versuchsperson ad exitum.

D. Zusammenfassung.

Bei den Wiedererwärmungsversuchen stark abgekühlter Versuchspersonen zeigte es sich, daß die Erwärmung mit animalischer Wärme sehr langsam vor sich geht. Lediglich solche Versuchspersonen, deren körperlicher Zustand den Coitus erlaubte, erwärmten sich auffallend schnell und zeigten ebenso auffallend schnell eine Wiederkehr des völligen körperlichen Wohlbefindens.

Da bei zu langem Verbleiben des Körpers in niedrigen Temperaturen die Gefahr einer zentralen Schädigung vorhanden ist, muß zur Wiedererwärmung jene Methode gewählt werden, welche die schnellste Überwindung der gefährlichen tiefen Temperaturen verbürgt. Diese Methode ist erfahrungsgemäß die massive Wärmezufuhr durch ein heißes Vollbad.

Die Wiedererwärmung stark abgekühlter Menschen durch menschliche oder tierische Wärme kann somit nur in solchen Fällen empfohlen werden, bei denen andere Erwärmungsmöglichkeiten nicht zur Verfügung stehen, oder bei welchen es sich um zarte Individuen handelt, welche eine massive Wärmezufuhr vielleicht nicht gut vertragen. Als Beispiel denke ich an abgekühlte Kleinkinder, welche am besten am Mutterleib unter Zuhilfenahme von Wärmeflaschen erwärmt werden.

Dachau, den 12. Februar Dr. S. Rascher, SS-Hauptsturmführer

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

8 aufgestanden
9–10 Flugplatz
10 nach Lublin

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Die Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz bittet das WVHA, bei der Firma J. A. Topf u. Söhne zu intervenieren, da die Firma die Liefertermine der Anlagen für die Krematorien nicht einhalte und der Bauleitung damit erhebliche Schwierigkeiten bereite.

Mehrere Transporte männlicher und weiblicher Gefangener werden eingeliefert. Es sind Kommunisten und Sozialisten aus Bendsburg, Bielsko, Dombrowa, Sosnowitz, Saybusch und anderen schlesischen Städten. [...]

Die polnischen Häftlinge Zygmunt Radosz (Nr. 91853), geboren am 26. April 1926, Henryk Warzecha (Nr. 91883), geboren am 12. Februar 1926, und Mieczyslaw Michalowski (Nr. 92154), geboren am 5. Mai 1925, die alle drei in Tschenstochau (Lzçstochowa) geboren worden sind, fliehen aus dem Lager.

Die Häftlinge Wladyslaw Styrkacz (Nr. 93311), Walenty Parczyński (Nr. 96847), der jüdische Häftling Chaim Kuc (Nr. 89199), Józef Kocik (Nr. 37282) und Józef Bąk (Nr. 90142) werden auf der Flucht gefaßt und in die Bunker von Block 11 eingeliefert. Bis auf Józef Bąk werden sie alle am folgenden Tag erschossen. [...]

Der polnische Häftling Leopold Malarz (Nr. 87478) flieht aus dem Lager.

In das Leichenhallenbuch des Stammlagers werden die Nummern von 39 verstorbenen Häftlingen eingetragen.

Zwischentext zum 12. Februar 1943

Buchholz, Hans

Die Mühle von Kersalo **(Bretagne)**

Nahe der bretonischen Südküste, auf dem Weg von Caudan nach Pont Scorf, liegt linkerhand eine alte Wassermühle. Die Zufahrt befindet sich einen halben Kilometer vor der Einmündung des Weges in die Landstraße von Quimperlé nach Hennebond und wird leicht übersehen, weil das einschossige Gebäude von Krüppelkiefern und üppig wucherndem Dornenbusch verdeckt ist.

Ich fand die Abzweigung erst beim zweiten Anlauf, mit Hilfe der Skizze eines freundlichen Dorfpolizisten aus Pont Scorf.

Die schmale Holzbrücke hinter der Abbiegung stimmte, auch der Bach, doch beim Anblick der sauberen, weißverputzten Fassade, den gediegen lackierten Fensterrahmen und der Edelholz-Pforte, kamen mir Zweifel. In der Erinnerung standen grobe Natursteinmauern, eine Wand aus dunkelgrauen Granitquadern, eingefaßt von rissigen, ausgebleichten Eichenbalken.

Ungläubig stieg ich zum Bach hinunter und atmete den sauren Duft großer Farnwedel und den Modergeruch von faulendem Moos an den Rändern der glattgespülten Granitblöcke. Unverwechselbare Engramme, 1943 im Riechhirn geprägt, gaben mir plötzlich die Gewißheit: Ich hatte die Mühle von Kersalo wiedergefunden.

Mit der Mühle als Fixpunkt fiel es nicht schwer, die Orientierung wieder zu gewinnen, auch wenn es im Gehölz keine Wege mehr gab. Nördlich des Holzstegs fand sich noch der verträumte Weiher, der den Mühlbach speist, jedoch jetzt völlig verschilft.

Das Kasino am Westufer des Teichs und die dunkelgrünen Holzbarakken mit ihren Tarnnetzen gab es nicht mehr. Der Kiefernwald mit seinem dichten Unterholz reichte bis an den Schilfgürtel, als habe es nie ein «Lager Lemp» gegeben.

Im Februar 1943 war die 2. Uflottille aus dem zerbombten Lorient hier in den Wald bei Pont Scorf ausgesiedelt worden. Jedes Boot hatte seine eigene Baracke, und es gab das zentrale Kasino mit einem großen Speisesaal, der geräumigen Messe und den Offizierskammern.

Auch wir Fähnriche aßen dort, wohnten aber in den Baracken bei unseren Besatzungen, in 2-Mann-Kammern, wie die Steuerleute und Maschinisten.

Platz gab es genug, die Hälfte der Boots-Crew war zwischen den Feind-

fahrten umschichtig auf Heimaturlaub. Dieser dauerte etwa drei Wochen, die Hälfte der Liegezeit, die das Boot zur Überholung brauchte.

Für die Zurückgebliebenen gab es nicht nur Lagergammel. Wir mußten oft mit dem LKW nach Lorient reinfahren, zu den Bunkern, wo die Boote lagen, und uns beim Einbau neuer Funkmeßgeräte oder Torpedozielgeber mit diesen vertraut machen.

Es gab immer 10–12 See-Fähnriche im Lager, gut 20 waren draußen, ein Dutzend auf Heimaturlaub. Wir bildeten einen exclusiven Herrenzirkel, faut de mieux, denn an die hübschen französischen Serviererinnen und Stubenmädchen kamen wir nicht ran. (Wie wir nach dem Krieg erfuhren, arbeiteten fast alle für die Resistance). Diese jungen Damen hielten sich ausschließlich an die Offiziere. Dort war mehr in Erfahrung zu bringen als bei uns Greenhörnern, die nach der Marine-Schule zu zweit auf Front-Uboote kommandiert wurden, um Erfahrungen zu sammeln. Von dieser Praxis kam man allerdings im Spätsommer 43 wieder ab, denn innerhalb von 5 Monaten war kaum noch die Hälfte am Leben, die man zur Uboot-Wachoffiziers-Ausbildung nach Deutschland zurückschicken konnte.

Auch an die Mädchen von Quimperlé und Hennebond war schwer ranzukommen. In diesen Provinznestern gab es keine Anonymität, und die Liäson mit einem Deutschen ließ der Nationalstolz der älteren Generation nicht zu. Gleichwohl fand ich bei den Bretonen niemals Haßgefühle gegen uns Ubootfahrer.

Nach dem Abendessen bestiegen wir den geräumigen Fischerkahn und legten uns in der Mitte des Weihers vor Anker, wohlbestückt mit Rotweinpullen und Champagner. Gläser blieben an Land. Türkenblut, unser Standarddrink, wurde durch kräftige Schlucke im Mund gemixt, bevor er genußbringend durch die Kehle lief.

Rolly spielte Gitarre, ich Akkordeon. Die Instrumente hatten wir über die Wehrbetreuung der Flottille besorgt. Unser Repertoire war vielseitig: Dans un coin de mon pays, Lambeth Walk, Als wir nach Frankreich zogen, J' fais pipi, Rolling home, Bomben auf Engelland, Roll the cotton down, Swing low, Bluebirds in the moonlight, Laß Dein Herz bei mir zurück, Hometown, Lilli Marleen, It's a long way to Tipperary ...

Zwischen den Songs Thema Eins: – Frauen –, im allgemeinen und besonderen. Es wurde kräftig gesoffen, und später am Abend gab es hitzige Diskussionen, oft über Leitbilder: Hannibal, Magellhan, Adolf (wir glaubten alle an Hitler, trotz allgemeiner Ablehnung der braunen

Bonzokratie), Rhett Butler, unsere Kommandanten. Ihre Erfolgsquote bestimmte in gewisser Weise unsere Hackordnung.

Gelegentlich luden die «Alten» ihre Fähnriche nach dem Abendessen auf ein paar Drinks in die Mühle. Le moulin de Kersalo, bei den Besatzungen hieß sie moulin rouge, lag innerhalb des Lagerareals und war den Kommandanten vorbehalten. Die LI's und WO's tagten in der Messe.

Zweimal war auch ich in der Mühle und lernte dabei ein paar Männer dieser Hundertschaft kennen, die England an den Rand einer Niederlage gebracht hatten. Die Eindrücke dieser beiden Abende, damals war ich neunzehn, haben mich mein Leben lang begleitet.

Wenig Einzelheiten des Interieurs blieben in Erinnerung. Der niedrige, etwa 30 qm große Raum wurde durch Kerzen beleuchtet, die auf vier oder fünf runden Tischen und auf dem Tresen standen. Es roch nach süßlichem weißen Bordeaux, Nil-Zigaretten, «Soir de Paris» und schweißfeuchter Baumwolle.

Hinter der Bar stand ein glatzköpfiger, serviler Weißrusse, der allgemein Ivan genannt und geduzt wurde. (Auch er arbeitete für die Resistance). Er konnte eine Menge aufschnappen, wenn sich zwei Kommandanten über ihre Erfahrungen mit dem modernen FAT ausließen oder die Tücken der neuen 3,7 bemängelten.

An den Tischen bedienten Aimée und Jeanne, nach ihrer Haarfarbe Black & White genannt. Sie waren immer freundlich, lachten gern, hatten ansprechende Gesichter und Figuren. Nach Kleidung, Benehmen und dezentem Make-up konnten sie jederzeit als Zöglinge eines deutschen Internats für Höhere Töchter durchgehen. Sie wirkten in jeder Hinsicht vertrauenerweckend, und so sollte es wohl auch sein. Die Kommandanten waren coole, selbstbewußte, meist witzige Individualisten, unmöglich, sie einzeln zu beschreiben. Doch will ich versuchen, Gemeinsamkeiten zu finden, die einen gewissen Standard beinhalten: Kapitänleutnants der Crew 34 oder 35, gute Sportler (sonst wären sie schon bei der Einstellung zur Seeoffizierslaufbahn gescheitert), rasche Auffassungsgabe und entsprechend gutes taktisches Einfühlungsvermögen. Bei ihren Ziehvätern, den Kommandanten der ersten Stunde, waren sie als WO's 1939/40 im Nordatlantik zu passionierten Großwildjägern geschult worden, besaßen einen überdurchschnittlichen Instinkt für die Schätzung von Gegner-Fahrt und -Lage, woraus der trefferbringende Vorhaltwinkel resultierte. Sie waren hitlergläubig, im Gegensatz zu manchem Stabsoffizier, völkisch, national, – ehrgeizig, möglichst viele Schiffe zu versenken, die 100000 ts voll zu machen, die

das Ritterkreuz brachten, und natürlich immer scharf, als besondere Delikatesse auch mal ein Kriegsschiff zu vernichten.

Das Unvermögen, sich um Überlebende zu kümmern, lag an den Gegebenheiten der Geleitzugschlachten. Die Sicherheit des eigenen Bootes und der Besatzung hatten Vorrang, ansonsten stand seemännische Fairneß an erster Stelle. Der Ehrenkodex dieser jungen Offiziere war klarer umgrenzt als das breitgefächerte Gewissensspektrum unserer heutigen Politiker.

Neben dem Bartresen stand das Grammophon. Es wurde von den Besuchern nach Lust und Laune bedient. Rosita Serano's «Onkel Jonathan» war ein favorisierter Song jener Tage, auch «Parlez moi d'amour» von Lucienne Boyer. Mancher Kommandant kannte diese sympathische Pariser Chansonette persönlich aus ihrem intimen «Chez elle» in der Rue de Jaque.

Es gab auch anglo-amerikanische Jazzplatten. Originalaufnahmen vom Cotton-Club in Harlem und schmissige Broadway-Melodien der letzten Vorkriegsjahre waren ebenso beliebt wie deutsche Tonfilmschlager. Zu später Stunde wurde Ringelnatz oder Morgenstern deklamiert. Großer Beliebtheit erfreuten sich auch gute neue Witze über die Braunen, frisch kolportiert von zurückgekehrten Urlaubern aus dem Reichsgebiet.

Der Nationalsozialismus als Weltanschauung oder politische Zielsetzung spielte bei uns keine große Rolle, seine Repräsentanten und Institutionen waren Zielscheiben spöttischer Witzeleien. Der Führer blieb davon verschont. Damals war er bei uns noch allgemein anerkannt und bewundert, weil er Deutschland vom Versailler Diktat befreit und zu einer europäischen Großmacht etabliert hatte.

Es gab wohl eine Order, jede Flottille müsse einen NSFO (Nationalsozialistischen Führungsoffizier) bestimmen, der in irgendeiner Form seiner segensreichen Tätigkeit nachzugehen habe. Bei der 2. U. bekam ein unbedeutender Leutnant der Verwaltung dieses Amt übertragen. Er trat nicht in Erscheinung, ich habe ihn nie kennengelernt. –

In Gedanken verloren suchte ich neben dem Bach den zugewucherten Pfad zum Weiher und wurde durch ein haltendes Auto aus den Erinnerungen zurückgeholt. Die Fahrerin, ein sportlicher Typ in mittleren Jahren, bepackt mit Plastiktüten eines Super-marché, schob mit dem Knie die Tür ihres offenen Peugeot-Cabrio zu und sah fragend zu unserem Wagen, in dem noch meine Frau saß.

Ich erklärte ihr unser Hiersein: «... congrès international des anciens des sous-marins à Lorient. Nous avons quelques heures du temps jusqu'à la diner de gala. J'ai été ici en dixneufcentquarante-trois, quelque fois aussi dans le moulin là.»

Wir machten uns bekannt. Die Besitzerin der Mühle bat uns einzutreten.

Die schummrige Kneipe hatte sich in ein helles, freundliches Wohnzimmer gewandelt. Auf der altweißen Rauhfasertapete hingen protzig gerahmte Landschaftsdrucke flämischer Barockmaler. Vor dem jadegrünen Marmorkamin stand eine biedere, mit geblümten Chintz bezogene Clubgarnitur um einen flachen Kirschbaum-Couchtisch mit Glasplatte. Rechts neben dem Eingang, wo früher der Tresen war, stand jetzt ein Klavier.

Christa studierte die aufgestellten Noten. – «Vous voulez jouer du piano?» fragte die Hausherrin, «je vous en prie ...»

Sie brachte ihre Tüten zur Küche, und als sie zurückkam, perlte das «Fantasie impromptu» durch die Mühle.

Meine Frau wußte, daß mich dieses Stück an meinen Kommandanten erinnern würde. Ich hatte ihr vor Jahren erzählt, daß er es grade in der Messe der «Usambara» spielte, als ich mich bei ihm «an Bord kommandiert» melden wollte.

Ich kannte ihn noch nicht und fragte den Messesteward nach Kapitänleutnant F. Er zeigte auf den jungen Offizier am Piano, und mein erster Gedanke war: hoffentlich ist er als Ubootkommandant so ein As wie als Chopin-Interpret.

Er war es – und ist bis heute für mich ein Vorbild geblieben. Wie die meisten Kommandanten, die ich damals kennenlernte, liegt er mit seinem Boot auf dem Grund des Nordatlantiks.

Als wir damaligen Fähnriche im Sommer 44 als frisch gebackene Leutnants und UWO's wieder auf die Boote kamen, war die Uboot-Waffe zum Gambittbauern verkommen, der im Strategie-Schach von Weltkrieg II geopfert wurde, um wenigstens einen Teil der Bomberströme von der Heimat auf den Nordatlantik abzulenken.

Angesichts der grausigen Vergeudung junger Menschen in jener Zeit bleibt nur ein Trost: es blieb ihnen erspart, nach 1945 Namen wie Treblinka oder Maidanek zu begreifen, Unvorstellbares, Dinge, die alles so sinnlos gemacht haben, mit deren Wissen keiner von uns auf sein Boot gestiegen wäre.

Die Welt dreht sich schnell, rund 15 000mal seit jenen Tagen, und die Menschen vergessen rasch. Damals brauchte man die erfolgreichen Ubootkommandanten, und Deutschland war stolz auf seine gefeierten Helden: Mohr, Scheppke, Endrass ..., um ein paar Namen zu nennen.

Die Jugend heute kennt sie nicht mehr, die Qualität unserer Medien ist daran nicht unschuldig.
Es gibt berühmte historische Mühlen, wie die Mühle von Tauroggen, die Preston-Mill bei Dunbar, die Mühle von Sanssouci -- le moulin de Kersalo ist so unbekannt wie die Männer, die sie damals mit Leben füllten.
Der Name kommt aus dem Gälischen, Ker heißt Heimstatt. Die Bedeutung von salo ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Sonnabend, 13. Februar 1943

Tut von euch die fremden Götter und neiget nun euer Herz zu dem Herrn.
HERRNHUT JOSUA 24,23

Er trägt alle Dinge.
TAGEBUCH QUAATZ HEBRÄER 1,3

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 20.58 bis 21.27 Uhr. Nacht zum Sonntag. Erst zwei Minuten Flakschießen in mittlerer Entfernung, dann Alarm. Die Kinder sind gerade im Bett. Eine ziemlich turbulente Sache. Heftiges Schießen in größerer Entfernung.

Graf, Willi 1918–1943 **Lenggries**
spät stehen wir auf. es ist fast warm draußen, leiser regen fällt, manchmal geht dann ein höchst starker wind. nach mittag mit dem rad nach lenggries. so verpassen wir fr. und emil, die mit dem mittagszug kommen wollen. über wegscheid zur hütte. es ist kein mensch zu sehen. ich ärgere mich ja doch, bin auf dem berg, ohne ski. es beginnt zu schneien. so begeben wir uns wohl oder übel auf den heimweg, kurzer besuch bei maaßen. gutes essen, später lese ich ein wenig.

Scholl, Sophie 1921–1943 **Ulm**
An Fritz Hartnagel
Mein lieber Fritz!
Jeden Tag laufe ich an den Briefkasten, weil ich meine, daß eher etwas für mich dabei ist, wenn ich selbst danach sehe. Bisher jedoch wurde meine Hoffnung betrogen. Doch wirst Du jetzt wohl noch nicht schreiben können mit Deinen erfrorenen Fingern.
Hier herrscht ein rechtes Aprilwetter. Schnee löst den Sonnenschein ab, und ich muß gestehen, ich bin nicht minder kindischer Stimmung, ohne

besonderen Anlaß. Wahrscheinlich als Reaktion auf die ganze Zeit bisher steigen harmlose, farbenreiche Zukunftsträume auf, Gott sei Dank sehe ich ihre Harmlosigkeit und Nebensächlichkeit ein, sonst könnte ich leicht, wie so viele, darin versinken, und mich bloß deshalb freuen über das nahe Ende des Krieges. Doch nicht deshalb freue ich mich. Nein, gewiß nicht.
Wahrscheinlich werde ich im nächsten Semester auch zum Arbeitseinsatz herangezogen. Ich bin nicht so unglücklich darüber, weil ich auch noch leiden will (das ist zu viel gesagt, aber wenigstens noch unmittelbarer betroffen sein will) über der ganzen Zeit.
Verstehst Du, das Mitleiden fällt oft schwer und wird gerne zur Phrase, wenn nicht der eigene Körper weh tut. [...]
Herzlichst Deine Sophie

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Bin in Hamburg gewesen mit Petersen (Geschäftsführer des technischen Büros).
Im Garten wehte durch einen Orkan ein Baum um. Unser letztes Huhn, das ja bei Jürgens ist, legt treu und brav seine Eier bei uns in seinem Stall. Lotte fand 6 Eier. Ich habe Hünekes (Bauer gegenüber) unser Gemüseland für dieses Jahr zur Bestellung angeboten, da wir es kaum bewältigen können.

Jünger, Ernst *1895 **Kirchhorst**

Lektüre: die «Toten Seelen» von Gogol, nach langer Frist. Dieser Roman würde ohne die Reflexionen noch stärker sein, ohne das allzu häufig vom Autor zur Schau getragene Bewußtsein, daß er Genrebilder malt.
Am Morgen blieb ich, da es stürmte und regnete, lange im Bett, frühstückte auch dort. Dabei Gedanken über die Waffen der Pflanzenfresser, die in vielen Klassen des Tierreiches so auffallend sind. Das Wuchernde und Vegetative dieser Wehren, das bis zur Verästelung geht wie bei den Hirschen und vielen Insekten, die vom Holz leben. Auch das Abwerfen der Geweihe hat einen vegetativen Zug, man findet bei den Raubtieren nichts Ähnliches. Das Wehrhafte an diesen Auswüchsen ist wahrscheinlich überhaupt eine sekundäre Eigenschaft, was schon daraus zu schließen ist, daß sie meist zu den Geschlechtscharakteren zählen und auch bei Arten hervorgetrieben werden, die sie niemals als Waffen anwenden, wie bei den vielen Käfern, die man am Dung, und bei anderen, die man am Holz oder im Mulm beobachtet. Die Wucherungen gehören dort zum Habitus und bilden nicht nur die Kiefer, sondern

auch andere Teile des Chitinskeletts um. Man hat den Eindruck, daß diese Vegetarier sich gern fürchterlicher machen, als sie sind.
Die Art unseres Lebens, unser So-Sein, ist unser Arsenal, aus dem uns, wenn wir ihrer bedürfen, die Waffen zuwachsen. Dieser Gedanke ist wichtig gegenüber dem Schematismus des struggle for life. Es gelten hier andere Sätze, wie etwa: «Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu.»
Es gibt Raubtiere mit den Allüren und dem Charakter von Pflanzenfressern, wie die Wale, die ihre Beute abweiden.

Bock, Gustav 1906–1990

Meine liebe Frida! **Stalag 365, Ukraine**

Diese Woche geht zur Neige. Wie üblich habe ich den wöchentlichen Dreck soeben im Brausebad abgespült. Zur Abwechslung war ich heute wieder auf Holztransport. Das Wetter war nicht so angenehm. Letzte Nacht war das Wetter umgeschlagen und es regnete. Es war eklig naßkalt. Die Fahrt hat geklappt. Planmäßig gegen 3.00 Uhr war ich wieder hier. Draußen ist alles öd und leer. Zwei Mümmelmänner habe ich gesehen. Gottseidank dauert es nicht mehr so lange bis es Frühling wird. Für Dich bringt der Frühling auch mehr Abwechslung, denn dann kannst Du Dich im Garten beschäftigen. Ilse wird Dir dieses Jahr tüchtig helfen. Sie wird wahrscheinlich mit graben wollen. Nachher gibt es genug zu waschen. Dieses Jahr mußt Du frühzeitig auch an Deinen Geflügelhof denken. Wenn Du Enten- oder Gänseeier bekommen kannst, kauf Dir bald welche. Am besten nimmst Du Gänse, denn sie fressen nicht viel mehr wie Enten. Nachher im Topf lohnt es sich eher. Was machen denn die Hasen? Hast Du noch einige? Ein Zickchen würde ich nicht wieder nehmen, es macht doch schon mehr Arbeit. Du hättest Dir im Herbst von Opa ein paar Hühner schicken lassen sollen. Es hätte den Vorteil, daß ihr immer Eier hättet. Es ist schade, daß ich euch keine schicken kann. Hier ist so etwas leicht zu haben. Letztes Jahr war der Tiergarten schon recht abwechslungsreich. Ich bin gespannt, wie er sich dieses Jahr entwickelt. – Heute Abend hätte ich so rechten Appetit auf Sauerkraut. Mir fällt nämlich eben ein, daß Du geschrieben hast, daß Ilse auf dem Weg ist, es auch gern zu essen. Meinen Teil kann sie gerne mit essen. Hier gibt es jede Woche auch Sauerkraut, aber es sind eher «Fußlappen». Vor allem es fehlt an Geschmack. Ich freue mich aber, daß sie gerne ißt. Ja, lieber Racker wie schön wäre es, wenn wir drei zusammen das Sauerkraut essen könnten, es würde dann erst richtig gut schmecken.

Ich wünsche Euch «Zwei» einen angenehmen, frohen Sonntag und grüße herzlichst Dein Gustav. Grüße Ilse u. Mutter!

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Heinzi ist wieder so unglaublich in die Länge gegangen, daß ich mir oft Sorgen mache, ob er wirklich genug zu essen bekommt, obwohl er darin sehr bescheiden ist und nie über Hunger klagt; Fritz nimmt sich stets das kleinste Stück, wo etwas eingeteilt ist zu den Mahlzeiten; ich buk heute Kuchen + Plätzchen, machte nachmittags in meinem Stübchen Ordnung, plättete und stopfte am Abend; Hermann und die Buben gebadet.

Prinz, Heinrich 1903–1992 **Köln**

An seinen Bruder

Lieber Friedrich Wilhelm,

von mir weiß ich nichts Neues zu berichten. Ich rechne schwer damit, daß ich im März in Urlaub fahren kann. In diesem Urlaub wird sich dann auch entscheiden, ob ich Käte heiraten werde und Du eine Schwägerin bekommst. Sie möchte ja sehr gern – ich auch –, sie ist eben nur unheimlich fromm und ich eben nicht.

Außerdem will ich unter keinen Umständen zulassen, daß ein Sohn katholisch getauft wird, wenn ich mich auch dazu entschlossen habe, ihr – da sie ja durch ihre Jugend ein gewisses Opfer bringt – soweit entgegenzukommen, daß ich mich mit einer katholischen Trauung einverstanden erklären werde, da ich persönlich nichts dadurch verliere. Es ist natürlich kein Idealzustand und wird vielleicht auch zu Reibereien Anlaß geben, wenn die Tochter katholisch und der Sohn evangelisch erzogen werden. Aber Streitigkeiten kann es, wenn man darauf ausgeht, auch überall geben. Ich werde also in dieser Hinsicht nicht nachgeben. Wenn sie dann nicht will, dann kann ich auch nichts daran ändern. Vielleicht ist sie dann nach dem Kriege geneigt, wenn ich dann noch will.

Riedel, Therese **München**

HAUSHALTSBUCH

7. 2.: Sagitta-Syrup 2.40, Fleisch 1.05, Tram 20	3.65
8. 2.: Milch 27, Hefe 10, Fleisch 95, Blaukraut 55	1.87
9. 2.: Milch 27, Bahn & Tramb. 5.–, Fredl 2.–	7.27
10. 2.: Milch 27, Lore Tram 20	0.47
11. 2.: Milch 27, Fleisch 55	0.82
12. 2.: Milch 27, Fleisch 1.20, W.H.W. 2.–	3.47
13. 2.: Milch 27, Brot 1.36, Semmeln 14	1.77

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**

An ihre Tochter

Herzliebste Tochter!

Geld ist überhaupt Dreck. Um das mal gleich einzuflechten, mein Schätzlein: wie lang, glaubst Du wohl, kriegt man noch was auf diese dreckigen Fetzen. Du bist glatt verrückt, wenn Du nicht alles kaufst, was Dir gut tut und nötig und angenehm ist! Also iß täglich abends im «Markgrafen» und preise Gott für diese Gelegenheit. Jeder gesparte Markschein ist nur für den Papierkorb gespart.

Sonst ist alles gut hier. Jeden Sonnabend drei dicke Sahnekäse, davon leben wir bis Dienstag; dann gibt's fast jede Woche Knüste, wozu ich bloß viel Suppe brauche, um selig zu sein. Die Kinder werden gestopft und genudelt, wir haben glaub ich viererlei Medikamente dauernd stehn: Lebertran, Kalzan-Tabletten, Perdynamin[?], Hagebutten-Präparat – sie müssen alles fressen und sind ja auch seit dem Herbst nicht mehr krank gewesen.

Gestern war ich allwedder um 50 Pfennig im Kino, zum zweiten Mal in der Woche «Dr. Crippen an Bord», raffinierter Kriminalfilm von E. Engels, sehr gut! Am Dienstag geh ich wieder.

Morgens und abends sitze ich, schon zum ersten Schluck Kaffee mit einem engl. Konversations-Büchlein und lerne brav. Schall mi wunnern, wie ich das anwenden soll im Zukunftsfall.

Gustav schrieb heut' Gräßliches: Einer seiner Offiziere hat selbst die GPU-Keller in Riga besichtigt, mit den allermodernsten, allerkompliziertesten, elektrischen Foltermaschinen – das ist wohl die moderne fortschrittliche Großmacht Brenners!

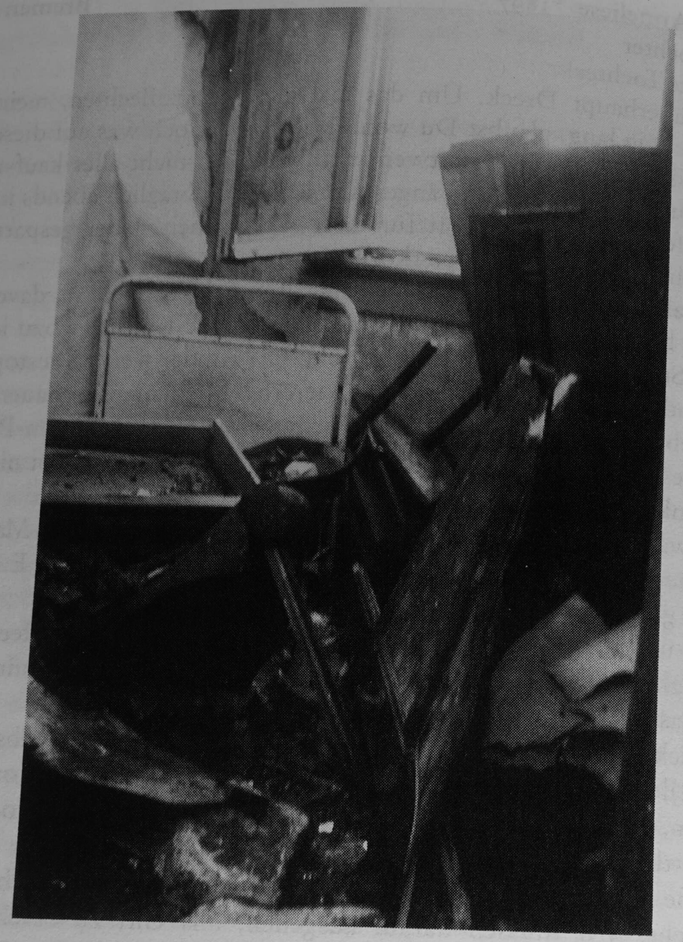
Da wurde mir für einen halben Tag todübel. Nein, das möcht ich denn doch nicht! Wir müssen darauf ausgehen, uns Gift zu beschaffen, Veronal geht zu langsam, Schießen mag oft nicht mehr gehen. Woher könnte man's nur kriegen?

Innigst . . .

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**

WOCHEN-SPIELPLAN DER MÜNCHNER THEATER 13.–21. 2. 43

Staatsoper (Nationaltheater): Fidelio / Bohème / Der Wildschütz / Vortrag zur bevorstehenden Wiederaufnahme in den Spielplan: Arabella, dramaturgisch und entstehungsgeschichtlich erläutert
Staats-Schauspiel (Residenztheater): O diese Kinder / Schluck und Jau / Nachzuverehrendes Publikum



Prinzregententheater: Caesar / Agnes Bernauer / Heiterer Themen-Abend

Bayerische Staatsoperette (Theater am Gärtnerplatz): Der Liebling der Welt

Kammerspiele im Schauspielhaus: Die Verschwörung des Fiesco zu Genua / Ich mach' dich glücklich / Emilia Galotti / Der Kaiser von Portugallien

Münchener Volkstheater: Die beiden Stacherl / Der Diamant des Geisterkönigs / Vasantasena

Marionettenbühne München: Asprian mit dem Zauberspiegel / Marionetten-Kabarett / Launen einer Orchidee / Wendelin und der Koffer / Die Bremer Stadtmusikanten

Märchentheater-Kolosseum: Rotkäppchen

Kolosseum-Theater: Frechheit siegt

Deutsches Theater: Herrliches Varieté

Circus Carl Krone: Circus-Spiegel

Konzerte u. a.:

Tonhalle: Münchner Philharmoniker (Oswald Kabasta. Beethoven: Coriolan-Ouv.; Brahms: Violin-Konzert (Wolfgang Scheiderhan); Franz Schmidt: 4. Symphonie / Vittorio Gui, Florenz. Respighi: Römische Brunnen; Pergolesi-Gui: Adagio und Intermezzo; Franck-Gui: Vorspiel, Arie und Finale; Brahms: 4. Symphonie / Ria und Gregoria Mardi [?], Florenz. Musik auf zwei Klavieren. Mozart, Brahms, Clementi, Chopin, Schumann und Infante / 11. Schüler-Konzert / Grillparzer-Feierstunde / Triumph der Heiterkeit durch das Sensationsgastspiel von Gisela Schlüter. Mit mehreren grotesk-burlesken Szenen, mit Chansons und sprudelnden Witzen wird Gisela Schlüter als Sprecherin, Schauspielerin, Humoristin und Komikerin Lachstürme entfesseln. «Jeder, der den Redestrom von ‹Frau Schnack› alias Gisela Schlüter kennt, war überrascht, eine junge, schöne und elegante Frau zu sehen, die er hinter dieser ‹Quadratschnauze› am wenigsten vermutet hätte.»

Herkulessaal: Lore Brenner, Sprecherin. Joseph Knapp, Bariton, Vortrags- und Lieder-Abend / Luise Braun, Klavierkonzert. Rameau: Gavotte; Beethoven: op. 111 c-moll; Schubert: op. 120 A-dur; Schumann: Fantasie op. 17 C-dur / 5. Stunde der Musik. Palma v. Paszthory (Violine), Karl Wingler (Klavier), Hilde Staubitzer (Gesang). Mozart; Beethoven; Schubert / Hans Priegnitz, Klavierabend. Schumann: Sonate g-moll, Kinderszenen; Chopin: Sonate h-moll, Fantasie f-moll, Ballade g-moll / Erna Hassler. Hugo-Wolf-Abend. Mignon-Lieder,

a. d. Span. und Ital. Liederbuch / Hugo Wolf-Gedenkfeier (40. Todestag) Helmuth Grohe Vortrag, Felice Müni-Mihacsek, Theodor Scheidl; am Flügel Franz Dorfmüller. / Roman Wisata. Violinkonzert. Am Flügel: Herta Reiß. Corelli: La Folia. Brahms: d-moll. Beethoven: Romanze. Sarasate. Smetana. / Klavierabend Otto A. Graef. Beethoven, Schubert, Chopin. / Walther Sedlmayr spricht Homer anläßlich seines 60. Geburtstages. / Lieder- und Arienabend. Lisa Uhrmann (Sopran), (Würzburg). Am Flügel: Prof. Wolfg. Rueff. Arien aus «Julius Caesar», Lieder von Schumann, Hugo Wolf, Brahms, Rich. Strauß.

Künstlerhaus: Kroatien – Volk und Land. Vortrag mit Farbbildern. Sonja Dragomanevic, Kroatische Tänze . . .

Rita Zabekow tanzt. Epos Mänade. Intermezzo. festl. Tanz. Moritat. Polonaise u. a. nach Musik von Rameau, Graun, Brahms, Haas, Butting, Trantow.

Deutsches Museum: Erna Sack, Die deutsche Nachtigall, singt Lieder und Arien.

Bayer. Hof: Amalie März-Tunner, Liederstunde. Wagner: Wesendonck-Lieder. Schumann: Frauenliebe und -leben. Dvorak: Zigeunerlieder / Trio Santeliquide. Beethoven: Trio op. 11 B-dur; Pizetti in A; Schubert: Trio B-dur / Prager Quartett. Beethoven: op. 18/6; Janzek: 2. Streichquartett; Dvorak: op. 106 G-dur / Der große Zauberkünstler Stullerbosco. Wunder über Wunder, jedes Experiment ein Schlager, eine Sensation / Rudolf Hauck, Johannes Hobehm (Viol. und Kl.) Händel: D-dur; Bach: Chaconne d-moll; Mozart: B-dur; Beethoven: Kreutzer-Sonate / Helma Panke singt Lieder von Mozart, Schubert, Wolf, Rich. Strauß, Liszt / Strub-Quartett. Mozart: C-dur; Smetana: c-moll (aus meinem Leben); Brahms: c-moll / Giovanni Stepanow spricht in zwei Vorträgen mit Lichtbildern über Raffael. / Viktoria Svihlikova Bach: ital. Konzert, Mozart D-dur, Schumann Sinf. Etüden, Smetana, Chopin. Allgemeine Musikzeitung: «Auf dem Wege zum europäischen Ruhm.» / Hermann v.Beckerath, Cello-Abend, mit Prof. Kurt Haeser (Klavier), Beethoven: Sonate A-dur. Boccherini: Konzert. Reger: Sonate a-moll. / Lea Pilti. Liederabend. Am Flügel Kestl Vehanen. J. Christ. Bach. Händel. Beethoven. Schubert. Sibelius. Rich. Strauß. / 3. Bach-Abend. Li Stadelmann, Kurt Redel, Herm. v. Beckerath. Goldberg-Variationen. Flöten-Sonaten. Gambensonate g-moll. / Julian von Karolyl spielt Chopin. 24 Präludien. Sonate b-moll. Ballade g-moll u. a. / Beethoven-Lieder-Abend. Jes. Lipp (Tenor), am Flügel: Elfriede Meien. U. a. der Liederzyklus: An die ferne Geliebte. / Das Wohltemperierte Klavier 1. Teil von Joh. Seb. Bach, gespielt von Kurt Arnold. / Violin-Konzert Fritz Sonnleitner. Am Flügel: Karl Wingler. Beethoven, J. S. Bach, Schubert, C. Franck, Chopin, Sarasate. / Klavier-Abend. Madina Ferreri: Schubert, Schumann, Brahms, Chopin.

Odeon: Wilhelm Kempff. 3. letztes Konzert, spielt Schumann: Fantasie C-dur, Papellons op. 2; Chopin: h-moll op. 58 / Dr. Alfred Zehelein spielt Orgelmusik des Barock und der Neuzeit. Bruhns; Zipoli; Fischer; Bach; Franck; Rheinberger; Reger und Zeitgenossen / Arturo Benedetti Michelangeli, der zwanzigjäh. ital. Meister-Pianist. Scarlatti: Sonaten. Beethoven: C-dur op. 2/3. Brahms: Paganini-Variationen. Chopin. Albeniz. / Chorkonzert der Kantorei der staatl. Hochschule für Musik Leipzig. Leitg.: Joh. Nepomuk David. Madrigale und Motetten von Monteverdi. Bach u. a. / Elly Ney spielt Bach: Choral. Chromat. Fantasie. u. Fuge d-moll; Beethoven: cis-moll, As-dur. / Chopin-Abend Frederic Ogeuse: drei Nocturnos, 12 Präludien, Präludium cis-moll, Scherzo b-moll, 6 Mazurkas, Fantasie-impromptu cis-moll, 2 Polonaisen. / Italienischer Opern-Abend Costa Milona (Tenor). Margarita Kraemer (Sopran). Am Flügel: Maestro Renato Virgilio (Rom). Arien und Weisen aus «Tosca», «Aida», «Gioconda», «Troubadour», «Luisa Miller», Duette aus «Cavalleria Rusticana», «Maskenball» u. a.

Sonstige Veranstaltungen:
Tonhalle: Großes Akkordion-Konzert der Spielgemeinschaft «Marita».
Pianohaus Lang: Jugend am Klavier.

Lichtspiele [jeder Film wird nur einmal genannt]:
(jv) = Jugendliche nicht zugelassen
(j14) = Jugendliche unter 14 nicht zugelassen

Der dunkle Tag mit Willy Birgel (jv) / Einmal im Jahr mit D. Darrieux (j14) / Die goldene Stadt mit Kristina Söderbaum (jv) / Wen die Götter lieben . . . (j14) / Die Erbin vom Rosenhof, 3. Woche (jv) / Der große Schatten mit Heinr. George (jv) / So ein Früchtchen mit P. Hörbiger (j14) / Endstation / Mädchen in Not (jv) / Reise in die Ehe (Verlieb dich nicht am Bodensee) / Pat und Patachon schlagen sich durch / Großmacht Japan / Dr. Crippen an Bord (jv) / Hab mich lieb mit Marika Rökk (jv) / Wir machen Musik mit Ilse Werner (jv) / Der Hochtourist (jv) / Die große Liebe mit Zarah Leander / Schatten der Vergangenheit, 21. Woche (jv) / Es flüstert die Liebe (j14) / Winternachtstraum, mit Lingen und Moser (jv) / Das Herz der Königin (jv) / Vorbestraft (jv) /

Der grüne Kaiser mit René Deltgen (j14) / Eine Nacht im Mai mit M. Rökk (jv) / Meine Tochter tut das nicht mit R. Arthur Roberts (jv) / Der grüne Domino (jv) / Ihr erstes Rendezvous Danielle Darrieux (jv) / Geheimnis Tibet / Einmal der liebe Herrgott sein, Moser (jv) / Maja zwischen zwei Ehen (jv) / Mordprozeß Casilla mit Heinrich George (j14) / Die Entlassung (j14) / Meine Freundin Josefine (jv) / Kora Terry (jv) / Liebe, Tod und Teufel mit Br. Horney (jv) / Seine Tochter ist der Peter mit P. Hörbiger / Die Sache mit Styx mit Viktor de Kowa (jv) / Opernball (jv) / Frauenliebe, Frauenleid mit Magda Schneider (jv) / Zwei in einer großen Stadt

Vergnügungen
Gondrells Bonbonniere: «Nichts für ungut». Ein bunter Bilderbogen nach Texten von Rolf Sievers und A. Gondrell, Johanns Rösler u. Dr. Gebhardt-Hagen. In der BB-Bar spielt ab 8 Uhr das Meisterorchester Kurt Gill.
Hofgartenspiele Anast: Das lustige Februarprogramm! Jock und Joker...
Café Rheinland: Gonzalo Molina mit seinem Original-Marimba-Orchester spielt wieder.

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**
TB: Chef da. Scheidt hat mit ihm gesprochen. Wir sammeln weiter die Dokumente! An Greiners Stelle soll ein Göttinger Professor (Historiker) Dr. Schramm, Rittmeister d. R., das Kriegstagebuch führen.
[Brief]: Unsere Luftschutzübung am Donnerstag war nicht weiter aufregend. Erst hielt ein alter Herr uns einen sehr «sinnreichen» Vortrag (ich habe daraus entnommen, daß der Hauswart auf jeden Fall am Leben bleiben muß, da er, falls das Haus einstürzt, angeben muß, wieviel Personen im Keller waren und demzufolge auszugraben sind!), und dann gab es als feierlichen Abschluß auf dem Hof einen «Kiepenbrand», der zu schnell gelöscht und somit noch einmal angezündet wurde – man sollte doch etwas von dem Brand haben. Voll und ganz überzeugt von unserer Schlagkraft gingen wir mit kalten Füßen in die Wohnung, in der Hoffnung, daß uns die Flieger nicht wirklich noch besuchen möchten. Liselotte will nun doch gerne zu uns kommen. Ihr Mann, in Brüssel dienend, ist dafür. Sie bereut ihre Absage schon sehr. Ich sprach heute gleich mit Scheidt deswegen. Wenn der Chef nicht inzwischen eine Anwärterin aus seinem Bekanntenkreis hat, kann es klappen. Nun noch zwei Sätze zum Nachdenken von Seeckt: «Dem Genius zu folgen, führt

meistens in den Abgrund.» Sein «Licht leuchtet eine kurze Weile, es wärmt nicht, sondern blendet die Masse.»

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Nachmittags im Schuhgeschäft treffe ich zufällig einen Dr. Eggers, einen Studienrat, der Ennos Lehrer gewesen ist. Er erzählt, daß ein Freund von ihm, der Hauptmann im Stabe von Paulus gewesen sei, noch am 21. 1. aus Stalingrad geschrieben habe: «Wenn es zum Letzten kommt und ich den Soldatentod nicht finde, dann werde ich auch die Gefangenschaft nicht scheuen, um einst heimkehren zu können.» Diese Stimmung sei vorherrschend gewesen und habe auch dem Wunsche des Führers entsprochen. Bortmeister meint, daß die Gefangenen bei den Russen vielfach als Kraftfahrer eingesetzt würden.
WB: Krasnodar «planmäßig» geräumt. Angriffe östlich und nördlich von Charkow (!) abgewiesen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
1. Tagesparole: Die bolschewistische Gefahr für Europa in Zusammenhang mit den militärischen Ereignissen muß in der Presse gerade jetzt täglich mit besonderem Nachdruck unterstrichen werden. Dieses Thema, das wir ohnedies ständig behandeln, muß in dem gegenwärtigen Zeitpunkt bei jeder Gelgenheit in den Vordergrund treten und entsprechend in den eigenen Stellungnahmen der Blätter immer wieder Ausdruck finden.

2. Tagesparole: Die inhaltlich nicht bedeutsame und ausschließlich propagandistischen Zwecken dienende Rede Roosevelts ist durch das Bedürfnis bemerkenswert, der offensichtlich infolge seiner Schweigsamkeit seit Casablanca gesteigerten inneramerikanischen Kritik entgegenzutreten. Die Rede wird in der deutschen Presse dementsprechend nur kurz zu behandeln sein, wobei jedoch die gegebenen Gesichtspunkte zu beachten sind.

3. AA: Auch die Roosevelt-Rede bietet Gelegenheit, das bolschewistische Thema aufzugreifen. Roosevelt selbst sei ja ein Trabant Moskaus, ein salonmäßig getarnter Bolschewik. Die Rede Roosevelts unterscheide sich dadurch von der Churchills, daß er über die Schwierigkeiten, z. B. über den U-Boot-Krieg, einfach hinweggehe. Er enthüllt auch verschiedene Blößen, z. B. bei der Zukunftsversorgung der Soldaten. An anderer Stelle versuche er sich über die deutsche Bemühung lustig zu machen, einen Keil zwischen die Alliierten zu treiben. Immerhin spüre

man, daß hier ein empfindlicher Punkt für ihn sei. Ein Grund mehr für uns, unsere Propaganda weiterzuführen. Im übrigen werde er jetzt von seinen eigenen Leuten widerlegt. Sumner Wells habe erst jetzt gesagt, es sei besser, man bereinige die zwischen den Alliierten bestehenden Differenzen noch während des Krieges.

5. In einem Gau soll jetzt ein Fußballwettkampf stattfinden, dessen Erlös für die Stalingradkämpfer bestimmt sei. Nicht übernehmen.

abends:

1. Die Basler Nationalzeitung schreibt, die Schweiz habe sich schon immer mit dem Bolschewismus auseinandergesetzt und habe ihn auch schon immer bekämpft. Die Meldung kommt über dnb. Die deutsche Presse soll diese Äußerung nicht ironisieren, aber darauf entgegnen, daß es nicht genüge, sich mit dem Bolschewismus auseinanderzusetzen, daß die einzige Möglichkeit, die bolschewistische Gefahr abzuwenden, in dem Kampf liege, den Deutschland im Osten führe.

2. Bei der morgigen Gedenkstunde für den vor einem Jahr verunglückten Reichsminister Todt wird Speer sprechen. Die Rede nur nach dnb.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Die russischen Nachrichten setzen mich in Erstaunen.

Krasnodar, die große Hauptstadt des Kuban-Gebietes, die das deutsche Oberkommando doch halten wollte, ist von den Russen genommen, die Deutschen weichen auf Novorossiisk und die Halbinsel Taman zurück, aber die Russen, die nördlich Novorossiisk gelandet waren, sind nicht vernichtet, sondern verstärkt worden. [...]

Angesichts dieser Ereignisse verliert das Propagandageredе seine Wirkung. Man hat das Gefühl, daß die aufpeitschenden Artikel und Reden von Goebbels und anderen Naziführern, die befohlenen Haßtiraden gegen England, die Einsetzung eines ländlichen Polizeinetzes gegen «Fremde und Staatsfeinde» etc. völlig fruchtlos ist, sobald die Nazis nicht mehr mit Erfolgen der deutschen Heere auftrumpfen können. Aber auch die immer noch fortgesetzten Londoner Schilderungen der Untergrundaktionen im besetzten Europa finden kaum mehr Interesse. Worauf es jetzt ankommt, sind nur noch militärische Taten. Das gilt auch für die Engländer und Amerikaner. Erst müssen sie selbst sich einen Platz auf dem Festland erkämpft haben, dann kann die Bevölkerung die Befreiung vollenden.

Roosevelt hat vor den Pressevertretern am *Abraham-Lincoln*-Tag eine

Ansprache gehalten. *Viele amerikanische Soldaten werden ihr Leben lassen müssen, bis der Sieg errungen ist und die Sieger durch die Straßen von Berlin, Rom und Tokio ziehen. Sie wissen das und wissen warum. Sie kämpfen für die Befreiung aller Völker. Never again must happen what happens now.*

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Ich aktiviere im Innern und nach außen hin unseren propagandistischen Kampf gegen den Bolschewismus. Ich mache daraus eine propagandistische Großaktion erster Klasse, und zwar soll sie sich auf mehrere Wochen erstrecken. Jeder Artikel, jede Auslassung, jede Nachricht soll mit dem «ceterum censeo» des alten Catilina enden. Wir können mit dieser Parole unter Umständen die ganze internationale Öffentlichkeit gegen die Sowjetunion alarmieren und sogar in die feindliche öffentliche Meinung eine Bresche schlagen. Dieser Feldzug muß mit Konsequenz und Zähigkeit geführt werden. Er darf nicht von einem Tag auf den anderen anfangen und angehalten werden, sondern er soll ein Propagandastück auf Dauer darstellen. [...] Abends sind Speer und Ley bei mir zu Besuch. Wir besprechen fast ausschließlich das Thema des totalen Krieges. Ich stelle dabei fest, daß wir in allen grundsätzlichen Fragen vollkommen übereinstimmen. Sowohl Speer wie Ley sind in ihren Ansichten sehr radikal. Ley hat vor allem bei seiner Reise nach Ostpreußen seinen Radikalismus nur genährt. Er führt auch Klage über die Parteiführerschaft, die zu einem gewissen Teil wenigstens den erhöhten Anforderungen der Gegenwart nicht mehr gewachsen ist. Gauleiter und Reichsleiter führen heute vielfach noch ein privates Leben, das in keiner Weise den gegenwärtigen Tatsachen Rechnung trägt. Man müßte darüber gelegentlich einmal dem Führer Vortrag halten. Im übrigen sind uns dreien die Totalisierungsmaßnahmen in keiner Weise ausreichend. Es muß deshalb weiter gehetzt und angetrieben werden. Zu diesem Behuf berufe ich für nächsten Freitag eine neue Massenkundgebung im Sportpalast ein, die ich wieder mit richtigen alten Parteigenossen bestücken lassen will. Möglichst viele Prominente sollen dazu eingeladen werden, und ich werde eine Rede halten, die an Radikalismus alles bisher Dagewesene übertrumpft. An der Reaktion aus dem Publikum können dann die Prominenten feststellen, wie eigentlich der Hase läuft. Manche hohen Behörden- und Parteiprominenten haben den Kontakt mit dem Volke schon so weit verloren, daß sie gar nicht mehr wissen, was das Volk eigentlich will. Das muß ihnen durch eine solche Veranstaltung wieder einmal plastisch

vor Augen geführt werden. Ley hat eine ganze Reihe von brauchbarsten Vorschlägen. [...] Speer ist in seinen Anschauungen durchaus auf meiner Linie. Er gewährt mir eine große Hilfe bei meinen Vorschlägen beim Führer. Im übrigen kann ich feststellen, daß der Führer noch nicht einen einzigen meiner Vorschläge abgelehnt hat. Auch meine neuen Maßnahmen bezüglich der Optik des Krieges in Berlin sind von ihm gebilligt worden. Der Führer ist viel radikaler, als man allgemein annimmt, wenn wir es nur verhindern könnten, daß die Halbstarken sich immer wieder Zugang zu ihm verschaffen und ihn nach der flauen Richtung hin zu beeinflussen versuchen. Aber das wird ja auch auf die Dauer aufhören. Ausschlaggebend ist der Verlauf der nächsten Massenversammlung im Sportpalast. Ich werde diese Versammlung wieder über alle Sender übertragen lassen, um damit auch auf die öffentliche Meinung in den einzelnen Gauen einen Druck auszuüben, so daß also ein Gauleiter, wenn er sich gegen diese oder jene harte Maßnahme bisher noch geweigert hat, sich vielleicht doch bequemen wird, das bisher Versäumte nachzuholen, weil er sonst allzustark unter den Druck der öffentlichen Meinung gerät. Wir müssen jetzt wieder die bewährten Kampfmittel aus der Zeit vor 1933 zur Anwendung bringen. Auch da sind wir manchmal etwas demagogisch verfahren; aber es hat doch fast immer zum Erfolg geführt. Eine gute Demagogie ist durchaus keine verächtliche Sache; wenn man sie für ein großes Ziel einsetzt, dann hat sie auch schon ihre moralische Begründung. Ich bin dazu jetzt mit aller Rücksichtslosigkeit entschlossen. [...]

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Jürgen ist tot. Am 2. Februar bei Slawiansk gefallen. Der Dekan der theologischen Fakultät überbrachte die Nachricht.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Geldern**

Heinz ist tot. Als ich gestern abend von einem Marsch von etwa 50 km (13 Stunden) zurückkam, erhielt ich die traurige und schwere Nachricht. Wie hat Lullu die Todesnachricht bekommen, und wie geht es ihr? Ich war im stillen darauf gefaßt, denn Flecktyphus geht fast immer so aus. Trotzdem hat es mich tief erschüttert. Es ist hart, sehr hart. Wir Soldaten haben an der Front den Tod anders kennengelernt, als Ihr ihn in der Heimat sehen mögt. Uns ist er nicht eine Macht, die plötzlich alles verändert und den Tag aus den Fugen reißt. Er wurde uns vertraut; und wenn er kam und an einem Kameraden das tat, was Gott so bestimmt

hatte, dann ließen wir ihn stumm sein Werk tun, wir bissen die Zähne fester zusammen und gehorchten, marschierten und kämpften weiter, wie die Pflicht es befahl. So machte uns der Anblick oder der Anhauch des Todes nicht verzagt, sondern mutig und trotzig, nicht schwach, sondern stärker, nicht zweifelnd, sondern zielbewußter und sicherer.

Nicht, daß wir verhärtet wären, nein, wir sind nur härter geworden. Und wir sahen in einem toten Menschen nicht etwas Fremdes oder gar Abschreckendes, sondern uns war, als wäre der tote Kamerad plötzlich weggehoben, und das, was bisher seine Aufgabe gewesen war, gehörte nun zu unserer Aufgabe hinzu, und seine Pflicht wurde ein Teil der unseren.

Wir müssen nun erst recht an den Sieg, an Gott, an das Leben, an die Zukunft glauben. Wenn Gott ein Dasein beendet, dann geschieht das nicht zufällig, mögen wir die Zusammenhänge auch nicht erkennen. Ich denke an Heinz, mit dem ich so manche Stunde bei Wein und Musik verbracht habe, mit dem ich so schöne Radfahrten an den Rhein, in die Eifel gemacht habe – ich denke an ihn in stiller Trauer.

Ich gebe Euch ganz fest meine Hand, Euer Sohn.

Wiesendahl, Richard **Ahlfeld**

Sehr geehrte Frau Beckermann!

Zu dem herben Schicksalsschlag, der Sie und die liebe Familie durch den Heldentod Ihres lb. Sohnes betroffen hat, spreche ich Ihnen auch im Namen meiner Familie das herzlichste Beileid aus. Warum mußte dieses Talent, das mit so großer Sorge und Liebe groß geworden ist, fallen? Gott tröste Sie in Ihrem Schmerz.

Mit stillem Gruß, Ihr Richard Wiesendahl.

Lemmerich, Carl und Luise **Ahlfeld**

Meine liebe Frau Beckermann, tief erschüttert hat auch uns die Nachricht, daß Sie Ihren lieben Jungen verloren haben. Er hat sein junges Leben geopfert für Deutschland, damit wir leben. Dank dem tapferen Soldaten, auch Ihnen der guten Mutter.

Sie müssen nun versuchen, Ihr Leid tapfer zu tragen. Ihre Kinder und Großkinder werden Ihnen zur Seite stehen.

In großer Verehrung senden wir Ihnen, liebe Frau Beckermann, stille Grüße.

Carl und Luise Lemmerich

Buss, Wilhelm *1913 (an der Newa)

Am Morgen gibt es plötzlich ein höllisches russisches Artilleriefeuer. Unsere Artillerie fängt auch aus allen Rohren an zu schießen. Wir bekommen dann auch gleich die Durchsage: «Der Russe greift an!» Wir haben genügend Munition bekommen und schießen aus unserm Rohr heraus, was wir nur können. Alle naselang greift der Russe mit Panzern an, und die holländische Pak erzielt gute Erfolge. In einer halbstündigen Feuerpause der Russen liegt auf einmal Gustav neben mir. Er will mal eben sehen was bei mir vorne los ist. Nach ein paar Minuten sagt er: «Dat is mi 'n bäten to gefährlich, ick goh wedder torüg!»

Gleich nachdem höre ich einen schweren Einschlag hinter mir, und schon kommt ein Muniträger bei mir an und schreit: «Ich glaube, ich bin als einziger noch am Leben!»

Ich renne zurück und sehe die Bescherung. Ein Munischütze hat einen Splitter in den Nacken gekriegt. Einem anderen sind beide Beine schwer demoliert worden. Wir legen beide in den Bunker. Dann finden wir 15 m weiter Gustav auf dem Rücken liegend. Er hat einen großen Splitter in der Herzgegend in die Brust gekriegt. Er hat die Augen geschlossen. Wir tragen ihn zu unserm Bunker. Auf dem Wege dorthin sehe ich, daß seine Augen brechen.

Als ich Gustav die Augen zudrücke, schießen mir die Tränen in die Augen. Mein Gustav ist tot! Fast eine ganze Stunde brauche ich, um die Tränen zurückzudrängen. Es ist das erste und einzige Mal im Laufe des Krieges gewesen, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte. Gustav war in Frankreich als 18jähriger Rekrut zu mir gekommen, ich hatte ihn ausgebildet, und er war die ganze Zeit in unserem 4. Zug gewesen. Inzwischen war auch er Unteroffizier geworden und hatte sich das EK 1 und 2 erworben. Er war ein hübscher, schlanker Kerl, nur ein paar Zentimeter größer als ich.

Der Kampf geht bis zum Abend weiter, und der Russe wird zurückgeschlagen. Die holländische Pak hat im Laufe des Tages 11 Panzer abgeschossen, im ganzen sollen es 18 Stück in unserm Abschnitt gewesen sein.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Heute liegt eigentlich ein Grund zum Feiern vor, denn Heinz und ich, wir sind heute 500 Tage Soldat! Der Sonnabend war ein ruhiger Tag. Vorm. gründlich geschlafen, dann gleich in die Sauna gestiegen. Es war

angenehm heiß. Nach der Bohnensuppe in den Dienst. Verschiedene Leute mußten Stellungswechsel machen, denn an der Decke tropfte es unaufhörlich. Grund: das heftige Tauwetter, das heute herrscht. 3° Wärme und heftiger Westwind. Als bei dem Brand das Dach der E.S. weggerissen wurde, schneite es in den folgenden Tagen heftig. Später setzte man das neue Dach auf und ließ ganz seelenruhig den Schnee auf dem Boden liegen. Nun taut es und der Schnee rinnt als Wasser durch die Decke. Das ist grotesk, denn es regnet nicht, das Dach ist heil und schneefrei und doch tropft es. – Zur Abwechslung brennt heute mal wieder das Licht nicht. Viele Grüße Euer Eckart.

Heinz-Felix M. 1913–1983

An Margot Broisch

Meine liebe Margot! **Lappland**

Nach diesem Brief kann ich nur noch schreiben «Meine liebe».

Meine Mutter hat mir einmal gesagt, ich solle auf den 26. achten, das wäre allemal ein Glückstag. Wie dem auch sei, heute ist ein Brief angekommen, der mir den Tag wahrhaft zum Glückstag gemacht hat. Ich habe ihn mit großer und dankbarer Freude gelesen.

Nach allem, was ich bis dahin erlebt hatte, kam Ihr Brief an den Unbekannten und ich habe dann die Gelegenheit zur Ablenkung aufgegriffen.

Hätte ich geahnt, daß Sie einen so starken Eindruck auf mich machen würden, daß Sie mich völlig umkrempeln würden, so hätte ich wohl damals, noch unter dem Eindruck der letzten Vergangenheit, den Briefwechsel nicht aufgenommen, zumindest nicht so stark forciert. Denn ich hatte mir für die Zukunft vorgenommen, jede gefühlsmäßige Bindung abzustreiten. Eine gewisse Reminiszenz wird wohl dabei ihre Rolle gespielt haben.

Heute hätte ich mich geohrfeigt, wenn ich Ihren Briefaustausch versäumt hätte.

Seit einigen Wochen schreibe ich nicht nur aus Zeitvertreib oder Dankbarkeit an Sie, sondern aus Freude. Ein Glücksgefühl zwingt mich dazu. Große verstandesmäßige Überlegungen anzustellen, ist hierbei sinnlos. Ich habe bis vor kurzer Zeit den Standpunkt vertreten, daß es belanglos ist, ob ich einmal nach Hause zurückkehre oder nicht, da keiner von meiner Rückkehr einen Schaden hat oder Vorteil. Jetzt sieht die Geschichte allerdings anders aus. Zur Zeit ist die Situation für mich derart, daß ich weiß, ich würde um vieles Schöne betrogen werden, sollte ich auf das Glück, Sie zu sehen, verzichten.

Noch größer wäre das Glück zu wissen, daß ich selbst nicht nur etwas zu erwarten habe, sondern selbst erwartet werde. Dem gilt mein Werben um Sie. Wie Sie sich selbst dazu stellen, vermag ich nur zu wünschen, nicht zu wissen. Daran aber glaube ich doch trotz Ihrer anscheinend kritischen Einstellung zum Leben, daß Sie es mir gestatten werden zu werben, bis Sie selbst zu einer endgültigen Entscheidung entschlossen sind.
Und ich bin doch Optimist!
Sie bezeichnen sich als Laie in Ehedingen. Ja, kann man darin überhaupt Fachmann sein? Die Dummen lernen es so oder so nie. Kluge Frauen aber werden eine Ehe stets so gestalten, daß der Mann Anlaß findet, immer aufs Neue um die Gunst seiner Frau zu werben, damit er sie nie als selbstverständlich hinnehmen und dadurch gleichgültig gegen sein Glück würde, weil er es nicht auch zu ermessen vermag.
Nun aber muß ich doch schließen. Mitternacht ist bereits vorüber und das ist schlechte Zeit zum Philosophieren. Darum für jetzt recht gute Nacht und viele herzliche Grüße Ihr Heinz

Calden, Karl-Friedrich *1919 **Finnland/Ostkarelien**
An seine Eltern, Ostheim, Rhön
Meine Lieben!
Besten Dank für Euren lieben Brief v. 29. 1. Nun rückt mein Urlaub immer näher. Auf diesen Brief braucht Ihr mir nun keine Antwort mehr schicken, da sie mich doch nicht mehr erreichen würde. Urlaubssperre, wie Ihr annahmt, ist bei uns nicht. Im Gegenteil, bei uns fahren jetzt mehr als zuvor. Die Fahrerei ist allerdings sehr langwierig und umständlich. Zu Hause weht dann schon die Frühlingsluft, wenn ich komme. Hier schneit es ja immer noch tüchtig. Ohne Schi ist einfach kein Durchkommen, so hoch liegt er schon. Sonst ist hier alles noch in Ordnung. Tausend Grüße sendet Euch Euer K. F.

Saak, Wilhelm 1915–1945 **bei Rostow**
Liebe Eltern!
Euer Sohn lebt und ist gesund. Keine Sorgen machen, wenn ich mal längere Zeit nicht schreiben kann.
Trotz unseres Zurückgehens [Rückzug über den Ssal und Manytsch nach dem mißlungenen Befreiungsunternehmen für Stalingrad. Dieser ging hinhaltend vonstatten, womit man zu verhindern suchte, daß die im Kaukasus stehenden deutschen Truppen abgeschnitten wurden. Erst als die Kaukasustruppen bei Rostow über den Don gegangen waren, zog

sich auch das LVII. Panzerkorps, zu dem Saak gehörte, über Don und Dnjepr zurück.] bekommt der Russe tüchtig einen auf den Deckel. Ich denke aber, daß wir jetzt bald auf unsere Auffangstellung stoßen werden, dann haben wir bis zum nächsten Einsatz sicherlich erstmal etwas Ruhe und dürfen eventuell mit Urlaub rechnen. Der Russe hat bei unserm Rückzug gewaltige Verluste gehabt, die er so schnell nicht wieder ersetzen kann. Ich hoffe zuversichtlich, daß wir noch in diesem Jahr die alten Gebiete ohne große Verluste zurückerobern können.
In diesem Winter leben wir hier draußen entschieden besser, als im vergangenen Winter. Soeben habe ich mir zum Abendbrot wieder ca. 1 Pfund Hammelfleisch gebraten. Auch an Rauchwaren bekommen wir immer noch genug.
Habt Ihr inzwischen das Hammelfett bekommen, das ich Euch geschickt habe? Dann habe ich für Mutter ein Päckchen Bohnenkaffee und für Vater einige Zigaretten abgeschickt, sind die schon da?
Jetzt warte ich dringend auf Post von Friedchen, ob alles gut gegangen ist. Habt Ihr das Geld für die Blumen bekommen? Euer Sohn Willi.

Hotzel, Siegfried 1894–1992 **Tomaszow**
Es kommen immer wieder neue Unglücksnachrichten von der Ostfront. Im südlichen Abschnitt ist die Lage sehr kritisch; dort geht es unaufhaltsam zurück, und eine Festigung der Front ist nicht zu erkennen. Der Kampf in Rußland verbraucht unsere Kräfte in einem unerträglichen und unverantwortlichen Ausmaße. Wie soll das erst werden, wenn im Westen der Gegner mit frischen Truppen und großer Materialüberlegenheit zum Generalangriff gegen uns antritt?

Pröbstle, Alfred *1922 **Valnesfjord**
Ich bin während meiner Militärzeit mit verschiedenen deutschen Stämmen ausgekommen. Und so habe ich sie erlebt: Über die Preußen brauche ich als die Vertreter des Militarismus kein Wort zu verlieren. Die Schlesier sind nicht besser, fast schlechter. Die Bewohner der Küste (sowohl Ostsee als Nordsee) sind recht annehmbar, nette und patente Kerle (Hamburg ist dabei großenteils ausgenommen; da ist viel Großstadtpöbel darunter). Die Westfalen sind gemischt. Sie haben manches von preußischer Sturheit. Sie sind starke Säufer. Sie können aber auch, wenn man ihnen recht ist, ganz nett sein. Die Rheinländer sind ein sehr lebhaftes, lustiges, aber charakterloses Pack. Die Badenser sind sehr nette, gemütliche und anständige Leute. Die Schwaben sind ihnen zwar ähnlich, aber schlechter, stur, dickköpfig und oft jähzornig. Sie sind

Lüga, 13. 2. 1943. (Sonnabend)

DIE DEUTSCHE ARBEITSFRONT
NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude"
Reichsdienststelle

Wehrmachtveranstaltung

SINFONIE-KONZERT
DES
BERLINER TONKÜNSTLER-ORCHESTERS

Dirigent: Josef Beer-Balay

Solisten: Hildegard Fritzen, Georg Thönnessen

1. Ouvertüre „Figaros Hochzeit" ..... *W. A. Mozart*
2. Arie der Susanne aus „Figaros Hochzeit" ..... *W. A. Mozart*
3. Violinkonzert ..... *Max Bruch*
4. 5. Sinfonie ..... *Beethoven*

Die Veranstaltung wird durchgeführt von der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" im Auftrage des Oberkommandos der Wehrmacht und in Verbindung mit dem Sonderreferat Truppenbetreuung im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda.

D 7343

sehr nett den Schwaben gegenüber und denen gegenüber, die sie in ihren Kreis aufgenommen haben. Mit Bayern bin ich nicht viel zusammengekommen. Sie sind etwas derb, aber anständig und humorvoll. Die Österreicher sind sehr nette, zuvorkommende, freundliche und höfliche Menschen, allerdings schlacksig, schmudlig und und nicht gerade sauber. Die Sudetendeutschen haben einen seltsamen Charakter. Abgesehen von ihrer Eigentümlichkeit und ihrer schrulligen Art können sie ganz annehmbar sein. Die Sachsen sind nett, gemütlich und umgänglich, aber manchmal falsch und süßlich. Die Thüringer sind den Sachsen ähnlich, nur einfacher und einfältiger. Mit Ostpreußen habe ich auch nicht viel zu tun gehabt. Sie sind rund (auch geistig) und ruhig, lustig, ohne lebhaft zu sein, stur, ohne daß man es ihnen übelnehmen kann, weil es einfach Reaktionslosigkeit ist. Nachdem was ich kennengelernt habe, scheint es im Rheinland nur drei Berufe zu geben: Reisende, Gelgenheitsarbeiter und alles, was mit Bühne und Schaustellung zu tun hat.

Zucker, Helmut † 1944

Liebe Hulda! **Luga am Ilmensee**

Anliegend wieder ein Konzertprogramm, wo wir heute nachmittag waren, also könnt Ihr Ort und Tag wieder selbst hinzusetzen. Wenn schon das erste Konzert alle begeistert hat, so war dies – wenigstens für hiesige Verhältnisse – einfach gewaltig. Nach der Rosenarie aus Figaros Hochzeit sang als Einlage ein offenbar hier «ansässiger» Oberleutnant das Lied an den Abendstern aus Tannhäuser. Und endlich, als Zugabe vom Orchester: Les Préludes von Franz Liszt! – Ein Grund mehr, daß ich in meiner Stube (evtl. wird sie vorher noch frisch gemalt) wieder den Ausspruch von Baldur von Schirach an die Wand mache: Jeder deutsche Mensch besitzt die Zauberflöte Mozarts und besitzt Weimar. Das ist es, was wir gegen den Feind zu verteidigen haben, was wir ihm gegenüber behaupten müssen und was in dieser gegenwärtigen Auseinandersetzung siegen muß, um das Ansehen und die Würde dessen, was Menschenantlitz trägt, zu retten.
Hzl. Gruß Helmut

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Gerade ist unser Pope mit vielen Dankesbezeugungen und einem Arm voll kostbarer Meßgewänder abgezogen. Wir haben den Schwung gestern aus Puschkin mitgebracht. Beiliegend von ihm eine Bestätigung über den Empfang mit dem Vermerk, daß er mir für meine Freundlich-

keit einige alte Ikonen geschenkt habe. Im Brief liegt auch noch ein Bild aus früheren Zeiten. Ganz so interessant war unser Fund ja nicht.
Von Bo. erhielt ich Kaffee, erworben von den Spaniern. Er geht heute mit 2 Zigaretten als Päckchen ab. Morgen werde ich Schmelzbutter, allerdings gemischt mit etwas Schweineschmalz und Margarine fertig machen. Bo. erhielt zum Tausch von mir Wein und Tabak. Wir wurden natürlich wieder gut von ihm bewirtet.
Am Vortage war es in der erwähnten Gegend etwas ungemütlich. Nach 2 Stunden Trommelfeuer versuchte der Russe mit ca. 100 Panzern durchzubrechen, um den Flaschenhals zu verengen. Stukas haben ihn klein gemacht. Er scheint noch etwas vorzubereiten. Wir sehen den Dingen jedoch mit großer Ruhe entgegen. Das Obige ist ja aus dem Wehrmachtsbericht schon bekannt.
Von der 6. Armee ist natürlich der größte Teil in Gefangenschaft geraten, auch die Generäle. Besser wäre es gewesen, in der Heimat nicht so viel Geschrei um den totalen Krieg zu machen. Das sieht ja so aus, als wenn es zu Ende ginge.

Cwojdrak, Günther *1924 **U-Gefängnis Munsterlager**

Bei mir sind Nietzsche und Oscar Wilde. Bessere Gesellschaft könnte ich mir nicht wünschen. Sentiments darf ich mir in dieser Lage nicht erlauben; helfen können nur harte, kalte Gedanken. Wie kann man jemand die Freiheit nehmen, der noch nie glaubte, sie besessen zu haben?
Ich weiß, daß man sämtliche Stimmungen auf das Papier übertragen kann; habe große Lust, über Wohnkultur zu schreiben. Meine Wohnung besteht zwar nur aus einem Zimmer, dieses ist aber von auserlesenem Geschmack. Bei näherer Betrachtung fallen die Wände eigentlich am meisten auf. Sie sind nicht mehr makellos, doch noch ziemlich weiß. Ihr Schmuck liegt in der Schmucklosigkeit. Das gilt auch für das gesamte Mobiliar. Fast klassisch in ihrer strengen Formschönheit, geradlinig, gekantet: die Pritsche. Angefertigt aus dem edlen Holz deutscher Wälder, in das schon viele Germanen ihre Runen gegraben haben.
Ergänzt wird die Einrichtung durch einen an sich überflüssigen Schemel, der wohl, nicht zuletzt seiner wackligen Dreibeinigkeit wegen, mehr als Zierde denn zur Benutzung gedacht ist. Der harmonisch in eine Ecke eingefügte Ofen erinnert mich immer an das schöne Lied: «Oh, wie ist es kalt geworden ...»
Es bleiben noch die Tür und das Fenster. Von der aus schweren Brettern

festgefügten Tür und dem mit Drahtfiligran geschmückten Milchglasfenster geht die gleiche beruhigende, das Gefühl absoluter Sicherheit gebende Wirkung aus. Die Tür ist selbstverständlich gut verschließbar und nicht riegellos; die Drahtornamentik des Fensters wird durch ein gußeisernes Gittermuster sinnvoll ergänzt.
Last not least: ein Klingelknopf. Staunend stand ich vor ihm, und es hat lange gedauert, bis ich einmal auf ihn zu drücken wagte. Erst nach nochmaligem, schrillem Klingeln schlurfte jemand herbei: wie bei feinen Leuten.

Werner **Teplitz**

Lieber Herbert!
Habe deine liebe Karte dankend und bei bester Gesundheit erhalten. Es freut mich daß du so schnell an mir gedacht hast. Mit der Zeit bin eine Stufe höher gerückt Arbeitsmann fällt weg. Seit den 2. 2. 43 bin ich zum Vormann befördert, ging das nicht schnell. Am letzten Sontag war Edith hier in Teplitz gewesen. Schade daß du nicht hier gewesen bist. Da konnstes du sie dir mal richtig ansehen. Sie war 6 Stunden bei mir gewesen. Die 6 Stunden waren so kurz das kannst du dir ja garnicht vorstellen am schlimmsten war nachher der Abschied. Jetzt bin ich wieder ganz einfach geworden ich gehe nicht mehr aus immer bleibe zu Hause.
Nun viel Grüße sendet dir dein Freund Werner.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Naumann, Ulla, Ehefrau, geb. 10. 3. 1906 in Zarrentin
Säugling: männlich, Gew. 3400 gr, Länge 56 cm, Kopfumf. 35 cm, † 14. 2. 43, Lebensschwäche (angeborener Herzfehler)
Verlauf: 20.00 Wehenbeginn, 20.00 vorzeitiger Blasensprung, 23.05 Geburt, 23.45 Placenta, 23.50 2 ccm Secacornin
III. Partus. Normaler Verlauf, ging am 8. Tag nach Hause.

Schmiedeknecht, Hans *1911 **Nordafrika**

Gestern 16 Uhr mit Zelt-LKW ab. Marsch durch die Wüste. Herrliche Mondnacht. 24 Uhr Rastplatz bei Meheri-Zellens. Melder für Abteilung. 1 Uhr Schlafen; Zeltplan über den ganzen Kerl.
Bekanntgabe der Lage. Wechselbesatzung und ich müssen zurück. Fahrt an brennenden LKW's und Strohschobern vorbei. Große Kolonnen aller Waffen rücken nach vorn.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**

Gegen 2 Uhr morgens, wir pennten gerade so halb, hieß es: «Essen fassen». Wir traten in einen hohen, warmen Raum, der durch Stallaternen dürftig erhellt war. 2 Schwestern teilten eine dicke Nudelsuppe aus. In ihren Gesichtern schien durch die Müdigkeit ein froher Ernst, der sich auf uns alle übertrug.

Um 11.30 Uhr passieren wir «Koriswaka» [?] und rasen nun Alexandrija-Dnjepro-Petrowski zu. Die Landschaft gewinnt mehr und mehr an Reizen: Im Hintergrund dreht friedlich eine Windmühle ihre Flügel, vorne reihen sich zwar sehr einfache, aber saubere, nette, strohgedeckte Häuschen. Dazwischen stehen schlanke Reihen von Pappeln. Ein eigenes, aber reizvolles Bild.

Da fällt mir gerade noch zweierlei ein, das ich vergaß: 1. wir kamen über Ratiborhammer, meinen RAD-Entlassungsort! 2. prägte ich mir eine Mutter mit Kind auf einem russ. Bahnhof besonders ein. Der zerlumpte Junge trug in der Tasche einen toten Spatzen. Einmal griff er in die Tasche, nahm ihn ohne Scheu in die Faust und betrachtete den baumelnden Kopf. Gefühllos im wahrsten Sinne des Wortes.

Es ist jetzt 19.30. Wir liegen seit einiger Zeit in Dnjepro-Petrowsk. Schon ehe wir hier hielten, kündeten (teilweise zertrümmerte) riesige Industrieanlagen, Ölleitungen eine große Stadt an. Mich wunderte nur, daß die Schornsteine noch nicht wieder rauchten.

Ich habe jetzt mehrere Ideen zu Erzählungen od. Gedichten, aber ob ich die Muße finde, die «schwankenden Gestalten festzuhalten»? Vielleicht schicke ich davon einmal etwas an eine Zeitung. Vielleicht auch Bilder, um so einen Versuch zu machen, zur PK zu kommen.

Heute morgen fuhren wir durch zwei größere Städte: Chirowka (8.45) und Suamenka [?] (9.45). Irgendwo hinter oder zwischen diesen beiden lag ein ganzer Zug, Personen- und Güterwagen, umgekippt, zerschossen, ausgebrannt. Vielleicht ein von Partisanen überfallener Vorgänger von uns.

Für einen evtl. Überfall sind wir nur mit einem 2 cm-Flakgeschütz und etwa pro Wagen 10 Karabiner mit je 30 Schuß ausgerüstet. Warum haben nicht alle eine 98K bekommen?

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München **München**

An die Direktorate der höheren Lehranstalten
im rechtsrheinischen Bayern

Betreff: Jahreszeugnisse zum Ostertermin.

Im Anschluß an den RdErl. des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 23. 12. 1942 – E II a (ClaF) 28/42 E III a (b) – (MBl. WEV 1943 Seite 5) wird folgendes verfügt:

1. Die Direktorate stellen die Namen derjenigen Schüler(innen) fest, die an Ostern die Schule verlassen, um in einen Beruf einzutreten.
2. Haben diese Schüler(innen) den Nachweis erbracht, daß sie ihre Stelle am 1. April 1943 antreten werden, dann erhalten sie – vorausgesetzt, daß sie nach Haltung und Leistung entsprochen haben, – bereits am Entlassungstage, also am 27. März 1943, das Versetzungszeugnis gemäß Ziff. 7 der ME. vom 18. 3. 1941 Nr. VIII 12549.
3. Werden solche Schüler bereits vor dem Entlassungstag zum Wehrdienst bezw. Arbeitsdienst einberufen, dann erhalten sie das Versetzungszeugnis bei entsprechender Führung und Leistung gleichfalls am 27. März 1943

i. A. Dr. B.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)

1. –
2. 6. Gr. Klassenarbeit
3. Die drei Multiplikationsgesetze; Viereck
4./5./6. Öffentl. Luftwarnung

Eine Arztfrau *1892 **Achterhoek/Gelderland**

Wir leben in einer ständigen heftigen Spannung. Im ganzen Land werden unsere Jungen geraubt. Überall sind Überfallwagen und werden Jungen von 18–25 Jahren aus den Häusern geholt oder aus Autobussen, Fabriken und anderen Plätzen. Von allen Fachhochschulen und höheren Schulen sind die obersten Klassen leer. Alle Jungen sind sog. untergetaucht, und jeder trifft seine Vorsichtsmaßnahmen. Bis jetzt waren die Grüne Polizei und die W.A. noch nicht in unserem Dorf, aber wir haben doch eingreifende Maßnahmen getroffen. Paul und Adri sind auf dem Bauernhof von Jan van Meerten und bleiben dort ein paar Tage in der Knechtekammer versteckt. Niemand, außer Cora und Jan van Meerten, die ihnen ihr Essen bringen, weiß davon. Es ist da natürlich kalt. Ich denke, sie werden die meiste Zeit im Bett liegen, ganz und gar

angezogen, damit sie beim ersten Zeichen von Gefahr über die Heuschober weg in den Wald und die Heide flüchten können. Wo André steckt, wissen wir nicht genau. Rob arbeitet beim Bauern und Rudi auch.
Wenn nur die Mädchen bei uns weiter in Sicherheit sind. In Den Haag ist nämlich die ganze Haushaltungsschule aufgegriffen worden. Auch in Zevenaar sind viele Mädchen, die in den Turmac-Fabriken [Zigaretten] arbeiten, weggeholt worden.
Unser Haushalt ist durch dies alles wieder mal sehr schwer belastet. Die untergetauchten Jungen können nichts tun, und allerlei Extradinge müssen Ada und Liesbeth tun. Adri und Rob brauchen dringend ihre Kleider. Erst hatte Liesbeth geplant, einen Tag nach Utrecht zu fahren, um allerlei zu holen und etwas Ordnung zu schaffen. Als Chris davon hörte, wollte er das absolut nicht, denn es ist verschiedene Male passiert, daß die Mädchen, die aus demselben Grund auf das Zimmer ihres zukünftigen Mannes gingen, aufgegriffen und mitgenommen wurden, so wie Geiseln, um die Männer in die Hände zu kriegen. Ich frage mich wirklich, wie lange diese Spannung dauert. Wenn hier in ein paar Tagen nichts geschieht, dann werden die ‹Untertaucher› wohl wieder überall auftauchen.
Aber gefährlich bleibt es vorläufig, denn wenn man meint, in Sicherheit zu sein, werden die ‹Beschützer› plötzlich aktiv und schlagen zu, wobei es sicher wieder viele Opfer geben wird.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
½9 Uhr auf. Hitze. Vormittag gearbeitet am Moses. Mittags mit K. auf der Promenade. [...] Abends Erfrischung, Wind. Die russischen Nachrichten weiter erstaunlich. Man sagt, daß die Deutschen Rostow in Flammen setzen. Man sieht nicht, welche Linie gehalten werden soll. Fast sieht es nach Räumung Rußlands aus. Was Stalin dann tun wird, als unvoraussehbar in «Time» erörtert. [...] Über die deutsche «Trauer». «Ich hatt' einen Kameraden» anstatt des Horst Wessel-Liedes bei der Radio-Mitteilung, daß in Stalingrad «die Kämpfe aufgehört» haben. Die andauernde affektierte Wahrheitsliebe in den Meldungen über das russische Desaster. – Hierzulande wiederholte Ankündigung schwerer Verluste, zunächst in Afrika. – Deutschland hat 4 Millionen Mann an Toten, Gefangenen u. dauernd Untauglich gemachten verloren seit Kriegsausbruch. Es wird kaum mehr noch als ½ Million für den Kriegsdienst neu aufbringen können. – Man kann, wie in Österreich, sagen: «Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.» Wie der Trauer-

Schwindel hat auch das letzte nationale Aufgebot etwas Affektiertes und Verlogenes. – Die Göbbel'sche Propaganda sucht möglichst auf die Angelsachsen mit der «Roten Gefahr» zu wirken.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**
Etwas über 0°. Gestern abend und in der Nacht starker Wind. – Gegen Abend versuchte im SW die Sonne hervorzulugen. [...]
Fevrell hat angerufen. Er hält die Lage im Osten für nicht so schlecht und ist Optimist. Er studiert die Situation gründlich und will an irgend einem Tag kommen und erzählen. – In den Zeitungen keine sonderlichen Ermunterungen. Berlin meint, in Churchills neuester Rede sei ein Unterton von Besorgnis über die U-Boote gewesen. Auch über eine russische Hegemonie in Europa scheint er in Sorge zu sein. Berlin, d. h. die «Essener Nachrichten» sagen, wenn Deutschland besiegt werde, sei ein Krieg zwischen Großbritannien und Rußland unvermeidbar, ein Krieg, in dem das Schicksal Englands feststehe. – London glaubt, die Deutschen wollten sich aus Nordafrika ganz zurückziehen. Wenn dies geschehen ist, kann die Invasion in Europa beginnen. Man glaubt, daß sie sich gegen Sardinien, Sizilien, Korsika und die Dardanellen richtet und ist auf harte Kämpfe vorbereitet. – London erwartet starke deutsche Luftangriffe. – Ein Gerücht, Rommel sei verwundet. – Von 5–¼7 waren Wieds und Bergman zum Tee hier, nett und vergnügt, froh darüber, noch einige Zeit in Schweden wohnen zu können. Ihre Wohnung wird jetzt ausgeräumt, dann ziehen sie hinaus nach Pilkrog. Alma hat von Bob gerade ein Gemälde mit [Wieds] Aussicht gekauft und es ihnen jetzt geschenkt, und sie haben sich sehr darüber gefreut. Es ist jene Stadtansicht, die sie 10 Jahre lang von ihren Fenstern aus gesehen haben. Den Teil der Stadt, der rechts davon liegt, oder das Schloß, hat ihnen der König und die Königin einmal geschenkt. Sie sind kürzlich in Drottningholm zum Essen beim König gewesen und haben ihn phänomenal munter angetroffen. Sie besichtigten mein neues Schlafzimmer und fanden es reizend und gemütlich. Nicht zuletzt das Bild von Humboldts Arbeitszimmer gefiel Gisela. Sie hat Humboldt immer bewundert.
Gestern abend waren Monte und Folke hier, und wir sind die ersten 28 Seiten der drei Bände durchgegangen, den Titel, die Widmung usw. Sie hielten den Haupttitel «The Heart of Asia» für ein wenig zu literarisch. Der Untertitel «History of the Expeditions 1927–35» machte die Sache besser. Folke erhielt 4 neue Tagebücher.
Schrieb ausführlich an Nadolny.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Berlin**

Ich brauchte gestern bei Haegert das Wort großgermanisch, das für mich ein vorab kultureller Begriff einschließlich Englands ist. Haegert bat, davon Abstand zu nehmen, man vermeide das Wort zur Zeit, da der Feind es als Bedrohung nütze (wohl in Schweden). Auch in den Briefen holländischer Freiwilliger streiche man das Wort.

Wir Schleswig-Holsteiner sehen das anders an, wir haben seit fünfhundert Jahren nicht anders als großgermanisch, nämlich in Einheit mit dem dänischen Staat gelebt. Erst die Narretei des Schrifttums der Großschreier konnte aus dem Begriff ein gefährliches politisches Schlagwort machen. – Aber ich werde Haegert den Gefallen tun, er ist einer der besonnenen Männer des Ministeriums.

Nachmittags, nach Jahren des Vorhabens «Peterchens Mondfahrt» gesehen. Wer selbst Märchen schreibt, sei nicht hochmütig gegen andere. Aber wie einfach und dürftig, dieser «Erfolg» vieler Jahre.

Abends kam Werner Daitz zu Gast, fröhlich, ein großer Junge wie immer. Knurrte und schalt und lachte wieder und plante wie immer seine großeuropäischen Wirtschaftsräume. Vieles besprachen wir, einig in der Ablehnung der Schreier vom Herrenvolk, der Wortbrüchigen gegen fremde Arbeiter, die vertrauensvoll zu uns kamen, voll von stillem Stolz auf unser Volk und sein Werk, in Sorgen um sein Brot und um die Erhaltung seiner Einheit.

Welche unbegreiflichen Fehler sind begangen aus Überheblichkeit; man träumt im Bild Friedrichs von Preußen und denkt nicht an das Schicksal Karls des Zwölften!

Vieles noch erfuhr ich, was dieser überall horchende und überall willkommene Werner Daitz wußte; er, den das Schicksal aus meiner nächsten Nachbarschaft aufwachsen ließ, der wechselnd Du und Sie zu mir sagt – ich riet ihm zur Einheitlichkeit –, der in allem der unruhige andere Eulenspiegel meiner Landschaft ist. (Eulenspiegel, kein Bürgermeister.)

Nach dem Wesen der Kunst fragte man mich gestern. Ob sie Zerstreuung sei oder Erhebung oder ein Unbestimmbares. Ich meine es so: Wir kommen aus einem anderen, zu dem wir im Tode zurückschreiten. Dazwischen liegt diese Spanne Lebens, und alles, was uns hier an jenes andere geheimnisvolle Vorher und Nachher zu erinnern vermag, ist die Erregung, die, von den Künsten geweckt, uns durchflutet. Sie sind ein irdischer Widerhall der Ferne, die uns entließ und wieder erwartet nach tapferem Leben. Sie beglücken wie die vorgeahnte Erfüllung; sei es der Klang der Musik, das zaubernde Wort der Dichtung oder der Rausch, in

den uns der Anblick eines erhabenen Bildes einer Heiligen zu versetzen vermag.

Kollwitz, Käthe 1867–1945 **Berlin**

Immer wieder geht es einem im Kopf rum: Vaterland, Nation, nationale Ehre. Was ist denn Vaterland? Es ist doch nichts als der Fleck Land, auf dem man geboren ist, wo man aufgewachsen ist zwischen Vater und Mutter, wo man in die Sprache und Landschaft hereingewachsen ist. Des Menschen Vaterland – auch des von Deutschen abstammenden – kann überall in der Welt sein. Der Begriff von Ehre ist da noch gar nicht vorhanden, nur von Heimat. Ein Gefühl von Wärme und Liebe ist um das herum was man Heimat nennt.

Heimat erweitert sich von selbst zum Vaterland. Viele Menschen um einen herum, die dieselbe Sprache sprechen, in derselben Landschaft aufgewachsen sind, bilden das Vaterland. Als Storm Husum verlassen mußte blieb er immer noch auf deutschem Boden, aber in seinem Abschiedsgedicht sagte er: «Kein Mann gedeihet ohne Vaterland» und mir will scheinen, als ob er da Heimat und Vaterland zusammenwirft.

Der gefährliche Begriff der «Ehre». Er ensteht aus einem Verpflichtungsgefühl, das in dem Einzelnen erwächst. Eine Art Gewissen. Es ist «gegen die Ehre eines Menschen» wenn man ihm vorwerfen kann oder er sich selbst vorwirft, daß [er] Aufgaben die an einen gestellt sind und die man vor seinem Gewissen als zu Recht bestehend anerkennt, vernachlässigt. Es ist eine ganz innere Angelegenheit. Keinem Menschen kann seine Ehre von außen genommen werden. Jeder Mensch kann sie sich erhalten wenn er nach seinem Gewissen lebt.

Eine Standesehre usw. gibt es nicht, das ist ein Mißbrauch mit dem Wort. Es sei denn, daß [er], wenn er sich als erwachsener Mensch im Rahmen einer Arbeit einer Genossenschaft angliedert, bestimmten Aufgaben, die mit dieser Arbeit zusammenhängen und die er anerkennt, von Mitgliedern dieser Arbeitsgemeinschaft entgegenhandeln sieht. In dem Sinn kann man z. B. von ärztlicher, anwältlicher usw. Ehre sprechen.

Aber die «nationale Ehre»? Sie besteht bestimmt nicht in Größe, Macht und Ansehn. Ebenso wie beim Einzelnen kann sie nie von außen genommen werden. Ein verlorener Krieg macht nie eine Nation ehrlos. Doch kann und darf zum Kriege gegriffen werden, wenn es sich um Verteidigung von Rechten handelt, die im großen Rahmen einer Nation gegen andere Nationen nun einmal bestehen. Die Verteidigung darf aber nie in Machtübergriffe und -Handlungen übergehen. – Das ist der schwierige Punkt. Jeder Krieg wird in einen Verteidigungskrieg umge-

dreht. In jedem Krieg wird die «nationale Ehre» heraufbeschworen und so entsteht immer dasselbe Bild, daß die leicht entflammbare Jugend sich innerlich aufgerufen fühlt, für die nationale Ehre sich mit dem eigenen Leben einzusetzen. Es ist für unabsehbare Zeit eine Schraube ohne Ende.
Am Mittwoch 9. Februar 1943 stirbt Karl Reitz 56jährig. Während der Probe zu einem Mozart fällt ihm der Bogen aus der Hand, [...]. Am Donnerstag 11. Februar stirbt Laessig 83jährig – auch er ein ganz sanftes Ende. Zuletzt hat er gesagt: «Wir leben nicht – wir werden gelebt.» Dann auf die Seite gelegt und nach einer Viertelstunde war er tot.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
regnerisch & stürmisch, – 1° 4 mm
Stangen in Meter schneiden
Hof & Ställe sauber machen
Jg. aus Berlin-Westend (Zutt) zurück

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Aprilwetter! Sturm. Früh: 36,6. 11 Uhr: Konsultation Hofrat Kaiser. Abreise: Paul Rose, Dr. Behl, vorm. ½1 überraschend Dr. med. Bernhard Ecklentz (Breslau). – Lunch auf 210. – G. bleibt Nachm. im Bett, liest Elis. Schucht «Eine Frau fliegt nach Fernost».

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
Es war vorige Nacht noch der heftige Sturm. Am Tage noch etwas stössig. Jetzt ganz ruhig. Eben Frieda Gesang 1 u. 2 der ‹Odyssee› vorgelesen.
Vom G. F. *Hering* ein freundlich-angenehmer Brief, das «schöne» Februargedicht erscheint in den nächsten Tagen. Er nimmt ferner an, Forts. meiner Lebenserinnerungen – u. schon denke ich, morgen ein Stück ‹Schulzeit› oder ‹Studentenanfänge› zu schreiben.
Die eine, mit heraufgenommene, Hyazinthe entwickelt [...] mehrere gelbe Keime. Was soll daraus erblühen?
Nun warte ich auf Antwort aus Kevelaer, um dann Deuerlich zu schreiben.
Ob Knut Pfister mir noch etwas auf den G. G. schreiben wird?

Gide, André 1869–1951 **Tunis**
Es gibt in Frankreich, und wird es immer geben (ausgenommen unter dem drohenden Druck einer gemeinsamen Gefahr), Parteinahme und

Parteien; das heißt Dialog. Dem verdanken wir das schöne Gleichgewicht unserer Kultur: Es ist ein Gleichgewicht in unterschiedlicher Mannigfaltigkeit. Da steht immer einem Pascal ein Montaigne gegenüber; und, in unserer Zeit, einem Claudel ein Valéry. Manchmal übertönt die eine Stimme die andere an Kraft und Glanz. Wehe aber der Zeit, da eine der Stimmen zum Schweigen gezwungen würde! Der freie Geist beweist sich in der Überlegenheit, nicht der einzige sein zu wollen, der die Stimme erhebt.
Meine Wurzeln, das fühle ich, haften in der französischen Kultur; an sie klammere ich mich mit allen Kräften des Herzens und des Geistes. Ich kann mich von dieser Kultur nicht entfernen, ohne mich selbst aus den Augen zu verlieren, das Gefühl für meine Identität einzubüßen; ich glaube aber, daß die Idee des *Vaterlands*, mit der in Kriegszeiten (wo sie, um die Männer im Kampf zu rufen und unter einer gemeinsamen Fahne zu sammeln, unentbehrlich wird) so viel Mißbrauch getrieben wird, nur unter großen Schwierigkeiten in den Herzen der großen, mehrheitlichen Masse der Ungebildeten fest verankert werden kann; es sei denn durch eine verlogene Vereinfachung. Die mystischen Bedeutungen entgehen der ungebildeten Mehrheit oder lassen sie so gut wie kalt. Es kommt darauf an, die Privatinteressen um eine Einheit, um Frankreich zu bündeln wie um einen Stamm; das gelingt nur, indem man seine Zweige stutzt.

Jung, Carl Gustav 1875–1961 **Zürich**
An Arnold Künzli, Zürich
Sehr geehrter Herr Künzli,
Für Ihre freundliche Antwort danke ich Ihnen bestens. Man muß ihr das Prädikat «common sense» zubilligen. Ich sehe nun besser die begrifflichen Möglichkeiten einer babylonischen Sprachverwirrung, wenn man ernstlich darangeht, Wissenschaft als Objekt zu untersuchen, anstatt sie zu betreiben.
Es ist ja selbstverständlich, daß jedes Zeitalter seine Voraussetzungen hat, denen man um so weniger habhaft wird, je mehr man sich selber über den Kopf zu fliegen versucht. Ich glaube nicht an solch steriles philosophisches Beginnen. Selbst Kant hat mit aller Kritik eben immer wieder die Begriffsmöglichkeiten seines Jahrhunderts verwendet. Mit dieser Arbeit möge sich eine Zukunft an einer Vergangenheit ergötzen. Darum halte ich mich schon eher an die Tat, d. h. das, was wir mit den gegebenen Mitteln erreichen können. Wenn es sich dann später herausstellen wird, daß diese Mittel nicht so gut gewesen sind wie jene, die man

in 100 Jahren haben wird, so kann uns das heute auf keinen Fall kränken; denn wir wissen ja ganz genau, daß man das Bessere, welches nachfolgt, ja gar nie herausgebracht hätte, wenn man nicht heute das Bestmögliche und doch Unvollkommene ins Leben gerufen hätte. Alle Grübeleien, die über den eigenen Kopf hinaussteigen wollen, halte ich für sterilen Krampf und zugleich für einen Vorwand, die eigene Unfruchtbarkeit zu verheimlichen. Diese Art Kritik führt nur zu Meisterschaft der komplizierten Banalitäten, deren platonische Idee mir immer der Philosoph Heidegger verkörpert.
Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener C. G. Jung

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Verbrachte den Morgen mit Korrespondenz und ging dann nach Sutton zum letzten der drei A.P.F. Vorträge. Der Treffpunkt im Haus lokaler Bekannter (ein neues, angenehmes Zimmer) war zum Bersten gefüllt; einige Leute stehen und ein oder zwei andere auf dem Boden. Gelesen aus T. of Y und H. with H., auch das Köln Gedicht. Bernard Nichols dankte mir mit einer sehr würdevollen kleinen Rede dafür, daß ich dem Klub meine «Zeit und mein Genie» geliehen habe – letzteres ein Wort, das ich in bezug auf mich selten zu hören bekomme; ich denke nie an mich dabei. Es hatte einen eigenartig motivierenden Effekt, irgendwie. Es gab einen Alarm, als wir dort herumspazierten und Gewehrfeuer in der Ferne, aber Entwarnung nach einer halben Stunde. Beeilte mich nach Hause wegen Feuerwache um 19 Uhr, stellte aber fest, daß die Reserve schon für uns beide übernommen hatte. Blieb lange auf und las Steinbecks «The Moon is Down».

Miller, Henry 1891–1980 **Beverly Glen/USA**
An Anaïs Nin
[...] Seltsam, daß Du Dich wieder der Musik zuwendest – eine Art Rückkehr zum Vater, stelle ich mir vor! Gut! Ich bezweifle nicht, daß Du eine einzigartige Komponistin abgeben wirst. Du scheinst unerschöpfliche Talente zu haben. [...]
Ich glaube nicht, daß Du einem rasselnden Herzen erliegen wirst. Du wirst Dich einfach hinlegen und sterben, an keiner bekannten Krankheit, sondern aus eigenem Willen – wenn Du bereit bist, Dich zu den Toten zu gesellen. Du wirst mit Zymbeln in den Händen durch das Tor treten. Doch zieh um! Jeder würde Herzbeschwerden kriegen, müßte er diese Treppen hinaufsteigen. [Ihr Arbeitszimmer lag im 5. Stock.]
Bei mir läuft's großartig. Ich habe bloß keine Zeit, alles zu tun, was ich

tun möchte, das ist alles. Tumulthaft ausgefüllt ist sie – diese Periode, die kurz nach Weihnachten begann. Ich wünschte, ich hätte eine Amelia – wie in Louveciennes. Was immer ich jetzt losschicke, jeder Vorschlag, den ich mache, scheint akzeptiert zu werden. Ich glaube, der Grund dafür ist, daß ich mich völlig geschlagen gab. Alles, was geschieht, ist eine Reaktion. Wahrscheinlich hatte ich selbst den Damm aufgebaut. Lieber Gott, jetzt brauche ich die Kraft und die Energie von zehn Männern.

Nin, Anaïs 1903–1977
Ein Brief an Henry [Miller] **(New York)**
Heute erhielt ich Dein Geschenk. Ich wollte nicht, daß Du so viel schickst – vielleicht wirst Du das Geld benötigen. Ich unternahm zweierlei damit: holte mein Radio aus der Reparaturwerkstätte ab und kaufte Papier, auf das ich meine Kurzgeschichten drucken will. Sobald ich mit der Arbeit an Carasses Buch fertig bin, will ich mit den Geschichten beginnen. [...]

Wagner-Régeny, Rudolf 1903–1969 **Sorau/Lausitz**
Die ersten 8 Tage verbrachten wir zusammen. Man schleppte Eimer, Monturen, Kaffee. Wir fegten, wuschen die Fenster, und abends erzählten wir uns Unanständigkeiten. Über Politik sprach nur einer. Er trug das Goldene Parteiabzeichen und war der Meinung, daß alles anders gekommen wäre, wenn im Jahre 1933 die Partei nicht so schonend mit der «Intelligenz» umgegangen wäre. Man hätte einige hundert oder tausend Menschen «hinmachen» müssen.
Mit Rechtsanwalt M. verband mich sofort Sympathie. Während das Zimmer vor dem Schlafengehen gelüftet wurde, gingen wir rauchend den finsteren Korridor auf und ab.
Eines Tages traten wir an, um zum Arzt zu gehen. Wir waren alle kriegsverwendungsfähig.
Das Leben in einer Hitler-Kaserne sollte den Menschen dazu erziehen, seine eigenen Gedanken auszulöschen, wenn möglich auch seine Gefühle anzugleichen an ein gemeinsames Erleben. Um dieses zu bewerkstelligen, benötigte man 8 Wochen Zeit. Wahrscheinlich hat es die Erfahrung gelehrt, daß eine Zucht von dieser zum Ziele führe.
Die Gewaltsamkeit, mit der die eigenen Gedanken unterbunden werden, ist fast wohltätig, weil die spekulative Denkform, in der wir uns bewegen, in eine animalische reduziert wird. Statt logischer Gedankenreihen entstehen präzise Begriffsbestimmungen, die auf das Notwendig-

ste sich hinlenken. Gemeinsame Gefühle werden nicht bewirkt. Noch deutlicher treten aber die voneinander abweichenden physischen Veranlagungen zutage. Der eine geht besser als der andere. Ein dritter kann gut stehen. Dann gibt es Gewandte, solche, deren Hände leicht sind, Menschen, die gut heben oder sich bücken können.
Ungemein verschieden sind die Körper.
Nachdem eine Woche vergangen war, verteilte man uns in die verschiedenen Kompanien.

Wagner-Régeny, Rudolf 1903–1969 **Sorau/Lausitz**

Mein Lieber!
Nun bin ich schon eine ganze Woche Soldat, und wenn ein Zivilist in der Kantine sich blicken läßt, starre ich ihn an wie ein Wunder. Werden Sie mir auch einmal einen schriftlichen Gruß senden? Sind Sie auch ab und zu in dem angenehmen Hause, wo die schönen Mädchen mit dem großen Pfeifenkopf wohnen und sich zu versammeln pflegen? Ja: componieren sie etwa?
Es sind seltsame Fragen, aber sie entsteigen meinem Haupte, während ich die Fußböden scheuere, antrete, im Schneegeriesel stehe und jeden Baum auf diesem Hofe anstarre wie etwas noch nie Gesehenes. Seit gestern bin ich «eingeteilt», und meine Adresse ist die umstehende. Der Hauptmann der 4. Komp. heißt Müller. Er sprach schon 2× zu uns. Männlich, züchtig und gut. Der Filmregisseur von Alten und ein Rechtsanwalt aus dem Tiergarten sind Stubennachbarn. Manchmal wechseln wir im Vorbeigehen verständige Worte. 4–5 Wochen bleibe ich sicher hier. Grüßen Sie Blacher, viel schreiben kann ich nicht.
Es ist pausenlos immer etwas zu tun von 6 Uhr früh an. Und abends bin ich sehr müde. Aber alle nervösen und sonstigen Beschwerden vergehen. Es ist seltsam. Ich glaube, daß ich etwas von einem Bauernburschen bekommen habe. Jedenfalls verändert das hier einen jeden, ich sehe es deutlich an den anderen. So grüße ich Sie herzlichst als ein in der Veränderung Begriffener, aber fürchten Sie nichts, mein Lieber.

Riedl, Tonio *1906 **Metz**

Mein geliebter Raoul!
Vormittag bekam ich Deinen geliebten Brief vom 11. Deine Fragen beantworte ich. Es geht mir gesundheitlich gut. Ich könnte wieder eine schöne große Rolle vertragen. Aber wenn der Homburg zum 20. April kommt, bin ich zufrieden. Privat lebe ich in meiner kleinen Wohnung, die gerade jetzt zur Teestunde, vergoldet durch eine herrliche Vorfrühlingssonne, einen besonders liebenswerten Eindruck macht. Ich lebe fast ganz regelmäßig, schlafe meist 10 Stunden, lese, arbeite, schreibe, denke, phantasiere, schmiede Pläne und bin fast immer allein. Militärisch sollen wir immer noch sicher sein trotz Gerüchten, die melden, daß 150 Theater geschlossen werden sollen. Metz soll bei der Gauleitung und in Berlin einen besonderen Ruf haben dank seiner künstlerischen Leistungen. Was ich mir wünsche? Dich, wenn auch nur für zwei Tage, in Wien zu besuchen. Hoffentlich klappt es bald!
Stolz und glücklich macht mich Dein Satz: «Denn jeder Tag ist es ein Fest, daß Du mir geboren wardst.» Das danke ich Dir, daß Du es auch sagst.
Ich, der ich mich gerne als «Sendling von Menschenliebe» bezeichne und – verzeihe den Hochmut! – mich auch oft so fühle, wünsche Dir zwei gute Tage für München. Ich weiß freilich, daß dort die einzige Quelle des persönlichen Hasses auf mich ihren Sitz hat. Noch gelang es meiner Menschenliebe nicht, diesen Quell zum versiegen zu bringen. Ich wünsche es sehr.
Immer und immer, wo Du auch bist, wenn Du es willst, bin ich bei Dir. Innigst D. T.

Moltke, Hans Adolf von 1884–1943 **Madrid**

Telegramm an das Auswärtige Amt
Geheime Reichssache – Nur als Verschlußsache zu behandeln
Für Herrn Reichsaußenminister persönlich.
Heute besuchte mich im Auftrage des Caudillo [Franco] der Unterstaatssekretär Carrero Blanco, Chef der Presidencia del Gobierno, um mir in Form einer schriftlichen Aufstellung die nachstehenden vertraulichen Informationen zu bringen.
1.) Es feststeht positiv, daß Engländer und Amerikaner ernsthaft wegen eines Sieges der Sowjetunion besorgt sind. Sie wollten durch den Angriff auf Nordafrika den Zugang nach Europa über Sizilien und Marseille suchen, und bei dieser Operation würden die Russen nur eine untergeordnete Rolle als Hilfskraft gespielt haben.
Es feststeht ferner, daß sie für einen raschen Erfolg dieses Planes mit der heimlichen Zersetzungsarbeit rechneten, die durch die Geheim-Freimaurerlogen in Italien und Deutschland geleistet wird, wobei ganz deutlich auf diejenigen Logen angespielt wurde, die sich anscheinend wiederholt in Frankfurt versammelt haben. Dort soll ein gewisser Bruder Herbart, der eine wichtige Schlüsselposition im Reich bekleide, mit den Logen Eindrücke und Aufträge ausgetauscht haben.

Bei einer dieser Versammlungen in Frankfurt sind die deutschen Freimaurer Goethe, Blurenberg und Wolf zugegen gewesen. (Es handelt sich dabei offenbar um Freimaurer-Decknamen.) Die Teilnehmer dieser Versammlungen in Frankfurt haben der internationalen Freimaurer-Vereinigung, die den Engländern völlig zur Verfügung steht, darüber Bericht erstattet und ihre Eindrücke mitgeteilt.

2.) Bei den internationalen Sitzungen der Freimaurerei ist mit völliger Sicherheit davon die Rede gewesen, daß bei der sowjetrussischen Offensive eine Neugruppierung der Kräfte vorgenommen wurde, bei der «abgetretene Truppen» Chans (wahrscheinlich Chiang Kai-sheks) eingesetzt wurden, die für eine gemeinsame Aktion gegen Europa, und zwar im Rahmen einer gegenseitigen Hilfe, vorgesehen waren.

3.) Aus dieser Informationsquelle wird angedeutet, daß neue sowjetrussische Forderungen an Roosevelt und Churchill vorliegen, die das Gebiet der Dardanellen betreffen und sogar Ansprüche auf Teile Nordafrikas zum Ausdruck bringen; diese stören England außerordentlich, da es sich um seine grundlegenden Lebensinteressen handelt.

Schluß der Information; die wenig gegliedert und politisch nicht durchgearbeitete Form dieser Information ist nach Angabe des Staatssekretärs Carrero Blanco darauf zurückzuführen, daß es sich um die wörtlichen Aufzeichnungen eines zuverlässigen Agenten handelt, den Caudillo in Gibraltar hat. Dieser Agent hat eine Unterhaltung hoher Freimaurer, zu denen der «Colonial Secretary» von Gibraltar [Clifford] gehört, persönlich mitgehört und in dieser Form niedergeschrieben.

Unterstaatssekretär Carrero Blanco anheimstellte Verwertung der Nachrichten, legte aber größten Wert darauf, daß weder Gibraltar noch Spanien als Ursprungsort genannt wird, da sonst die Quelle für den Caudillo kompromittiert würde. [...] Moltke

Ribbentrop, Joachim von 1893–1946 **Sonderzug «Westfalen»**

Telegramm an die Gesandtschaft in Agram [Zagreb]

Geheime Reichssache

Nur als Verschlußsache zu behandeln

Der Führer hat entschieden, daß die kroatische Regierung veranlaßt werden soll, sich damit einverstanden zu erklären, daß die Division der Waffen-SS «Prinz Eugen» durch freie Werbung eine neue Division aus kroatischen Wehrfähigen aufstellt. Ich bitte Sie, diese Angelegenheit sofort bei dem Poglavnik [Pavelić] zur Sprache zu bringen und ihm klarzumachen, daß es in der gegenwärtigen Phase des Krieges darauf ankommt, die in Deutschland aufgestellten Cadres vollständig aufzufüllen. Trotz rigorosester Maßnahmen, die jetzt in Deutschland durchgeführt würden, um alle waffenfähigen deutschen Männer zum Frontdienst heranzuziehen, möchten wir doch im Hinblick auf die gewaltigen Kriegsaufgaben ein zusätzliches tun, um dem Feind überall in Europa so stark wie möglich entgegenzutreten. Wir seien überzeugt, daß die Kroaten, die jedem Deutschen als Waffengefährten besonders willkommen seien, am schnellsten und besten für das gemeinsame Kriegsziel eingesetzt werden könnten, wenn sie in einer unter deutscher Führung stehenden Division zusammengefaßt würden. Natürlich kämen hierfür nur solche kroatischen Männer in Frage, die sich freiwillig hierzu bereit erklären.

Erbitte möglichst baldigen Drahtbericht. Ich hoffe, daß der Poglavnik sich ohne weiteres einverstanden erklären wird. Ribbentrop

Ribbentrop, Joachim von 1893–1946 **Sonderzug «Westfalen»**

An den Reichsminister der Finanzen

Lieber Graf Schwerin von Krosigk!

[...] Das Oberkommando der Wehrmacht wird jetzt binnen kurzem die schon seit einiger Zeit gehegten Pläne durchführen, das im kroatischen Volk vorhandene wertvolle Soldatenmaterial möglichst vollständig auszunützen, und zwar weitgehend unter deutscher Führung und Ausbildung. Die aus der Vergangenheit sich ergebenden Erfahrungen und das Erfordernis der Beschleunigung machen es notwendig, daß die Ausnützung der kroatischen Wehrkraft in verschiedenen Formen durchgeführt wird. Erstens sollen die in Kroatien schon vorhandenen nationalen kroatischen Einheiten, insbesondere die kroatischen Gebirgsbrigaden und die kroatischen Sicherungsregimenter, unter deutscher Ausbildung auf einen höheren militärischen Stand gebracht und verstärkt werden. Zweitens sollen einzelnen deutschen Wehrmachts-Divisionen nationale kroatische Brigaden angegliedert werden. Auch diese Brigaden werden kroatische Uniformen tragen und auf den Poglavnik [Pavelić] vereidigt werden. Drittens sollen außer der schon vorhandenen und im Verbande der deutschen Wehrmacht eingesetzten kroatischen Legions-Division noch zwei weitere kroatische Legions-Divisionen beschleunigt aufgestellt werden. Ob diese beiden neuen kroatischen Legions-Divisionen deutsche oder kroatische Uniformen tragen werden, ist noch offen. Es ist selbstverständlich, daß mit dieser Neugestaltung der kroatischen Wehrmacht die Lieferung deutscher Waffen in weit größerem Umfange als früher Hand in Hand gehen muß. Mit der kroatischen Wehrmacht und mit dem Poglavnik ist wegen dieser Pläne schon Verbindung

aufgenommen worden, und die kroatische grundsätzliche Zustimmung dazu liegt vorbehaltlich von Einzelfragen schon vor. [...]
Mit herz[lichem] Gruß und Heil Hitler! Ihr sehr ergebener R

Neubacher, Hermann 1893–1960 **Bukarest**
Killinger, Manfred von 1886–1944
Telegramm an das Auswärtige Amt
Sonderbeauftragter.
Erdölbesprechung mit Marschall Antonescu.
Hatte heute in Begleitung meines Stellvertreters Klugkist ausführliche Unterredung mit Marschall Antonescu, zu welcher auch [Vize-]Ministerpräsident [Mihai Antonescu] aus seinem Krankenzimmer kam. Hauptinhalt zweieinhalbstündiger Unterredung ist folgender: Nachdem ich einleitend den besonderen Auftrag des Herrn Reichsaußenministers mitgeteilt hatte, den Marschall von Rumänien dringend zu bitten, jene Maßnahmen anzuordnen, welche die Lieferung von 4 Millionen Tonnen Treibstoffen für 1943 sicherstellen, mit welchen der Führer bestimmt rechnet, ließen sowohl der Marschall als auch der Ministerpräsident in ihrer ersten Erwiderung keinen Zweifel darüber, daß sie bei aller Bereitwilligkeit, das Äußerste zu tun, diese Ziffer für unerfüllbar halten. Beide beriefen sich darauf, daß sie diesen Standpunkt auch bei den Besprechungen im Hauptquartier [10., 11. Januar] vertreten hätten, und insbesondere der Ministerpräsident berief sich auf seine Besprechung mit Clodius, dem gegenüber er die Vereinbarung über eine solche Liefermenge nicht als eine Verpflichtung, sondern als ein Versprechen bezeichnet habe, für dessen Erfüllung er sich in jeder Weise bemühen werde. Habe erwidert, daß sowohl die rumänischen als auch die deutschen Experten darüber einig seien, daß die vereinbarte Lieferung durch Produktionssteigerung und Umstellung allein niemals erreicht werden könne. Ich wisse auch aus meiner dreijährigen Tätigkeit, daß Rumänien seine Reserven in den Jahren 41 und 42 tatsächlich zur Verfügung gestellt habe. Aus dieser Sachlage ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, durch eine radikale Einschränkung des Inlandsverbrauches die vereinbarte Mehrleistung sicherzustellen. Ich verwies auf die in das zivile Leben tief einschneidenden Maßnahmen Deutschlands zugunsten einer totalen Kriegführung und auf unsere mehrjährige Erfahrung, daß einem nationalen Produktionsapparat immer wieder die schärfsten Einschränkungen zugemutet werden können, ohne die kriegswichtige Produktion schwer zu schädigen. Daraufhin zählte Marschall Antonescu eine Reihe führender rumänischer Industrien auf, welche heute als

reine Rüstungsindustrien bezeichnet werden müssen. Er forderte mich auf, ich möge selbst die Industrien namhaft machen, deren Stillegung durch Verweigerung des Heizöls verantwortet werden kann. Er sei bereit, jede nur irgendwie möglich erscheinende Betriebsstillegung durchzuführen. Er sei sogar bereit, Rüstungsindustrien stillzulegen, wenn Deutschland seinerseits den Ausfall seiner nationalen Rüstungsindustrie deckt. [...]
Neubacher Killinger

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947
Clodius, Carl August 1897-1947
Telegramm an das Auswärtige Amt **Rom**
Citissime/sofort vorlegen
[...] Giannini mitteilte mir heute, er habe Frage Rückberufung italienischer Arbeiter nochmals mit beteiligten Ministern besprochen. Diese hätten ihm übereinstimmend erklärt, daß sie von ihrer vom Duce gebilligten Stellungnahme nicht abgehen könnten und auf schnellster Rückberufung der Arbeiter bestehen müßten. Insbesondere hätten auch Oberkommando der italienischen Wehrmacht und die Staatssekretäre der einzelnen Wehrmachtsteile diesen Standpunkt eingenommen. Selbst Rüstungsminister General Favagrossa, den ich im Hinblick auf sein Interesse an deutschen kriegswichtigen Lieferungen an Italien besonders darum gebeten hatte, sich in unserem Sinne einzusetzen, habe erklärt, er müsse auch an italienische Produktion denken und könne daher bei aller Würdigung des deutschen Standpunktes nicht auf Rückberufung aller Arbeiter verzichten. Giannini schloß seine Mitteilung mit der Erklärung, er sehe nach Lage der Dinge nicht, was er noch tun könne, um deutschen Wünschen zu entsprechen. Er habe in den letzten Jahren wiederholt, wie ich ja wisse, einzelne Minister «vergewaltigt», weder er noch Bastianini könnten aber über die einhellige Meinung des gesamten Kabinetts hinweggehen. Daß der Duce angesichts dieser Auffassung seiner Minister seinen bereits festgelegten Standpunkt noch ändern werde, glaube er ebenfalls nicht.
Bei dieser Sachlage erscheint es mir geboten, daß ich mich bei einer Demarche beim Duce auf einen unmittelbaren persönlichen Auftrag an den Duce berufen kann, was bei den Verhandlungen in früheren Jahren wiederholt mit Erfolg geschehen ist.
Erbitte Drahtweisung.
Mackensen Clodius

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Gestern abend erlebte ich meine größte Freude seit langem. Ich kann sie nur mit der meiner Ankunft in Dachau vergleichen: Louise und meine Eltern haben meine Nachricht erhalten! Ich war dermaßen bewegt, daß ich es erst heute notieren kann. Eine weitere Freude anderer Art: zweimal Stuhlgang und kein Blut! Wie soll ich dem Heiligen für diesen Abend danken? Ich war so glücklich, daß mir die Tränen kamen. Zehn Minuten zuvor erhielt ich meinen Brief vom Januar zurück. Ein Grund dafür war nicht angegeben.

Heute frohlocke ich. Ich bin mehr als zur Hälfte genesen. Ich fühle mich stark und voller Vitalität.

Erich, mein Kompagnon, schenkte mir heute morgen köstlichen Zwieback, mit dem ich mir ein leckeres Frühstück zubereitete. Habe heute besser gegessen. Gestern hat mich Joseph mutwillig übergangen, ich glaube, um mich zu zwingen, ein wenig zu fasten. Aber ich widerstehe dem Verlangen, Brot zu essen. Wenn bis Montag alles gutgeht, werde ich es vielleicht wagen. Im Augenblick heißt es jedoch, vorsichtig zu sein.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

Lublin

Telefongespräche

11 Gen.Oberst Geschonek-Robinson [?] – Flak 8,8 acht Stück, 8×2 ccm für Begleitbatl., 2 cm Flak für Konz.L.

11.30 SSGr.F. Güttner, Berlin – SS Sturmbrigade Reichsf.SS, Ausrüstung, Verlegung, Junkerschulen 6 Mon.Kurs, 9. u. 10. SSDivision, lettische, litauische, kroatische Division, schwere Maschinen aus Dnepropetrowsk n. Dachau, Karabinerfertigung.

12 SS Hptpf. Pfeifer, W.Sch. – Unterrichtung des Führers über 9. u. 10. Division. militär. Lage

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

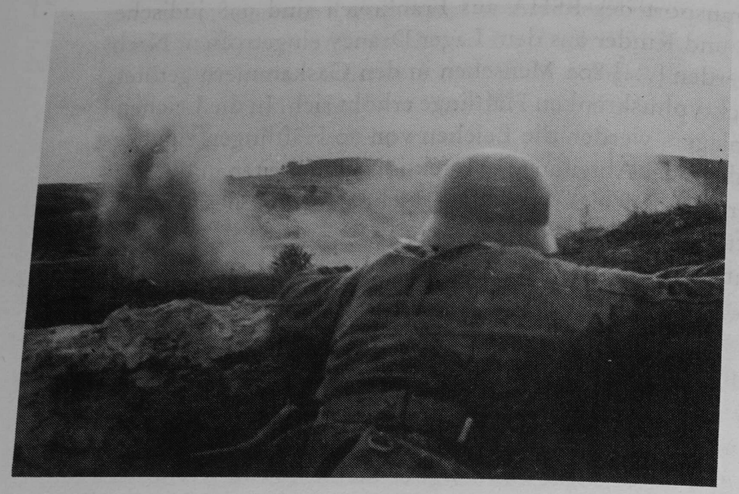
[...] An der Hinrichtungswand auf dem Hof von Block 11 werden 16 Häftlinge erschossen, die am 3., 10., 11. und 12. Februar auf Anweisung des Lagerführers bzw. der Politischen Abteilung wegen Kontakten mit der Zivilbevölkerung wegen des Verdachts, eine Flucht vorbereitet

zu haben, bzw. wegen Fluchtversuchs in die Bunker von Block 11 eingeliefert worden sind. [...]

Mit dem 47. Transport des RSHA aus Frankreich sind 998 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus dem Lager Drancy eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 802 Menschen in den Gaskammern getötet.

Die Zahl der flecktyphuskranken Häftlinge erhöht sich. In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 70 Häftlingen eingeliefert; 62 Tote sind aus der Abteilung für Infektionskrankheiten in Block 20 eingeliefert worden und einer aus dem Nebenlager Golleschau; die Leiche des Häftlings mit der Nummer 72504 ist aus dem Nebenlager Kobior gebracht worden.

Zeitsprung in das Jahr 1939



Zwischentext zum 13. Februar 1943

Der Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht
als Leiter der Anklagebehörde bei dem Sondergericht **Berlin**
An das Sondergericht bei dem Landgericht Berlin

Anklageschrift

1. Der Büroangestellte Georg Leopold Konstantin Ponchel, geboren am 19. Februar 1900 in St.Denis/Seine (Frankreich), zuletzt ohne Wohnung, Franzose, röm.katholisch, verheiratet, bisher nicht bestraft,
2. die Stenotypistin Marguerite Emanuel, geb. Trivière, geboren am 1. Mai 1899 in St. Nazaire (Frankreich), wohnhaft in Berlin-Friedenau, Französin, katholisch, verheiratet, bisher nicht bestraft,
3. der Schlosser Joseph Otto Michel, geboren am 4. Januar 1895 in Mosbach, zuletzt wohnhaft gewesen in Berlin O 34, Franzose, röm.-katholisch, verheiratet, bisher nicht bestraft,
4. die Arbeiterin Angele Margarete Sirigue geb. Rougeron, geboren am 9. Dezember 1913 in Le Creuset (Frankreich), röm.katholisch, verheiratet, nicht bestraft, werden angeklagt.

Ermittlungsergebnis

Der Angeschuldigte, Zivilfranzose Ponchel, hatte sich am 4. Juli 1942 freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gemeldet. Er ist bei der französischen Transportfirma S.A.T.E.R. in Berlin W.35, Großadmiral-von-Koester-Ufer 17 als Büroangestellter eingestellt worden, wo er bis zu seiner am 1. Oktober 1942 erfolgten Festnahme im Lohnbüro tätig war. Diese französische Transportfirma ist dem Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Abteilung Rüstungsbau «Fahrbetrieb» unterstellt. Etwa 75% ihrer Gefolgschaftsmitglieder sind französische Zivilarbeiter, die im Fahrbetrieb selbst und im Verwaltungsdienst eingestellt sind. Ponchel verkehrte viel in Ausländerverkehrslokalen. Dort lernte er Franzosen kennen, die für ihre illegale Ausreise nach Frankreich dringend Ausweispapiere benötigten. Er erbot sich, diesen solche gegen Bezahlung zu verschaffen, und notierte sich sogleich an Ort und Stelle ihre Personalien. An Hand dieser Notizen stellte er sodann im Lohnbüro Fahrausweise und Marschbefehle mit einer Schreibmaschine aus und leitete dieselben mit weiteren fertigen Schreibarbeiten zum Unterschriftenbüro. Nach erfolgter Unterschrift und Abstempelung

nahm Ponchel die nunmehr fertigen Ausweise wieder an sich und verkaufte sie seinen Interessenten. Es konnte festgestellt werden, daß Ponchel je einen Fahrausweis und Marschbefehl an bereits aus ihrem Lager entwichene französische Kriegsgefangene verkauft hat, und zwar an René Moinard, Georg Sylvanus, Luneau für 250,– RM, an Jean Gillet für einige Lebensmittel- und Tabakwaren, sowie an André Bunelle, Maurice Vannel und René Parré für je 400,– RM. Sämtliche Kriegsgefangene konnten schon am Fahrkartenschalter oder im Zuge vor ihrer Abfahrt festgenommen werden. Auch Gillet hatte dem Ponchel auf Verlangen für die Ausweispapiere zunächst 200,– RM gezahlt. Ponchel hat den Betrag jedoch nach seiner Angabe der Freundin des Gillet aus Mitleid zurückerstattet. Ponchel hat jedenfalls durch den Verkauf der Ausweispapiere mindestens 1900,– RM eingenommen.

Ponchel fertigte weiterhin auf Geschäftsbogen der Firma S.A.T.E.R. für im einzelnen namentlich aufgeführte Personen Anträge auf Zuteilung von Lebensmittelkarten an und versah diese mit dem Firmenstempel und einer fingierten Unterschrift. Diese Listen legte er persönlich bei der Kartenstelle 1 des Verwaltungsbezirks Berlin-Schöneberg vor. Auf Grund der vorgelegten Listen erhielt er für jede der auf der Liste verzeichneten Personen den einer Person zustehenden Satz von Lebensmittelkarten. Auf diese Weise hat Ponchel am 14. September 1942 zwei, am 15. September 1942 eine, am 17. September 1942 zwölf und am 21. September 1942 fünf, insgesamt also 20 Lebensmittelkartenserien unrechtmäßig bezogen. Die erschlichenen Lebensmittelkarten hat er sodann an unbekannt gebliebene Personen für insgesamt 1700,– RM verkauft.

Über den Empfang der Lebensmittelkarten quittierte er auf der Kartenstelle fünfmal mit einem falschen Namen.

Die Mitangeschuldigte Emanuel ist am 15. August 1942 zum freiwilligen Arbeitseinsatz nach Deutschland gekommen und ist seitdem bei der Firma S.A.T.E.R. als Stenotypistin tätig gewesen. Seit Anfang September 1942 hatte sie mit Ponchel ein Verhältnis. Sie ließ sich von ihm aushalten und schlief mit ihm. Sie suchte mit ihm auch die Lokale auf, in denen die Besprechungen mit dritten Personen, insbesondere mit entwichenen Kriegsgefangenen wegen der Ausweisbeschaffung, stattfanden, und arbeitete mit Ponchel im gleichen Zimmer, in welchem er die Ausweise anfertigte. Sie wußte, daß Ponchel, der anfangs nur geringe Barmittel, bald aber auffallend viel Bargeld besaß, sich dieses Geld durch strafbare Handlungen beschaffte.

Die Emanuel nahm von Ponchel auch drei Haushaltungsausweise an, welche dieser am 14. und 15. September 1942 unrechtmäßig von der Kartenstelle 1 auf die bereits erwähnte Art bezogen hatte.

Der Mitangeschuldigte, Zivilfranzose Michel ist im August 1942 zum freiwilligen Arbeitseinsatz nach Deutschland gekommen und arbeitete zunächst sechs Monate lang als Elektromonteur bei der Firma AEG in Oberschönsweide[?] und sodann nach kurzer Unterbrechung durch seine Rückkehr nach Frankreich bis zu seiner Festnahme als Monteur bei der Firma Argus-Motorenwerke in Reinickendorf-Wilhelmsruh.

Michel hat im August und September 1942 in mindestens drei Fällen bewußt französischen Kriegsgefangenen Fluchtbeihilfe geleistet. Dem französischen Kriegsgefangenen Luneau hat er auch einen Zivilanzug für 150,- RM verkauft und diesem dadurch sogar erst die Flucht ermöglicht. Er hat sodann Luneau sowie die bereits entwichenen Kriegsgefangenen Breau und Moinard in seiner Wohnung aufgenommen, beköstigt und ist ihnen auch bei der Arbeitssuche behilflich gewesen. Von Breau hat er dafür 250,– RM erhalten. Luneau hat ihm weitere 200,– RM und Moinard 50,– RM für Unterkunft und Kost bezahlt. Gegen Luneau und Moinard stellte er noch weitere Geldforderungen. Da diese aber keine weiteren Barmittel hatten, mußte er sich mit der Zusicherung späterer Zahlung begnügen.

Die Mitangeschuldigte Sirigue ist am 6. August 1941 von Frankreich zum freiwilligen Arbeitseinsatz nach Deutschland gekommen und war zuletzt bei der Firma S.A.T.E.R. als Küchenhilfe tätig.

Im August 1942 lernte sie den bereits entwichenen französischen Kriegsgefangenen Laucereau am Anhalter Bahnhof kennen. Obwohl sich dieser bereits in Zivilkleidung befand, hatte sie ihn als einen entwichenen Kriegsgefangenen erkannt. Dieser Umstand war ihr jedoch trotz Bewußtseins der Strafbarkeit gleichgültig, da es ihr nur darauf ankam, einen Mann zu haben. Sie unterhielt mit ihm fortgesetzt Geschlechtsverkehr und übernachtete mit diesem auch drei Nächte bei dem Mitangeschuldigten Michel.

Die Angeschuldigten sind im wesentlichen geständig und werden im übrigen durch die Aussagen der Zeugen überführt.

Es wird beantragt,

Hauptverhandlungstermin vor dem Sondergericht bei dem Landgericht Berlin anzuordnen und Haftfortdauer bezüglich der Angeschuldigten Ponchel und Michel zu beschließen.

Im Auftrage gez. Herder, Oberstaatsanwalt

Staatsanwalt Dr. Berthold
als Beamter der Staatsanwaltschaft
Justizsekretär Kern
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle
für Recht erkannt:
Die Angeklagten Ponchel und Michel haben gewerbsmäßig Kriegsgefangenen zur Flucht verholfen, Ponchel hat sich ferner durch Fälschungen Lebensmittelkarten verschafft und diese zu Wucherpreisen verkauft.
Es werden daher verurteilt:
Ponchel auf Grund des § 4 der Verordnung vom 25. November 1939 und des 1 der Kriegswirtschaftverordnung zum Tode und zum dauernden Verlust der Rechte aus den §§ 32–34 StGB.
Michel auf Grund des § 4 der Verordnung vom 25. November 1939 zu 5 – fünf – Jahren Zuchthaus und zum Verlust der Rechte aus den §§ 32–34 StGB auf die Dauer von 5 – fünf – Jahren.
Die Kosten des Verfahrens fallen den Angeklagten zur Last.

Gründe

I.) Das Verfahren gegen die Angeklagten Emanuel und Sirigue ist vorläufig eingestellt worden. Ponchel und Michel sind der Fluchtbeihilfe zugunsten französischer Kriegsgefangener, Ponchel ferner des Verbrechens gegen die Kriegswirtschaftsverordnung beschuldigt. Dieser Angeklagte ist erst im Juli 1942 im Wege des freiwilligen Arbeitseinsatzes nach Deutschland gekommen, wo er bei der französischen Transportfirma S.A.T.E.R. Beschäftigung als Büroangestellter fand. Er stammt aus Paris, wo er das Gewerbe eines Rechtsbeistandes, insbesondere für Versicherungsangelegenheiten, betrieben hat.
Michel ist von Beruf Bäcker und in gleicher Weise wie Ponchel von Frankreich nach Berlin gekommen, wo er bei der AEG und bei den Argus-Motorenwerken beschäftigt wurde. Beide Angeklagte sprechen leidlich deutsch.

II.) Die Hauptverhandlung hat auf Grund der eigenen Darstellung der Angeklagten, der beschworenen Aussage des Zeugen Moinard und den uneidlichen Bekundungen der Zeugen Luneau und Breau den folgenden Sachverhalt ergeben:

1.) Ponchel war erst wenige Wochen in Deutschland, als er begann, sich ein einträgliches Gewerbe daraus zu machen, französischen Kriegsgefangenen durch Lieferung falscher Ausweispapiere zur Flucht zu verhelfen. Er räumt die Tat ein und bringt zu seiner Entschuldigung lediglich vor, daß er die von ihm belieferten Personen nicht als Kriegsgefangene erkannt habe. Dies ist jedoch völlig unglaubhaft, da Zivilpersonen, die im Zweifel ordnungsmäßig mit Papieren versehen sind, es kaum nötig haben, sich falsche Ausweise zu verschaffen. Die Abnehmer Ponchels aber hatten ein so starkes Interesse an deren Erlangung, daß sie dem Angeklagten mehrere hundert Reichsmark dafür zahlten. Im ganzen hat er auf diese Weise binnen kurzer Zeit an die 2000,– RM eingenommen. Ferner steht fest, daß Ponchel, sofern er sich nicht eines Mittelsmannes zum Verkehr mit den Gefangenen bediente, sondern selber zu ihnen kam, es geflissentlich vermied, sie nach dem Grunde ihrer heimlichen Flucht aus Deutschland zu fragen. Die als Zeugen vernommenen Franzosen schließlich waren durchweg der Ansicht, daß Ponchel nach den Umständen ohne weiteres davon ausgegangen sei, es bei ihnen mit Kriegsgefangenen zu tun zu haben. Nach alledem hat auch das Gericht keinen Zweifel daran gehabt, daß der Angeklagte zum mindesten damit gerechnet hat, Kriegsgefangenen zur Flucht zu verhelfen, und daß er diesen Erfolg seines Verhaltens auf alle Fälle auch durchaus billigte. Er führte seine fortgesetzte Straftat in der Weise aus, daß er in seinem Büro auf Grund der Personalien der Gefangenen, die er sich vorher geben ließ, mit der Schreibmaschine Fahrausweise und Marschbefehle für die betreffenden Personen ausfertigte, sich durch Täuschung die Unterschriften unter diese Entwürfe verschaffte, dieselben stempeln ließ und sie dann für 200,– bis 400,– RM das Stück verkaufte.

2.) Michel hat sich gleichfalls der fortgesetzten Fluchtbeihilfe schuldig gemacht. Auch er ging dabei systematisch vor, indem er sich in seiner Freizeit vor einem Kriegsgefangenenlager in Falkensee aufhielt, hier die Bekanntschaft von Gefangenen suchte und sich dann mit ihnen in Verhandlungen darüber einließ, daß und gegen welches Entgelt er ihnen bei einer Flucht behilflich sein wollte. Dabei war sein Interesse ebenso wie das des Angeklagten Ponchel ausschließlich auf einen möglichst hohen, mühelosen Verdienst gerichtet. Er verschaffte den Gefangenen Zivilkleidung, beherbergte sie zeitweilig bei sich und war ihnen, solange sie sich noch in Berlin aufhalten mußten, zur Erlangung von Arbeit und Verdienst behilflich. Seine Dienste ließ er sich mit wahren Wucherpreisen bezahlen, die seine «Kunden» oft nicht aufbringen konnten. Dann scheute er sich nicht,

erpresserisch gegen sie vorzugehen, indem er ihnen drohte, sie anonym der Polizei anzuzeigen, wenn sie ihm nicht das verlangte Geld geben würden. Der Umfang seiner Fluchtbeihilfe ließ sich nicht zuverlässig feststellen. Die drei Zeugen sind jedenfalls von ihm bedient worden; und dem Moinard gegenüber hat der Angeklagte sich – vielleicht mit einer gewissen Prahlerei – gerühmt, schon 80 Gefangenen zur Flucht verholfen zu haben.

3.) Ponchel hat sich weiter auf folgende Weise einen leichten Verdienst von rund 1700,– RM verschafft.

Er fertigte auf Geschäftsbogen der Firma S.A.T.E.R. für im einzelnen namentlich aufgeführte Personen Anträge auf Zuteilung von Lebensmittelkarten an und versah diese mit dem Firmenstempel und einer fingierten Unterschrift. Diese Listen legte er persönlich bei der Kartenstelle 1 des Verwaltungsbezirks Berlin-Schöneberg vor. Auf Grund der vorgelegten Listen erhielt er für jede der auf der Liste verzeichneten Personen den einer Person zustehenden Satz von Lebensmittelkarten. Auf diese Weise hat Ponchel am 14. September 1942 zwei, am 15. September 1942 eine, am 17. September 1942 zwölf und am 21. September 1942 fünf, insgesamt also zwanzig Lebensmittelkartenserien unrechtmäßig bezogen. Die erschlichenen Lebensmittelkarten hat er sodann an unbekannt gebliebene Personen verkauft. Über den Empfang der Lebensmittelkarten quittierte er auf der Kartenstelle fünfmal mit einem falschen Namen.

III.) Die strafrechtliche Beurteilung der unter II.1.)–3.) wiedergegebenen Tatbestände ergibt das Vorliegen von:

1.) Im Fall II.1.) einem fortgesetzten Vergehen gegen § 4 der Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutze der Wehrkraft des deutschen Volkes vom 25. November 1939 in Verbindung mit der Verordnung über den Umgang mit Kriegsgefangenen vom 11. Mai 1940 (verbotener Umgang mit Kriegsgefangenen, und zwar in einem schweren Fall, nämlich in Form der Fluchtbeihilfe). Daß diese Strafbestimmung ebenso wie die übrige deutsche Gesetzgebung sich auch auf von Ausländern auf deutschem Boden begangene Taten bezieht, steht außer Frage.

Das Verbrechen gegen § 4 der Verordnung vom 25. November 1939 ist begangen in Tateinheit mit einem Vergehen gegen § 3 Abs. 1 Ziff. 1 und 2 der Paßstrafverordnung vom 27. Mai 1942 (fälschliche Anfertigung und Überlassung von Urkunden, die zum Grenzübertritt erforderlich sind) und mit einem Vergehen gegen § 120 StGB

(Beihilfe zur Gefangenenbefreiung). Die schwerste dieser verschiedenen Straftaten ist der verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen, da sie bei dem Vorliegen eines schweren Falles mit Zuchthaus zu sühnen ist. Die Strafe für Ponchel war daher insoweit aus dieser Vorschrift zu entnehmen. Sie ist in Anbetracht der hemmungslosen und äußerst staatsgefährlichen Haltung des Angeklagten auf fünf Jahre Zuchthaus bemessen worden.

2.) Im Falle II.2.) liegt dasselbe Delikt, wie vorstehend gekennzeichnet, vor, lediglich mit der Abweichung, daß hier die Tateinheit mit einem Vergehen gegen die Paßstrafverordnung entfällt. Auch Ponchel war daher mit Zuchthaus zu bestrafen. Die Dauer der Strafe ist im Hinblick auf die von ihm begangene planmäßige Gefährdung der deutschen Sicherheit in einer großen Anzahl von Fällen ebenfalls auf fünf Jahre bemessen worden. Da der Angeklagte aus niedrigsten Beweggründen gehandelt hat, sind ihm ferner die Rechte aus den §§ 33 und 34 StGB auf die gleiche Zeitdauer aberkannt worden.

3.) Der Angeklagte Ponchel hat sich auf Grund des unter II.3.) dargestellten Tatbestandes durch eine weitere Handlung eines besonders schweren Verbrechens gegen § 1 der Kriegswirtschaftsordnung (Beiseiteschaffung verknappter Lebensmittel und dadurch böswillige Gefährdung der allgemeinen Bedarfsdeckung) in Tateinheit mit schwerer Privaturkundenfälschung nach den §§ 267, 268 StGB schuldig gemacht. Daß ein besonders schwerer Fall des Kriegswirtschaftsverbrechens vorliegt, ergibt sich sowohl aus der Tat als auch aus der Persönlichkeit des Täters. Die Tat ist besonders gefährlich und raffiniert ausgeführt. Sie hat bereits zum Vertrieb von zwanzig Lebensmittelkartenserien, für die keine Bezugsberechtigung vorlag, geführt. Sie hätte, wenn sie dann nicht entdeckt wäre, bei der Art ihrer Begehung noch lange Zeit fortgesetzt werden und zu einer sehr schweren Schädigung der deutschen Volksernährung führen können. Unabsehbar ist die dadurch begründete öffentliche Gefahr, wenn man erwägt, daß das Verhalten Ponchels Nachahmung und weitere Verbreitung gefunden hätte. Der Angeklagte aber ist persönlich bereits durch seine Fluchtbeihilfe zugunsten von Kriegsgefangenen stark belastet. Er hat seine beiden fortgesetzten Verbrechen ohne jede Not, lediglich um sich nach Kriegsschieberart leicht einen großen Verdienst zu verschaffen, begangen. Die Einsicht in die Staatsgefährlichkeit und besondere Strafwürdigkeit seiner Taten hatte er als berufsmäßiger Rechtsbeistand ohne weiteres. Irgendein Gesichtspunkt, der ernstlich zur Milderung seiner Schuld dienen

könnte, ist kaum zu erkennen. Unter diesen Umständen muß sein Kriegswirtschaftverbrechen als ein «besonders schweres» gewertet werden. Danach war es mit dem Tode zu sühnen. Die Strafe erscheint auch erforderlich zum Zweck nachdrücklicher Abschreckung in der Öffentlichkeit. Die Ehrlosigkeit, die Ponchel durch sein Verhalten gezeigt hat, mußte ferner dazu führen, ihm die Rechte aus den §§ 33 und 34 StGB für immer abzuerkennen.

Die Kostenentscheidung beruht auf § 465 StPO.

gez. Dr. Rassat [?] Dr. Reimers Dr. Petzoldt.

Anmerkung: Das Gnadengesuch Ponchels wurde abgelehnt, Georg Ponchel starb am 11. Mai 1943.

Sonntag, 14. Februar 1943

Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missetat meines Volks geplagt war.
HERRNHUT JES. 53,8

Gottes Wunderwerke, so täglich geschehen, werden geringe geachtet.
TAGEBUCH QUAATZ LUTHER 60

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**

2. Fleckfieber-Impfung und Injektion wie immer.

Bormann, Martin 1900–1945 **Führerhauptquartier**

An Gerda Bormann

Meine liebste Mutti,

Letzte Nacht um 12 war ich gerade dabei, meinen Schreibtisch nach getanem Tagewerk zu verlassen, als mein Sekretär mit der Nachricht über den Luftangriff auf München hereinkam. Danach wollte ich Dir schreiben und Dich fragen, ob Du Dir meine Angst bei dem Bericht über die Zustände in Feldafing vorstellen kannst! Ich kam nicht weiter als bis zum Datum, ich war einfach zu müde, zu erschöpft, zu leer! Kannst Du Dir meinen Zustand vorstellen? Aber so geht es mir eben, wenn Du mir fehlst. Die meisten Leute lassen ihre Kräfte – wenn überhaupt – in Maßen, und ein 8-Stunden-Tag ist schon genug für sie. Ich habe ein weniger einfaches Leben: Die Menschen an der Spitze müssen die Arbeit von vielen machen. Wenn ich das nicht tun könnte, hätte ich kein Recht, dort zu sein, wo ich bin. Im wesentlichen habe ich die Verantwortung für die derzeitige Generalmobilmachung. Ich habe die ganze Sache begonnen, ich habe sie in Bewegung gesetzt, und nun muß ich dafür sorgen, daß einerseits die nötigen Ergebnisse ohne Fehler erzielt werden und andererseits, daß es so wenig Fehlschläge wie möglich gibt. Das bedeutet, daß ich noch nicht einmal Zeit für die privaten Briefe, die ich schreiben müßte, habe. Bis jetzt habe ich weder Frau Kluges Brief noch Frau Heydrichs Weihnachtsbrief beantwortet.

Zur Zeit konzentriere ich mich völlig auf meine Arbeit, so daß mein

Gehirn von wichtigen Dingen völlig besetzt ist und ich an nichts anderes denken kann, bis ich todmüde bin. Deswegen müssen private Briefe warten. Ob ich wohl heute Zeit für sie finden werde . . .?
Oh Du, meine liebste Mammi, mein Mammi-Mädchen, meine Liebste von allen, ich gehöre Dir. M. B.

Jünger, Ernst *1895 **Kirchhorst**
Stürmisch und regnerisch. Im Zimmer ist ein Pflaumenzweig, den ich zum Vortreiben aus dem Garten mitbrachte, voll aufgeblüht. Das kahle Holz ist mit einer Fülle von weißen Sternchen besetzt. Zunehmende Migräne, wie unter einer Wolkenlast.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Hermann, von Heinz begleitet zu seiner Predigt im Heim, es waren so viele Leute im Kirchensaal, daß die Stühle und die Gesangbücher nicht ausreichten; morgens schon im Bett mit Hermann geplaudert, da der Wecker später klingelte; Heinz und Fritz machten das Wohnzimmer, ich das Frühstück, da kam Marlies schon, und sie putzte gleich mit Staub; später, als ich das Schlafzimmer fertighatte, plauderten wir zusammen auf dem Sofa, ich zeigte ihr auch alle unsere Weihnachtsbücher; Fritz machte oben Schularbeiten, die Blockfrau holte die Eintopfspende; nachher kamen Heinz und Hermann zurück, erzählten, und Lieschen brachte das Essen; Marlies wurde zum Mittagsschlaf in die Bude gepackt, dann ging Hermann mit ihr durch unser Wäldchen den Berg hinauf, aber der Sturm zwang sie zum Umkehren.

Graf, Willi 1918–1943 **München**
auch der sonntag ist warm und föhnig. gegen mittag mit den brettern zum berg, der schnee ist dünn und stumpf. ich übe am hang, liege aber oft im schnee. nach dem essen schlafen wir sogar. es ist sehr windig geworden, man sieht fast den schnee wegschmelzen. ein spaziergang über die wiesen, an die isar. vorbereitungen zum aufbruch. abends fahren wir in die stadt zurück.

Janssen, Christian 1903–1969 **Oyten bei Bremen**
Liebe Geschwister!
Heute waren in der Kirche zwei Soldaten, von denen ich sofort merkte, daß sie keine Einheimischen waren. Es waren die Wachleute unserer Gefangenen in Oyten und Bassen. Der eine stellte sich nachher vor als der Bruder von Pastor Hillrichs, stammt aus Holland. Ein ganz feiner

Kerl. Er hat einen Heimatschuß: Steife Hand. So langsam denkt man schon an die erste Gartenarbeit. Wie ist das wohl mit großen Bohnen? Ob Ihr da zwei Pfund auftreiben könnt?
Obwohl ich zehn Tage fort war, hatte ich seit Jahresbeginn schon 20 Beerdigungen und Trauerfeiern und 12 Trauungen. Daß man dabei zur Maschine wird, ist fast unvermeidlich. Euer Christian.

Landmann, Helga **Leipzig**
Liebe Frau Beckermann und Angehörigen.
Schmerzerfüllt und für mich unfaßbar, übersandten Sie mir die traurige Nachricht von dem Heldentod Ihres lieben Sohnes und meines unvergeßlichen Pflegesohnes. Daß wir ihn nicht wiedersehen sollen, ist kaum denkbar, er schrieb mir erst kürzlich, daß er auf Urlaub kommt, und nun soll alles zu Ende sein!
Ja, wir armen Menschen sind machtlos gegen die Schicksalsgewalten, die uns durch Gottes Hand beschieden sind. Worte können Trost nicht bringen, nur der Trost, daß die Toten, die wir beweinen, in ewigem Frieden ruhen, und nach dem irdischen Leben kommt das himmlische Paradies, wo es ein Wiedersehen gibt, bis in alle Ewigkeit!
Indem ich Ihnen mit stillem Gruß und herzlichem Beileid die Hand drücke, verbleibe ich in mitfühlendem Schmerz, Ihre Frau Landmann.

Gerken, Mable R. **USA**
Ich versuchte zu entscheiden, ob ich die benötigten Werkzeuge kaufen sollte, um meinen Job zu behalten, als Bill zu meiner Arbeitsstelle kam.
«Haben Sie Schwierigkeiten?» fragte er.
«Meine Arme schmerzen, und mein Rücken tut mir weh», antwortete ich. «Und hier ist eine Anforderung, daß ich Werkzeuge kaufe.» Ich zeigte ihm das Papier. «Es sieht so aus, als ob sie mich behalten wollen.»
Er wußte, daß mein Antrag auf Anstellung für das P.B.X. Board, für's Büro und für den Lagerraum ausgestellt war. «Kommen Sie mal mit», sagte er. «Lew braucht einen Angestellten im Lagerraum.»
Ich folgte ihm durch die nächste Reihe zur Rahmenbauabteilung. Ein großer kräftiger junger Mann mit dünnem Haarwuchs sah uns entgegen.
«Mable», sagte Bill, «das ist Lew.»
Lew zögerte einen Augenblick, bevor er einen Entschluß faßte. Er schaute mich von Kopf bis Fuß an, und ich war froh, daß ich einen neuen Arbeitsanzug trug und mir die Zeit genommen hatte, einige Haarlocken unter meinem Kopfband hervorzuziehen, so daß ich nicht aussah wie eine geschälte Zwiebel.

Endlich fragte er: «Haben Sie schon mal in einem Lagerraum gearbeitet?»
«Ich weiß, was da vor sich geht», entgegnete ich zögernd. Er sagte, er wäre nicht ganz bereit, eine neue Person einzustellen, aber da ich nun einmal da war, sollte ich zunächst einmal bleiben. Man zeigte mir R.P.6A. Als er und Bill weitergingen, hörte ich ihn sagen: «Sie sollten wissen, daß die Alten und Fetten in meine Abteilung kommen!» Das dürfte mich eine Weile beschäftigen.
Ich überlegte, wie alt sie wohl wären. Diese Lichter machen dich um Jahre älter, als du wirklich bist, aber sie lassen dich nicht fett erscheinen. Heute abend werde ich mich wiegen.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**
Lieber Julius!
Du meinst, Annelore müßte noch länger auf ihrem Platz aushalten. Das ist nicht der Fall, der Arbeitsdienst entläßt die Mädel. Allerdings steht noch nicht fest, ob sie studieren darf, sie möchte sonst den Kriegsdienst am liebsten in Heide absolvieren. Allerdings muß sie womöglich noch Pflichtjahr machen; dann wäre ich ja dafür, sie in einen kinderreichen Arzthaushalt zu schicken. Die Ungewißheit ist nicht schön, aber die Ausführungsbestimmungen zu den neuen Gesetzen sind wohl noch nicht da. Lotti weiß auch noch nicht, was sie vor hat. Zum Heer darf sie nicht als Hauswirtsch.Kraft. Meinen neuen Lehrling will Frau N. noch kennenlernen, ich bin ja gespannt, was sie sagt. Es ist ein richtiges Kind, macht aber einen netten Eindruck, ich muß dann eben dauernd mit ihr zusammen arbeiten. Hanna W. wird sich wohl so durchwinden. Sie tut nun schon ¾ Jahr nichts, das heißt es wird gesagt, sie hilft im Geschäft. Ich bin ja gespannt, wie es hier mit der Schließung der Geschäfte wird. Meiner Ansicht nach könnten sehr viele zumachen, da sie doch nichts zu verkaufen haben. Du schriebst, daß es viele Schwarzhörer in der Heimat geben soll. Da hatte ich jetzt ein Erlebnis. Am Mittwoch auf meinem Kaffee erzählte Frau Pastor Sch., sie sei am Vorabend im Dunkeln von einem Herrn nach dem Weg zur Ad. Hitlerschule gefragt worden, wo der ... Vortrag stattfinden sollte. Sie ging mit ihm durch die Friedrichstraße, und da hat er so gemeckert und schwarz gesehen politisch und militärisch, daß sie ganz erschüttert war, und extra um den Mann wiederzuerkennen, zu dem Vortrag gegangen ist. Und es war einer, der die Rednerüberprüfung unter sich hat, der Seite an Seite mit dem Redner in die Aula kam und mit ihm allein auf dem Ehrenplatz saß. Frau Sch. wollte nichts mit der Sache zu tun haben, ich bin aber doch zu Dr. B.

gegangen, der kannte den Mann schon lange, er wäre ein Phantast, hätte keine einflußreiche Stellung usw. Er wollte nun ihm selbst schreiben und auch seinem Vorgesetzten. Ich finde es ja unglaublich, wenn jemand in amtl. Stellung unbekannten Volksgenossen solche Dinge erzählt. Es kommt doch jetzt darauf an, daß wir unserer Sache vertrauen, dem Führer und unserer Wehrmacht! Der Redner F. war so begeistert vom Reich, und der Überprüfer ist solch Geselle! Du hättest Dich sicher furchtbar aufgeregt über die Sache. – Sonst verlief mein Kaffee sehr nett. Die Unterhaltung war sehr angeregt. Nachher gab es für die beiden Sofadamen Apfelmost, wir tranken «Zeller schwarze Katz». Da ich nun 24 Fl. Rheinwein im Keller habe, konnte ich das wohl verantworten. Am Donnerst. hatte ich Zellenversammlung, wo hauptsächlich über den neuen Einsatz gesprochen wurde. Nachher ging ich noch zum Kränzchen zu G. B. Leider ist hier wieder eine schlechte Nachricht eingetroffen, der nette Stud.rat ist bei Wilikije Luki vermißt! Er war eine Zeitlang Heiners Klassenlehrer; Annelore schätzte ihn auch sehr, hatte Geschichte bei ihm. Ich bekam gerade einen Brief von einer unbekannten Dame aus Kiel, deren Schwiegersohn vor 1½ J. den Russen in die Hände gefallen ist. Nun hatte sie gehört, Du hättest aus russ. Gefangensch. geschrieben! Gott sei Dank stimmt es ja nicht, und in diesem Sinne finde ich mich damit ab, daß Du im Febr. nicht kommst. Wir braten heute die Pute und werden sie uns zur Brust stoßen, das heißt, das Weiße und Beste wird für Dich eingeweckt, auch die Füllung. Eine Zunge habe ich gepökelt, so hätten wir vorgesorgt!
Viele innige Grüße Deine Agnes

Christl P. **Saßnitz**

Meine lieben Freudenwinkler!
Es ist nun wirklich schon das Jahr 1943 geworden, wo ich nun endlich wieder schreibe. Lange genug habe ich den Rundbrief ja schon. Aber Ihr dürft wirklich nicht böse sein, daß ich der «Trödler» war.
Ich hatte zwischen Weihnachten und Neujahr den kleinen siebenjährigen Jungen von meiner Kusine bei mir aus Stralsund. Und als ich den Jungen hier hatte, wird er mir krank und ich fahre mit ihm sofort wieder zurück. Der Arzt stellt Scharlach fest. Ich bin dann von dort aus nach Fürstenberg gefahren, und als ich wieder zurück nach Stralsund kam, ist das Kind im Krankenhaus. Es ist nur der Einzigste und der Vater steht im Osten. Aber ein Brüderchen wurde erwartet. Nach vierzehn Tagen ist er dann gestorben. Aber nach furchtbaren Qualen, Blutsturz, Diphtherie, fünf Tage ohne Besinnung, Mittelohrentzündung und noch

etwas an der Blase. Ist das nicht schrecklich? Und was ich da mit meiner Kusine durchgemacht habe, werde ich nie vergessen. Man kann sich kein Bild davon machen, wie schwer es ist, wenn eine Mutter ihr Kind hergeben muß. Ob groß, ob klein, es ist furchtbar. Und besonders, wenn man zusehen muß, und man kann nicht helfen.
Ich selbst leide seit einiger Zeit an Gelbsucht. Vielleicht haben einige von Euch auch schon Erfahrungen damit gemacht? Wassersuppen und Quetschkartoffeln darf ich essen. Da klappt man aber zusammen. Hoffentlich habe ich es bald überstanden. Eure Christl

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Name: Knocke, Lucie, Ehefrau, geb. 15. 8. 1923 zu Warnemünde
Säugling: weiblich, Gew. 4000 gr, Länge 52 cm, Kopfumf. 37 cm, Entl.-Gew. 3950 gr
Verlauf: 13. 2. 23.30 Wehenbeginn, 23.30 Blasensprung, 14. 2. 2.45 Geburt, 3.15 Placenta, 3.20 2 ccm Secacornin I. Partus. Dammriß I. Grades. Bis zum 6. Tag normal verlaufen, plötzliches Auftreten von Temperatur, 1× Schüttelfrost. Die Temperatur ging schnell zurück, ging am 2. 3. 43 nach Hause.

Rettenbach, Marianne 1903–1944 «Heilstätte» Meseritz

Sehr geehrter Herr Doktor!
Erlaube mir einige Zeilen zu senden. Entschuldigen Sie vielmals, wenn ich Sie hiermit belästige. Ich hatte Sie vor Weihnachten aufgesucht und hatte mir Luphenil-Tabletten verschreiben lassen, habe die Tabletten bis jetzt noch nicht gebraucht. Bin am 4. Januar in die Heilstätte von Wittenau gekommen auf ganz raffinierte Weise. Bin Berlin, Rosenheimer Straße als Wirtschafterin im frauenlosen Haushalt gewesen. Der Herr ist zur Polizei gegangen, ist mit 2 Beamten gekommen und haben es veranlaßt, daß ich dorthin kam. Er konnte nicht abwarten bis ich eine andre Stellung hatte. Hatte mich vor Weihnachten in verschiedenen Stellungen schon vorgestellt, aber es war nicht das Richtige. Es ist nichts vorgefallen, kein Zank und Streit. Habe sehr gut ausgesehen wie ich nach Wittenau kam, habe auch nicht gedacht, daß ich da festgehalten werde und nicht wegkomme, bin dort sehr runtergekommen auf schlechte Behandlung, und bin in allem sehr benachteiligt worden, besonders im Essen. Ich hatte einen Koffer mit den notwendigsten Sachen mit. Er ist mir einfach abgenommen worden und habe auch nichts mehr davon zu sehen bekommen. Bin ins Bett gekommen, ich wußte nicht warum. Vier Wochen bald habe ich zugebracht, es war an

keinen Arzt ranzukommen. Wie ich nach Meseritz kam, da fehlte mir verschiedenes aus meinem Koffer. Eins nach dem Anderen wurde aufgehetzt. Ich habe nicht gedacht, daß ich mal in eine Heilstätte komme wo ich runter gebracht werde. Ich bin über 20 Jahre im Haushalt beschäftigt und immer im Privathaushalt gewesen. Ich habe sehr schwer gearbeitet und bin nirgends hingekommen und jetzt wo man es leicht hat und was verdient da kommt man in ein schweres Haus, man weiß nicht warum. Ich habe nur gearbeitet und gespart um ein anständiges Leben zu haben und habe auch immer nur meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Habe auch nicht gedacht, daß ich auf so verlogene Weise aus Berlin rauskomme. Nach drei Wochen kam mein Vater mit der Schwester mich besuchen was ich garnicht erwartet habe. Der Oberarzt sagte meinem Vater, es wäre nicht so schlimm. Ich war außer mir, wie mir mein Vater das sagte denn ich hatte ja garnichts und es ist auch nichts vorgefallen. Der Herr wollte mich nur aus der Wohnung raus haben. Meinem Vater wurde gesagt, daß ich am 21. nach Meseritz komme. Er hatte aber nicht gewußt daß ich nichts hatte und daß nichts vorgefallen ist. Jetzt sitze ich schon wieder 14 Tage hier ich weiß nicht warum. Ich erhole mich auch nur wenn ich meine richtige Arbeit habe, wie sich's gehört und wenn ich für mich bin. Wollte Sie hiermit bitten, ob Sie es nicht möglich machen könnten daß ich hier wegkomme. Vielleicht könnten Sie sich mit dem Arzt in Verbindung setzen bei dem ich vorher war; denn er kennt mich schon von früher wie ich in Berlin war. Habe auch nicht gedacht, daß ich diesmal so schnell aus Berlin rauskomme und habe auch nicht gedacht daß es dort immer weiter gehetzt wird, obwohl ich schon mit einer Herrschaft vor dem Arbeitsgericht war. Es ging von einer Stellung in die Andre und es wurde immer ein Strumpf und ein Handschuh nach dem Anderen rausgeholt aus der Wohnung. Meine Eltern haben schon an die Polizei geschrieben habe aber noch nichts weiter davon erfahren. Sehr geehrter Herr Doktor entschuldigen Sie nochmals wenn ich Ihn hiermit belästige und sage Ihnen im Voraus meinen besten Dank für Ihre Bemühungen. Es kommt mit dem Essen hier auch schon schlechter.
Mit freundlichen Grüßen erlaubt sich zu senden
Heil Hitler, Frl. Rettenbach

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 19.55 bis 21.15 Uhr. Der schwerste Angriff seit dem 30./31. Mai! Bedeckter Himmel. Erst zwanzig Minuten Ruhe bzw. Flakschießen in großer Entfernung. Unversehens bricht dann das Gewitter über Köln herein. Die schwere Flak in der Gleueler Straße schießt und läßt unser Haus beben, bald kommen zahlreiche Bombeneinschläge hinzu. Man hört das Heulen der Sprengbomben in einiger Entfernung, aber auch das Zwitschern der Brandbomben. Die Flak ist so dünn im Klang, daß man alle diese Geräusche hört, kein Vergleich jedenfalls zu dem Trommelfeuer, daß alle anderen Laute verschluckte. Kleine Kontrollgänge nach oben zeigen ausgedehnte Brände in allen Himmelsrichtungen, angepeitscht durch den Sturm. Wenig mehr als eine halbe Stunde dauert dieser furchtbare Angriff. Als das Schießen aufgehört hat, treffen wir uns mit Nachbarn vor der Haustür. Ganz nahe lodern die Flammen aus einem noch nicht auszumachenden Gebäude an der Dürener Straße. Glutrot ist der Himmel über Müngersdorf und Braunsfeld, aber auch in der Stadt wütet der rote Hahn. Rot ist es in Richtung Mülheim, ferner in Richtung der südwestlichen Vororte, rot ringsum auch über den Dörfern in der Bucht am Rand der Ville. Nach der Entwarnung gehe ich mit Henning zur nächsten Brandstelle, dem Gutshof, von wo jämmerlich das Schreien des Viehs zu uns herüberklungen war. In den Hof führen Schlauchleitungen von zwei Motorspritzen, die erstaunlicherweise noch während des Alarms eingesetzt wurden. Offenbar hat uns die Nähe des Krankenhauses diesen schnellen Brandschutz verschafft! In dem Gutshof sind neben zahlreichen Kühen auch eine ganze Schafherde untergebracht. Ferner stehen dort auch mehrere Militärlastwagen, die – ohne Benzin – schleunigst abgeschleppt werden müssen. Über Braunsfeld brechen immer wieder hohe Flammensäulen auf. – Es folgen die Anrufe bei den Freunden. Nur aus Mülheim erhalten wir Auskunft. Sie lautet: «Wir haben kein Wasser. Neben uns brennt eine Matratzenfabrik. Auf der anderen Seite hat eine Sprengbombe die Straße und das Hauptwasserrohr aufgerissen. Das Wasser strömt in unseren Luftschutzkeller. Wir bergen alle Sachen.» Bilanz: So unübersichtlich wie selten. In der Altstadt Sprengbomben mitten auf die Hängebrücke, die für jeden Verkehr gesperrt ist. In der Rheingasse alle Fensterscheiben zertrümmert. Sprengbombe auf der Hohen Pforte reißt zwei Häuser, darunter eine vollbesetzte Wirtschaft, nieder. Das gleiche geschieht mit einer Wirtschaft in der Thieboldsgasse. Auch dort noch die Opfer unter den Trümmern. Drei Bomben am Gereonshaus. Vinzenzhospital abgedeckt und Fenster und Türen zertrümmert. Sprengbomben an der Ulrepforte. Brand- und Sprengbomben in Mülheim, wo eine große Dachpappenfabrik ausbrannte. Brände in Deutz und Poll. Riesenfeuer in Nippes. Eisenbahnwerkstätten noch mehr mitgenommen. Angeblicher Totalschaden bei Rhein- und See-

kabel. In Ehrenfeld viele Häuser zerstört. – Ein wildes Erlebnis hatte Hauenstein. Er kam mit dem Zug aus Koblenz zurück, mußte vor dem Bonntor halten, und sein Zug stand inmitten des schweren Angriffs. Ringsum spritzten die Fontänen der Sprengbomben auf. Die Leute krochen großenteils aus dem Zug unter den Stacheldrahtzäunen ins flache Land und in die mit eiskaltem Wasser gefüllten Gräben. Manche verloren die Schuhe in dem Morast, alle waren hinterher verdreckt. – In Lindenthal drei Bomben entlang dem Kanal. Helmut Faber, der nach dem letzten Angriff, zum zweiten Mal bombengeschädigt, eine neue Wohnung gefunden hatte, erhält gleich wieder eine Brandbombe. Er hat noch einmal Glück: Nur eine Mansarde brennt aus. – Der Straßenbahnverkehr klappt am nächsten Tag nur sehr schlecht. Der Fahrplan muß geändert werden, da die Hängebrücke für längere Zeit gesperrt ist. Am Samstag vor dem Angriff war es übrigens zu einer seltsamen Verkehrsstörung gekommen. Die Ruine von Café Wien brach plötzlich am hellen Nachmittag zusammen und überschüttete die beiden Gleise der breiten Ringstraße mit ihren Schuttmassen. Die Nachrichten, ob Menschen zu Schaden gekommen sind, widersprachen einander.

Bunkerordnung **Rußland**

(Zum Aufhängen in sämtlichen Unterständen)

1. Wenn du den Bunker betrittst, dann lege deine Garderobe in der Diele ab. Gib acht, daß du dabei den großen Frisierspiegel nicht beschädigst.
2. Beim Eintritt in den Salon legst du zweckmäßig deine Visitenkarte auf den Tisch, am besten in Form einer Schachtel Zigaretten, damit die Kameraden gleich sehen, daß sie es mit einem wirklich feinen Mann zu tun haben. Sitzen die Bewohner jedoch gerade beim Skat, so nimm für die nächsten Stunden schweigend in einer Ecke Platz. Es ist ausgesprochen unfein, einen Bunkerskat zu stören,
   auch wenn man Vorgesetzter ist!
3. Vorsicht beim Bewegen auf dem Parkett! Der Fußboden ist stets frisch gebohnert.
4. Es ist verboten, den Lack an den Möbeln mit den Fingernägeln abzukratzen oder Läuse darauf zu zerdrücken.
5. Solltest du zum Essen eingeladen sein, so hast du nicht nur Besteck und Geschirr, sondern natürlich vor allem auch die nötigen Fressalien für dich und deine Gastgeber mitzubringen. Das Silber des Hauses kann nur an die Bewohner ausgegeben werden, da es hohen Altertumswert besitzt.

6. Das Tischtuch wird der besonderen Schonung des Publikums empfohlen, da es zur späteren Rekonstruktion des täglichen Speisezettels dienen soll.
7. Ungeziefer braucht nicht mitgebracht zu werden, da es reichlich vorhanden zu sein pflegt.
8. Mäuse und Haustiere. Es ist verboten, mit scharfen Handgranaten nach ihnen zu werfen, da sie ein sehr empfindliches Nervensystem besitzen.
9. Es wird der besonderen Beachtung empfohlen, daß die letzte Straßenbahn unmittelbar nach dem Verbrauch der mitgebrachten Trink- und Rauchwaren fährt.
   Übernachtungsmöglichkeit ist sehr beschränkt, da die Steppdecken bei der letzten Spinnstoffsammlung abgeliefert wurden.
10. Einführung von
    Damen
    ist strengstens verboten. Es hat sich gezeigt, daß sie auf den freien Bunkerton einen hemmenden Einfluß ausüben und außerdem die Kameradschaft untergraben, sofern sie nicht
    in ausreichender Menge und Güte
    vorrätig sind.
11. Wer sich eigenmächtig Gastgeschenke in Form von Ölgemälden, Marmorstatuen, Zimmerpalmen und anderen Ausstattungsstücken mit nach Hause nimmt, wird nie in den Geruch eines feinen Mannes kommen.
12. Es ist bei strengster Strafe verboten, diese Bunkerordnung zu hinterhältigen Zwecken zu benützen. Sämtliche Rechte der Übersetzung in fremde Sprachen, Verfilmung, Dramatisierung, Vertonung usw. bleiben dem Verfasser vorbehalten.

Gegeben im Winter in den gepriesenen Gefilden Sowjetrußlands.
Obergefreiter Hermann Eckerle

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**

Kein Fliegeralarm in der Nacht. 8 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, ½2 Uhr zu Mittag gegessen, geruht, gegen ½4 Uhr Kaffee getrunken, 4 Uhr zur Ufa «Der große Schatten» mit Heinrich George u. Heidemarie Hatheyer. Sehr gut. Kurz nach ½8 Uhr im Hause, zu Abend gegessen, R. geruht, ich gelesen, ½11 Uhr ins Bett. Wetter: stürmisch, Regen, trocken, Hochwasser.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**

An ihre Mutter in Bremen

Geliebte Süße!

Heute ein sehr düster-anregender Nachmittag bei Haßlers. Was mir neu war, daß bei einem der letzten Angriffe auf Berlin, die Deutsche Halle abgebrannt ist. Es waren 15 000 Menschen drin, zur Vorführung eines Zirkusses, dann fielen Brandbomben rein, und das Dach fing an zu brennen, als noch 9000 drin waren. Sie waren aber sehr diszipliniert und kamen alle ganz heil davon, die Elefanten etc., brachen in den Grunewald aus. – Ferner soll Hitler jetzt ganz neuerdings Halder zurückgeholt haben. – Auf einer Zusammenkunft von Churchill mit Roosevelt in Casablanca sollen die beiden ein ganz festes Programm entworfen haben, eine Punkt für Punkt durchzuführende Offensive. – Haßler meint auch, daß wenn die Russen ins Land kommen, wir alle umgelegt würden, ich widerspreche da immer, kann mir das nicht so schlimm vorstellen, aber freilich die Fremdarbeiter im Land sind schlimm. Ich wäre ganz und gar mit einer blitzschnellen amerikanischen Luftlandung einverstanden, aber ganz ohne innere Unruhen wird auch das kaum gehen.

Es gibt ziemlich viel verrückte Leute, so fühlt sich z. B. Traute und ihr Gatte irgendwie unglücklich darüber, daß sie keinen Sohn haben, der mitkämpfen kann, den sie opfern könnten! Sie fühlen sich so ungebraucht und abseits!! Hast Du schon so einen Mist gehört? In Stalingrad soll eine halbe Million gefallen sein! Die Stelle, wo Georg begraben liegt, liegt jetzt schon 500 km hinter der Front in russischem Land. Ach, und man hört doch immer wieder, daß die Russen nicht mehr könnten. Ein wenig sollen sie von den Chinesen unterstützt werden. Es ist alles ein heilloser Wahnsinn. Aber dies Denken in Großräumen hat schon so um sich gegriffen, daß man bis auf mich Frankreich einstimmig eine Berechtigung zu eigener Existenz glatt absprach.

Und dann die Geschäftsschließungen jetzt. Grade unter diesen kleinen Existenzen, die nun im strikten Gegensatz zum Parteiprogramm zerschlagen werden, wären die anhänglichsten Nazis, meinte Haßler! – Paß auf, sie schließen dem Ströble seinen Laden auch noch, dann lach' ich mich aber tot!

Ich denke überhaupt nicht mehr in die Zukunft, hoffe mehr oder weniger auf ein Wunder vom lieben Gott, an den bloß kein Mensch mehr glaubt. Hoffentlich fühlt er sich dadurch nicht so beleidigt, daß er die Menschheit weiter so in Greueln wüten läßt. Er kann doch nicht so grausam sein und wirklich auf all diesen menschlichen Heroismus und

Wahnsinn auch noch ein so blutiges Ende folgen lassen wie wir es uns ausmalen müssen!

Nun zu Freitag: Wenke sprach sehr interessant über Liebe und Haß. Bei der Liebe wies er darauf hin, daß eigentlich noch gar keine rein philologisch-nüchterne Abhandlung über die verschiedenen Ausdrucksarten der Liebe bei den Dichtern vorliegt. Das wär ein Gebiet! – für mich entnahm ich, daß die Liebe doch ein sehr großes Erlebnis sein muß, dessen Erleben sich schon lohnte, weil dadurch plötzlich alles andere, die ganze Umgebung ein anderes Gesicht bekommen soll. Man soll viel heller dabei werden. Wenke verwies uns stets auf unsere eigenen Erlebnisse, da saß ich dann unschuldsvoll mang die Schmunzelnden. Na, hätte er von Hunger- und Eßmanien gesprochen, so hätte ich weise geschmunzelt. Jedenfalls weiß ich jetzt was echte Liebe ist, wie es mit Liebe und Erkenntnis steht und so einiges mehr, z. B. Egoismus. Ich bin, glaub ich, mehr Egoist aus Schwäche. Und Willensmensch? Nein, das sei fern von mir. Da ich aber auch absolut kein Gefühlsmensch bin, bleibt außer einem Haufen Fett wenig über … Immerhin lebt dieser Haufe lustig vegetierend ganz fidel weiter. Heute Mittagessen: Stammgericht und, denk' Geliebte, für 55 Pfennig eine Riesentasse Kaffee mit einer Kanne Milch und so viel echtem Zucker, daß er mir, die ich ihn ganz reinschüttete, die Tasse durch ekelhafte Übersüßung völlig verdarb! Dazu ohne irgendwelche Marken zwei große Schnitten Brot mit so viel Marmelade, daß man sie nicht alle aufs Brot schmieren konnte. Mußte sie so lecken!! Und vorher natürlich wieder ein irrsinniger Kartoffel- und Gemüsehaufen. Es war wuba, ich weiß nicht, woher mir diese Wirtshausleidenschaft kommt, ich enjoye es immensly nur drinzusitzen, inmitten all der Menschen, obwohl ich grade hauptsächlich mein Alleinsein darin genieße. Und dabei denke ich auch nicht daran, irgendjemanden zu beobachten. Im Gegenteil, irgendwohin gedrückt bin ich mit meiner scheuen Fletcherei völlig stier in ein Buch vertieft und seh' und höre nichts und rede noch viel weniger mit jemandem was, – allmählich kennt man meine Leserei und macht keinerlei Annäherungsversuche mehr – es ist zu komisch, und dabei bin ich perfectly happy!! Aber was gibt es schöneres, als Fressen und Lesen.

Berlin

Mahnke, Günter 1919–1944

Liebe Eltern!

Wieder ist ein schönes Wochenende vorüber. Gestern war ich im Renaissancetheater und heute in der Komödie am Kurfürstendamm. Ich habe sehr feine Lustspiele gesehen. Dann habe ich heute in einem

kleinen versteckten Türkischen Restaurant «friedensmäßig» gegessen. Es gab eine fabelhafte Schwedenplatte «ohne» [ohne Lebensmittelmarken], aber mit Hummer, Kaviar, Anchovis, Sardinen usw. Auf Wiedersehen! Euer Günter

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Im Anhang zum Buch von Demolins über die *Superiorité des Anglo-Saxons* [Überlegenheit der Angelsachsen] finde ich unter einigen kritischen Anmerkungen folgendes von Jules Lemaître: «Der Grund des Übels bei den Franzosen ist ihr Mangel an individueller Initiative; während sich bei den Angelsachsen jeder auf sich selbst verläßt.» Ja, das ist das Ergebnis ihrer protestantischen Bildung; und Jules Lemaître macht hier nicht so sehr Frankreich als vielmehr dem Katholizismus den Prozeß. Aber versucht einmal heute, so etwas auszusprechen!
Heute, um sich von diesem Übel zu heilen, «on reprend du poil de la bête» – in der ursprünglichen und schlimmsten Bedeutung dieses Sprichworts.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Von Samstag auf heute (Sonntag) der besonders ergiebige Besuch meines Redaktionskollegen Walter Dirks. Er ist als geistige Natur sehr begabt, aber auch ein Beispiel dafür, wie aus der Kraft der katholischen Wurzel die Sicherheit eines gesamten Habitus erwächst – bis hinein in die subtilsten Dinge, die dabei übrigens ihr heilsames *Maß* behalten, also nicht etwa im Raffinierten verlorengehen. Der katholische Grund teilt allen, auch den feinsten Beziehungen des Geistes und Gefühls die Bedeutung des Wesentlichen mit. Gespräche über die Frage, woher (wohl seit der Romantik) das *Loch* in der Musik kommt. Bei Mozart, Haydn, Händel, Bach existiert es kaum, und immer steht da für die Eventualität einer Verlegenheit eine ausgezeichnete Konvention zur Verfügung. Das «Loch» beginnt an manchen Stellen der Musik Beethovens. Bei Wagner nimmt das Vacuum Dimensionen an. Bei Brahms wird es durch eine pathetische Eloquenz des Gefühls zwar zugedeckt, aber nicht beseitigt. Dirks, der von Musik *sehr* viel versteht, schien die Frage zu akzeptieren. Eine eigentliche Antwort wurde nicht formuliert. Wahrscheinlich ist auf dem Grunde des Problems die Theologie zuständig.
Spät Nachmittags: das Ostufer des Sees kupferrot, brandrot; das Gebirge lila verschleiert; der Himmel darüber mehr lichtgrün als türkisblau. Der See beschattet, eisengrau, vom Westwind gekräuselt. Die Stimmung der Natur rein exotisch. Mehr. Das Bild hatte etwas Eschatologisches an sich, wie eine Szenerie des Jüngsten Gerichts; hätten Tuben begonnen zu dröhnen, es hätte einen nicht gewundert.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**

Dies ist ein allerliebster Winter gewesen und somit wenigstens etwas, wofür wir Gott danken können. Kein Schnee, sehr wenig Frost; Wetter mild und meistens sogar sonnig. Die Knospen kommen alle raus, und die Vögel singen: einige der Sträucher in der Gartenterrasse blühen sogar schon an diesem Valentinstag (für den Gott mir einen entzückenden Valentin gegeben hat). Die Rasen dort sind mit goldenen Krokussen geschmückt, und eine Böschung wölbt sich dick mit Büscheln aus Schneeglöckchen. Sogar die Magnolien knospen, und man kann die Köpfchen der Narzissen unter ihrer Schutzhülle sehen. Und ich fand neulich sogar ein Vogelweibchen auf den steinernen Stufen von Rokkery. Der Landesvorrat an Kohle muß durch das Wetter in bemerkenswerter Weise erhalten geblieben sein. Ich muß mich unwillkürlich – in der solchen Gedanken eigenen, unlogischen Weise – daran erinnern, wie mild der letzte Kriegswinter von 1918–19 war. Ein Omen? Sogar die Trauerweiden drüben am Fluß haben begonnen, ihr Frühlingsgrün zu tragen.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

Die Fackel, die ich selbst entzündet, sie gleitet hin und schwindet mir im schwarzen Strom der bösen Zeit. Noch an vielen Bildern gefeilt.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Regnerisch, sehr stürmisch, wir gehen nicht aus. Lunch unten. Abends unten: Dr. Koestel u[nd] Gattin u[nd] Rechtsanwalt Külz, der eben v[on] Berlin eintraf.

Schlemmer, Oskar 1888–1943 **Bühlerhöhe**

An Julius Bissier
Lieber Jules,
einerseits möchte ich Dir diesen Prospekt der Schweizer Abstrakten, die sich aber die Konkreten nennen, schicken. Die setzen sich mächtig in Scene und geben sich als Revolutionäre, als ob diese Schlacht nicht längst geschlagen worden wäre und, wie mich dünkt, ungleich vitaler und aggressiver, wenn ich an die Mondrian, Lissitzky u. a. zur Bauhauszeit denke. Manches gleitet doch ins Nur-Dekorative ab und in den formalen Witz. Arp behauptet sich hingegen, und Fischli (unser Architekt!) ist

immer interessant. Einen Moment dachte ich auch, ob, gemäß der 1. Seite, dort Reproduktion und Mappenwerk Deiner Tuschen in Frage käme? Ich vermute aber, daß Du Dich zurückhalten willst solang der Krieg dauert und unsere Situation mit der Schweiz nicht geklärt ist.
Ich bin diesem Abstrakten doch sehr entrückt, war es eigentlich von jeher, es sei denn, es war auf die menschliche Figur projiziert. Deine Ermunterung zum Stil der «Fensterbilder» wirkt wohltätig weiter und ich denke viel an eine Fortsetzung in Sehringen mit anderen Themen. Denn dort schaue ich nicht in die Offenbarung der Hinterhäuser zwischen Licht und Dunkel! Hingegen in Wald- und Felsmikrokosmen... Manchmal packt mich die Ungeduld hier oben und ich freue mich kindisch auf Sehringen, in der Küche Diäten köchelnd u. brutzelnd; im Atelier eine, wie mein Bruder sagt: «Nachtblüte» ersinnend, erwartend...
Die andere Frage gilt Magdalena Klett in Stuttgart. Dieses anscheinend ältere Mädchen (man spricht von 50) aus der Schule Hölzels verfolgt mich seit ½ Jahr mit Briefen, Valentien in St. hätte ihr zu mir als dem einzig in Betracht kommenden Lehrer geraten. Ich schrieb ihr, schrieb ihr ab. Sie sandte ihre Arbeiten, ich kritisierte, wie mir schien, etwas scharf aber gerecht, empfahl ihr die Umsetzung in handwerkliche Techniken wie bunten Kreuzstich, Applikation, was sie anscheinend empfindlich traf, denn sie fühlt sich als guter Mensch in edlem Drange. (Valentien sagt, er kenne sie garnicht!) Nun schreibt sie, daß sie auch schon mit Dir verhandelt habe bzgl. Fernunterricht (auch durch Valentien vermittelt). Du habest ihr von «ungebändigter wilder Bildersprache» geschrieben, hättest helfen wollen, sie sei wohl noch nicht reif genug gewesen (wenn 50, wann reift man dann?). Ich will sie abschütteln, da ich in der nächsten Zeit vollauf mit mir selbst zu tun habe. Hat es Sinn, sie auch meinerseits an Dich zu verweisen? Gib bitte kurz Nachricht. Das Prospektchen gelegentlich zurückerbeten.
Durch das schlechte Wetter ists hier oben wenig erfreulich, zumal ich aus der Erkältung nicht herauskomme (manche vertrügen diese Höhenlage nicht); außerdem ist das Zimmer auf der Westseite in den gegenwärtigen Sturmzeiten hundekalt, was ich reklamierte. Dr. Stroomann kündigt immer wieder die eigentliche Kur an. Es gäbe derlei Formen der ZK: die chronische, infolge Altersdegeneration der Bauchspeicheldrüsen-Inseln, und die von den Amerikanern zu 40% festgestellte akute, entzündliche Form, die er, des stürmischen Verlaufs bei mir wegen, als hier zutreffend vermutet. Davon wird der künftige Gebrauch des Insulins, die Dosierung wo nicht Wegfall, abhängen. – Eben rief ich Dr.

Malten an (auf die erneuten Vorstellungen von Frau Eggers, ihn unbedingt aufzusuchen). Er war nicht da, aber eine Frauenstimme gab Auskunft. 8 Tage, wie ich wollte, da ich länger keine Geduld mehr haben werde, kommen nicht in Frage. Auch er, M., müsse erst die «Einstellung» machen, darnach die Diät- und Kurbestimmung. Man wohne in Hotel od. Pension, die auf die Diätvorschriften eingingen. Das werde ich nun später einmal machen. Ich kenne ja nun die Maximen in der Klinik u. hier und außerdem gibts die Literatur. Danach kann ich mir eine Therapie zusammenbauen. Die Zimmerfrage gelöst: Südzimmer, Kaminzimmer. Ich sitze also warm. – Deine Œuvres bei Dr. St. sah ich noch nicht. Bin sehr neugierig darauf.
Herzliche Grüße Dir und den Deinen, Dein Osk
Im Besonderen Lisbeth gute Besserung.
Ich befinde mich im schlichteren Sanatorium, nicht im wilhelmesken Kurhaus, in dem Dr. St. wohnt. Ich habe nur einmal in das Entrée hineingeschaut.
Heraklit immer wunderbar! Wo stehen diese Sprüche? In den Vorsokratikern?

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 Carwitz
Am 18. Mutti Geburtstag
trübe, stürmisch nach Nachtregen 3 mm
+1 – +4°
Ganz ruhiger Sonntag
Rumgepusselt

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 Carwitz
Liebe Mutti,
gestern Nachmittag bin ich aus Berlin heimgekehrt, habe seitdem – ohne Schlafmittel! – 11 ½ Stunden geschlafen und will nun noch, ehe ich ins Bett steige, Dir einen schönen Geburtstag senden. In den letzten beiden Tagen habe ich in Berlin noch so viel Geschäftliches wie irgend möglich erledigt, darunter habe ich Plauen 4 Stunden zu einer Zeichnung gesessen, der Verlag hatte die sehr gelungene Karikatur abgelehnt und eine naturalistische Zeichnung verlangt. Sie ist nun gemacht, aber nichts Erschütterndes, mir persönlich wäre die Karikatur lieber gewesen.
Aber ich rede immerzu von mir, und diesmal – und nicht nur diesmal! – bist Du die Hauptperson. Also, unsere liebe Mutti, daß wir Dir zum 75. Geburtstag nur alles Gute und Schöne wünschen, das weißt Du ja. Vor allem wäre es gut, wenn die Plagen, die Dich jetzt gerade besonders

mit Kopf, Herz und Beinen heimsuchen, sich recht mildern, so daß Du ein erträgliches Dasein hast. Suse wäre so gern zu Dir gekommen. Statt ihrer wird ein Kistchen Express an Dich abgehen, dessen Inhalt Dir wohl sehr willkommen sein wird. Bitte denke daran, das Kistchen beim Abholen von der Bahn dort abwiegen zu lassen, wir haben jetzt ein paarmal bestohlene Kisten erlebt, bei denen die Bretter wieder aufgenagelt waren. Die Bahn ist verpflichtet, vor Augen des Empfängers festzustellen, ob das Ankunftsgewicht mit dem Abgangsgewicht übereinstimmt. Suse geht es gut, es sind ja jetzt ruhigere Zeiten im Hause gewesen, sie kann sich ein bißchen erholen, still sitzend und nähend, ganz untätig kann sie ja nie sein – das liegt in ihr wie in Dir. Die Post liegt bergehoch, Gottlob nichts direkt Unerfreuliches. Ich muß nun erst einmal wieder aufarbeiten. Ich bin gespannt, ob ich noch für den Arbeitseinsatz in Frage komme, theoretisch ja, praktisch wohl kaum – aber bei der wohlwollenden Stellung der Behörde weiß man nie. Jedenfalls bin ich erst einmal in den Herbst für Scherl beschäftigt.

Napp, Kurt 1905–1944 **Heuberg**

Bei den Soldaten ist es anders als im gewöhnlichen Leben. Du bist nur noch ein Pünktchen, eine Schneeflocke im großen Wirbel. Du kannst aber ganz unbesorgt sein, mir geht es nicht schlechter als den übrigen 600 Mann, die mit mir hier in Holzbaracken liegen.

Heute sind wir vereidigt worden, ganz großer Zauber, jetzt sind wir richtige Soldaten, nach dem Motto: Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Ich werde mit allem gut fertig, wenn ich auch manchmal den Kopf schüttle und der nutzlos vertanen Zeit nachsehe. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es hier drunter und drüber geht. Ehe ich meine Sachen heimschicke, wird bestimmt noch eine Zeit vergehen, hier gibt es nichts, keine Wäsche, und eine Uniform, die wohl das graue Ehrenkleid darstellen soll, aber reichlich abgerissen ist – es soll aber alles anders werden, wenn sich der Laden erst eingespielt hat.

Das Warten kannst du hier vorzüglich lernen, wir warten von früh bis abends, der Lesestoff geht bald zu Ende.

Eine gottverlassene Gegend! Baracken, Kasernen, Exerzierplätze, Drill, Gebrüll und Gesang den lieben, langen Tag von früh bis spät. Es ist schon so, das Soldatenleben ist ein besonderes Leben. Das Denken mußt du dir abgewöhnen, Gehorchen und Unterordnen sind das A und O. Auf unserer Stube ist eine recht bunte Gesellschaft beisammen, von Königsberg bis Köln, vom Bodensee bis Hamburg, aber ganz guter Zusammenhalt und Kameradschaft.

Bei Wienholz nach einer Goethe-Ausgabe fragen und kaufen, und etwas über Sternkunde, was sich in die Tasche stecken läßt!

Wagner-Régeny, Rudolf 1903–1969 **Sorau-Lausitz**

Es war Sonntag, der 14. Februar, nachmittags, als ich im Kasernenhofe stehend eine Menge Frauen und Kinder jenseits des Tores warten sah, die alle auf den Augenblick des Einlassens begehrlich waren. Auch Leli stand in diesem Haufen gequält aussehender Weiber. Sie sah sehr schlecht aus. Bleich, mit schwarzen Schatten unter den Augen. Staunend erkannte sie mich Veränderten erst nach langer Zeit, denn ich stand «eingekleidet» und schüchtern da und konnte es nicht verbergen, wie mir zumute war. Die Wolke von Liebe, die über all den Frauen lag, rührte mich, die leisen Worte und die stillen Gebärden erinnerten an das Gehabe auf Begräbnissen.

Es war den Rekruten erlaubt, mit ihren Frauen am Sonntag von 2 bis gegen 7 Uhr in einem Kantinenraum zu sitzen. Dieser Speisesaal war dann mit spielenden Kindern, geselligen Paaren und flüsternden Eheleuten so überfüllt, daß man Mühe hatte, zwischen den Stuhlreihen hindurchzugehen, um zu dem übelriechenden Ausschank zu gelangen, wo Bier und Postkarten in großen Mengen verkauft wurden.

Unsere Unterhaltungen waren unbedeutend. Wir genossen allein das Zusammensein, hielten uns, wie Kinder, an den Händen und wußten nicht, was das Geschick mit uns zu spielen vorhatte. Um noch mehr schweigen zu können, gingen wir, trotz des schlechten Wetters, oft im Hof auf und ab. Das uns, wie alle die anderen, nun auch ein großes Unglück betroffen hatte, wußten wir. Draußen an den Fronten und in den Gefängnissen mordeten die Mörder. Weshalb? Wer konnte es ihnen verbieten? Die Ohnmacht lähmte uns. Doch konnte man von Glücksfällen sprechen. Wenn alles in dem Lande «planmäßig» und «organisiert» vor sich ging, konnte man sich es denken, daß ein Ingenieur im Kriege in einer Fabrik, sowie ein Musiker vielleicht als Pianist in den Krankenhäusern Beschäftigung finden müßte.

Es war der bitterste Gedanke, daß ich alle meine Fähigkeiten ungebraucht und verborgen halten sollte, statt Hilflosen, Kranken und Bedrückten zu helfen, das Unglück zu überstehen.

Mann, Klaus 1906–1949 **Arkansas**

An Katia Mann

Chère Madame et Amie, nur ein hastig Wörtlein am Ende eines Sonntages, den ich ganz mit Küchendienst verbringen mußte … Deine beiden

lieb Getippten mit dankbarem Amüsement erhalten. Noch nicht die Zuckerbäckereien, auf welche Du anspieltest und denen [ich] nur zu gerne entgegensehe. [...]
Das Exerzieren fällt mir ziemlich *schwer*; vor allem mit dem Schießgewehr weiß ich gar nichts Rechtes anzufangen. Werde trotzdem mit einer Mischung aus Respekt und gutmütiger Ironie behandelt. In meinem Zelt oder Bungalow, heiße ich «the Professor». Nach Melvyn Douglas [...] bin ich wohl das Aparteste, was je in diesem Camp war. Denn genau *hier* war es doch, wo der Filmstar, zur allgemeinen Bewunderung und Ermutigung, als gemeiner Private diente: in *diesem* Camp, in *meiner* Company, ja, um das Maß des Drolligen schier zum Überlaufen zu bringen: im Bungalow fast gleich neben meinem.
Bald mehr. Wird ja schon zum Licht-ausmachen geblasen. Grüße für alle. Sage dem Borgi, daß die Anthologie *freilich* erscheinen wird: Kesten took over when I had to quit. Hübsch ganz bis O.K.: so we'll use the «D'Annunzio» chapter. LOVE, K.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Hitze. Zeitig auf, Kaffee, gebadet u. gegangen. Frühstück auf der Veranda. Gearbeitet am Moses bis 12. Mit K. auf der Promenade. Nach Tische Gottliebs mit Photographien. Überbrachten den zweiten Luxusdruck, Werfels österreichische Nazi-Novelle, die ich zu lesen begann. Gehört eben nur zu den Dokumenten für später, wirkt durch Empörung. Im Schlafzimmer brütend heiß. Machte mir selber Thee u. arbeitete weiter am Moses. Nach dem Abendessen Vorlesung der ersten 6 Kapitel des Moses. War zu müde, um mich daran zu freuen. Tranken moussierenden Burgunder. Nachricht von der Einnahme Rostows durch die Russen. Weiterer Rückzug der Deutschen auf eine noch unbekannte, aber offenbar recht weit westlich gelegene Verteidigungslinie. Russen kündigen für den Sommer große Offensive an. Bis zum Herbst, also in 7 oder 8 Monaten müsse der letzte deutsche Soldat russischen Boden verlassen haben. Erwägungen über die Möglichkeit einer langen deutschen Offensive – in einem Krieg, der so gänzlich auf Angriff und leichten Triumph gestellt war.

Brecht, Bertolt 1898–1956 **New York**
erwische noch korsch, der übermorgen weg muß. dicker geworden, noch etwas mehr fußnoten mitsprechend, eigentlich im typ ganz verändert. er war immer kräftig, wirkte jedoch eher hager und hatte diese tiefblauen augen unter den dunkeln brauen. ist jetzt fleischig, stämmig,

die augen kleiner, fast listig. er lebt von den 100 $ des instituts und arbeitet an seinen aufsätzen. das ist unverändert, er sagt wieder, daß er ja seine wissenschaft dichtet, während ich meine gedichte mache wie ein schuster den schuh. im augenblick interessiert er sich für geopolitik.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**
–2°, wolkig, teilweise klar. – Dick zum Lunch hier. Begeistert vom neuen Zimmer. Brachte einen Auerhahn mit, der von Emma und uns allen geschätzt wurde. Er besuchte auch Alma, die ihre Sonntagsruhe hielt. – Nowo Tscherkask gefallen. Die Russen ziehen ihre Legionen um Harkow und am mittleren Donez zusammen. Für Rostow sieht es schlecht aus. Die Deutschen sagen, Terrainverluste spielten eine untergeordnete Rolle. Die russischen Terraingewinne geschehen auf Kosten von Unmengen Soldaten und Material. Für die Deutschen ist die Hauptsache, daß sie in geordneter und ungebrochener Form ihre Front zurückziehen, alles im Interesse, Ausgangspositionen für die große Frühjahrsoffensive zu bewahren. Bis dahin werden die Russen in viel größerem Umfang geschwächt als die Deutschen, die alles darauf angen, ihre Leute zu retten. – Für die größte Schwäche der Deutschen hält man in England ihren Mangel an flüssigem Treibstoff. Ihre Hoffnungen auf Majkop und andere Quellen im Kaukasus haben sich nicht erfüllt. Sie haben jetzt nur die rumänischen Naphtagebiete, die von den Russen nur 80 Meilen entfernt sind und die auch eingenommen werden können, wenn die Alliierten in Griechenland landen. – In Afrika werden die Operationen durch starken Regen erschwert. – Gestern schossen die Deutschen 129 russische Flugzeuge ab und erbeuteten im Süden 31 Panzerwagen. Der russische Rundfunk meldet heute abend, Rostow und Harkow seien gefallen. Dem deutschen Rundfunk ist hiervon nichts bekannt.
In seiner neuesten Rede sagte Roosevelt, die Alliierten würden den Krieg erst beenden, wenn ihre siegreichen Armeen in Berlin, Rom und Tokio eingezogen sind. – Die Deut. machen wie immer einen gelassenen und entschlossenen Eindruck, sprechen wenig, handeln energisch.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**
Der dänische Flensburger W.J. besucht mich – auf dem Weg zur Ostfront. Er trägt die Feldwebel-Uniform. Ich habe ihn seit der Zeit gekannt, als er noch in eine deutsche Lateinschule in Flensburg ging. Seitdem stehen wir in Verbindung miteinander. W. J. ist sehr stark mit seiner Familie verbunden; seine Frau stammt aus einer der bekanntesten

dänischen Familien Flensburgs. Er ist nervlich ganz herunter. «Ich soll nach Harkov – gerade da geht es ja schlimm zu» – sagt er mit einer tief bedrückten Stimme.
Was kann ich zu seinem Trost sagen? Er ist ja nicht der erste Landsmann aus Südschleswig, der hierherkommt, um schweren Herzens Abschied zu nehmen – bevor die Reise an die Ostfront geht. Vor einigen Wochen erst war es Peter, der nach Harkov sollte – und jetzt ist es der ca. 10 Jahre ältere W. J. . . .
Sein Kompagnon in Flensburg – ein dänischer Mann; ein sehr angesehener Volksgenosse; ein Mann mit einem in allen Kreisen höchst respektierten Namen – hat von W. J. «verlangt», daß er dafür sorgen sollte, sich durch hervorragenden Fronteinsatz die Offiziers-Schulterstücke und am besten auch eine noble Militärdekoration zu sichern. Die beiden Flensburger, der ältere und der jüngere Kompagnon, sind an diesem Punkt sehr hart aneinandergeraten. W. J. sieht als dänischer Mann und als Antinazist keinerlei Grund, irgendetwas Besonderes für Hitler und für den Hitler-Krieg zu leisten.
Selbstverständlich kann ich nur ganz und gar mit W. J. halten – gegen den alten – dänischen – Kompagnon in Flensburg. Ich habe diesen – durch und durch noblen – Mann viele Jahre gekannt. Er hat indessen alle Tage – obgleich also übrigens wirklich kerndänisch – eine merkwürdige, für uns gesehen «unlogische» Schwäche für preußische Offizierswürde und für die Eisernen Kreuze der deutschen Kriege gehabt. Im ersten Weltkrieg hat er, der beinahe an der Front umgekommen wäre, selbst beides besessen . . .
Es ist wohl auch in diesem Hitler-Krieg passiert, daß dänische Südschleswiger in ein etwas verkehrtes Verhältnis zu Deutschlands aggressivem Militarismus und zu den «Fronten» im Krieg selbst gekommen sind. Einzelne Male standen in den letzten Jahren in der «Flensborg Avis» dänische Todesanzeigen von dänischen Familien in Südschleswig, in denen man z. B. lesen konnte, daß «unser geliebter . . . den Heldentod gefunden hat» – oder daß: «eine feindliche Kugel unseren lieben . . . getötet hat . . .»
Aber fast immer jedoch haben dänische Familien in Südschleswig, ihrer dänischen Gesinnung entsprechend, in würdiger, dänischer Distanzierung vom Nazikrieg, sich damit begnügt, wenn eine Trauerbotschaft von der Front sie erreichte, in die «Flensborg Avis» zu schreiben: «Wir haben . . . verloren»; «Der Krieg hat . . . genommen»; «Unser lieber . . . hat den Tod an des Krieges Front gefunden . . .»
Eine einzige Todesanzeige über einen gefallenen dänischen Südschleswiger habe ich abgeschrieben. Sie kam aus der Gegend von Husum und stand also in der «Flensborg Avis».

Darin hieß es: «Der Krieg nahm unseren geliebten . . . wir hoffen auf ein Wiedersehen in der Auferstehung. Bis dahin wird er schmerzlich vermißt werden . . .»
Natürlich ist es W. J. – mit seinem entschiedenen Nein zu allem, was mit Hitler und dem Hitlerkrieg zu tun hat –, der Recht hat; und es ist der alte Kompagnon in Flensburg – mit seinen Vorstellungen von Kriegerehre, von deutschen Schulterstücken und Eisernen Kreuzen –, der Unrecht hat.
Es ist entsetzlich, daß ich vollkommen außerstande bin, W. J. in seiner Verzweiflung zu helfen, seine Verzweiflung darüber, in die Hölle bei Harkov fahren zu müssen.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**

Man muß wirklich im Kalender nachschauen, wenn man wissen will, ob heute Sonntag ist. – In der Nacht, ich schlafe gut und lange, träumte mir wieder einmal, diesmal von Erika. Wir trafen uns in irgendeinem hochvornehmen Haus (Stil: Generaldirektor), sie hatte ein ganz tadelloses Benehmen an sich. Wir umarmten uns in irgendeinem Winkel und küßten uns lange und innig. Dann fuhren wir in einem riesigen Auto (Rolls Royce), sie steuerte, bis ich ihr das Steuer abnahm. Ich sah deutlich, wie sich mein Fuß auf den Gashebel schob. – Verrückt?!
Schon einige Stunden liegen wir ohne Lokomotive in «Melitopol». Jeden Morgen putze ich dem Inspektor die Stiefel. Er hat ein fieses Benehmen an sich, unsympathisch. Ich mache meine Arbeit nicht gewissenhaft und ordentlich. Hoffentlich sieht er bald ein, daß ich als Putzer nicht tauge.
Um 19 Uhr sehen wir ein großes Wasser, das Faule Meer. Hoffentlich liegen wir später auch in Wassernähe.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!
Es ist am schneien, dabei naßkalt. Also das beste Wetter um zu Hause zu bleiben. Es scheint noch kräftig viel Schnee zu geben, denn es ist alles grau in grau. Nach dem Essen wie üblich Radio gehört und dabei eingeschlafen. Wie Du siehst auf dem besten Wege Spießer zu werden. Der alte Wandertrieb wird aber hoffentlich eines Tages wieder wach werden. Dann wird das Versäumte wieder nachgeholt. Ihr Zwei werdet Euer Mittagsschläfchen gehalten haben und dann bei gutem Wetter

etwas an die Luft gehen. Bei schlechtem Wetter wird Dich Ilse in der Stube beschäftigen. Was wird Ilse wohl erst für Augen machen, wenn es Sonntags nach Wettmar geht? Ich kann mir denken, daß sie sich dort auch wohl fühlt. Noch heißt es warten. Es ist schwer immer «Schreibstoff» zu haben. In unserem Verein hier ereignet sich ja nicht viel. Wir können uns gegenseitig trösten, denn hier gibt es genau so viel Abwechslung wie in Fredelsloh. Nur gut, daß ich Radio habe. Dadurch hört man, wie es in der Welt aussieht, wenn augenblicklich auch nicht viel Gutes bekanntgegeben wird. Sobald der Winter vorbei ist, wird es wieder besser werden. Vorbereitungen sind schon tüchtig im Gange.
Lieber Racker, ich hoffe, daß Du wieder gesund bist und Deine alte Regsamkeit wieder erlangt hast. Ilse wird schon Arbeit für Dich haben und wenn es nur das Wegräumen der Spielsachen ist. – Wie ich aus der Zeitung ersehen habe, kommt für Dich eine Arbeitsverpflichtung nicht in Frage. Du hast mit Ilse und Oma ja auch Arbeit genug.
Es grüßt herzlichst, Dein Gustav
Grüße Ilse u. Mutter!

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **am Ladogasee**
Meine liebe Hilde und Kinderchen.
Lieben sonntäglichen Gruß! Soeben empfing ich Deinen lieben Abschiedsgruß von zu Hause. Daß man Euch in Omnibusse verfrachtet hat, daran hätte ich nie geglaubt. Hoffentlich war es einigermaßen erträglich. Seit gestern bin ich in Zahnbehandlung. Es ist arg umständlich und jedesmal eine kleine Reise. Alles, was nicht taugt, wird gezogen. Heute habe ich mir einen Antrag geholt für Zahnersatz. Morgen werden die letzten gezogen. Ich wollte dann in ein Lazarett zum Ausheilen und anschließend den Ersatz machen. Dem hat man aber nicht stattgegeben. Bis alles gut verheilt, muß ich hier bleiben. Solange muß ich mich eben behelfen. Das einzige, was ich ausrichten konnte, war, daß ich Weißbrot bekommen soll.
Alles, was eben krauchen kann, ist hier unentbehrlich. Gestern und heute waren tolle Tage. Da war wieder alles dran. Meine Einheit kämpfte einen Heldenkampf. In den nächsten Tagen wird sie wohl zum 3. Mal lobend im Wehrmachtsbericht erwähnt werden. Eine Leistung, die bisher noch keiner Einheit zuteil wurde. Gestern und heute war wieder großes Panzerknacken. Ein Obgefr. hatte allein 5 auf seinem Conto. Gestern abend trug er schon das E. K. I und war Uffz. Jetzt kann es sein, daß wir für einige Tage wieder etwas Ruhe haben. Die Iwans sind allerdings unberechenbar. Der ganze Schwerpunkt liegt hier oben.

Am Ilmensee muß er sich stark verschnupft haben, denn eine ganze Weile ist es schon ruhig dort. Auch im Mittelabschnitt scheint es friedlicher herzugehen.
Es gehört eine große Portion Soldaten-Glück und nebenher noch ein großer Dusel zum Kriegspielen. Sonst bin ich gut dabei. Jede freie Tagesstunde nutzen wir aus, um uns in die Erde einzubuddeln. Der Erdball wird hier wieder schrecklich verhunzt und beschädigt. Ein Glück, daß das Holz gleich nebenbei steht.
Alles Gute, meine Treuen!

Kurz, Robert 1910–1943
Meine heißgeliebte kleine Frau! **im Osten**
Durch den Fall von Stalingrad scheint in der Heimat manche Illusion flöten gegangen zu sein, die man sich hier schon gar nicht mehr machte. Ob wohl auch Felix Dach dabei ist? Auch Willi war in der Gegend. – Ihr alle zu Hause, man kann das ruhig sagen, könnt ja gar keinen Begriff von den Zuständen hier haben, denn jetzt erst beginnen die Zeitungen hin und wieder, ein Bild aus der Wirklichkeit zu bringen. Sonst weiß ich heute nichts Neues zu berichten. Ich kann ja nicht immerzu schimpfen und sagen, wie sehr wir uns alle aus diesem Zustand herauswünschen. Wolltest Du mir nicht wieder eine Kerze schicken, es ist hier so große Not, denn wir haben ja kein Fenster in unserm Bunker. Was haben wir denn überhaupt außer Hunger, Schlaf, Läuse und Sehnsucht.
In Treue, Dein Robert.

Willi L. **im Osten**
Seit acht Tagen bin ich nun wieder vorn und führe im Augenblick eine Kompanie, die zuletzt im Dezember vorigen Jahres allerlei mitgemacht hat. Zur Zeit liege ich aber in einem sehr ruhigen Abschnitt. Mit viel Mühe und mit viel Sprengmuniton haben wir uns in den letzten Wochen in die Erde eingegraben und ein Stellungssystem geschaffen, an dem Iwan, sofern er eines Tages Lust bekommen sollte, allerlei zu knacken haben dürfte.
Ich selbst hause in einem beinahe gemütlich zu nennenden Bunker; nur gestern hat er mich ein wenig enttäuscht, da fing er nämlich wegen plötzlich eintretenden Tauwetters an zu lecken. Weniger angenehm sind die russischen Scharfschützen, man nennt sie hier «Pängheinis», die beinahe ausnahmslos unsere Verluste in der letzten Zeit verursachen.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine liebe L., beiliegend findest Du einen Artikel über das Deckengemälde des Pavillons im Gatschiner Park. Ich habe 2× selbst versucht, mit meinem Apparat Ausschnitte aufzunehmen, leider sind sie nichts geworden.

Heute schicke ich 1 Paket Schmelzbutter. Ein Brief von Dir vom 10. als Luftpost. Das ging aber schnell! Du brauchst Dich nicht freiwillig zu melden. Doris braucht sich als Zeichnerin auch keine besonderen Sorgen zu machen. Mathematik und Algebra sind dafür nicht erforderlich. Leider kann sie natürlich nicht technisch zeichnen. Aber das kann man ja lernen. Schön, daß meine Aquarelle dort sind. Die beiden, von Dir selbst als gut erwähnten Bilder, halten etwas von der russischen Kälte fest. Nur mit dem Weiterarbeiten hält es z. Zt. schwer. Du kannst Dir denken, daß wir bei der unruhigen Front hier nicht untätig sind. Doch darüber kann ich nichts schreiben. Draußen heulen die Stukas. Aber darum keine Sorgen. Unsere Bataillonsfeier wird wohl ins Wasser fallen. Im Februar vergangenen Jahres war eine ähnliche Situation. Aber der Russe hat viel von uns gelernt; das sieht man an Stalingrad. Urteile darüber aus dem Stabsquartier kann ich nicht schreiben.

Gleich muß ich zu einer Gerichtssache gegen Bo. Hoffentlich klärt sich alles als harmlos auf. Er soll Benzin verkauft haben, was schwer strafbar ist.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

Ich verlebe hier ziemlich ruhige, stille Tage. Mit meinen paar Männlein und einer Handvoll Deutscher am Ort sowie etwas mehr Ungarn sitzen wir hier in Rylsk, fast völlig von außen abgeschnitten und total ahnungslos; was um uns herum vor sich geht, wissen wir nicht. Es ist viel Schnee. Wir hoffen, daß wenn die in der Gegend, wo Löbbeck mal saß (östlich) liegende Kampftruppe sich rückwärts konzentriert, sie nicht nach Süden geht, sondern hier vorbei wandert. Meine Kreise hören wenig von mir und nicht viel mehr erfahre ich von ihnen. Die Stadt und alle Straßen sind eklig verschneit, dabei heftige Winde. Heute seit früh mild, und Taugrenze. Der Bolschewik hat, besonders die Leute im Norden, reichlich Schlitten und Pferde. Daher ist er leidlich beweglich, wir weniger. Und so langsam zieht er vorn wieder seine Kräfte vor. Den Schutz unserer Stadt haben die Ungarn. Da sie die einzigen Soldaten am Orte sind, haben die paar kleinen Dienststellen ab Dunkelheit mit ihren paar Leuten nichts zu suchen. Ich bin also – meiner Sicherheit wegen – ab 17 Uhr zu Haus. Ich plane allerdings, mal ab dieser Zeit zu D.s zu

gehen und dort im kleinen Zimmerchen zu übernachten. Ich käme, wie schon gesagt, wenn ich mal am Abend hingehen möchte, schwerlich trotz Parole gut dahin und noch schlechter zurück. Gestern war ich ganz zeitig früh da, an der Tür habe ich die Mitglieder der Familie mal schnell noch aufgenommen, nur Tante Hedw. war nicht da. Ich hatte ihnen gesagt, daß der Kelch vielleicht noch an ihnen vorübergehen würde und sie waren so froh. Sie wissen nicht, was ich über das Verhalten der Roten Stellen gegenüber allen, die bei deutschen Dienststellen beschäftigt waren, weiß. Der neue Ortskommandant, 1 Hptm., der von weiter südlich kam, erzählte mir, ein Städtchen seines Bereichs wäre mal 24 Stunden in der Hand der Roten gewesen und wie man nachher wieder reinkam, lagen 45 Frauen und Mädchen mit zerschnittener Kehle auf dem Markt. Sie hatten bei deutschen Dienststellen gearbeitet! – Ich hätte an den langen Abenden sehr viel Zeit zum Schreiben. Aber es fehlt mir sehr an Lust dazu, wenn ich nicht weiß, wie ich einen Brief loswerden soll. Gestern habe ich ziemlich schön gebadet. Bisher habe ich tatsächlich noch so gut wie jede Nacht hier, ich glaube sogar jede, mich ausgezogen, nur 1–2mal bin ich im Taghemd und Unterhose ins Bett gekrochen. Ich glaube nicht an Überraschungen, man merkt es noch früh genug.

Eine Hyazinthe ist tatsächlich voll aufgeblüht, andere werden folgen. Sie ist unsere größte, reine Freude. Ein Märzbecher ist auch bald soweit.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Berlin**

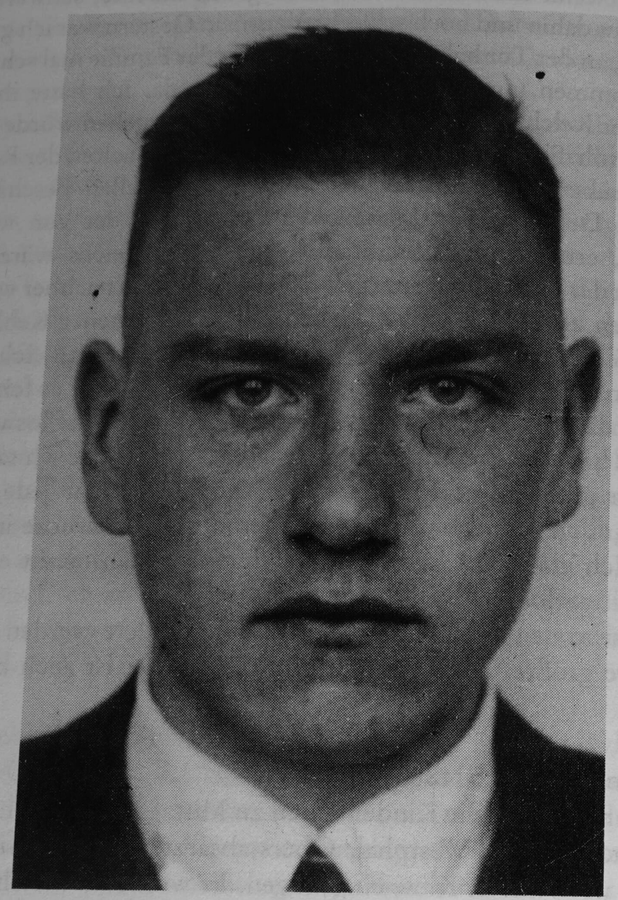
Willis Bruder, Elsi und die Kinder waren zu Mittag im «Fürstenhof» bei uns zu Gast. Henning Westphal, Oberstabsarzt, ist, ohne daß ich es wußte, bald nach mir in Kiew eingezogen. Er wußte zu berichten, daß die Stätten, die ich noch besucht habe, am nächsten Tag in die Luft gegangen seien – Zeitzünder –, auch das Hotel, in dem wir weilten, und das Haus, in dem ich übernachtete. Man ist dicht am Schicksal vorübergegangen – auch da!

Im übrigen ein besonnener gerader Mecklenburger.

Nachmittags kam Dreyer. Er brachte sorgenvolle Nachrichten über die Havag, die auseinandergebrochen wird vom mächtigen Parteiverlag, von Amann. Ein dunkler Kampf, jetzt mitten im Krieg.

Abends in die Musik geflüchtet, in «Tosca». Viel Arbeit, die mir meine Wünsche und Pläne auftragen; ich bin froh, daß ich die Ämter nicht annahm. Um nur der Dichtung zu leben.

Zeitsprung in das Jahr 1939



Zajewski, Erwin 1895–1990 737

Borissow

Das Häuflein klein.

Nur wenige Tage, schon wartete ein neuer Einsatz für die 3. Kompanie im Waldlager Borissow. Etwa 25 km nördlich von Borissow befand sich der letzte besetzte Stützpunkt. Dahinter weiter nach Norden, sowie bis an die Beresina nur allein von Partisanen besetztes Gebiet. Dieser letzte eigene Stützpunkt, seine Besetzung aktive Polizei, schien vollkommen eingeschlossen zu sein. Seit über drei Tagen hatte man nichts mehr von der Besatzung gehört, die Verbindung nach dorthin war vollkommen abgebrochen.

Mit noch weiteren Einheiten – die Bezeichnung «Jagdkommando» entfiel hier ab sofort – wurde allein von der Abteilung die erfahrene 3. Kompanie zum Entsatz mit eingesetzt. Mehrere größere Baumsperren mußten unterwegs beseitigt werden, eine zeitraubende mühselige Arbeit. Gewöhnlich verminten die Partisanen links und rechts davon einen bestimmten Geländestreifen.

Der Feind schien auszuweichen, gegen Mittag erreichten die Einheiten den tatsächlich eingeschlossen gewesenen Stützpunkt ohne jegliche Feindberührung. Die Besatzung hatte sich auf engstem Raum eingeigelt, hinter dicken Holzhaufen sich erfolgreich verbarrikadiert. Nach einer längeren Verschnaufpause wurde anschließend in das große Niemandsland hinein vorgestoßen.

Schon hinter dem nächsten Dorf, es war vollständig geräumt, stellte sich der Feind zum Schlagabtausch. Die Begrüßung der Deutschen erfolgte mit Artilleriebeschuß aus angemessener Entfernung aus einem größeren Waldgebiet hinter dem geräumten Dorf.

Zur allgemeinen Beruhigung feuerte der Feind viel zu weit über die Köpfe der im Hochwald ankommenden Angreifer hinweg. Dafür begann aber umso lebhafter ein ungeheurer Feuerzauber bei der Annäherung an das geräumte Dorf. Schwere Granatwerfer mußten in Stellung gehen, das Feuer der Partisanen erwidern. Sofort ließ das feindliche Feuer nach, der Feind zum Stellungswechsel gezwungen. Schließlich hörte es ganz auf, nachdem die Deutschen ohne Verluste das geräumte Dorf besetzt hatten.

Die Verfolgung der Partisanen im ausgedehnten Waldgebiet kaum noch möglich, da die Tageszeit bereits zu weit vorgeschritten war. Der Kom. der Sicherungsabteilung hielt sich strikt an die Befehle: Er ließ also kehrtmachen, sämtliche Einheiten kehrten noch am Abend nach Borissow zurück.

Hassell, Ulrich von 1881–1944 **Ebenhausen**

Die letzten Wochen haben die schwerste bisher erlebte Krise dieses Krieges gebracht, eigentlich die erste wirkliche Krise, leider nicht nur Krise der Führung und des Systems, sondern für Deutschland. Sie wird durch den Namen Stalingrad symbolisiert. Zum ersten Male gelingt es Hitler nicht, die Verantwortung abzuwälzen, zum ersten Male bezieht sich das kritische Raunen unmittelbar auf ihn. Insofern liegt eine echte Führungskrise vor: die *militärische* bisher durch einige intuitive Lichtblicke, durch geglücktes Hazardieren, gegnerische Unfähigkeit und Zufälle verdeckte Unfähigkeit des «genialsten Feldherrn aller Zeiten», das heißt des größenwahnsinnigen Gefreiten, steht im Vordergrunde. Das Opfern kostbarsten Blutes für unsinnige oder verbrecherische Prestigegesichtspunkte ist weithin klar. Da es sich diesmal um militärische Dinge handelt, gehen nun endlich auch Generälen die Augen auf, so daß sie erkennen, wohin die Wehrmacht gebracht worden ist und Deutschland im Begriffe steht gebracht zu werden. Angesichts eines Ereignisses, das in der deutschen Kriegsgeschichte einzig dasteht, sollten ja nun auch dem Blindesten die Schuppen von den Augen fallen.

Das Verhalten des unglücklichen Generals Paulus, dem nun die Russen die «Feldmarschallstäbe» übergeben können (und einiger seiner Generale) wird scharf kritisiert. Wenn je, so mußte er in diesem Falle Geist vom Geiste Yorks beweisen, und tat er das nicht, dann keinesfalls lebend aus dieser Katastrophe hervorgehn. Wietersheim, der im Konflikt mit ihm «gegangen *wurde*», steht groß da, was nun freilich nichts mehr nützt. *Der* General, der seine Meinung am schärfsten verfochten hat und folglich in Ungnade fiel und keinerlei Auszeichnung oder Anerkennung erhielt, nämlich Strecker mit seinem ausgezeichneten Stabschef Groscurth, ist schließlich *der* gewesen, der am längsten gekämpft hat.

Sogar Herr Zeitzler, Hitlers ausgewählter Generalstabschef, merkt jetzt, was los ist, und hat Mut zum Widerstand gegen unsinnige Befehle gefunden, indem er zwei Tage lang nicht zum Vortrag erschienen ist und dadurch seine Ansicht durchgesetzt hat. Auch Kluge und Manstein haben sich, *nachdem* das Kind in den Brunnen gefallen ist, etwas mehr Bewegungsfreiheit erkämpft. Sogar Herr Fromm, diese Wetterfahne, äußert tapfere Ansichten. Aber was trotz aller Bemühungen immer noch fehlt, ist die Initialzündung. Tatsächlich ist aber die Lage so: *mit* Hitler und seinen Leuten ist keinerlei Chance mehr auf einen nur halbwegs erträglichen Ausgang vorhanden, sondern *nur* Aussicht auf Katastrophe und Bolschewisierung; bei Systemänderung in einem vernünftigen Sinne ist zwar auch keinerlei Gewißheit mehr, aber doch eine *Möglich-*

keit gegeben. Die Wahl kann also nicht zweifelhaft sein. Die Erfolge der Bolschewiken geben England wenigstens so weit zu denken, daß ein geordnetes realpolitisch denkendes Deutschland einiges für sich hat. [...]

In Berlin zahllose Besprechungen [...]

Trüber Eindruck von der Zerfahrenheit und Entschlußlosigkeit der Kirchen, in einem Augenblick, der für sie entscheidend sein muß.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung

Ausrichtung Politik 14. 2.

dnb-Rundruf: **Berlin**

Über die Explosion auf dem Berliner Bahnhof Friedrichstraße ist auf keinen Fall zu berichten.

abends:

1. Zum Thema Bolschewismus eignet sich eine Äußerung der World Review, die eine Art Weltregierung vorschlägt. Bei der Behandlung des Themas ließe sich auch die Auffassung Lenins und Stalins verwerten, daß die Rote Armee die Garde der Weltrevolution sei.

2. Nicht aufgreifen: Eine Äußerung der Times über eine neue russische Offensive.

3. Nicht aufgreifen: Eine Feststellung der Times, Ungarn sei gewillt, einen Sonderfrieden abzuschließen. Ebensowenig das hierzu von dem ungarischen Gesandten gegebene Dementi.

4. Nicht aufgreifen: In London werden jetzt auch die Eisengitter verschrottet.

5. Über die Explosion auf dem Bahnhof Friedrichstraße ist eine Meldung herausgegeben worden, die nur in der Berliner Presse erscheinen darf.

6. Über dnb liegt eine Meldung von der Hinrichtung einer polnischen Verräterfamilie vor. Im Innern der Blätter verzeichnen.

7. Es wird daran erinnert, daß der morgige Sportteil nicht groß aufgemacht wird und keine allzulangen Texte bringt. Keine Bilder über prächtig gebaute Athleten, über Eiskunstlauf, Eishockey und ähnliches. Nur in den Notizen berichten.

8. Zur Information: Zwischen Oels und Groß Wartenberg in Schlesien ist eine Lokomotive mit Tender und Gepäckwagen entgleist. Eine

Meldung darüber darf von den Blättern in anderen Gegenden als Schlesien nicht verzeichnet werden.

Churchill, Winston 1874–1965 **London**
Persönliche und geheime Botschaft an Josef Stalin
Die Reihe großartiger Siege, die uns heute abend die Nachricht von der Befreiung Rostows am Don bringt, läßt mich keine Worte finden, um Ihnen die Bewunderung und Dankbarkeit auszudrücken, die wir für die russischen Waffen empfinden. Es ist mein größter Wunsch, mehr zu Ihrer Unterstützung tun zu können.

Weizsäcker, Ernst von 1882–1951 **Berlin**
Notiz
Ich habe heute den neuen Großadmiral und Chef der Marine Dönitz zum ersten Mal mit Bewußtsein gesehen. Sein Vorgänger Räder hat Ende März 39 (oder 1. 4.) dem Führer in der Bahn von Hamburg nach Berlin – nach dem Stapellauf der Bismarck – vorgetragen (so schildert Räder mir das noch in der Bahn), die Marine brauche noch einige Jahre, um mit England Krieg führen zu können. Für diesen Zustand des Ungenügens hat Räder in diesem Krieg sehr viel aus der Marine herausgeholt. Dönitz scheint mir mehr dynamisch zu sein, auch viel jünger, ehrgeiziger, mit einer Neigung zum Naßforschen, das die U-Bootbesatzungen zu bestechen geeignet sein soll.

Colville, John 1915–1987 **(auf See)**
Genau an meinem 28. Geburtstag, am 28. Januar 1943, fuhr ich auf einem anderen Orientdampfer, der «Orion», in einem Zug mit drei anderen großen Handelsschiffen, wieder nach England zurück. Geleitet wurden wir von der H.M.S. «Valiant», die nach der Beschädigung durch eine Haftmine im Hafen von Alexandria wieder repariert worden war, sowie von vier Zerstörern. Dies erwies sich als günstig für uns, denn verschiedene nicht geleitete Schiffe wurden zur gleichen Zeit vor der Küste von Südwestafrika torpediert. Ungewöhnlich und vermutlich sogar einmalig für den Monat Februar war es, daß sich zwischen Kapstadt und dem Clyde nicht eine einzige größere Welle regte. Während wir so auf einem riesigen Mühlteich nordwärts dampften, saß ich auf einem Klappstuhl an Deck und bemühte mich, mit mäßigem Erfolg, fünfzig französischen Matrosen, die sich de Gaulle in England anschließen wollten, beizubringen, wie man Englisch spricht.

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tunis)**
Auf unserem Brückenkopf am Faidpaß trat die 21. Panzerdivision am 14. Februar zum umfassenden Angriff auf die im Raum Sidi Bouzid aufgestellte 2. amerikanische Panzerdivision an.
Bei frontaler Bindung der feindlichen Kräfte ging eine eigene Panzerkampfgruppe im nördlich umfassenden Vorstoß gegen die tiefe Flanke der Amerikaner vor, während ein weiterer eigener Verband südlich Sidi Bouzid vorrückte und den Feind im Rücken angriff. Der Gegner wurde so in eine taktisch außerordentlich ungünstige Lage gedrängt. Es entwickelten sich heftige Panzerkämpfe, bei denen die unerfahrenen Amerikaner von meinen in Hunderten von Wüstenkämpfen bewährten Verbänden immer mehr zusammengeschlagen wurden. Eine große Zahl Grants, Lees und Shermans stand bald brennend auf dem Schlachtfelde. Die Masse der amerikanischen Truppe war vernichtet und der Rest floh nach Westen.
Daraufhin drängte ich das Armeeoberkommando 5, das die Operationen geleitet hatte, noch unbedingt nachts weiterzustoßen, den Feind in Bewegung zu halten und Sbeitla zu nehmen. Taktische Erfolge müssen rücksichtslos ausgenützt werden. Der auf der Straße zurückflutende Feind, den man noch heute mühelos einsammeln kann, kann morgen schon wieder als vollwertiger Kämpfer auftreten.

Hauser, Martin *1913 **Mellaha/Tripoli**
Nach langer Fahrerei bin ich endlich wieder «zur Ruhe» gekommen. Der Platz ist eine Wiese, die von einer Seite von einem Palmenhain, von der anderen Seite von moosbewachsenen Felsen eingerahmt ist, die steil ins Meer abfallen. Während der paar Tage, die ich schon hier bin, herrscht ein fürchterlicher Sturm. Das Meer wird vom Winde gepeitscht, der Regen prasselt unaufhörlich auf die dünne Zeltleinwand, die paar Bäume ringsum biegen sich im Winde tief zur Erde, die Felsen sind dauernd mit weißem Schaum der heftigen Wellen bedeckt, die sich an ihnen brechen. Über allem ein schwer bewölkter Himmel, von hellgrau bis grau-schwarz, dessen Wolkendecke durch den ungeheuer starken Wind in dauernder Bewegung ist. Dieses Bild der schweren See, der Felsenküste nach beiden Seiten und des Hinterlandes erinnert mich etwas an die schweren Stürme, die ich an der Nordsee erlebte. Nur die Palmen «stören das Bild».
Wir hocken in unserem Wagen, frierend, aber wenigstens halbwegs geschützt vor dem Sturm, der draußen wütet. Einige gehen nicht mal zum Schlafen in ihr Biwak, da es völlig durchnäßt ist und die Gefahr des

Wegfliegens droht. Sogar unser Wagen wackelt und rüttelt im Winde. Trotzdem herrscht eine nette Atmosphäre, gute Kameradschaft, die einem über solche Zeiten viel hinweghilft. Ich bin hier mit noch sechs anderen Palästinensern zusammen, eine der sonderbarsten Zusammenstellungen jüdischer Intelligenzler, die man in so kleinem Kreise treffen kann. Vom ganz assimilierten, zur Taufe neigenden deutschen Juden über den K.J.V.-Zionisten, der dem Leben Palästinas fremd blieb, über den Geschäftszionisten, dessen Zionismus von der Stellung in Palästina abhängt, zum bewußten Zionisten, zu dem ich mich zähle. Zu dieser Gruppe von Menschen kommt nun noch der Commanding Officer hinzu, der einer der wenigen Typen eines gebildeten und feinen Engländers ist. Ich hörte von ihm schon früher, und sein Ruf hat nicht zuviel versprochen. Ohne die Allüren des Offiziers, ohne die Überheblichkeit des Engländers, verbringt er auch seine Freizeit mit uns, debattierend, Schach spielend oder in unserer Gesellschaft lesend und arbeitend. Dadurch müssen sich auch die anderen englischen Kollegen diesem Leben anpassen, und der Ton ist ein absolut zufriedenstellender, wie ich ihn selten so angetroffen habe. – Dieser Szenenwechsel kam fast so plötzlich wie der erste. Ich fuhr zusammen mit einem anderen Jungen, der gerade am Tage vorher angekommen war. Wir haben zwei Posten einzunehmen, auf die zwei andere gesandt worden waren, aber schwer verletzt wurden, als ihr Auto auf eine Mine stieß. So wurden wir beide geschickt. Die Fahrt ging am ersten Tage fast ununterbrochen vorbei an grünen Wiesen, die teilweise dicht mit gelben Blumen übersäht waren. Keine Spuren von Kämpfen, kein Überbleibsel des Krieges zu sehen. Nur ganz vereinzelt ein kleines Wüstenfort neben einem Eingeborenendorf.

Der nächste Tag zeigte eine völlig veränderte Landschaft: Wüste, weite Flächen mit Steinen besät, im Hintergrunde Sümpfe. Der Weg war schlimm, von häufigen Bombardierungen aufgerissen, viele Brücken gesprengt, die Löcher nur notdürftig zugeschüttet mit großen Steinen, über die unser Wagen holperte und sprang, so daß wir oft von unseren Sitzen gegen die Decke geschleudert wurden und nicht mehr wußten, wo Kopf, Magen und Glieder waren. Am Abend sah ich aber einen der schönsten Sonnenuntergänge, die ich je beobachtete. Je mehr sich die Sonne dem Horizont näherte, desto röter wurde sie, desto zahlreicher wurden die Farben der Wolken und des Himmels. Die Wolkendecke wechselte von weiß zu rosa, rot, dann grau bis fast schwarz mit fortschreitender Dämmerung. Der Himmel war rot, wo die Sonne unterging, wechselte über in rosa, gelb, hellblau, violett, blaugrün, je

mehr das Auge nach Osten wanderte. Zehn Minuten waren vergangen und das Himmelsbild hatte sich wieder verändert. Wo die Sonne versank, ward es orange, dann gelb und hellblau, wo bereits die schmale Mondsichel zu sehen war mit einem Stern rechts unter ihr, und dann tief dunkelblau im Osten über dem Meer. Dann wurde es ganz schnell Nacht, tiefblauer Himmel, besät mit Sternen in ungeheurer Fülle, ganz in der Ferne jetzt, schon nahe dem Horizont, die schmale Mondsichel; tiefes Schweigen rings um uns über der ganzen Wüste, nur hier und da kurzes Aufflackern eines Lagerfeuers, das uns zeigte, daß wir nicht völlig allein an dieser Stelle waren. Ganz in der Ferne hörte man das Meer rauschen.

Vor einiger Zeit stellte jemand in einer Unterhaltung die Frage, in welchem Jahrhundert wohl jeder der Anwesenden leben möchte, wenn er noch mal geboren werden könnte. Eine interessante Frage, die am besten von einem beantwortet wurde, der in ganz schlichten Worten sagte, er würde dasselbe Jahrhundert wählen, denn keines sei je so voller Bedeutung für die Menschheit gewesen, wie das unsrige. Ich glaube, er hat Recht. Unsere Generation hat es schwerer als alle vor ihr, denn sie erlebte von Anfang an nur schwere Zeiten, nur Not und Kampf ums Leben. Ich habe viel verloren, schwer gearbeitet und nichts gewonnen als Erfahrung, insofern Erfahrung immer Gewinn ist. Dieser Krieg hat ungeheure Opfer verschlungen an Menschen und Material, und er wird noch mehr verschlingen, bis er zu Ende ist. Aber eines ist sicher, daß selten in der Geschichte der Menschheit ein so gewaltiges Ringen stattgefunden hat, das von so ausschlaggebender Bedeutung für den Fortlauf von Kultur und Zivilisation war. In diesem Zeitalter zu leben, zu gleicher Zeit mit Männern wie Churchill und Roosevelt, vor eigenen Augen Kämpfe abrollen zu sehen wie Stalingrads Befreiung oder den Durchbruch der achten Armee, mit Menschen zusammengetroffen zu sein wie L. oder E., und Dinge gesehen, gelesen und gehört zu haben, die ich in den letzten Monaten erfuhr, bedeuten eine Bereicherung des Lebens, die ich nicht gegen die satte Zufriedenheit eines friedlichen Zeitalters eintauschen würde – ich glaube es jedenfalls nicht!

Am nächsten Tag wechselte die Wüste zurück in die grüne Landschaft, die teils mit Blumen, teils mit Tellerminen bedeckt und daher höchst gefährlich war. Für Meilen und Meilen führte die Straße geradeaus am Meer entlang, auf der anderen Seite grünes Flachland, ab und zu ein vereinzeltes Soldatengrab mit deutschem oder englischem Stahlhelm darauf, dies die einzigen Anzeichen des Krieges. Auf dieser Fahrt erlebte ich den schwersten Sandsturm, den ich je mitmachte, schlimmer als der

auf der Sinai-Halbinsel 1941. Der Himmel wechselte plötzlich von weiß zu gelb, die Luft war durchsetzt mit feinem Sand, der wie Wasser sogar durch die Kleidung drang. Mund und Nase waren voll, ohne daß man sich schützen konnte, und die Zähne knirschten, wenn man sie zusammenbiß. Die Sicht war auf einen Umkreis von ein paar Metern beschränkt und so ging es langsam für Stunden durch eine gelbe, schwer mit Sand durchsetzte Atmosphäre, bis es wieder klar wurde, der Wind nachließ, und man sich vorkam, als ob man aus einem Tunnel heraus ans Tageslicht gekommen wäre.

Der letzte Tag unserer Fahrt war landschaftlich wunderschön. Das grüne Flachland ab Misurata wurde hügelig, immer mehr Bäume und grüne Büsche zeigten sich, bis wir für Stunden fast unaufhörlich durch Palmenhaine fuhren, die über und zwischen den Hügeln verstreut lagen. Sowohl an der systematischen Bepflanzung der Hügel mit Baumsprößlingen, den einzelnen Sanddünen mit Dünengras und den Farmhäuschen sah man wieder Spuren italienischer Kolonisationsarbeit. Hin und wieder war das Land durchzogen von tiefen Tankgräben, aber sonst vom Krieg völlig unberührt. Die Eingeborenen sind Senussi, ein arabischer Volksstamm. In weiße Tücher gekleidet, eine runde, rote Samtmütze mit blauer Troddel dran auf dem Kopf, passen sie gut in das bunte Bild der Landschaft: grüne Palmenhaine, weiße Blumen, braune Lehmmauern, schwarze Strohhütten, gelbe Häuser, europäische Gebäude mit roten Ziegeldächern und über allem der klare blaue Himmel. All das flog an uns vorbei, während unser Wagen auf sehr guter Straße durch eine lange Baumallee dem Ziel zueilte, dem Platz, an dem ich jetzt schreibe, dem Flugplatz von Mellaha bei Tripoli.

Ich bin nun reichlich weit von Hause weg. So weit war ich nur einmal, als ich in Palästina war und die Eltern in der Tschechoslowakei. Ich hätte sie gern noch einmal gesehen, sie und A. und L.

Und es wird noch viel weiter gehen. Durch das furchtbar schlechte Wetter ist unser Vormarsch in Tunis zum Stillstand gekommen, aber die Deutschen sind stark zurückgegangen und haben jetzt an der letzten Stelle Front gemacht, wo sie Widerstand leisten. Wenn diese Front durchbrochen ist, gibt es keinen Widerstand mehr gegen unser Vordringen in das tunesische Flachland, und die Deutschen erwartet ein «Dünkirchen» in Tunis und Bizerta. Die Russen haben große Siege errungen, die Deutschen fast völlig aus dem Kaukasus vertrieben, Stalingrad befreit und Rostov zurückerobert. Auch Kharkov ist fast völlig umzingelt. Churchill und Roosevelt haben erklärt, daß die zweite Front innerhalb von neun Monaten eröffnet werden wird. – Die Japaner sind

von den Australiern und Amerikanern weiter zurückgedrängt worden. Guadalcanar ist von den Amerikanern zurückerobert worden. 1943 beginnt gut. – Unberufen, toi, toi, toi.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944

Graubünden

Britische Streifen haben in einer abgelegenen Gebirgsgegend Tripolitaniens ein Lager von etwa 2000 Juden gefunden, die vor Monaten aus allen Teilen Italienisch-Nordafrikas zwangsweise, ohne Gewährung einer Frist, ohne Gepäck mitnehmen zu dürfen, dorthin verbracht worden waren. Die Leute waren abgezehrt (viele waren Hungers gestorben) und so heruntergekommen, daß sie längere Zeit ihre Befreiung gar nicht glauben konnten. Dann aber verfaßten und überreichten sie ein Schriftstück feierlichen Dankes. Ich erwähne dieses Beispiel italienischer Schmach besonders deshalb, weil es sich um eine sinnlose Übernahme nazistischer Bräuche handelt. Noch zu Mussolinis Zeiten war man keineswegs antisemitisch; dem Aussehen und Namen nach läßt sich ein Jude von einem Italiener meist nicht unterscheiden, beide gelten als stark vermischt. Mussolini selbst hat den Antisemitismus verurteilt, Juden in hohe Stellungen gebracht und namentlich in Finanzsachen sich ihrer bedient, auch hat er in Nordafrika ihnen schützende Zusagen gegeben. Außerdem können die Juden in Nordafrika nicht als Einheit betrachtet werden, weder als rassische noch als religiöse. Eine Sorte, die seit uralter Zeit in den Mellahs der Städte abgeschlossen, von den Arabern verachtet, oft geplündert, unter demütigende Verbote gestellt und durch eine besondere Tracht von den Moslems unterschieden lebt, hat viele strenge Auffassungen und Bräuche, wie z. B. Kinderehe, die sie von den europäisch gekleideten Geschäftsjuden in den Hafenstädten, die zumeist aus Spanien herübergekommen sind, völlig trennen. (Ich habe 1909 in Marokko – Fez, Tanger etc. – mich sehr für diese Verhältnisse interessiert.)

Die Russen haben Rostow und Woroschilowgrad erobert.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

in Hochwald
9–14 gearbeitet
unterwegs

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Wegen der Flecktyphusepidemie weist Höß die SS-Angehörigen im Standortbefehl Nr. 3 an, eine angemessene Entfernung von den Häftlingen und den Häftlingskommandos einzuhalten, um sich nicht der Ansteckungsgefahr auszusetzen.

Zwischentext zum 14. Februar 1943

Erich H. *1896

Aus meinem Leben **Norwegen**

Schon bevor die deutschen Truppen im April 1940 Norwegen vollständig besetzt hatten, bekam ich von Ko den Auftrag, alles in der technischen und volkswirtschaftlichen Literatur erreichbare Material über die norwegische Aluminiumindustrie zu einem möglichst detaillierten Bericht zusammenzustellen. Der Bericht – ein ganz schönes Stück Arbeit! – wurde von Ko an das RLM gegeben, von wo dann wenige Tage später die Ernennung Kos zum «Treuhänder und Vermögensverwalter für die norwegische Aluminiumindustrie» erfolgte, die kurz darauf auch auf die Dänische Aluminiumindustrie ausgedehnt wurde.

Da die Rohmateriallage des deutschen Flugzeugbaues (und nicht nur des Flugzeugbaues) durchaus nicht so rosig war, wie das die offiziellen Stellen immer behaupteten, legte man im RLM größten Wert darauf, möglichst bald nicht nur die vorhandenen norwegischen Aluminiumbestände zu bekommen, sondern auch die norwegische Alu-Produktion auf einen Höchststand zu bringen; das bedeutete, daß man bei den einzelnen Werken bzw. Unternehmen für in jeder Hinsicht geordnete Verhältnisse sorgen mußte, wie z. B. Rohstoff-Antransport, Alu-Abtransport (über die von U-Booten bewachte See!), Devisenverrechnungsprobleme usw. usw. Das bot eine Menge Schwierigkeiten, da die vorhandenen 6 verschieden großen Alu-Werke und ein Tonerdewerk über den ganzen Küstenbereich des Landes, vom Polarkreis bis Südnorwegen (mehr als 1200 km) verstreut lagen. Alu-Erzeugung normal 14 000 t/Jahr, später 21 000 t. Die Aktienkapitalien ca. 7 Mill. Nkr war in englischen, französischen, amerikanischen und canadischen Besitz.

Da Ko nicht nur bei Junkers erster Mann war, sondern – wie erwähnt – noch verschiedene andere Spitzenstellungen innehatte, konnte er sich um Einzelheiten, die sich aus der Betreuung der norwegischen Alu-Werke ergaben, nicht kümmern, schon gar nicht von Berlin aus. Er stellte daher eine Crew zusammen, die aus zwei kaufmännischen Angestellten und mir (zuständig für alle technischen und betrieblichen Angelegenheiten) bestand, und die nach Beendigung der Kampfhandlungen in Oslo das «Büro des Treuhänders und Vermögensverwalters für die norwegische Aluminiumindustrie» aufmachen sollte und für reibungslosen Betrieb der Werke zu sorgen hatte.

Da zunächst aber die Werke eingehend besichtigt werden mußten,

warteten wir also mit Ungeduld auf die vollständige Besetzung des Landes.

Am 6. Juni 1940 war es dann endlich so weit und wir, die Junkers-Crew, Ko und einige Herren des RLM flogen um 12.30 Uhr mit der Direktionsmaschine der Junkerswerke, eine für damalige Verhältnisse recht bequem ausgestatteten «Ju 52», los.

Aus meinem privaten Reisebericht: «... Schnell wird das Gepäck verstaut, die Passagiere steigen ein, die Türe knallt zu und schon springen die Motoren an. Mit Genuß läßt man sich in einen der schönen, weichen Sessel fallen, schiebt das kleine, mit weißem Leinen überzogene Kissen im Nacken zurecht und ist nun bereit, alle Herrlichkeiten der Welt in sich aufzunehmen und Krieg und Nazismus zu vergessen. Die Maschine rollt über den Platz, die Motoren heulen auf, schon ist man losgelöst von der Erde und der Höhenmesser klettert langsam auf 200, 400, 600 m, man braust hinein in den blauen, sonnigen Himmel und zieht gegen Norden, Richtung Travemünde zunächst.

Das flache Land, die hellgrünen und dunkelbraunen Rechtecke der Wiesen und Felder, dazwischen das weiße Band der Straßen, dunkelgrüne Wälder ziehen unter uns hin, bunte Dörfer liegen, wie aus der Spielzeugschachtel genommen, da, silbern glänzen Flüsse und Seen. So geht es etwa eine Stunde lang, dann taucht links vor uns das Hochofenwerk Lübeck auf, bald das rote Dächergewirr der Stadt Lübeck und gleichzeitig fern am Horizont, im Dunst, ein graublauer Saum: das Meer. Wenige Minuten später setzt die Maschine kaum fühlbar auf dem Flugplatz Travemünde auf.

Nach kurzem Aufenthalt steigen wir in eine Wassermaschine (eine ‹Pantoffel-Ju› – wegen der Schwimmer so genannt) um. Es ist ein Militärflugzeug, mit spartanischer Inneneinrichtung. Vor allem fehlt die Auskleidung der Wände, wodurch das Motorengeräusch nur mit dicken Wattepfropfen erträglich wird.

Um 15 Uhr brausen wir wieder los. Zwei Gischtstreifen schäumen neben der Maschine auf, mit Rennbootgeschwindigkeit geht es über die Wasserfläche hin, und dann hebt sich der Vogel in die Luft, genau Richtung Norden. Bei dem herrlichen Sommerwetter liegt die grünblaue Ostsee spiegelglatt und ohne Welle da. Auch die Luft ist still und ohne Böen und die Maschine zieht dahin, ruhig wie ein Wagen auf der Autobahn, genau so, wie man sich das Fliegen gemeinhin vorstellt. Bald taucht vor uns die dänische Insel Langeland auf und wenig später Skagens Horn, Jütlands nördlichste Spitze. Und dann verschwindet das letzte Stückchen Land, rings bleibt nur noch Himmel und Wasser in

leuchtender Unendlichkeit. Es ist überwältigend und nicht mit Worten zu sagen. Man hat plötzlich gar nicht mehr das Gefühl der Bewegung (weil ja die Vergleichsmöglichkeit fehlt), man schwebt nur mitten im Weltall, ein winziges Nichts in der strahlenden Bläue, und doch ein Teilchen davon. Man fühlt sich so verbunden mit dem Kosmos und so losgelöst von allem Irdischen, so leicht und frei von allem Menschlichen (und Unmenschlichen!), wie niemals sonst. Wenn dann, fern im Dunst, die norwegische Küste auftaucht, reißt dieses Band mit dem All entzwei und es kommen wieder die handgreiflicheren Sensationen des Fluges: ein langsam hinkriechender Geleitzug, eine Minensuchflottille, die durch das Wasser des Skageraks pflügt und schließlich die graubraunen Felsen, die den Eingang zum Oslo-Fjord bilden.

Hier trifft man auch das erste deutliche Zeichen des Krieges, einen gekenterten Zerstörer, der mit verbogenen und verrosteten Aufbauten, halb versunken den Bug in die Luft reckt. Tausendmal hat man solche Bilder in den Wochenschauen und Illustrierten gesehen, und doch macht die Wirklichkeit einen niederschmetternden Eindruck. Von überwältigender Schönheit ist dann aber der Blick auf Oslo und das große weite Rund des Fjordes vor der Stadt, alles von abendlicher Sonne überstrahlt, ein unvergeßliches Bild.»

Im «Grand Hotel» waren wir ausgezeichnet untergebracht. Wir lebten wie die Herrgötter und schwelgten in allen Genüssen, die es in Kriegsdeutschland z. Zt. nicht gab, angefangen bei der Butter über Bohnenkaffee, Schlagsahne, Fleisch bis zu phantastischen kalten Platten mit Fischen, Salaten, Hummern, Austern, Krebsen, Mayonäsen usw. usw.; dazu norwegischem Brauch entsprechend, Alkohol in allen denkbaren Formen und in häßlichen Mengen.

Noch am Abend unserer Ankunft kamen wir mit den Direktoren der Werke zusammen und verhandelten über die Art und Weise der Betreuung der Betriebe, ihre finanziellen Verhältnisse, Rohstoffsituation usw. Es war ein etwas komisches Gefühl, plötzlich als «Vorgesetzter» den Norwegern gegenüberzustehen; auch wenn sich sowohl Ko als auch die andern deutschen Herren sichtlich bemühten, durch konzilianten Ton die Verhandlungsatmosphäre möglichst zu entspannen. Wenn dies auch nicht ganz gelang, so war das Klima doch durchaus angenehm.

Am 7. 6. 1940 – nach einer etwas kurz geratenen Nachtruhe und einem um so opulenteren Frühstück mit allem, was dazu gehört – um 9.30 Uhr Start nach Hoyanger am Sognefjord, wo das größte Aluwerk lag. Bei wieder vorbildlichem Wetter klettert die ‹Pantoffel-Ju› schnell auf 2500 m. Wir fliegen über das Gebirge hin; ein grandioser Anblick: dieses

graubraune, kahle nackte Felsplateau mit den vielen Runzeln und schneegefüllten Rissen, vereinzelten riesigen Schneefeldern (trotz des Sommers), den dunklen Schluchten, den Seen, deren schwarze Wasserfläche ohne jede Kräuselung und ohne jede kleinste Welle, vollständig regungslos, wie gestorben, daliegt; kein Haus, kein Weg, kein Zeichen menschlichen Lebens zu sehen; eine gewaltige Urlandschaft von grauenhafter und doch erhabener Einsamkeit.

Nach einer Stunde öffnet sich unter uns der Sognefjord. Bald weichen die senkrecht abfallenden Felswände bewaldeten Hängen, und dann sieht man die Häuschen Hoyangers und das Aluwerk. Nach der Wasserung: Besichtigung des Werkes, Mittagessen und Weiterflug nach Bergen.

Am andern Morgen weiter nach Tyssedal, wo wieder ein Aluwerk liegt. Nach Besichtigung auch dieses Betriebes ging es entlang dem Hardanger-Fjord zurück nach Oslo.

In den nächsten beiden Tagen wurden Büroräume gemietet, Einzelheiten der Betreuung besprochen, das norwegische Hilfspersonal engagiert u. dgl. Während die beiden kaufmännischen Herren in Oslo blieben, flog die restliche Crew mit einem Zwischenaufenthalt in Kopenhagen nach Berlin zurück. Nicht verschwiegen sei, daß wir in Berlin die Maschine schwer bepackt mit Lebensmitteln verließen, was nur deshalb möglich war, weil wir sozusagen als Vertreter des RLM weder beim Start noch bei der Landung (wie andere gewöhnliche Sterbliche) vom Zoll kontrolliert wurden.

Aufgrund unseres Reiseberichtes verfügte das RLM, daß nicht nur die vorhandenen Aluwerke «mit allen diplomatischen Mitteln» und mit «weicher aber fester Hand» auf Höchstleistung gebracht, sondern auch ein neues Aluwerk gebaut werden sollte, das so viel Alu erzeugte, wie die vorhandenen Anlagen zusammen. Bauausführung wurde der erwähnten Mineralölbaugesellschaft übertragen, Leitung und Verantwortung eine neue Gesellschaft «Nordag», in der Ko erster Mann war.

Zur Festlegung des Standortes für das neue Aluwerk flog ich nach einigen Tagen mit den beiden Chef-Ingenieuren der Mineralbau nochmal nach Norwegen und besichtigte bei dieser Gelegenheit auch noch die Aluwerke, die wir noch nicht besucht hatten. Infolgedessen ging die Reise von Südnorwegen bis zum Polarkreis, nach Bodö. Da die beiden Ingenieure sehr wendige, witzige und überhaupt sympathische Leute waren und auch der norwegische Alu-Fachmann, der uns begleitete, sich ruhig und neutral verhielt, verlief das ganze Unternehmen in erfreulicher Harmonie.

Am Jahresende eröffnete mir Ko, daß ich meinen Wohnsitz nach Oslo verlegen müßte, wenn ich weiter beim Treuhänderbüro bleiben wolle. Da «Wohnsitz verlegen» bedeutete, daß auch Esi mitkommen durfte, sagte ich natürlich mit Freuden zu, umsomehr, weil mir die Arbeit Spaß machte und ich auch weiterhin für nicht absehbare Zeit «u.k.» gestellt, d. h. vom Militärdienst befreit würde. Schließlich lockten auch die – wenigstens zunächst noch – friedensmäßigen Lebensverhältnisse in Norwegen und die Hoffnung, daß die Engländer Oslo, die Hauptstadt eines mit ihnen verbündeten Landes nicht so mit Bomben belegen würden, wie sie das mit Berlin taten.

So flog ich in den ersten Tagen des Januar 1941 – erst einmal ohne Esi – nach Oslo. Selbstverständlich wohnte ich dort wieder im ersten Hotel – was mir sehr imponierte – bis mir ein Angestellter des Büros eine möblierte 2-Zimmer-Wohnung besorgte, in der ich vorerst ein paar Wochen allein und ab Anfang Februar, als Esi nachkam, mit ihr wohnte. Da aber die Unterbringung nicht sehr komfortabel war, suchten und fanden wir bald auf der Halbinsel Bygdö ein schönes Haus, dessen Erdgeschoß aus Stein, der erste Stock, den wir bewohnen sollten, aus dicken Holzbalken bestand, die mit Tapeten überzogen waren. Dies hatte nicht nur wärmetechnische, sondern vor allem akustische Vorteile. Das Haus lag nur fünf Minuten vom Fjord entfernt, von wo ein kleiner Dampfer mehrmals täglich zum Stadtufer fuhr. Die Anlegestelle dort war ganz in der Nähe meines Büros.

Unsere Wohnung bestand aus einem sehr großen, durch eine Schiebetür teilbaren Wohnzimmer mit Balkon und dem in Norwegen unvermeidlichen Kamin (Peis), einem Schlaf- und einem Kinderzimmer, einem kleinen Raum für die Haushilfe und den üblichen Nebenräumen. In Diele, Küche usw. gab es eine Menge eingebauter Schränke.

Mit Hilfe eines sehr großzügigen Darlehens, das mir der Treuhänder gewährte, richteten wir uns sehr schön und modern ein und lebten, indem wir die augenblickliche Situation bewußt auskosteten, als wäre die Welt wirklich noch in Ordnung. Täglich sagte ich zu Esi (wenn auch nicht ganz ohne schlechtes Gewissen) : «Genieße den Krieg, denn der Frieden wird fürchterlich werden.»

Und nun noch Einiges über das Leben in Norwegen und in Oslo: Oslo machte damals fast den Eindruck einer kleineren, aber sehr lebhaften deutschen Residenzstadt, ein wenig so: Meiningen, Weimar, nur nicht so verträumt und romantisch, sondern vor allem weltoffener. Heute würde man sagen, man spürte «den Duft der großen, weiten Welt». Was die Einwohner anbelangt, so fühlte man zwar die Zurückhaltung gegen-

über den Deutschen, doch artete diese nie in Gewalttätigkeiten aus, obwohl es eine norwegische Widerstandsbewegung gab, die besonders zu den englischen Sabotageunternehmen, die verschiedentlich ausgeführt wurden, sehr enge und gut funktionierende Beziehungen hatte. Ich weiß nicht, ob die äußere Ruhe im Lande und in Oslo eine Folge des etwas schwer entflammbaren norwegischen Charakters war oder die Folge des u. U. sehr harten Regimes, das der Reichskommissar Terboven führte, obwohl er vom «Führer» angeblich den Auftrag hatte «Gewinnen Sie mir die Herzen der Norweger!» Nebenbei bemerkt hinderte ihn das aber nicht daran, aus der Villa, in der das nach England geflohene Kronprinzenpaar gewohnt hatte und die er jetzt bewohnte, seiner Frau in Deutschland einen kostbaren Pelzmantel der Prinzessin zu schicken, was die Norweger ihm mehr übel genommen haben, als vieles andere, was er sich geleistet hat.

Die bereits erwähnte Zurückhaltung der Bevölkerung gegenüber den Deutschen war manchmal recht unangenehm. In den Geschäften wurde man zwar höflich und korrekt bedient, aber es war eine Höflichkeit, bei der es einem kalt über den Rücken lief. Doch nach einigen Wochen gewöhnte man sich auch daran. Viele Norweger verstanden und konnten auch deutsch sprechen, taten es aber nicht. Sehr peinlich empfand ich es anfangs auch, daß, wenn ich mich in der Holmenkollbahn auf eine Bank setzte, die neben mir sitzenden Norweger aufstanden und sich in den Mittelgang stellten. Dies passierte mir immer dann, wenn ich im Winter meinen «typisch deutschen» ¾-langen Gehpelz mit grauem Pelzkragen trug. – Es gab übrigens auch Geschäftsleute, die die Situation ausnützten und mit den Deutschen gute Geschäfte machten, vor allem ein sehr geschickter Herrenschneider, bei dem sich alle, die nach Oslo kamen (dienstlich!), wenn auch zu unverschämten Preisen, Anzüge, Mäntel, Kostüme usw. aus den wunderbarsten englischen Stoffen arbeiten ließen, Stoffen, von denen man in Deutschland nicht mal zu träumen wagte.

Allerdings mußten sich die Oslo-Besucher erst auf mehr oder weniger legale Weise Norwegen-Kronen verschaffen, weil die deutschen Devisenbestimmungen nur den Umtausch geringer Beträge zuließen. Da ich als «Devisen-In-*und*-Ausländer» (Wohnsitz: Oslo!) angesehen wurde, galten für mich die Umtauschbeschränkungen nicht, sodaß ich frei verfügen konnte, was meine Beliebtheit bei den Deutschen, die sich vorübergehend in Norwegen aufhielten, sehr steigerte.

Mit den leitenden Herren der betreuten (norwegischen) Werke kam ich sehr gut aus, was wohl zum großen Teil darauf zurückzuführen war,

daß ich aus meiner Anti-Nazi-Gesinnung kein Hehl machte. Ich glaubte, mir das leisten zu können, weil es mir ziemlich sicher schien, daß mich die Norweger nicht «verpetzen» würden, da sie ja damit rechnen mußten, daß im Falle meiner «Abberufung» irgendein wilder Nazi an meine Stelle käme, der ihnen allerhand Unannehmlichkeiten machen könnte. Meine Beziehungen zu ihnen wurden später noch besser, als es mir zwei Mal gelang, vom deutschen SD verhaftete Angestellte der einen Alu-Gesellschaft unter allerhand Vorwänden frei zu bekommen. Leider sind aber die beiden nach der Freilassung nach Schweden geflüchtet, was nicht nur mich selbst in unmittelbare Gefahr brachte, sondern auch für später andere Befreiungsversuche aussichtslos machte. Ich wurde sogar zu einem der oberen SD-Bosse zitiert, der – ohne mir erst einen Stuhl anzubieten – sofort sagte, man wüßte genau, wie ich denke, ich sollte nicht glauben, unersetzlich zu sein; man würde rücksichtslos durchgreifen, auch meiner Familie gegenüber, falls ich nicht «spurte». Ich muß gestehen, daß ich mich in den nächstfolgenden Wochen gar nicht sehr wohl fühlte, denn ich hatte nicht nur Norwegern gegenüber, sondern auch gegenüber einigen Deutschen verschiedentlich recht offenherzige Äußerungen getan; aber es ging alles gut. Sehr erfreulich war, daß in dem schönen Osloer Theater auch deutsche Stücke und sogar Opern (meist mit deutschen Gästen) aufgeführt wurden. Vor allem aber begeisterten mich die Symphoniekonzerte des recht guten Orchesters der Stadt in der Universitätsaula. Besonders häufig standen natürlich die Werke der skandinavischen Komponisten, vor allem E. Grieg, auf dem Programm. Gerade seine Musik (Klavierkonzert, die beiden Streichquartette und viele Lieder) liebte ich schon seit meiner Jugend, und sie erweckten daher in mehr als einer Hinsicht viele freundliche, süße und schmerzliche Erinnerungen. Und da ich nun das Land, das diese Musik geprägt hat – die Fjorde, die Berge, die Gletscher, Täler und Seen – kennengelernt hatte und dazu auch noch die authentische Interpretation der norwegischen Dirigenten kam, ist es wohl nicht verwunderlich, daß mir die Musik damals ganz besonders «unter die Haut» ging.

Einer der Glanzpunkte Oslos war und ist wohl auch heute noch der Frogner-Park mit den vielen (über hundert) Bronzefiguren des Bildhauers Vigeland. Die Figuren – er hat sie alle im Auftrag der Stadt geschaffen – stellen den Menschen in allen Lebensaltern, vom Embryo bis zum Greis und in allen möglichen Lebenssituationen dar. Den Abschluß und die Krönung des ganzen riesigen Gesamtwerkes bildet ein ca. 20 m hoher Obelisk (Monolith) aus ineinander verschlungenen Menschenleibern, dessen Spitze ein empor – der Sonne entgegen – gerecktes Baby

bildet. Ich kann mir nicht helfen, mir ging und geht es da ähnlich wie mit der Musik von Gustav Mahler: Manches davon begeistert mich, aber vieles empfinde ich, man verzeihe das harte Wort, als dicht an der Grenze des Kitsches liegend oder zumindest als Trivial. Die Osloer sind aber jedenfalls auf den Frognerpark sehr stolz.

Nach allem was ich bisher über die allgemeinen Verhältnisse in Norwegen bzw. Oslo erzählt habe, sieht es wohl so aus, als wäre es hier immer nur freundlich zugegangen. Das trifft aber nicht ganz zu. Allerdings waren Zwischenfälle recht selten und fanden in einer recht humanen Form statt. So wurde z. B. einmal im Büro der deutschen Arbeitsverwaltung eine Bombe gezündet, die den ganzen Raum und – das ist die Hauptsache gewesen – die Kartei der Norweger im arbeitsfähigen Alter zerstörte. Die Explosion verlegte man in die Mittagszeit, als sich niemand im Hause befand.

Viel ernster war allerdings ein Attentat auf mehrere mit Munition beladene Schiffe im Hafen. Froschmänner brachten an den Schiffsböden Haftminen an und jagten die Kähne in die Luft. Im Umkreis von mehreren Kilometern gab es hernach kein heiles Fenster. Auf den Straßen lagen die Scherben einen halben Meter hoch. Wieviel Menschenopfer es gegeben hatte, war nicht zu erfahren. Das aber zumindest die gesamten Besatzungen der gesprengten Schiffe nicht überlebten, ist selbstverständlich.

Unter dem aber, was in den deutschen Städten das furchtbarste war, die Luftangriffe, hatten wir in Oslo überhaupt nicht zu leiden. Die englischen Bomber kamen wohl, doch warfen sie über der Stadt nur Behälter mit Lebensmitteln (viel Schokolade, wie man uns erzählte) ab, die mit Blitzesschnelle von den Norwegern «beseitigt» wurden.

Bei Luftalarm suchte kein Mensch einen Keller auf, und wenn die deutschen Luftschutztrupps durch die Straßen gingen, trat man nur in einen Hausflur, bis sie vorüber waren. Im übrigen scheint die Luftabwehr sehr mangelhaft gewesen zu sein, denn es wurde immer erst dann Alarm gegeben, wenn die Maschinen schon über den Köpfen brummten.

Nur einmal, am Sylvestertag 1943, mittags, warfen die Engländer – wiederum ohne, daß sie die deutsche Abwehr gemeldet hatte – zwei *wirkliche* Bomben; sie galten dem in Oslos Hauptstraße liegenden Hauptquartier des Sicherheitsdienstes (SD), von denen aber die eine Bombe eine voll besetzte fahrende Straßenbahn traf und die andere das neben dem SD liegende Wohnheim der deutschen Nachrichtenhelferinnen. Die Wirkung war grausig: die Menschen in und in der Nähe der

Straßenbahn wurden zerfetzt, und die Leichenteile hingen in den Bäumen am Straßenrand. Ich selbst war höchstens zwei Minuten vorher an der Einschlagstelle vorbeigegangen. Auch aus dem mehrstöckigen Wohnheim der Nachrichtenhelferinnen kamen nur wenige lebend heraus.

Schließlich wurden noch auf das Aluwerk und das Walzwerk (unweit Oslo) Sprengstoffattentate verübt. In beiden Fällen jagte man die Generatoren in die Luft, für die ich dann über Mittelsmänner auf dem schwarzen Markt in Paris die kaputten Teile zu irrsinnigen Preisen kaufen ließ. Geld spielte ja keine Rolle; viel wichtiger war, daß die Produktion schnell wieder in Gang kam.

So viel zur Gesamtsituation in Oslo/Norwegen in der ersten Zeit des Krieges. Später verhärtete sich zwar das Verhalten der Bevölkerung, aber auch nach der Kapitulation sind m. W. keine Übergriffe gegen die Deutschen vorgekommen, wie das z. B. in Frankreich der Fall war.

Und nun zurück zu unserm Privatleben. Nachdem wir in unsere schöne Wohnung auf dem Frederiksborgveien eingezogen waren, sahen wir uns zuerst nach einem Lehrer oder einer Lehrerin um, die uns mehrmals wöchentlich Sprachunterricht geben sollte. Irgendjemand brachte Fröken Büring, eine ganz reizende alte Dame, zu uns, mit der uns im Laufe der Zeit eine wirkliche Freundschaft verband. «Tante Bü» (wie Christian sie später nannte) besorgte uns eine Haushilfe, was auch nicht einfach war, weil keine Norwegerin zu Deutschen wollte. Annemarie war ein riesengroßes Mädchen. Sie hat sich in allen Lebenslagen sehr bewährt und ging später sogar mit Esi und Christian nach Deutschland.

Einen Verkehr zwischen den Deutschen in Oslo gab es kaum (dazu war gar keine Zeit), nur einige der deutschen Frauen luden einander hie und da mal zum Kaffee ein (echten, vom schwarzen Markt!).

Sehr enge Freundschaft schlossen wir aber mit dem kaufmännischen Direktor des einen Aluwerkes, Erling Foss, der mit seiner deutschen Frau vor dem Kriege mehrere Jahre in Hamburg gelebt hatte. Mit Fossens waren wir verhältnismäßig oft beisammen. Auch noch viele Jahre nach der Kapitulation kamen Foss und Frau verschiedentlich nach Deutschland und Kiel, denn – davon werde ich noch erzählen – es gab merkwürdige Beziehungen zwischen ihnen und uns.

Geradezu ideal waren in Oslo die kammermusikalischen Verhältnisse. Nie hatte ich so viele Möglichkeiten, mit ausgezeichneten nicht nur Streichern, sondern auch Holzbläsern fast alles, was es in dieser Besetzung gab, zu spielen. Diese Leute waren verfügbar, weil der Obstlt.i.G. Steltzer (vom Oberkommando Norwegen), selbst ein guter Bratschist

und leidenschaftlicher Kammermusiker, die aus vielen guten Orchestern Deutschlands zum Militärdienst eingezogenen Leute, darunter viele erste Solisten, zum «Kommando Norwegen» versetzen ließ. Die Leute arbeiteten pro forma in Büros, bildeten aber «nebenbei» ein kleines Orchester für die Truppenbetreuung. Über die Musik, die sie meist dabei machen mußten, waren sie natürlich nicht sehr glücklich, aber es war auf jeden Fall besser als draußen an der Front. Man kann sich denken, daß sie auch mit uns blutigen Dilletanten sehr gern spielten. Auch Obstl. Steltzer tat bei Streichquintetten oft mit. Die gute Akustik unserer Wohnung habe ich erwähnt. Ich habe heute noch den Klang der Holzbläser im Ohr, wenn ich daran denke. Nach dem Musizieren – meist zweimal wöchentlich – saßen wir oft noch lange beisammen und besprachen sehr offen die allgemeine Lage. Besonders Steltzer nahm kein Blatt vor den Mund. Ich hatte oft ein sehr ungutes Gefühl, wenn er so «ohne Rücksicht auf Verluste» loslegte, doch muß er wohl außer unserer Gesinnung auch die der Musiker gekannt haben. Später erfuhr ich dann, daß er nach dem Attentat auf den «Führer» verhaftet worden ist, da er Mitglied der Widerstandsgruppe «Kreisauer Kreis» (York v. Wartenberg usw.) war. Er wurde zum Tode verurteilt, doch soll es ein schwedischer Bischof, der irgendwelche Beziehungen zu Himmler hatte, durch alle möglichen Listen und Tricks erreicht haben, daß man die Vollstreckung des Urteiles immer wieder hinausschob, bis nach der Kapitulation der ganze Spuk vorbei war. Ich selbst verdanke Steltzer nicht nur die herrlichen Kammermusiken, sondern – als er nach dem Kriege Ministerpräsident von Schleswig-Holstein wurde, meine Einstellung als Referent im Statistischen Landesamt, Kiel.

Am 5. 12. 1941 wurde Christian geboren. Zwei Tage vorher mußte ich dienstlich nach Kopenhagen fliegen und saß dann dort wegen dichten Nebels fest. Durch Vermittlung meines Kollegen Billand erfuhr ich wohl von dem freudigen Ereignis und bekam auch laufend telefonische Nachricht, doch war ich dennoch in großer Sorge um Esi. Sie mußte, da die Wehen überraschend einsetzten, statt – wie beabsichtigt – in das Spital der deutschen Wehrmacht, in eine norwegische Klinik gebracht werden, da diese näher bei unserer Wohnung lag. Wenn Esi auch von den norwegischen Schwestern z. T. niederträchtig behandelt wurde (so sprachen sie z. B. nur norwegisch, obwohl sie zugegebenermaßen auch deutsch konnten und verstanden Esis Wünsche angeblich nicht) so benahm sich wenigstens der Chef-Arzt selbst anständig. Aber sein chirurgisch-gynäkologisches Tun war nicht sehr vorbildlich; er übersah nämlich bei der Schlußuntersuchung eine der Klammern, die er wegen

eines Dammrisses gesetzt hatte. Erst fast zwei Wochen später, als Esi wegen der dauernden Schmerzen nochmals in die Klinik fuhr, wurde die Klammer entdeckt und entfernt.

So lebten wir also dahin, die Gedanken an den «fürchterlich werdenden Frieden» und an den Krieg verdrängend, was aber nicht heißen soll, daß wir für längere Zeit wirklich das Grauen des Krieges vergaßen. Dafür sorgte schon das Schicksal: am 22. Juli 1944 bekam ich die Nachricht, daß Gert, der mit 17 Jahren als Flakhelfer eingezogen war, bei einem Luftangriff auf seine Flak-Stellung in der Nähe der Wartburg einen Bombensplitter in die Brust bekommen hatte und bald darauf gestorben war. Es ist für mich besonders bitter, daß er «für das Nazi-Regime», das er genauso haßte wie ich, starb.

Soviel über unser Privatleben in Oslo.

Montag, 15. Februar 1943

Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen.
HERRNHUT MATTH. 8,11

Im Leiden die Liebe.
TAGEBUCH QUAATZ

Die Bolschewisten werfen immer neue Verbände an die Front
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948
Keine Eintragung. **Führerhauptquartier**

Goebbels, Joseph 1897–1945
Gestern: [...] Die Krise an der Ostfront ist noch ständig im Steigen begriffen. Wir haben für die nächsten Tage eine Reihe weiterer Schläge zu erwarten. Die 15. Armee räumt nun den Kuban-Brückenkopf und wird mit den primitivsten Hilfsmitteln nach Kertsch übergesetzt. Das schwere Material geht dabei natürlich fast gänzlich verloren. Rostow ist unmittelbar gefährdet, ebenso Woroschilowgrad. Die Bolschewisten veröffentlichen weitere Alarmberichte von panikartigem Charakter. Für uns entsteht die schwere Frage, ob es uns in absehbarer Zeit überhaupt gelingen wird, eine neue Verteidigungsfront zu bilden. Es macht den Anschein, als hätten wir im Augenblick nicht die Möglichkeit, uns irgendwie einmal wieder festzusetzen, gleichgültig an welcher Stelle. [...] Gegen die ständigen Sorgen ist die Arbeit das beste Heilmittel. Ich beginne deshalb am späten Nachmittag meine Rede für den Sportpalast zu diktieren, die ich bis in den späten Abend hinein korrigiert vorliegen habe. Ich glaube, daß sie sehr gut gelungen ist. Vielleicht wird sie sogar eine Meisterleistung meiner bisherigen Redetätigkeit überhaupt sein. Wir können eine solche Rede auch für die öffentliche Stimmung sehr gut gebrauchen. Es ist wiederum notwendig geworden, **Berlin**

dem deutschen Volke eine Aufmunterung zu geben. Diese Notwendigkeit zeigt sich in Krisenzeiten sehr viel öfter als in normalen Zeiten. Man möchte sich heute vermillionenfachen können, um jeden Tag das Millionenfache von dem zu leisten, was man heute leisten kann. So aber fühlt man sich als Einzelperson überbeansprucht. Die Arbeit lastet wie ein Alpdruck auf Körper, Seele und Geist. Spät in der Nacht bin ich todmüde und finde trotzdem keinen Schlaf.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

herrlicher sonnenschein in der stadt, aber so mußte es ja kommen. ich bin im ärger, nun wieder in der stadt zu sitzen. zum fechten. appell.
anneliese ist nicht zurück, ich vermisse ihre anwesenheit.
mit rias besuch wurde es nichts.
[Aus dem Verhörprotokoll, aufgenommen am 26. 2. 1943:
Vom Hauptbahnhof aus begaben wir uns über den Stachus, über Lenbachplatz, Ritter-v.-Epp-Platz zur Buchhandlung Hugendubel, wo Scholl und Schmorell verschiedene Aufschriften anschmierten, während ich auf der Straße auf und ab ging. Verabredet war es nicht, doch wenn jemand des Wegs gekommen wäre, hätte ich Scholl und Schmorell zuvor verwarnt, bevor man sie beim Anschmieren überrascht hätte. Von der Buchhandlung Hugendubel aus gingen wir über den Wittelsbacherplatz an dem Kino «Wittelsbacher Lichtspiele» vorbei, hinüber zur Amalienstraße. In dem Durchgang zur Amalienstraße haben Scholl und Schmorell verschiedene Hetzparolen angeschrieben. Ob sie dabei eine Schablone benützten, weiß ich nicht, da ich langsam voraus ging und dies nicht gesehen habe. Bei Hugendubel wurde jedenfalls keine Schablone verwendet, das weiß ich bestimmt. Es könnte möglich sein, daß Scholl und Schmorell auf dem weiteren Weg zur Wohnung Scholl auch noch an anderen Stellen angeschmiert haben, ohne daß ich dies sah, denn ich ging mit dem Köfferchen und den zwei Mappen (mit Flugblättern) in der Hand immer ein kleines Stückchen voraus.]

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**

Dieser Dr. Gustav Richard Heyer regt mich wieder richtig auf. Im vergangenen Jahr war es seine «Psychopolitik». Nun hat er eine 12 Seiten lange Abhandlung, ach was, reine Polemik, gegen Seeckts Ausführungen über «Genius und Genie» verfaßt, damit die nicht als Buch erscheinen dürfen. Scheidt war schon neugierig auf meine Bemerkungen. Ja, ich habe wieder etliche. Ein Glück, daß ich sonst nichts weiter mit Heyer zu tun habe. Er geht immer mit kurzem Gruß durchs

Vorzimmer zum «sehr geehrten Herrn Oberst». Er ist bei uns nicht in Uniform gesteckt worden, kann also weiter in Zivil herumlaufen. Ich halte ihn für recht eingebildet, dem Chef gegenüber aber geradezu devot.
Was Heyer bei Seeckt aufregt, regt mich bei ihm auf! Du weißt ja, daß ich von Seeckt immerhin etwas weiß. Ich habe doch seine Memoiren Papa geschenkt und selbst gelesen. Nun, die Bildung spricht ihm Heyer auch nicht ab, aber er unterstellt Neid gegenüber dem «unter uns lebenden leibhaftigen Genius».

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Heute vor einem Jahr wurde Enno Soldat. Nur gut, daß man damals nicht vorausgesehen hat, wie alles kommen würde. Und heute sagt man manchmal sogar: «Er hat sein Stalingrad hinter sich, wir haben es vielleicht – noch vor uns.»
Vormittags sehe ich, wie auf dem Schulplatz die beiden 6. Klassen unserer Knabenmittelschule angetreten sind. Ein Feldwebel der Flak führt sie ab, denn sie sollen Flakhelfer werden. Mit dem Lernen ist es aus. Ebenso ergeht es den 7. und 6. Klassen der höheren Schulen.
WB.: Heftigkeit der Winterschlacht, besonders am Don, nimmt noch zu. Rostow und Woroschilograd geräumt.

Jünger, Ernst *1895 **Kirchhorst**

Gestern eroberten die Russen Rostow. Unter der Post ein Brief der Schwester von Edmond, die schon aus Polen zu flüchten gedenkt. Wir boten ihr und den Kindern hier Obdach an.
Dann Friedrich Georg aus Überlingen: «Es mag sein, daß wir in eine Lage kommen, in der unsere Gegner für uns mitdenken müssen, und daß sie, wenn sie es aus Rachsucht nicht tun, in ein tiefes schwarzes Loch stürzen.»

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Langensalza**

Mein treuer Junge, Du lieber Papa.
Liebes, ich bemühe mich oft, mir von den Schlachten im Osten eine Vorstellung zu machen. Es kommt nur etwas Unvorstellbares heraus. Es wird auch für alle, die nicht dabei waren, ein Geheimnis bleiben. Glücklich macht mich der Gedanke, daß es Dich froh macht, uns in Sicherheit zu wissen. Treu und ehrlich soll mein Gelöbnis sein, daß Du bei uns immer, fürs ganze Leben, einen Hort des Friedens und des Glückes finden sollst. Wir wollen Dich halten, nach den Stürmen des

Sie nahm sich 1943 bei der Verhaftung durch die Gestapo das Leben

Krieges, wie unser Liebstes auf der Welt. Denke oft daran, wenn ein paar Stunden des Ausruhens kommen.
Du bist heil und gesund. Das ist gewiß das Wichtigste, was wir wissen wollen. Ob Du in einem Bunker lebst? Du glaubst fest an ein gutes Ende. Ich tue es auch. Mit scharfen Maßnahmen rüstet die Regierung zur letzten Offensive. Goebbels sagt, die Niederlage in Stalingrad war äußerst schmerzlich, wir werden es überwinden, den totalen Krieg führen, um *schnellstens* zum siegreichen Ende zu kommen.
Gott gebe es.
Unseren Kindern geht es gut. Sie singen unbeschwert ihre fröhlichen Liedchen. Kennst Du noch «Schmetterling, du kleines Ding»?
Liebes, daß es Dir immer gut gehen möge, wir beten jeden Tag für Dich.
Herzlichen Gruß und Kuß von Deiner Hilde, Annemie u. Hildchen.

Zucker, Käthe

Berlin

Lieber Helmut!
Im letzten Brief hatte ich noch vergessen, von Classens zu berichten. Mutti hat nämlich Frau Class getroffen, sie erzählte, daß der Sohn vor sieben Wochen auf Urlaub war, von der Don-Front, und nach seiner Rückreise ist noch nicht ein Lebenszeichen nach Hause gekommen. Sie sind natürlich in großer Sorge. Das sind wir übrigens alle, denn an der Front sieht es ja wirklich sehr ernst aus. Ob wir Charkow werden halten können? Und im Westkaukasus sind sie ja auch schon von der Straße von Kertsch abgeschlossen, wenn es nur nicht wieder so eine Katastrophe gibt wie in Stalingrad. Rückschläge von solchem Ausmaß hatten wir alle nicht für möglich gehalten. Die allgemeine Dienstpflicht hätte man auch mindestens ein halbes Jahr früher anfangen müssen. Hoffentlich ist es jetzt nicht zu spät. Leider haben viele noch nicht begriffen, worum es geht, denn Unzählige sind gleich losgestürzt, sich irgendwo ein schönes Pöstchen zu suchen (wo wahrscheinlich das Arbeiten bequem ist) anstatt abzuwarten, daß sie das Arbeitsamt dorthin schickt, wo sie wirklich gebraucht werden.
Herr Grub hatte eine Karte zum Staatsbegräbnis für Gen. Oberst von Haase, ist aber leider unterwegs auf der Nordsüd-S-Bahn stecken geblieben, 1 ½ Stunden lang. Später wurde bei uns im Büro erzählt, auf Bf. Friedrichstraße ist eine Höllenmaschine explodiert. Da Herr Grub erzählte, daß der erste entgegenkommende Zug keine heile Fensterscheibe mehr hatte, paßte das ja ganz gut mit dem Gerücht zusammen. Heute früh stand dann nur ein Satz in der Zeitung, daß eine Explosion war und 2 Tote und mehrere Schwerverletzte zu beklagen sind. Wie ich

heute hörte, ist auf dem Bf. am Fahrstuhl eine Tür herausgerissen, da wird wohl in aufgegebenem Gepäck so etwas dringewesen sein. Wir schimpfen hier ja alle auf die vielen Ausländer, verschiedene Morde haben die ja auch schon auf dem Gewissen.
Jetzt habe ich genug gemeckert. Herzl. Grüße, Käthe und Mutti

Jenssen, Hermann **Jena**
Ich las die Tage von einem Soldaten, daß er am Morgen, als sie aufwachten, kurz vor dem Wecken, zwischen der Ackerkrume liegend, von seiner verstorbenen Mutter träumte und zwar so, daß er von dem Traum noch ganz erfüllt und beglückt aufstand und sich zum weiteren Sturmangriff zurechtmachte. Die Kameraden erzählten von ihm, daß er dann gleichsam wie abwesend und doch wieder mit aller Sorgfalt kämpfend den Kameraden voranstürmte. Am Nachmittag, als das Schlachtfeld in der Hand der Unseren war, sahen sie ihn mit einem Brustschuß tot liegen, die Verklärung des Traumes noch auf seinem Angesicht.

Gertrud B. **Eichsfeld**
Werte Familie Turner!
In völlig unbekannter Weise erreicht Sie heute ein Brief vom Eichsfeld, dem Dörfchen B. Es ist ein kl. an Ihren Sohn oder Mann gerichtetes 100 gr. Päckchen, auf welchem ich Ihre Adresse ausfindig machte. Nehme daher an, wo Ihr Obergefreiter Jürgen die gleiche Feldpostnummer hat, daß Beide in unmittelbarer Nähe im Feindesland verweilten. Frage daher einmal bei Ihnen an u. wäre Ihrer Antwort sehr dankbar, ob Sie von Ihrem Jürgen noch regelmäßig Post bekommen?
Mein Bruder hat schon seit dem 11. November nicht mehr geschrieben u. wir bekommen auch keinen Brief zurück. Nach seinen Schilderungen in den letzten Briefen war er in unmittelbarer Nähe von Stalingrad.
Sollte Ihr Jürgen vielleicht verwundet sein u. sich im Lazarett befinden, erbitte ich seine Anschrift, damit ich mich brieflich mit ihm verbinden kann.
Ihnen alles Gute wünschend grüßt Sie in unbekannter Weise
Frau Gertrud B.

Schuster, Lisa **Kiel**
Meine liebe Tante Johanna!
Tief ergriffen hat mich die Nachricht von Hannes Heldentod. Sei mit Hilde und Eva meiner wärmsten Anteilnahme an Eurem Schmerz

versichert. Möchten doch die vielen, vielen Opfer, die der grausame Krieg fordert, nicht vergeblich sein!
Mit stillem Gruß verbleibe ich herzlichst Deine Lisa.
Ernst ist z. Zt. dienstlich in Frankreich und Holland, und ich kann ihn leider nicht benachrichtigen.

Heinrich B. *1887 **Kasbach**
Nach dem Fall von Stalingrad rücken die Russen nach Westen weiter vor. Die ganze deutsche Donezfront scheint vor dem Einsturz zu stehen. Charkow bedroht, Rostow und Woroschilowgrad gefallen. Es scheint, daß die Russen mit unwiderstehlicher Kraft vordringen. Ein Zusammensturz der Südfront könnte sehr schnell die ganze Ostfront in Gefahr bringen. Mancher glaubt, daß es auf diese Weise vielleicht dieses Jahr noch zu Ende gehen könnte. Aber das hängt von der Offensivkraft der Engländer und Amerikaner ab.
Stalingrad bedeutet einen ungeheuren Sieg der Russen. Eine Armee von 300000 Mann zu vernichten ist eine große strategische Leistung. Man muß den Russen Bewunderung zollen, mit welchem Geschick und Opfermut sie ihr Land befreien. Bei uns wird Stalingrad geschäftig und geschickt von Goebbels und Rosenberg in ein Heldenepos und Mythos umgedichtet, so nach dem Vorbild der Spartaner an den Thermopylen. Was sich der menschliche Wahnsinn nicht alles ausbreitet. Für dieses sogenannte Heldentum sollen Millionen von Menschen eines gewaltsamen Todes sterben. «Verteidigung des Vaterlandes» heißt der Vorwand, politische Machtgier ist aber der Grund, und das alles wird heldisch und mythisch verbrämt und verkleidet. Wie heißt es in «Mein Kampf»: «... um im Osten Land zu gewinnen, nicht für 80 – sondern für 250 Millionen Deutsche.» Wie kann nur ein Mensch sich so wahnsinnig verirren. Ob Hitler denn nicht voraussah, daß er damit eine ganze Welt auf den Plan rief? Nein, dieser dämonische Fanatiker war immer zum Äußersten bereit.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Im Osten stürmen die Russen vor. Die Kaukasusarmee ist am Asowmeer zusammengedrängt. Uns erreicht ein Brief Erich Schroeders aus dem Lazarett in Lublin, er liegt mit Knieschuß unter verzweifelten Verwundeten. Er schreibt: «Überpersönliche Wesenheiten haben sich der Heeresmassen bemächtigt, Gruppengeister, Dämonen, Gewaltige.» Jetzt ist es an der Zeit, diesen Gegner beim Namen zu nennen: den «Antichrist».

Erika S. *1926 **Hamburg**

Feier zum Gedächtnis an Stalingrad. Geigenunterricht. Wir übten das Bachkonzert. Ich zeichnete auf einen Bogen graues Packpapier lauter Schlittschuhläuferinnen. Heiner zerbrach 2 Federhalter und schmiß sie aus dem Fenster. So was Bolschewistisches!

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

Die letzte Ortskommandantur geht morgen weg, ich werde vorläufig bleiben, jedenfalls Entschluß von Stunde zu Stunde. Schlief heute bei D.s, wo netter Fliegerleutnant und 1 Uffz. übernachteten. Als der Leutnant nachts 9 Uhr, um nach seinem Fahrzeug zu schauen, auf die Straße trat, fuhr ihm ein ungarisches Bajonett direkt am Bauch vorbei und dies auch nur, weil er ihn schnell zurückzog. Unsere Bundesgenossen sind wachsam! Also blieb ich wirklich dort, wir ließen uns bis spät gute Sachen spielen. Heute wieder Schneegestöber. Es geht mir körperlich durchaus gut.
Es grüßt und küßt Euch getreulich, Klaus

Zajewski, Erwin 1895–1990 **(Tschaschniki)**

Nur 24 Stunden Ruhe, schon lag ein neuer Einsatzbefehl vor, und zwar aus folgendem Grunde: Nördlich der Hauptrollbahn, im Raum Witebsk nach Lepel rückwärts, ist innerhalb einer dreistündigen Vorbereitungszeit ein Grenadierregiment auf dem Luftwege an die bedrohte Front bei Orel transportiert worden. – Die 3. Kompanie stellt daher 1 Offizier und 30 Mann für das plötzlich herausgezogene Grenadierregiment nach Lepel ab, Meldung beim dortigen Ortskommandanten.
Mit 2 Lkw, sowie 2 Pkw setzte sich das Kommando von Borissow über Orscha-Witebsk zurück nach Lepel in Fahrt. Die gesamte Abteilung folgte wenige Tage später auch bis Orscha, bog dann aber rechts ab, 80 km weiter nach Süden bis Mogilew. Unglaublich, aber wahr: Die 31 Abkommandierten damit über 250 km von der Abteilung entfernt. Das Häuflein klein nun tatsächlich über 4 Monate allein auf sich gestellt. Weder der Kommandeur, noch der Kompaniechef, auch der General in Lepel, noch der Ortskommandant in Tschaschniki ließen sich nicht ein einziges Mal auf dem entlegendsten und gefährlichsten Stützpunkt Tschereja erblicken.
Unangefochten, ohne jegliche Panne, meldete Leutnant O. in Lepel dem dortigen Ortskommandanten, einem Generalmajor, die Ankunft des Kommandos. Nach kurzer Besprechung sofortige Weiterleitung in den am bedrohtesten Rayon Tschaschniki. Nochmals waren 35 km

zurückzulegen, es dämmerte bereits. Unter erhöhten Sicherungsmaßnahmen traf die kleine Kolonne mit ihren 4 Fahrzeugen und 31 Kämpfern in der Dunkelheit in Tschaschniki ein. Genau der Karte nach befanden sich die Kämpfer tatsächlich nur 40 km südlich in Richtung Borissow, dem Ausgangsort der Unternehmung entfernt! Dort hatten sie sich bei Tageshelle am frühen Morgen in Fahrt gesetzt! Dies war die tatsächliche Lage mit den Partisanen im Frühjahr 1943.

Ein Hauptmann der Ortskommandantur (II) 351

Jetzt hat das gesamte Ostheer schwere Zeiten mitzumachen, gerade deshalb aber heißt es den Kopf hochhalten.
An allen Fronten greifen die Bolschewisten mit überlegenen Kräften und furchtbar viel Panzern und Flugzeugen an. Es liegt uns ja allen schwer auf der Seele, daß wir im Süden so weit zurückgehen mußten. Auch der Zivilbevölkerung hat sich eine große Nervosität bemächtigt, sie fürchtet die Rückkehr der Bolschewiken. Wenn man sie beruhigt, dann meinen sie «Ja, im Süden seid ihr auch zurückgegangen, eure Kraft reicht nicht aus, wenn die Bolschewisten zurückkommen, werden sie uns alle aufhängen.» Ich sage dann immer, jetzt werdet ihr erst Deutschland kennenlernen, ihr werdet sehen, was das deutsche Volk für die Freiheit Europas tut. Tatsächlich liegt jetzt alles an Euch in der Heimat, jetzt müssen alle ausnahmslos in der Heimat zugreifen, um der Front die Kräfte und Munition zu geben, die sie braucht, um dem an Menschen und Material überlegenen Gegner standzuhalten. Der Soldat hier im Osten leistet Unglaubliches, die Heimat muß sich ihm würdig erweisen. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß jeder einzelne vom Arbeitsamt befragt wird.
Sollte die Sache auch an Dich herantreten, so gibt es ja für Dich verschiedene Möglichkeiten. Lehrerberuf, Maschinenschreiben, Fürsorge… Du wirst ja sehen. Ich glaube nicht, daß das für Dich vorläufig spruchreif wird. Gebe Gott, daß das deutsche Volk jetzt jene Seelenruhe und Kraft aufbringt, um dem Führer das Werkzeug zu geben, das er braucht, um das Abendland vor dem Untergang zu bewahren, denn was die asiatischen Horden nicht zerstören würden, das würde jüdischer Haß und Rache vernichten. Der Glaube hier an der Front ist unerschütterlich, wir alle hoffen, so wie Göring sagte, daß mit der steigenden Sonne das Kriegsglück wieder an unsere Seite zurückkehren wird. Ohne die äußerste Kraftanstrengung kann man aber nicht auf Erfolge hoffen.

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Langensalza**

An die N.S.K.O.V., z. Hd. des Herrn Hallmeyer, Benrath

Ich komme mit einem Anliegen zu Ihnen und hoffe gerne, daß Sie meine Bitte erfüllen können.

Mein Mann liegt seit Juni 1941 in Rußland. Nachdem er 1 Jahr im harten Einsatz im Nordabschnitt gelegen hat, trat man von Seiten der Division an ihn heran, ob er von der Bestimmung des Führers Gebrauch machen wolle, die besagt, daß alle aus der ersten Frontlinie herausgezogen werden sollen, die ihren Vater im Weltkrieg 1914–18 verloren haben, und als einzige männliche Namensträger noch da sind. Mein Mann hat damals zugesagt und kam zur Stabswache 3 km hinter der Front.

Vor 3 Wochen ist er nun 100 km weiter versetzt worden und zwar dorthin, wo Not am Mann ist.

Die neuen Vorgesetzten scheinen über die Bestimmung des Führers verschiedene Ansichten zu vertreten.

Und nun kommt meine Bitte an Sie.

Können Sie über das Wehrbezirkskommando erwirken, daß mein Mann aus diesem Rußland herausgezogen wird?

Unterlagen wie z. B. Todesurkunden erfragen Sie direkt bei meinem Mann. Ogefr. F. W. 15432

Ich hoffe sehr, daß Sie Erfolg haben und begrüße Sie mit deutschem Gruß H. W.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **auf Transport nach Rußland**

Schon gegen 1 Uhr werden wir geweckt: Sachen packen! Bei flackerndem, trübem Kerzenschein stopfen wir unsere Rucksäcke, rollen die Decken und suchen nach im Stroh verlorengegangenen Klamotten, wie Messer, Kämme, Taschenlampen u.s.f. Schnell habe ich gepackt und schaue dann zur Tür hinaus. Es liegt wenig Schnee und ist recht warm draußen. Vergeblich suche ich nach Bäumen und Häusern. Nichts als eine unendliche Ebene, weiß, mit dunklen Stoppeln, ohne Ende, kilometerlang. Dann liegt hier und da ein dunkles, tankähnliches Gebilde oder hebt sich ein dunkler Bombentrichter vom Schnee ab. Mehrere umgestürzte Züge säumen den Bahndamm. Je mehr wir nach Süden kommen, desto hügeliger wird das Land. Augenblicklich liegen wir irgendwo auf der Krim. Es ist nach 6 Uhr. Vielleicht sind wir auch schon auf der Kertsch. – Jetzt ist es nach 8 Uhr, und wir sind wirklich auf Kertsch! Hier ist was los! Ein Feldflughafen neben dem anderen, mit unzähligen Maschinen, Haufen von Bombenkästen, langen Reihen von Benzinfässern. In der Luft brummt es von Do 215s, die Segler hoch-

schleppen (ähnlich dem Baby, nur größer und dickerer Kopf). Ob die hier schulen? Auf der anderen Seite des Bahnsteiges arbeiten Russenweiber mit Hacken und Spaten. Das ist keine Seltenheit hier, schon oft sah ich sie beim Bahnbau Männerarbeit tun. --- Nun ist es soweit! Aber von vorne: Um die Mittagszeit begannen wir mit Verladen. Ich hatte Zugwache und brauchte also nur auf die mit Säcken herumsuchenden Russenlümmels aufzupassen, die klauten was ihnen unter die Finger kam. Aus eben demselben Grund, der Wache, holte sich mein Inspektor aushilfsweise einen anderen Putzer. Dies war auch wohl der von ihm langgesuchte Anlaß, den Putzer zu wechseln. Er tat es. Und ich konnte mein Strahlen vor ihm kaum verbergen.

Vom Bahnhof aus konnten wir das an einem sanften Abhang liegende Kertsch sehen. Es machte einen sehr netten, fast malerischen, vor allem unversehrten Eindruck. Beim Dunkelwerden – wir fuhren mit den Lkw's hindurch – wurde ich eines besseren belehrt: Kein Haus hatte noch Fensterscheiben, von den meisten standen nur noch die Außenwände. Die hohlen Fenster gähnten schwarz, oder man konnte durch sie hindurch den Himmel sehen. Wir rasten durch Kertsch hindurch, verfuhren uns anscheinend und gondelten zurück zum Bahnhof. Bei völliger Dunkelheit trafen wir hier ein, tasteten uns zwei Treppen empor und standen in diesem großen, von einer einzelnen klaren Glühbirne erhellten Raum. Wir holten Stroh herauf und richteten uns zum Schlafen ein. Möbel waren keine vorhanden. Ich schlich mich noch einmal in den Hinterhof, um «abzuprotzen», was ich mangels einer Toilette dort erledigen mußte. Hinter mir führte eine hölzerne Treppe zu einem kleinen Alkoven durch, vor mir schwangen sich die glatten Zweige zweier Bäume. Im Hintergrund standen schwarz die hohen gotischen Fenster unseres Raumes. Es war fast romantisch. Und so kam ich ein wenig leichter über etwas hinweg, das mich zuerst furchtbar traurig machte: Als ich auf dem Lastwagen frierend durch das nächtliche Kertsch fuhr, streifte plötzlich ein Baumzweig meine Mütze ab. Sie fiel in die Gosse. Abspringen? Ja! Nein, zu schnelle Fahrt. Doch! Nein! Ich konnte mich nicht entschließen, und so rasten wir weiter. Es war keine gewöhnliche Mütze, o nein. Sie war mir so teuer, wie ein Teil meiner Mutter selbst. Das kam so: Vor meinem Urlaub verlor ich meine erste Mütze. Meine Mutter machte sich schrecklich viel Sorgen darum und lief von einem Fabrikanten zum anderen, bis sie schließlich auf einem Umwege etwas erreichte. Überglücklich präsentierte sie mir die neue Mütze, die nun – in einer Gosse lag und sich langsam voll Schmutz und Dreckwasser sog. Ich saß auf dem Lkw, der Wind zauste in meinen

Haaren, und mir war zum Heulen zumute. – Ich meldete es gleich dem Spieß, der mir eine neue versprach. Diese kann aber die andere niemals ersetzen, nie!
Nun bin ich hier zur Ruhe gekommen. Es schaut wüst aus: Vor den Fenstern Bleche, auf dem Boden Glasscherben, und darüber Stroh. In der Decke fehlen große Stücke. Ich schaute mir flüchtig auch mal das untere Stockwerk an und entdeckte, daß wir in einem – Museum liegen. Byzantinische Krüge, ägyptische Schnallen und Vasen stehen unten in Schränken und Regalen! Unerhörte Kostbarkeiten! Und das in Rußland!

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Meine liebe Margot!
Wie öde wäre doch das Leben, wenn man alle Hoffnungen begraben müßte, weil dem Herzen kein Platz im Regiment der Welt belassen bliebe. Und wie gewinnt sie an Schönheit, wie das Leben an Wert, wenn die Sonne der Liebe scheint! Die aber scheint nicht mit dem Verstande und wird nicht mit dem Maß der Vernunft gemessen.
Haben Sie nicht einmal gesagt, die Liebe kenne kein Maß der Zeit? Und ich habe gesagt, sie kenne überhaupt kein Maß. Sie ist begrifflich überhaupt nicht zu erfassen, sie muß erlebt, aber auch errungen werden. Und wer wohl die Gunst vieler Frauen errungen, hatte der auch gleich immer ihre Liebe gewonnen? Nein, er hat nur dem Augenblick leben können; er taumelte von Begierde zu Genuß. Er hat nur genommen, nie gegeben, und er wird stets nur verlangen, nie schenken.
Ob er dabei glücklich sein kann?
Zumindest wird ihm die Genugtuung fehlen, am Abend sagen zu können, der ganze Tag war schön.
Der Glaube, daß es nicht nur Schlechtes, nicht nur Haß auf der Welt gibt, muß jedem Menschen erhalten bleiben. Er könnte sich sonst einen Strick nehmen.
Seien Sie meine liebe Margot wie immer allerherzlichst gegrüßt,
Ihr Heinz

Böttger, Hermann *1923 **Kronstadt**
Liebe Mutter!
Mit dem Skifahren ist es aus, denn nachdem es noch gestern früh geschneit hat, fing es mittags an zu regnen und tauen, und heute ist fast die ganze Herrlichkeit vorbei. Ein Mordsmatsch liegt auf den Hängen

und Straßen. Die Verpflegung war und ist einfach ausgezeichnet, ich haue mir jedes Mal den Magen voll bis ich fast platze. Auch sehr appetitlich ist alles zubereitet.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**
Die Meldungen zur Lage im Osten stehen weiterhin im Vordergrund aller Erörterungen. Es wolle nicht gelingen, sich aus den zahlreichen Tagesmeldungen und Berichten ein einheitliches und klares Bild zu verschaffen. Mit großer Unsicherheit stehe man der Grundlinie der Berichte und Kommentierungen gegenüber, die an sich zu dem Eindruck führe, daß die schweren Angriffe der Sowjets überall erfolgreich abgeschlagen würden, daß Einbrüche im Gegenstoß bereinigt würden und daß dort, wo zurückgegangen werde, das Absetzen vom Feinde planmäßig vor sich gehe. Demgegenüber habe man durchweg das bedrückende Gefühl, daß das Kampfgeschehen weitgehend durch den übermächtigen Druck der Sowjets bestimmt werde, und daß weite und bedeutsame Räume bereits aufgegeben oder bereits geräumt seien. Die Befürchtungen beziehen sich vor allem auf Charkow und insbesondere auf die Kaukasus-Armee, von der vielfach gemeint wird, sie könne ein ähnliches Schicksal erleiden wie die Truppen in Stalingrad. Große Teile der Bevölkerung befürchten, daß die im Kaukasus eingesetzt gewesenen Verbände durch den Vorstoß der Sowjets auf Rostow abgeschnitten seien.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Rostow von unsern Truppen geräumt; ich habe wieder starke Kopfschmerzen, Klammern um den Kopf, besonders morgens, da ist es mir wie eine Befreiung, wenn aus dunklen Wolken die Sonne hervorbricht; nie habe ich das Licht so geliebt, so erkannt, und als Symbol Gottes genommen wie in diesen vergangenen Monaten, vormittags; Heinz auf dem Bann, im Heim und zur Nachhilfestunde, Fritz Rechenarbeit geschrieben.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Entartung der Kirche
3. moll-Lieder; Mozart
4. Binomische F. (a+b), (a–b)
5. Rückgabe der Klassenarbeit

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die unverminderte Härte der Abwehrkämpfe im Osten und die in steigendem Maße fühlbaren Auswirkungen zahlreicher Maßnahmen der totalen Kriegsführung erlauben kein Nachlassen im aufrüttelnden Wirken der Presse. Die psychologisch wertvolle publizistische Leistung der letzten Wochen und Monate muß zielbewußt Fortsetzung erfahren, so insbesondere der Schlagwortkasten, der in knappen Formulierungen den Volksgenossen zu äußerster Kraftanstrengung für den Sieg aufrufen und ihm das Bewußtsein des großen nationalen Aufbruchs vermitteln muß, ist weiterhin herauszustellen.
Außerdem muß die Leserspitze, und zwar in ihren Argumenten an aktuelle Geschehnisse anknüpfend, aber in ihrem Charakter den täglichen Aufruf an den Leser darstellend, von den Schriftleitungen als der wichtigste Teil der täglichen Arbeit gewertet werden und demgemäß auch der geistige Mittelpunkt jeder Zeitungsausgabe sein. Die lokalen Ereignisse des Frauen- und Jugendeinsatzes, der Konzentration der übrigen Kräfte und so weiter bieten außerdem noch besonderen Stoff, um auch in ihrer Entschlossenheit Haltung zu bestärken.
Dazu Fischer: Er müsse darauf aufmerksam machen, daß die Zeitungen jetzt genauestens kontrolliert würden.

2. Tagesparole: Der Prawda-Artikel, der von den Sowjetbotschaften zur Publizistik in Umlauf gesetzt wird, indem die Sowjetbotschaft in kategorischer Weise Anspruch auf Bessarabien, Litauen, Lettland und Estland erhebt, ist in den nächsten Ausgaben der Blätter noch einmal groß in dem Sinne herauszustellen, daß damit die Sowjets nur die erste Rate ihrer Forderungen angemeldet haben. Das damit verbundene scheinheilige Dementi ist nicht aufzugreifen. Niemand in der Welt wird sich von den Bolschewiken darüber täuschen lassen, daß, wenn sie erst im Besitz der genannten Gebiete sind, sofort in noch weitere Länder und Gebiete einfallen werden, wie sie es bei ihrem ersten Überfall auf Finnland bereits einmal taten. Diese Forderungen erheben sie heute, wo sie durch die deutschen Waffen tausend Kilometer von diesen Ländern entfernt gehalten werden. Was würden sie erst tun und verlangen, wenn sie in Bessarabien, im Baltikum und so weiter stünden. Die deutsche Presse muß den Bolschewiken mit entsprechenden Argumenten die scheinheilige Maske vom Gesicht reißen und das so überzeugend zum Ausdruck bringen, daß das verbündete Europa unter Führung der deutschen Wehrmacht diese Moskauer Raubträume zerschlagen und den bolschewistischen Verbrechern das Handwerk legen wird.

Dazu Fischer: Es sei notwendig, ganz besonders die Linie dieser Anweisung einzuhalten; sie komme von höchster Stelle.

3. Tagesparole: Die Räumung von Rostow ist nach Erwähnung im Wehrmachtbericht unter Herausstellung der Planmäßigkeit zweispaltig im Untertitel hervorzuheben.
Dazu okw: Der Vorbericht sieht vor, nicht nur Rostow, sondern auch Woroschilowgrad als geräumt zu melden. Es geschehe dies zum Zwecke der Verkürzung der Linie und der Besetzung neuer Stellungen. Das sei nicht schön, aber kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Auch im Weltkrieg seien die Russen tapfere und gute Soldaten gewesen wie jetzt und hätten drei Jahre standgehalten und seien dann doch noch zusammengebrochen. Damals sei die Front sehr viel kürzer gewesen. Dies alles müsse man beachten. Wir hätten sehr viele große Städte in der Hand, wenn eine oder zwei verlorengingen, sei das nicht gefährlich, es sei aber auch nicht erfreulich.

4. Tagesparole: Die Demonstration der mittelamerikanischen Freimaurerlogen für Roosevelt ist als neues Dokument der freimaurerisch-jüdischen Bindungen des USA-Präsidenten gut herauszustellen und an Hand der bereits vorhandenen Unterlagen über Roosevelts freimaurerische Tätigkeit zu unterstreichen.
Dazu Fischer: dnb wird die Meldung bringen; er müsse ganz groß angegriffen werden, mindestens zweispaltig aufgemacht.

5. AA, von Stumm: Der Journalist Lindley habe gestern sehr ausführlich über die russische Zukunft geschrieben und von einer Großmachtstellung der Russen gesprochen. Er sei ein Publizist erster Ordnung und verdiene größte Beachtung. Er rechne mit einer Vergrößerung des russischen Territoriums, finde sich damit ab und wolle den Russen entgegenkommen und sich mit ihnen grundsätzlich verständigen. Ähnlich wie Lippmann, nur in allgemeinerer Fassung und größerer Gültigkeit. Auch der frühere amerikanische Botschafter in der Sowjetunion habe in seinem Artikel ermahnt, Vertrauen zur Sowjetunion zu haben, die immer ihre Verträge halte. Dies eigne sich sehr gut zum Aufgreifen.

6. Das Thema Uneinigkeit unter den Alliierten verdiene immer wieder Beachtung. Casey habe gesagt, die Hauptalliierten müßten sich zum mindesten in den Hauptfragen beraten und einigen. Dies nach Casablanca mache die Frage wert, was man denn dort eigentlich erreicht habe. Der «Daily Telegraph» habe sich gestern ähnlich über Meinungsverschiedenheiten geäußert.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Herbert Israel S.
Geboren den 9. 10. 1888 in Köpenick
gestorben den 15. 2. 1943
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Selbstmord
Großer Nachlaß vorhanden.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Josef Israel Sch.
Geboren den 25. 7. 1880 in Nicolai
gestorben den 15. 2. 1943
Abholung von Jüdischem Krankenhaus
Todesursache: Freitod

Findeisen, Wolfgang *1926 **(Dresden)**

Der Winteranfang 1943 war mild – eine gute Tatsache, denn die vorhergegangenen Winter waren extrem kalt gewesen. Zweimal war die Elbe zugefroren, zwei Winter hintereinander, das gab es seit Menschengedenken nicht mehr. Am 15. Februar erhielten wir die Nachricht, daß wir aus den Klassen 6 und 7, soweit wir den Jahrgängen 1926 und 1927 angehörten, zur Flak eingezogen würden. Das spielte sich so ab:
Wir bekamen eine Uniform, die der Winteruniform der Hitlerjugend glich, also Feldbluse, lange Überfallhose, Schirmmütze, Hakenkreuzband am linken Arm, nur war die Farbe luftwaffen-blaugrau. Es dauerte nicht lange, und wir hatten unsere Uniform verändert: Hakenkreuzbinde weg, HJ-Emblem an der Schirmmütze weg, dafür Luftwaffen-Adler an der Mütze und an der rechten Brustseite. Wir hatten nur noch 4 Stunden Unterricht am Morgen, dann gingen wir in die Flakstellung Dresden-Reick. Die dort stehenden 6 Geschütze vom Kaliber 8,8 waren russische Beutegeschütze, die ursprünglich nur 8,5 cm Rohrinnendurchmesser gehabt hatten. Damit man die deutsche Munition verschießen konnte, hatte man sie auf 8,8 cm aufgebohrt, was später Rohrkrepierer verursachen sollte. Sie hatten einen «Schubkurbel-Fallkeilverschluß» – dieses Wort muß uns so imponiert haben, daß ich es mir bis heute gemerkt habe.
Flakwehrsoldaten hatten bis dahin diese Geschütze bemannt, Arbeiter, die tagsüber ihrer normalen Arbeit nachgingen, um abends in der Stellung zu übernachten. Diese Männer mußten uns ausbilden; später übernahmen wir Buben ihren Job. Mit großer Begeisterung gingen wir

daran, alles schnellstens zu lernen. Jedenfalls machte es viel mehr Spaß, als die Schule. Am Spätnachmittag, bevor wir heimgehen durften, gab es noch ein Kochgeschirr voll Suppe. Oft brachte ich davon noch nachhause, sehnsüchtig erwartet von meiner Schwester und meiner Mutter, denn in diesem 4. Kriegsjahr war es schon arg knapp mit dem Essen.
Der Gedanke war, daß wir die Flakwehrleute ersetzen sollten, damit diese entweder eingezogen werden konnten, oder mehr Überstunden in der Kriegswirtschaft machen konnten. Wir lernten schnell, und bald rückten wir in die Baracken ein, waren nun Tag und Nacht im Dienst. Die Lehrer kamen zu uns in die Stellung, die inzwischen zur Vogelwiese verlegt worden war, dem Volksfestplatz im Überschwemmungsgebiet der Elbe, im Zentrum Dresdens. Wenn nachts Voralarm gewesen war, wir standen dann an den Geschützen oder saßen im Unterstand und spielten Skat, durften wir früh länger schlafen. Es machte dem Spieß (und uns, wir standen hinter den Fenstern und hörten mit) großen Spaß, die Lehrer unverrichteter Dinge wieder heimzuschicken, «meine Jungs missen schloofen» sagte der Spieß im breiten Sächsisch. Aber auch sonst gingen die vier Schulstunden in der Baracke schnell rum. Sie interessierten uns auch gar nicht, wir waren ja jetzt Männer an starken Kanonen, keine dummen Buben mehr, glaubten wir. Meine Aufgabe war K6 – Zünderkanonier. Ich saß auf einem Sitz links an dem Geschütz und wurde vom Richtkanonier «Seite» mit der Kanone in die gewünschte Richtung gedreht. Während dessen bekam ich über Kopfhörer die Zahlen für die Zündereinstellung, also die Höhe, in der das Feindflugzeug flog, und wo die Granate explodieren sollte. Mit dem Zünderschlüssel übertrug ich die Zahlen auf den Zündmechanismus der Granate, bis der Befehl «Gruppenfeuer Gruppe» kam, der Ladekanonier die Granate schnappte und ins Rohr schob.
Die Zahlen kamen vom Funkmeßgerät, einem Radar-Vorläufer, und von den Fernrohr-Entfernungsgeräten. Glücklicherweise blieb Dresden in meiner Luftwaffenhelferzeit von Angriffen verschont. Als Dresden im Februar 1945 in Schutt und Asche gelegt wurde, war ich schon «Prisoner of War».

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

1. Es müssen für den Sieg nicht nur alle noch irgendwie vorhandenen und verfügbaren Kräfte des deutschen Volkes mobilisiert werden, sondern auch die jener Völker, welche die bisher im Verlauf des Krieges von uns besetzten Länder bewohnen. Jede Kraft des europäischen Konti-

nents, also auch vor allem der Ostvölker, muß in den Kampf gegen den jüdischen Bolschewismus eingesetzt werden.

2. Die gesamte Propagandaarbeit der NSDAP und des nationalsozialistischen Staates muß daher darauf ausgerichtet werden, nicht nur dem deutschen Volk, sondern auch den übrigen europäischen Völkern einschließlich der Völker in den besetzten Ostgebieten und den noch bolschewistischer Herrschaft unterstehenden Ländern den Sieg Adolf Hitlers und der deutschen Waffen als in ihrem ureigensten Interesse liegend klarzumachen.

3. Es verträgt sich hiermit nicht, diese Völker, insbesondere die Angehörigen der Ostvölker, direkt oder indirekt, vor allem in öffentlichen Reden oder Aufsätzen herabzusetzen und in ihrem inneren Wertbewußtsein zu kränken. Man kann diese Menschen der Ostvölker, die von uns ihre Befreiung erhoffen, nicht als Bestien, Barbaren usw. bezeichnen und dann von ihnen Interesse am deutschen Sieg erwarten. Wie wir in der Kampfzeit in Deutschland zwischen dem System der demokratisch-marxistischen Parteien einerseits und den von ihnen irregeführten deutschen Menschen andererseits unterschieden haben, so muß auch jetzt immer nur die Bestie Stalin und die Bestialität des bolschewistischen Systems angegriffen werden, nicht aber die Völker, die von ihm unterworfen wurden.

4. Ebenso unangebracht ist eine Darstellung der künftigen Neuordnung Europas, aus der die Angehörigen fremder Völker den Eindruck gewinnen könnten, als ob die deutsche Führung sie in einem dauernden Unterwerfungsverhältnis zu halten beabsichtige.

Äußerungen, daß Deutschland im Osten Kolonien errichten und Kolonialpolitik betreiben werde, das Land und seine Bewohner als Ausbeutungsobjekt betrachte, sind völlig verfehlt. Sie würden der Sowjetpropaganda nur eine willkommene Gelegenheit zu der Behauptung bieten, daß Deutschland die Völker des Ostens auf eine Stufe mit den Negern stelle. Dies würde bei der Bevölkerung wie bei den Sowjettruppen nur eine Stärkung des Widerstandswillens gegen die deutsche Wehrmacht und das deutsche Reich zur Folge haben.

5. Ebenso abwegig ist es, von den neuen deutschen Siedlungen oder gar Großsiedlungen und Landenteignung zu sprechen oder theoretische Aufsätze über die Frage zu verfassen, ob man die Völker oder den Boden germanisieren müsse. Gerade der nationalsozialistische Grundsatz, daß nur der Boden germanisiert werden kann, wird ohnehin von feindlicher Seite dahin ausgewertet, daß eine riesige Aussiedlung der Völker als Plan des Reiches verkündet werde. Der feindlichen, insbesondere der Sowjet-Propaganda, darf hierzu keine Handhabe geboten werden, da auch hier das Ergebnis eine Stärkung des Widerstandswillens der Ostvölker wäre.

Erst recht kann eine Verschickung der alteingesessenen Bevölkerung nicht erörtert werden.

6. Demgegenüber ist bei allen sich bietenden Gelegenheiten der Freiheitswille, der Kampfwille gegen das bolschewistische Terrorregiment, wie er die von den Sowjets unterdrückten Völker beseelt, ihr Soldatentum sowie ihre Arbeitswilligkeit hervorzuheben. Als Beweis ist der Einsatz der Ostvölker in landeseigenen Truppenkontingenten, wie ihn der Wehrmachtbericht bereits hervorhob, der Einsatz der Ostarbeiter im Reichsgebiet und die Arbeit anzuführen, durch die die Ostvölker in industriellen oder landwirtschaftlichen Betrieben ihrer Heimat unter deutscher Führung das Ihre für den Sieg, für die deutsche Rüstung und die Sicherung des Ernteertrages leisten.

7. Die besetzten Ostgebiete werden nach ihrer planmäßigen Zerstörung durch den Bolschewismus (entsprechend Stalins Befehl der zerstörten Erde) unter deutscher Führung wieder aufgebaut. Dies sichert mit den Reichtümern des Bodens Deutschland, ganz Europa und damit auch den im Osten lebenden Völkern die Nahrungs- und Rohstofffreiheit und den sozialen Aufstieg für alle Zukunft.

Alles, was die notwendige Mitarbeit aller europäischen Völker, insonderheit der Ostvölker, für den Sieg gefährdet, muß also unterlassen werden. Jede Entgleisung würde der Sowjetpropaganda Handhabe geben, womöglich auf das Zeugnis führender Persönlichkeiten des Reiches hinzuweisen, welche die Knechtung der Völker des Ostens zum Ziele hätten. Jede Vorsicht in Äußerungen hilft dagegen deutsches Blut sparen und den Sieg erringen.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Dänische Pässe sind in Berlin sehr gefragt. Bis zu 10000 M. werden pr. Exemplar geboten.

Der Schwiegersohn des ehemaligen Nazi-Kriegsministers General von Blomberg, Schweizer, Arzt, SS-Offizier, Dr. Riedweg, will eine «großgermanische» Zeitschrift mit dem Titel «Wiking» gründen. Sie soll nach dem Krieg – nach dem gewonnenen Krieg! – als Tageblatt herauskommen – mit Hauptredaktion Dänemark, Norwegen, Finnland, Holland u.s.w.

Der dänische Chefredakteur ist gefunden; er ist an Fritz Clausens Blatt «Faedrelandet» («Das Vaterland») angestellt.

Eine umfassende Bombenexplosion im Bahnhof Friedrichstraße hat dazu beigetragen, die gedrückte Stimmung in Berlin zu steigern. Drei französische Arbeiter sind festgenommen und beschuldigt.

Reisener, Rudolf 1897–1972 **Liebenwerda**

In meinem Falle lief die Schulungsarbeit in der Partei nebenher. Wie gewohnt bereitete ich für jede Monatsversammlung ein Thema vor, darauf konnte sich Tausendfreude, der Ortsgruppenleiter, verlassen. Meistens wählte ich ein Gebiet, über das ich frei und ohne Ausarbeitungen sprechen konnte. In der ersten Zeit waren das meine Kriegserlebnisse und Erfahrungen aus den fremden Ländern, Tschechoslowakei, Dänemark und Frankreich. Dann kamen Rußland, Sibirien und der Kommunismus daran, wie es von oben bestimmt wurde. Was mir aber widerstrebte, und worüber ich beim besten Willen nichts über die Lippen brachte, das waren Rassenwahn und Rassenhochmut, Antisemitismus, Edel- und Untermenschentum. Am liebsten sprachen Leute darüber, die über die Grenzen des eigenen Dorfes noch nicht hinausgesehen hatten. Das erlebte ich einmal, als ich in der Frauenschaft einen Vortrag über Vererbungslehre und die Mendelschen Gesetze halten sollte. Frau Eichler, die Vorsitzende, hielt zur Eröffnung ihren Frauen eine Standpauke über das Verhalten gegenüber Kriegsgefangenen. Es solle vorkommen, daß sie von ihren Arbeitgebern wie eigene Leute, eigene Volksgenossen behandelt und beköstigt würden. Ja, es habe Fälle gegeben, daß deutsche Frauen sich nicht gescheut hätten, in ein intimes Verhältnis zu den Gefangenen zu treten! Nein das dürfe nicht vorkommen, und sie rief die deutschen Frauen auf, ihren Stolz und ihre Würde zu bewahren – und ihre Stimme bebte vor innerer Erregung. Zwar war ich, was das letztere anbelangt, ganz ihrer Meinung, aber aus einem anderen Grunde! Meiner Meinung nach waren Kriegsgefangene keine Untermenschen, vor denen man ausspucken und die man als Vieh behandeln müsse. Es waren ehrenwerte Männer ihres Vaterlandes, die das Unglück gehabt hatten, in die Gewalt des Feindes geraten zu sein, die man also nur bedauern könne, ohne sie so schäbig und schlimmer wie ein Tier zu behandeln, wie es bei uns geschah. Mir stand noch ein Bild vor Augen, das ich mein Lebtag nicht vergessen werde, wie auf dem Fabrikhof der ZW gefangene Russen einem Wagen mit Müllkübeln nachliefen, hinaufkletterten und mit gierigen Händen eiligst den Inhalt nach genießbaren Resten durchsuchten. Der Kutscher tat, als sähe er nichts, und Posten waren nicht in der Nähe. Wie mußte der Hunger die armen Menschen plagen, wenn sie in ihrer Not Kopf und Kragen

riskierten wegen einer weggeworfenen Brotrinde oder einer angefaulten Frucht in der Asche. Sie konnten einem in innerster Seele leid tun. An sie dachte ich, mußte ich denken bei den «erhebenden» Worten der Vorsitzenden. Und dann bekam ich das Wort zu meinem Vortrag.

Erdmann, Brigitte *1922

K.D.F-Gruppe «Freudenkiste» **Osten/Mittelabschnitt**

Liebe Mutti,

in einem nicht übermäßig warmen Quartier auf irgendeinem Stützpunkt inmitten von den weiten weißbeschneiten Wäldern Rußlands, schreibe ich endlich mal wieder an Dich.

Ich habe sehr interessante Stunden verlebt in den letzten Tagen. Heute vormittag haben wir eine sehr schöne Schlittenpartie gemacht und sind dabei in mehreren Panjehäuschen gewesen auf Besuch. Die Russen sind ungeheuer gastfreundlich und an Hand von unseren beiden Dolmetschern haben wir uns ganz nett unterhalten und sind reizend bewirtet worden. Speck und trocknes Brot sind selbstverständlich, außerdem muß man recht ekelhaften Kartoffelschnaps mittrinken und flüssigen Pudding essen. Wenn man da ablehnt, beleidigt man die Leute schwer. Ein reizendes blutjunges Ehepaar, ein alter, uralter Mann, der uns Bilder zeigte, als er unter Väterchen Zar noch, hoch zu Roß, diente. Ein derart gütiges, liebes Gesicht. Wir haben ihn photographiert. Auch einen jungen Schauspieler und seine Geliebte haben wir aufgesucht. Der germanisch-blonde und ungeheuer leidenschaftliche Jüngling spielte sogleich zum Tanz auf und sang uns alte russische Volkslieder. Beim Abschied warf er mir einen Blick zu, wie ihn nur ein Zigeuner haben kann, von so strahlend leuchtender Leidenschaft. Essen kann man das nicht mehr nennen, was wir tun. Wir fressen. Ich esse beinahe so viel wie Anna. Morgens drei Eier, vormittags Speck und Schinkenbrot. Fleisch mittags, Kuchen und ein halbes Huhn zum Abend. Ha pu! Schlafen tun wir so gut wie gar nicht. In 3 Tagen und Nächten 5 Stunden Schlaf dürfte etwas wenig sein. Gestern bin ich beinahe umgefallen. Schlecht ist mir, ich kann es nicht sagen. Heute nun haben wir für den Abend endlich mal keine Einladung und ich trage die Hoffnung in mir, daß wir dadurch mal früher ins Bett kommen. Gegen die ununterbrochene Lebensgefahr stumpft man ja ab, gegen die täglich schwer und tierisch betrunkenen Männer, die man so sieht, nicht. Auch nicht gegen die Verzweiflung in den Augen all dieser Menschen und das wilde Begehren nach einer deutschen Frau, nach Kultur, Mütterlichkeit und Wärme, das man nicht erfüllen kann. Zwei blutjunge Leutnants 21 und 25 Jahre alt, haben

vorgestern Nacht bis zum Morgen in unserem Zimmerchen gesessen und einfach nicht darauf reagiert, daß wir vor Müdigkeit beinahe umfielen. In ihren Augen brennt der Haß, der Haß eines zu Tode verwundeten Tieres oder eines mißhandelten Kindes. Nacht für Nacht sind sie auf ihren Schlitten mit ihren schwerbeladenen Waffen auf Partisanenjagd. Diese tierischen Geschöpfe richten unter unsern Soldaten Verheerendes an. Wenn man einmal einen derart verstümmelten Kameraden im Graben hat liegen sehen, hört wahrscheinlich jedes moralische Bedenken auf. Sie selbst wissen nicht, ob sie morgen noch leben, ob ihr junges Leben enden soll, aus dem Hinterhalt erschossen oder mißhandelt zu werden. Immer wieder sagten sie leise vor sich hin: «Deutsche Frauen» oder: «Hörst du diese Frauen hier in Rußland auf dem Stützpunkt So und so? Sie sprechen richtig deutsch!» Der jüngere war noch etwas weicher als der Zweite. Er schmiegte sich an mich und legte seinen Kopf auf meine Schulter, einem großen stillen Kinde gleich. Viel, sehr viel sehen und erleben wir 3 junge Frauen hier an der Front. *Was* das für ein Stand ist unter lauter Männern zu sein, jung, hübsch, von *jedem* begehrt, ist nicht zu sagen. Was mich menschlich und moralisch hält, sind die Gedanken und die Liebe zu Ed. Seine leider nur so spärlich eintreffenden vielen Briefe geben mir Mut und Glück. Seine Sicherheit, seine Männlichkeit, seine klare selbstbewußte große Bescheidenheit, seine guten Gedanken, die ich fühle. Ich glaube, ich liebe diesen Mann wirklich so wahnsinnig es ist. Ob Du in einer dieser Nächte mit ihm Gelegenheit hast zu sprechen? Das war sein größtes Geschenk an mich (neben viel Fettcreme und Schokolade aus seiner Marketenderei), daß er mir anbot, Dich anzurufen. Leider sind augenblicklich alle Leitungen gesperrt, die über Minsk liegen. Wenn ich doch einmal endlich Post von Dir bekäme, überhaupt nur ein Lebenszeichen von Euch allen. Jetzt bekomme ich wieder ein ganzes Huhn, das ich essen werde. Schicken geht leider nicht, da der Vogel drei Wochen unterwegs wäre. – Vergiß bitte nicht, von *all* meinen Bildern welche zu schicken. Ich mußte Ed die beiden schlechten kleinen aus Reval schicken als Überbrückung. Bis jetzt habe ich *geistreiche* Korrespondenz und sinnlich-schöne Stunden mit 8 Männern gehabt. Jetzt denke ich nur immer an Ed. Brigitte.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Riedel, Emmi, Ehefrau, geb. 2. 8. 1918 zu Halle

Säugling: weiblich, Gew. 3100 gr, Länge 50 cm, Kopfumf. 33 cm, Entl. Gew. 3000 gr

Verlauf: 2.30 Wehenbeginn, 6.00 Blasensprung, 6.15 Geburt, 6.30 Placenta, 6.40 2 ccm Secacornin

II. Partus. Normaler Verlauf, ging am 9. Tag nach Hause.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**

Meine liebe Frau Martha!

Ich danke Dir sehr herzlich für Deine beiden Briefe. Es ist sehr lieb von Dir, daß Du bei all Deiner Last und Sorge Dir immer noch so viel Zeit für mich nimmst und mich so regelmäßig mit ausführlichen Briefen versorgst. Die Buben machen uns wieder Sorge mit ihrer Krankheit. Ich habe «Balli» heute nur flüchtig deswegen befragen können. Er glaubt aber kaum, daß da irgendein Zusammenhang zwischen dem Zahnen und den von Dir beschriebenen Krankheitssymptomen besteht. Du beschreibst die Mattigkeit der armen kleinen Kerle so anschaulich, daß ich ordentlich gerührt wurde. Wie Walter Tante Lottchen bei aller Mattigkeit noch seine verschiedenen Kunststückchen vorführt, das ist wirklich sehr rührend. Das hattest Du mir wohl noch gar nicht geschrieben, daß die Jungen schon «Kuchen backen» und dergleichen Spiele mehr treiben. Wer hat ihnen denn das beigebracht? Das ist doch schon ein wesentlicher Fortschritt in ihrer Entwicklung. Nun fang nur auch rechtzeitig an, sie ans Händefalten beim Gebet zu gewöhnen. Das wird ja jetzt gerade etwas schwierig sein, weil sie das mit dem «Kuchen backen» verwechseln werden.

Über die beiden Bildchen habe ich mich sehr gefreut. Ich sehe darauf wenigstens soviel, wie lebendig und tatendurstig die Buben jetzt werden. Es ist das ein großes Gotteswunder, wie diese Menschlein doch eigentlich aus dem Nichts heraus sich so wunderbar entfalten und zum Leben erwachen, wie Leib, Seele und Geist immer mehr Dinge erfassen und be-greifen, bis sie einst zu der höchsten Entfaltung kommen: den heiligen dreieinigen Gott glaubend zu erkennen und ehrfürchtig anzubeten. Aber auch jetzt schon loben sie Gott auf ihre Weise durch fröhliche Spiele und mit ihrem Lachen und mit ihrer Freude am Spiele und Trank. Ihr Klagen und Weinen sind ihr Gebet um Erlösung. Noch «wissen» sie von Gott nichts, darum kennen sie auch noch keinen Zweifel und keine Anfechtung. Sie sind noch ganz unmittelbar von Gottes Händen umschlossen wie die unvernünftige Kreatur. Und sind doch auch einbezogen in alles Verderben dieser Welt. Das mit Krankheit und Leiden auch an ihnen schon zehrt. Aber sie sind in Christum eingesenkt und haben teil an der Erlösung, die ER uns erworben hat.

Du hast nun wieder Sorge mit den Mädchen.

Ich schrieb Dir Anfang Januar einmal ausführlich davon, daß ich Dir ein Ostlandmädchen (Russin oder Nationale aus dem Baltikum) besorgen könnte. Der Antrag würde von mir aus gestellt und geht über meine vorgesetzten Dienststellen. Du hast dann die Gewähr, daß Du ein gesundes Mädchen bekommst. Du bist darauf in Deinen Briefen nie eingegangen, so daß ich jetzt annehme, der Brief ist auch verlorengegangen, in dem ich davon schrieb. Wenn Du von dieser Möglichkeit Gebrauch machen willst, brauchst Du mir nur zu schreiben; ich leite dann alles in die Wege, und Du hast weiter keine Schererei damit. Die einzigen Schwierigkeiten sind wohl die Bekleidungsfragen und die Frage der Entlassung (wie die vor sich geht, weiß ich nicht). – Überschlag nur rechtzeitig, ob Du Dir den Garten in diesem Sommer leisten kannst. Wenn Du auch nur irgendwie im Zweifel bist, ob Du die Gartenarbeit wirst schaffen können, so gib sie lieber ab. K. und Briefträger Schmidt interessierten sich wohl immer dafür.

Heute kamen die fünf Päckchen von Tante Lottchen an. Der Postholer sagte: «Herr Leutnant haben heute einen Geleitzug dabei!» Geleitzug nennen es die Landser, wenn einer bei einem Postempfang eine Anzahl von 100-gr.-Päckchen dabei hat. Ich werde mich gleich bei T. Lottchen für die herrlichen Plätzchen bedanken.

Gott behüte Dich und das werdende Leben und stärke Dich für die schwere Stunde. Dich und die Buben küßt, Dein Gerhard.

Heute hat der Gegner in der Nachbarschaft angegriffen. Das wird wohl einige Zeit anhalten. Bei uns ist es infolgedessen sehr ruhig.

Eine Hausfrau *1894 **Amsterdam**

Und so kann ich weitermachen, es ist mit allem dasselbe Lied, weder Essen noch Kleider sind zu kriegen, diese Woche hatten wir doch so ein fürchterliches Pech, da war Marke 7 für Butter an der Reihe, und die mußte man eine Woche im voraus beim Kaufmann abgeben, um die Butter zu kriegen, ich wußte nichts davon, weil wir keine Zeitung lesen. Als ich also mit der Marke 7 wegen der Butter hinging, kriegte ich nichts, das war eine Katastrophe, wir hatten doch schon drei Tage ganz ohne auskommen müssen. Und als ob das nicht schon schlimm genug wäre, hatte ich Marke 5, die sie erst überschlagen hatten, weggetan, weil sie sonst die Marken, die sie überschlugen, nie gebrauchten, und so konnte ich auch für die nächste Periode keine Buttermarken abgeben, wodurch wir folglich 24 Tage ohne Butter auskommen mußten. Na, ich hab erst mal tüchtig geheult, als ich nach Hause kam, und die ganze Nacht gelegen und gegrübelt.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

Hundesteuer – Verlags-Abrechnung
trübe, stark windig, regnerisch 3 mm
Holz sägen u. hauen
Expreßkiste f. Muttis Geburtstag zur Bahn
Briefe – Kasse

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Reichenberg**

Immer wieder wärmt einen die fröhliche Laune der Berliner am frühen Morgen. Der Schaffner, der mich zum Görlitzer Bahnhof fährt, durch Teile der Stadt, die ich nie sah, führt sein Morgengespräch mit den Gästen so vertraut und launig, daß man von selbst in den Kreis einbezogen wurde. «Hätte sie dir man am Ohr gerissen, Nachbar», meint er, als ein Brauereipferd einen verschlafenen Berliner zur Seite schob, statt ihn zu überlaufen. «Ja, die Tiere», meint er, «aber wir halten's ja auch gut mit ihnen. Vorjestern is mir einer vorn an Wagen jebumst, der wollt 'ne Katze retten von meinen Schienen. Nichts als ohnmächtig, Gott sei Dank, aber doch bisken heftig! Wat hab ich mir erschrocken! Die Katze, eine schöne weiße Katze, war jerettet. Ich frag aber doch, war det meine Angst wert?»

Ich fahre ohne Emmes, die in Berlin bleibt. Mußte früh aufstehen. Aber gegen die verwünschte Verzagtheit, gegen das Weltelend beim Frühaufstehen hilft, wenn man erst im Zug sitzt, das wohlige Gefühl: Nun arbeitet der getreue Lokomotivführer, bis du am Ort bist. Wie dankbar ist man dem Wackeren! [...]

Die Stadt *Reichenberg*, durch die man mich führte, ist wohl das Tollste an Durcheinanderbau, das seit der Gründerzeit entstand. Als alles schon wie Hund und Katze beieinander stand, hat das Schuhhaus Bata noch einen Glaspalast an den Markt gesetzt. – Das alte Schloß, eigentlich nicht alt, tut wohl in dieser Öde, und die Weberhäuser, das wenige einer baulichen Vergangenheit, sind nur Erinnerung, nicht mehr.

Rostow und Woroschilowgrad sind an die Russen gefallen. In dieser Zeit der Rückschläge kann man erkennen, wer das rechte Herz hat und wer den Kopf hängen läßt. Man fragt mit Recht nach den Gründen der Niederlage und tadelt. Aber daß es Leute gibt, die gleich den Kopf schwer vornüberhängen lassen, zeigt nur, daß wir Deutschen keine Geschichte kennen und nicht das Dunkel trüber Tage, die wie überm Menschengeschick so auch über den Völkern liegt.

Abends vor fünfhundert jauchzenden Hörern gelesen. Sie wollten immer noch mehr. Der Gauleiter Henlein, der gekommen war, bat danach

einen kleinen Kreis noch zu einem Glas reifem Elbwein, den ich voll Stolz kostete – stolz, weil's die Elbe war.
Fröhlich heim in das sehr gute «Hotel Imperial», dessen Namen ich nur für Reichenberg als etwas irrsinnig beanstande.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Regnerisch, stürmisch, mit Sonne wechselnd, mild: Aprilwetter. Vorm. mit Külz im Zwingerhof u[nd] unten Lunch. Treffen Prof. Wilh. Kreis, verabreden gemeins[ames] Abendessen. Treffen Fotogr[af] Erfurt (Köln) ¼9: Essen m[it] Prof. Kreis. Es erscheint: Wilh. Buller (Duisburg), m[it] ihm Tochter m[it] e[inem] j[ungen] Soldaten Krause stud. med. in der Bar.

Huch, Ricarda 1864–1947 **Jena**
An Dorothee von Velsen
Liebe Frau von Velsen, mein alter Confalonieri hat jetzt seine Stunde – es ist ganz merkwürdig, wie oft ich in letzter Zeit von ihm gehört habe. Ernst Wiechert, zu dem ich keinerlei Beziehungen hatte, schrieb mir mit beinahe nazistischer Magniloquenz, es sei das schönste Buch des Jahrhunderts. Jedenfalls war es ein anderes, ganz ferngerücktes Jahrhundert, als ich ihn schrieb – ich bin ihm dankbar, daß er nach so langer Zeit sich rührt und mir Menschen verbindet.
Es freut mich sehr, von Ihnen zu hören, daß es Ihnen den Umständen nach gut geht und daß Sie arbeiten. Arbeiten und Gutgehn ist doch fast dasselbe. Dem großen Mercy [Österreichischer General zur Zeit des Prinzen Eugen, über den Dorothee von Velsen arbeitete] bin ich öfters begegnet, und ich freue mich darauf, ihn gründlich kennenzulernen. Wenn ich das Buch von Ihnen bekomme, wird es mir doppelt lieb sein.
In bezug auf meinen Stil und die Renaissance bin ich froh, daß Sie den Barock vorziehen, denn für die Renaissance habe ich wenig Sinn, während ich den Barock liebe. – In den letzten Monaten bin ich kaum zu vertieftem Arbeiten gekommen – soweit es mir möglich ist, suche ich meiner Tochter ein bißchen zu helfen, die mit dem ganzen Haushalt belastet ist. Seit ungefähr einem Jahr haben wir kein Mädchen mehr, und jetzt könnten wir sowieso keins behalten, da ja sonst meine Tochter herangezogen würde. Schade, daß wir unsere Ansichten über die Zukunft nicht austauschen können. Ich wollte, ich hätte auch ein solches Buen Retiro wie Sie – aber jetzt gibt es gewiß weit und breit nichts mehr zu kaufen. Sollte Ihr Verlagsinteresse Sie doch nach Jena führen, so wäre es mir eine große Freude, Sie wiederzusehen . . .

Schlemmer, Oskar 1888–1943 785
Fortsetzung des Briefes vom 14. 2. 1943 **Bühlerhöhe**
An Julius Bissier
Eben wollte ich meinen Brief in den Kasten legen, als der Deine vom Freitag ankam. Das Wohltuende hier: meine Abgeschiedenheit und ganz auf mich gestellt – und selbst dies ist noch nicht genug. Das Mönchstum scheint mir also in hohem Grad zu liegen! Die Menschen interessieren mich fast nur optisch, mit allen Täuschungen der Optik, und ich empfinde sie sehr E.T.A. Hoffmann'sch-marionettenhaft. Ich gehe auch immer ganz allein spazieren – übrigens, wenn über 1 Stunde wie heute, so wird mirs schwummerig. Warum? unterernährt? nicht ausgeschlossen. Vielleicht bekomme ich daraufhin Zulage. Es ist eben doch viel weniger als in der Klinik, was ich bekomme. Dr. St. macht sich selten, und von seinem Assistenten Dr. Ruge sagt die Küchenmeisterin: «Jowos versteht denn der?»
Was Du von Lisbeth schreibst, ist wenig erfreulich. Man darf sich aus Lebensökonomie nicht von den politisch-kriegerischen Geschehnissen beeindrucken lassen – oder sie vernichten einen. Der Selbsterhaltungstrieb nötigt uns, uns nur mit dem Nächstliegenden zu befassen, besonders in solchen Zeiten wie jetzt. Ich weiß nicht, wer auf den Gedanken der Gefühlsperspektive kam: nur nach deren Gesetzen können wir leben, nicht aber «die Schuld der Welt auf sich nehmen». Das konnte nur Einer.
Die Nahrung, zuletzt Werksküche, an sich eine lobenswerte, sehr begrüßte Einrichtung; aber was gabs: Kartoffelsupp, Kartoffelsupp – wovon nur 200 gr. pro Tag gestattet sind!
I Ging (R. Wilhelm) kenn ich wohl! Die Zeichen haben mich auf eine Zeitlang fasciniert und ich hab mir sie aufgemalt, ihre Bedeutungen dazugeschrieben, meinend, sie müßten einem einen Weg eröffnen, den wir so nicht fänden. Dann kam aber das Gefühl des Fremdartigen, Außerunsliegenden auf und ich ließ es wieder liegen. Deine Tuschen berühren sich ohne Zweifel stark damit in dem guten Sinn, aus sich heraus das Zeichen zu gestalten, und also nicht oder doch weniger befremdlich als jene. Bleiben die Zeichen aber Geheimsprache, «Privatsymbolik», und ist im Gegensatz hierzu Allgemeingültigkeit wünschenswert und anzustreben? Du solltest Dir das Zeichen ansehen, das Willy von Dr. Herberts geschenkt bekam (zu unser aller Erstaunen), denn es ist ein ganz herrliches Stück, ein (chin., japan.?) Rollbild, das Zeichen (des Glücks) wie mit einem Besen in mehr als handbreitem Strich unglaublich robust (anscheinend das Papier über eine darunterliegende

grobgekörnte Matte gelegt) heruntergemalt, raumbeherrschend, in die Knie zwingend. (Ich sah es noch nicht bei Willy zuhause; interessant wäre aber zu sehen, wie dergleichen im Zusammenhang mit seinen Bildern wirkt.) Oder laß Dir ein Foto schicken – obwohl das keineswegs den Eindruck vermittelt. Ob Du dergleichen kennst? Mir war es völlig neu.

Du hattest in entscheidenden Jahren Grosse und die großen Beispiele Ostasiens. Ich hatte Meyer-Amden. Demgemäß sind die Wege verschieden – und führen doch zusammen oder berühren sich. OM hat zeitweilig besonders die buddhistische Weisheitslehre beschäftigt, dokumentiert in diesbezüglichen figuralen Zeichnungen. Das Zeichen im Sinne Ostasiens kam eigentlich nicht bei ihm vor, hingegen die «Linien in Tinte», seine einfachste, lapidarste Kundgebung, die ihm bis zuletzt am Herzen lag. Ich glaube: wir sind allzumal Europäer, können wohl das Asiatische assimilieren, wie ja aus lll diesen Assimilierungsprozessen Neues entsteht, müssen aber wohl die europäisch lesbaren Formen finden, die zumindest den Keim in sich tragen, einmal allgemeingültig zu werden. Aber welche Abgründe trennen uns vorerst von solchen Gültigkeiten!

Ich will mir zuhause diese I Ging-Blätter heraussuchen. Dr. St. aber befragen. Ich möchte nicht länger als bis Monatsende hierbleiben. Dr. St. meint, es [?] bis dahin zu schaffen. Also, wenn nichts anderes verlautet: ab 1. März in Sehringen. Auch Dr. Zabal/Berchtesgaden für eine notfalls spätere Kur. Sicher gibt es Besseres als hier, gründlicher, eingehender auf diese Goldwaage Mensch und seine innerseelischen Belange. OM führte regelrechte Kämpfe mit seinem Arzt und fand ihn, je kränker er wurde, immer unzulänglicher.

Herzl. Gruß, Osk

Peyinghaus, Marianne *1920 **Gertlauken/Ostpreußen**

Meine lieben Eltern!

In Eile, wie geht es Euch? Soeben hörte ich von Frau Stachel, daß über Köln wieder acht Bomber abgeschossen wurden. Hoffentlich hattet Ihr Glück und ist Euch nichts passiert!

Mir geht es gut. Am Samstag war der große Kaffeeklatsch: Frau Neumann, Frau Strupat, zwei Frauen Beckmann und Frau Buttkus. Bei Frau Stachel hatte ich am Freitagnachmittag gebacken. Erstens einen Topfkuchen (ein Pfund Grieß, ein Pfund gare, geriebene Kartoffeln, ein halbes Pfund Zucker, zwei Eier und ganz wenig Fett), zweitens eine Stachelbeertorte (dazu opferte ich ein Glas von Euch), drittens Kartoffelhörnchen, viertens eine Puddingtorte (dazu habe ich den letzten Kakao von Euch verbraucht).

Meine Gäste glaubten offenbar, bei mir verhungern zu müssen und brachten selber Kuchen mit: zwei Sandkuchen, einen Hefekuchen, eine Käsetorte. Da könnt Ihr Euch vorstellen, wie wir geschwelgt haben! Bald war ein munteres Gespräch im Fluß – kein Wunder bei sechs Frauen. Zum Abendessen hatte ich nichts gerichtet, sondern kochte gegen sieben Uhr zum zweiten Mal Kaffee und reichte nochmals den Kuchen rum. Um halb neun verabschiedeten sich meine Gäste – es war wirklich schön.

Als sie weg waren, erschienen Frau Stachel, Frau Kippar, Olga und ein junger Unteroffizier, der bei Stachels zu Besuch ist, um, wie sie sich ausdrückten, «mich zu schädigen und markenfrei Kuchen zu vertilgen». Auch das war nett. Der Unteroffizier, ein Vetter von Frau Stachel, weihte uns in die Geheimnisse eines Kartenspiels ein – Doppelkopf. Hier spielen alle leidenschaftlich gern Karten – ich auch. Ich sehe im Geiste, wie Vater die Stirn runzelt.

Dorin, Sina *1923

An ihren Bruder Walter **Delitzsch**

Am Freitag war Siegfried nun zum ersten Mal mit Tischtennisspielen. Es hat ihm sehr gut gefallen. Herr Mann war auch sehr zufrieden mit ihm und hat ihn sogar gelobt. Am Sonntag den 21.2. spielen wir, mit meiner Persönlichkeit, in Leuna und am folgenden Sonntag in Bitterfeld. Na, was das werden soll, mit unseren paar Männigen? Gespannt bin ich wirklich. Strelitz, der mit Mann jetzt den Laden zusammen schmeißt, der wird in Kürze auch noch eingezogen, da können wir wahrscheinlich zumachen. So gut es geht werden wir selbstverständlich versuchen den Verein zu halten. Vielleicht kommt er doch noch in Herrn Römis Hände. Da wäre unser Verein bestimmt gut aufgehoben. Er hat ja schon mal zu mir gesagt: Eingehen soll der Verein nicht, denn er hätte ihn gegründet, wenn Not am Mann ist, dann würde er, so gut es ginge, den Verein in die Hand nehmen. Was sollen wir denn ohne «unsere Großen» anfangen, es ist doch wirklich alles nur noch junges Gemüse. Und wenn sie etwas gelernt haben, dann werden sie eingezogen und wir stehen wieder da mit unseren Kenntnissen.

Gestern war ich mit Mutti im Kino. «Der Hochtourist». Mit Joe Stöckel. Das ist vielleicht eine Marke, au wei. Wir haben uns halb krank über ihn gelacht. Für heute erst einmal Schluß und mit einem Kuß verbleibt Dir Dein Schwesterlein

Richard B. *1922 **Ingolstadt**

Heute abend bezog sich der klare Himmel plötzlich, schnell wurde es ganz dick.
Als ich im Bett lag, hörte ich noch lange in der Nacht, wie auf dem Rollfeld Raketen geschossen wurden. Da dachte ich mir, daß sicher ein Flugzeug in Not sei. Am nächsten Morgen hörte ich, daß eine Me 110 15 km vom Platz abgestürzt ist. Beide Leute tot. Einer hatte vor drei Wochen geheiratet.

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

An SS-Hscha. Heinrich Vierke, Stavanger
Ich habe Ihnen bereits fernschriftlich mitteilen lassen, daß ich Ihre Heirat freigegeben habe.
Ihre Braut, die einen ausgezeichneten Eindruck macht und die es bestimmt schwer hatte, sich zu einem Deutschen zu bekennen, ist seit Januar im 9. Monat schwanger. Sie haben Ihr Heiratsgesuch Mitte November eingereicht. Ihr Verhalten erscheint mir rücksichtslos und unritterlich. Daß Ihre Braut von Ihnen ein Kind erwartet, wußten Sie viele Monate vorher.
Die Einreichung des Gesuches dann so zu verzögern, sehe ich als eine Handlung an, die eines SS-Mannes unwürdig ist. Ich ersuche Sie nunmehr, durch eine anständige und ritterliche Eheführung die begangene Rücksichtslosigkeit gutzumachen.
Heil Hitler! gez. H. Himmler

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Jeden Abend beim Zubettgehen, wenn mein Kater Grauchen seinen Platz neben mir einnimmt, denke ich an jene, die ich im letzten Winter verloren habe und von denen er der letzte Überlebende ist. Der so zärtliche Coco, die hübsche dreifarbige Zoé, der dicke getigerte Pompon, der dicke Pépère mit so schönen grünen Augen, alle verschwunden, einer nach dem anderen, innerhalb von drei Monaten, ohne daß ich jemals den Grund dafür erfahren konnte. Daß sie mir fehlen, daß mir ihre Gesellschaft fehlt, daß mein Haus mir leer vorkommt, denn ich war seit etwa 30 Jahren gewöhnt, durchschnittlich 18 oder 20 Katzen zu haben, wie noch zu Beginn des Winters 41–42.
Und auf der anderen Seite, in dem Alter, das ich jetzt habe, muß ich erkennen, daß ich bei meinem Tod so wenig Tiere wie möglich zurücklasse.

Achenbach, Ernst von 1909–1991 **Paris**

Telegramm
Citissime!
Am 13.2.43 gegen 21.10 Uhr wurden Oberstleutnant Winkler und Major Dr. Nußbaum vom Stab Luftwaffenkommando III auf dem Wege von ihrer Dienststelle nach ihrer Unterkunft Paris, Hotel «Louvre», kurz nach Passieren des Louvre-Durchgangs an der Seine von hinten beschossen. Oberstleutnant Winkler wurde durch 3 und Major Dr. Nußbaum durch 2 Schüsse verletzt. Beide verstarben noch in der Nacht nach Einlieferung in ein Lazarett. Am Tatort sind 7 Hülsen, Kal. 7,65 mm, die vermutlich aus derselben Waffe stammen, gefunden worden. Die Ermittlungen gegen den oder die Täter sind noch im Gange. Als einstweilige Sühnemaßnahme ist geplant, 2000 Juden zu verhaften und nach dem Osten zu verbringen.

Podszus, Friedrich 1899–1971 **Damm**

An Wilhelm Lehmann
Mein lieber Herr Lehmann –
Zunächst beglückwünsche ich Sie zu dem neuen Gedicht «Ahnung im Februar», das mir in die Hände fiel wie ein Sabbatgeschenk. Nur zwei Fragen, um das Gedicht vollkommen zu machen: Ist die vierte Zeile der ersten Strophe durch das «haft» nicht zu kalt? Und: Wäre in der letzten Zeile nicht statt «vertrag» das «ertrag» noch besser. Das «waldmeisterhaft» küßt nicht «Gefangenschaft» – und sollte und müßte es doch tun. «Ertragen» ist um zwei oder drei Grade heißer, gewaltiger als «vertragen». Das Übrige herrlich, meisterlich! Wer könnte außer Ihnen die dritte Strophe dichten?
Dann freue ich mich mit Ihnen an der Lektüre von Tania Blixens Buch. Leider, leider ist das Buch augenblicklich nicht zu haben, jedenfalls sind alle meine Bemühungen gescheitert. Mir ist nur gelungen den Band Erzählungen «Die Sturmflut von Norderney» zu bekommen, das sind einige der «Seven Gothic Tales». Ja, das ist eine Kraft, wie sie nicht alle Tage erscheint. Sie werden auf Schritt und Tritt Dinge finden, die über das Entzücken hinaus Wesentliches offenbaren. Ich habe mir einige Stellen abgeschrieben. Wenn Sie sich jemals über die Ethnologen geärgert haben (wer hätte das nicht?), dann werden Sie sich jetzt über manches tiefgründig freuen können. Wunderbar ist an dieser Frau der verhaltene Eros, wieviel mehr als die durch vielfältiges Geschwätz ruinierte Menschlichkeit.
Ob nach diesem Kriege, dieser neuen und noch schwereren Katastrophe

*des Planeten, die Situation nicht doch ganz anders sein wird? Haben Sie nicht bemerkt, daß außer in den öffentlichen Propagandamaschinen nicht «so» gehaßt wird wie damals? Ich glaube, daß gleicherweise Sieger, falls es solche überhaupt geben sollte, wie Besiegte vor Erschöpfung in die Knie gehen werden. Überall werden die sogenannten sozialen Nöte derartige Dimensionen annehmen, daß die Reste von Grausamkeit gerade noch ausreichen werden, um die Schwerbetroffenen zu töten – denn auch die Grausamkeit findet einmal ihr Ende. Jede Kraft, die so ungebändigt, ungelenkt in die Welt einbricht, hat ihr Maß in sich. Schon jetzt gibt es eine unsichtbare Gemeinschaft der Weinenden, und ich glaube kaum, daß die einen voll Stolz noch sagen, ich weine russisch, und die anderen deutsch. [...] Mit der Hybris der Philosophen, der Schriftgelehrten ist es im tieferen Sinne vorbei. Sie haben *nie* den Kuchen gebacken, den ein tiefes russisches Sprichwort meinte: «Die Not lehrt Kuchen essen».*

Ich habe mein Gepäck verkleinert und momentan nur den verwegenen Plan, nächsten Freitagabend nach Wessling zu fahren, um der besten Freundin Yps Smolka am Samstag zum Geburtstag zu gratulieren. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß das gelingt, aber – sollte ich's versuchen? Andererseits steckt auch das große Gelüsten in mir, schon wieder einmal einen Sabbatabend bei Ihnen zu verbringen in dem hyazinthendurchdufteten Zimmer Ihrer Frau. Wie herrlich schmeckte doch der Burgunder! Und es sind doch noch so viele Schnurren zu erzählen, so viele Gedichte vorzulesen. Welche Gespräche noch! Der Männerbund hier? Am Samstag saß ich neben einem jungen Manne, der einige Zeit mit einem Sonderkommando in Afrika war. Er erzählte und beteuerte auf meine Frage hin die Wahrheit des Gesagten. Er hatte in Ghat bei einem berbischen Schuster ein Paar Sandalen bestellt. Ghat war der Ausgangsort ihrer Unternehmungen. Als zum Rückzug befohlen wurde, ging er zu dem Manne, um die, wie er sagte, seine Arbeit abzuholen (Leder geflochten, gestickte Einsätze usw.). Als Preis waren 400 Lire ausgemacht. Der Mann verlangte aber entweder Lebensmittel oder englische Pfund, denn er wußte anscheinend sehr gut, daß die Stunde der Deutschen und Italiener geschlagen hatte. Darauf zückte der Besteller seine Pistole und schoß ihn übern Haufen. Kurze Meldung an seinen Vorgesetzten, Aktennotiz (Wo bleiben die Papiere bei einem stürmischen Rückzug!?). Dieser Mann war drei Jahre des Krieges Kompanieschreiber bei uns, ich habe ihm bei jeder Gelegenheit, die sich bot, meine Verachtung gezeigt. Hätte er können, wie er wollte, wer weiß? Nun konnte er mit dem «arabischen Schweinehund» prahlen.

Denken Sie nur, was das bedeutet, daß solch ein Mensch nicht über die Schwelle Ihres Hauses kommt! Gott schütze die Arche!

Eine Bekannte schenkte mir zum Geburtstag ein Kaleidoskop. Nun treffen mich manchmal meine Herren Kameraden dabei, wie ich ein Rohr vor dem Licht drehe. Es ist nicht nur ein Rückfall in Kindliches. Was kann man alles sehen? Einmal glaubte ich das Satansauge zu haben, plötzlich klick! – Eine Traumblume: Um einen ziegelrot gerandeten tiefgrünen Kelch, der sich wunderbarerweise zur Tiefe aufhellte, dunkelblaue Blumenblätter, zwischen purpurroten. Einmal kamen Käferköpfe seltenster Art, goldfarben mit blauen Bürsten. Dann gibt es Ordenssterne, wie sie kein Potentat verleiht. Besaßen Sie jemals auch solch ein Spielzeug?

Klöntsch, Herta *1916 (Moabit)

In meinem Prozeß tat sich was; ich durfte arbeiten. Ich mußte Männerhandschuhe stricken. Nicht etwa Fäustlinge, nein richtige Fingerhandschuhe für die Soldaten. Das wurden aber so komische Dinger, daß man mich von dieser Arbeit erlöste. Statt dessen bekam ich Wolle für Unterhemden. Die gelangen zwar etwas besser, aber ich konnte nicht mehr schlafen. Ich hatte nachts kein Blut mehr in den Adern. Ich meldete mich zum Arzt. Erstmal wurde ich als Simulant abgelehnt, aber nach Rücksprache beim Verhör ging es eines Tages doch klar. Ich fragte den Arzt auch gleich, ob es gut ist, wenn eine Frau über ein Jahr lang keine Menstruation hat und so dick wird, wie ich es während der Haft geworden war. Der Arzt verabreichte mir eine ölige Spritze, die überhaupt nichts bewirkte, aber ich brauchte nicht mehr zu stricken.

Eine Arbeit löste die andere ab. Die Reihenfolge weiß ich nicht mehr. Aber nach Stricken folgte Spielzeugkleben, aus Pappe mußte ich Taschen fertigmachen, über die dann aus Stroh die richtigen Taschen geflochten wurden. Ich nähte eine Seite Kinderkleider zusammen, eines nach dem anderen, alles an einem Faden. Zwischendurch bekam ich sogar eine Partnerin in die Zelle. Ich kannte sie von draußen her, wußte ihren Namen, und daß sie am Ku-Damm wohnte. Vor allem kannte ich ihren Beruf! Darum nahm ich an, daß man sie mir als Wanze zugeteilt hatte. Ihr Benehmen war eigenartig, hatte zwar nichts zu sagen, aber ihre Themen unserer Unterhaltung zielten immer auf ihren Beruf.

Ich hatte mich nicht zu erkennen gegeben, daß ich alles von ihr wußte; ich hatte mehrere Telefonnummern dieser Art in meinem Notizbuch. Die brauchte ich für unsere Untertaucher, damit sie ihr organisches Gleichgewicht wiederherstellen konnten. In dieser Sache wollte mir die

Gestapo auch noch ein Delikt anhängen; ich hätte in diesen Häusern mitgespielt. Naja, trotz alledem, ich war nicht allein in der Zelle. Es dauerte jedoch nicht lange, daß mir dieses «Thema Eins» lästig wurde. Und überhaupt, zwei Personen in einer kleinen Zelle plus Klo und allem was dazu gehört, war mir das sogar eklig. Als der Tag kam, an dem die Zellentür aufgeschlossen wurde und es hieß: «Frau von Sowieso fertigmachen!» war ich wirklich froh.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Schlecht paßt zu den militärischen Mißerfolgen der Deutschen, daß gerade jetzt neue Maßnahmen gegen die Juden in der Tschechoslowakei veröffentlicht werden. Die Juden erhalten keine Lebensmittelkarten mehr und dürfen unrationierte Lebensmittel nicht kaufen. Bis Ende nächsten Monats soll kein Jude mehr vorhanden sein, gleich wie in Berlin. Das heißt also, die Juden sollen entweder im Land verhungern oder sich in den Tod verschicken lassen. Selbst rohe Menschen werden solchen Grausamkeiten keinen Beifall mehr schenken, wenn ihre Urheber auf den Schlachtfeldern geschlagen werden, und dem Ansehen des deutschen Volkes wird unermeßlicher Schaden zugefügt. Ohne das schamlose Benehmen seiner Führer hätte das deutsche Volk sich sozusagen die ganze Welt friedlich erobert.

Die RAF hat letzte Nacht gleichzeitig Köln und Mailand bombardiert. Daß sie dabei 12 Maschinen verloren hat, ist in der Hauptsache auf deutsche Nachtjäger zurückzuführen; die Mailänder Abwehr soll nichts wert gewesen sein.

Das Schlachtschiff «Richelieu» ist zusammen mit anderen französischen Kriegsschiffen auf Anweisung von Giraud aus dem Hafen von Dakar nach New York gefahren, wo es letzten Donnerstag angekommen ist. Diese Schiffe werden nach ihrer Instandsetzung an der Seite der Verbündeten kämpfen. Auch die französischen Kriegsschiffe in Alexandria sowie der in Martinique liegende Flugzeugträger «*Béarn*» werden in den USA erwartet.

In Mitteltunesien haben die Achsentruppen gestern einen Angriff unternommen, etwa von Faid her gegen Gafsa, in einem Abschnitt, für den die Amerikaner verantwortlich sind, wobei jede ihrer beiden Hauptkolonnen 30 km tief in die amerikanischen Stellungen eingedrungen ist. Die Amerikaner haben sich zurückgezogen, aber es heißt, daß die Schlacht andauere. Eine Panzerdivision Rommels soll teilnehmen, ebenso zahlreiche Stukas. Es war mir gestern in der Zeitung aufgefallen, daß sowohl Berlin als auch Rom, fast gleichlautend mit Eisenhowers

Bericht, Operationen größeren Stils in Tunesien für die nächste Zeit die ausgeschlossen erklärt hatten, wegen der Wetter- und Wegverhältnisse.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947 Rom

An das Auswärtige Amt – Geheime Reichssache

Betr.: Entsendung eines italienischen Wissenschaftlers an das Institut zur Erforschung der Judenfrage in Frankfurt a. M.

Der Leiter des hiesigen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kulturwissenschaft, Prof. Dr. Hoppenstedt, hat mir mitgeteilt, der bekannte italienische Vorkämpfer des Antisemitismus, Staatsminister Preziosi, habe ihm gegenüber den Wunsch ausgesprochen, einen seiner Mitarbeiter zu Forschungszwecken an das Institut zur Erforschung der Judenfrage nach Frankfurt a. M. zu entsenden. Den Anlaß zu diesem Wunsch bildet, wie Staatsminister Preziosi Herrn Hoppenstedt vertraulich mitteilte, die Vermutung, daß in dem Material, welches das Institut in den letzten Jahren aus Frankreich erhalten hat, auch Angaben über die Zusammenhänge enthalten sind, die zwischen einzelnen italienischen Persönlichkeiten und dem internationalen Judentum beständen. Herr Preziosi, der als treibende Kraft für die Maßnahmen der faschistischen Regierung gegen das Judentum anzusehen ist, hat in letzter Zeit eine wesentliche Stärkung seiner Stellung durch die Ernennung zum Staatsminister, einem Ehrentitel, der allerdings keine Zuständigkeiten umfaßt, erfahren.

Daß Herr Preziosi die Möglichkeiten einer wirksamen Bekämpfung des jüdischen Einflusses in Italien selbst als verhältnismäßig beschränkt ansieht, geht aus einem vertraulichen Gespräch hervor, das er in diesen Tagen mit einem meiner Mitarbeiter hatte. Ich füge eine Aufzeichnung hierüber bei. Ihren Inhalt bitte ich mit Rücksicht auf die sehr offene Sprache, die Herr Preziosi geführt hat, streng vertraulich zu behandeln und nur einem ganz eng begrenzten Personenkreis zur Kenntnis zu bringen. Wenn einzelne der von Herrn Preziosi gebrauchten Formulierungen vielleicht auch etwas überspitzt sind, so geben seine Äußerungen meines Erachtens doch ein in allen wesentlichen Punkten zutreffendes Bild von der amtlichen italienischen Haltung zur Judenfrage.

Ob es zweckmäßig erscheint, den Mitarbeiter des Staatsministers Preziosi zur Arbeit am Frankfurter Institut zur Erforschung der Judenfrage zuzulassen, möchte ich der dortigen Entscheidung überlassen.

Ein Schreiben des Professor Hoppenstedt an den Leiter des genannten Instituts, Herrn Dr. Wilhelm Grau, füge ich zur etwaigen Weiterleitung bei. gez. von Mackensen

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

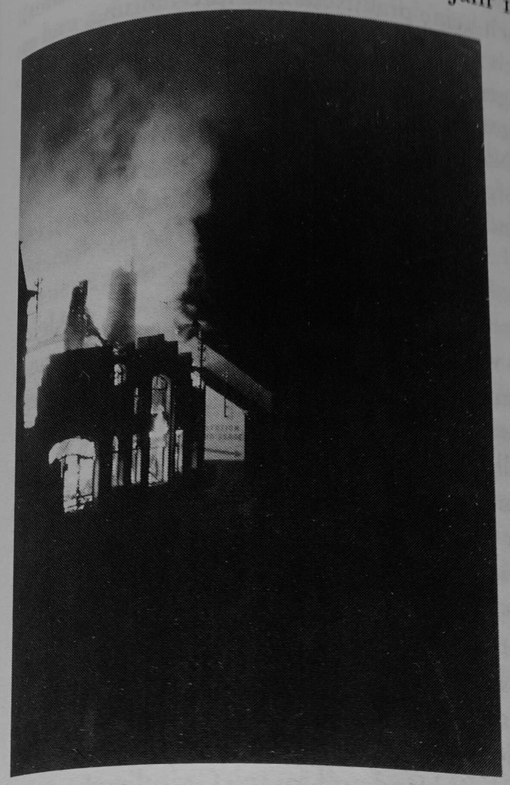
Die letzten Tage sehr unter Kälte gelitten; nicht so sehr draußen als in der Wohnung selbst; mein Zimmer und der Waschraum, den ich mit Victor teile, sind eisig; so daß ich meine Erkältung nicht loswerde. Dieses tunesische Klima ist heimtückisch: Man schlottert, sobald man aus der Sonne tritt, und in der Sonne ist es einem zu heiß; man weiß nicht, wie man sich kleiden soll, und zwanzigmal am Tag ziehe ich meinen Sweater an oder aus. – Nichts zu berichten von den Ereignissen. Ich zwinge mich dazu, täglich ein paar Zeilen in dieses Heft zu schreiben, zur geistigen Übung; und erfahre dabei, daß diese Übung, wie das Gebet, nie so nützlich ist wie in Zeiten der Herzenskälte.

Vorgestern hatte die bezaubernde Madame Sparrow mich mit den Ragus um ein unverhofftes Stück Schweinebraten versammelt. Nach dem unerwarteten Festmahl vertrat Doktor Ragu sehr brillant folgende bestürzende These, die er mit den besten Argumenten stützte: Der persönlich unbedeutende Hitler sei nur ein Spielzeug in den Händen eines geschickten Generalstabes; alle seine Beschlüsse würden ihm diktiert; doch sei dieses Gremium auf ihn angewiesen, trage ihn voran wie ein Idol, um das sich die Begeisterung und die Hingabe des Volkes sammeln könnten, denn er allein verstehe es, zum Volk zu sprechen und seine Gefühle zu erregen. Trotzdem habe das Gremium ihn im Hinblick auf die Rückschläge in der letzten Zeit am Sprechen gehindert. Sein Schweigen würde ihm ebenso diktiert und aufgezwungen wie seine früheren Reden.

Das mag inzwischen wirklich so geschehen, und ich will gerne glauben, daß auf den «Führer» des Anfangs, wie ihn Rauschning uns geschildert hat, dieser zweite Hitler gefolgt ist, der ein Opfer seiner selbst und seiner unvorsichtigen Entscheidungen, ein Gefangener schließlich seiner eigenen übereilten Entschlüsse geworden ist, der sich von ihren verhängnisvollen Folgen nicht mehr losmachen kann und nun gezwungen ist, Ratgeber anzuhören, sich Kompetenzen zu fügen, klein beizugeben. Für einen Shakespeare von morgen ist da Stoff zu einer prächtigen Tragödie!

Trotzdem trompetet das englische Radio den Sieg ein wenig zu früh heraus! Da ist unkluge Überheblichkeit am Werk, der die Tatsachen vielleicht nicht so rasch folgen. Wenn auf solche Großsprecherei nicht unmittelbar der Sieg folgt oder wenn er auch nur länger auf sich warten läßt, so kann das ziemlich lächerlich wirken. Worte anstelle von Tatsachen – dieser Fehler wäre also nicht das Monopol Frankreichs?

Zeitsprung in das Jahr 1940



Frankreich im Mai 1940

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tunis)**

Die Amerikaner hatten noch keine praktische Kampferfahrung, und es lag jetzt an uns, ihnen gleich zu Anfang einen ordentlichen Minderwertigkeitskomplex beizubringen. Im Süden hatten die Amerikaner unter dem Eindruck des Erfolges der 21. Panzerdivision bei Sbeitla ihre Garnison aus Gafsa in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar zurückgezogen, bevor meine Kampfgruppe ihren Angriff auslösen konnte. So besetzten Teile des DAK und der Centauro am Nachmittag des 15. Februar diesen Ort kampflos.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Ike befindet sich auf einem vorgerückten Befehlsstand in Constantine. Habe gerade mit ihm telefoniert, und da im amerikanischen Sektor ein merkwürdiges Waffengerassel ist, bleibt er noch länger dort, wo die Kampfmeldungen am schnellsten eintreffen.

Ike hat Algier am Freitag morgen mit dem Auto verlassen, für eine Frontreise von drei oder vier Tagen.

Lee hat mich letzten Mittwochabend aus dem Büro angerufen und gesagt, daß Captain Barney Fawkes vom Unterseeboot «Maidstone» angerufen hatte, um Ike zur Beförderung zum 4-Sterne-General zu gratulieren. Ich rief Fawkes an und fragte nach. Barney sagte, er hätte angerufen, um auch zu gratulieren, er dachte, wir wüßten es schon. Er hatte es auf BBC gehört. Als Ike dann hereinkam, gerade als ich den Hörer auflegte, reichte ich ihm die Hand und sagte «Gratuliere!»

«Wozu?» fragte er, ohne mir die Hand zu geben.

«Zur Beförderung.»

«Woher wissen Sie das?»

Als ich es ihm sagte, gab er mir die Hand und gleichzeitig rief er: «Ich werde zum 4-Sterne-General befördert, auf den Gipfel meiner Laufbahn, und es wurde mir nicht offiziell mitgeteilt. Also, vielleicht stimmt es gar nicht. Wie haben Sie es erfahren?»

Ich erzählte es ihm noch einmal. Dann klingelte das Telefon. Es war die Nachrichtenzentrale mit einem kurzen Fernschreiben von Mamie: «Gratuliere zum 4. Stern.» Da glaubte er es, aber er grollte immer noch, daß er nicht offiziell informiert worden war.

General Ike rief Mickey und die Hausjungen ins Wohnzimmer – Hunt, den Koch; Moaney, das «Mädchen für alles»; und Henry Clay Williams und Foster, die Kellner. Auf der Stelle beförderte er sie alle um einen Grad. Zu mir sagte er: «Und Sie können sich einen eigenen Adjutanten holen.»

Everett Hughes kam zum Abendessen. Wir saßen um das Feuer, tranken auf den neuen General und hörten Platten, Ike bestand darauf, daß wir seine Lieblingsplatte wieder hörten: «One Dozen Roses». Er sang alles mit, besonders die Stelle: «Give me one dozen roses, put my heart in beside them, and send them to the girl I love.»

Mamies Ohren müssen ziemlich geklingelt haben.

Am nächsten Morgen kam eine offizielle und formelle Mitteilung vom Hauptadjutanten des WD, und ein persönlicher Gruß von General Marshall, der Mamie gestern morgen um 10 Uhr angerufen hatte, um es ihr zuerst zu erzählen. Eine weiterer Gruß kam vom Premier.

Der neue 4-Sterne-General fuhr am nächsten Tag frühmorgens ab zur Front.

General Clark, einer unserer erwarteten Hausgäste, konnte nun doch nicht kommen, weil er eine Ptomain-Vergiftung hat. General Patton kam pünktlich, und ich begleitete ihn am Samstagabend zum Abendessen bei Admiral Cunningham. Wir kehrten später am Abend zurück, unter dem Eindruck der britischen Gastfreundschaft, die nirgends besser zur Geltung kommt als in der «Royal Navy», und setzten uns ans Feuer, um noch eine Weile zu reden. Ins Bett kamen wir dann um 1 Uhr, denn Patton ist ein netter Gesprächspartner, voller Bewunderung für Ike. Er sagte auch etwas über Leute, die Ike gern den Hals umdrehen würden, das sei aber streng vertraulich. Jeder, der so schnell aufsteigt, wie Ike es getan hat, überholt viele seiner Kollegen und natürlich gönnen es ihm einige nicht. Am nächsten Tag fuhr Patton nach Tripolis zu einer Konferenz über «HUSKY» und zu einer Diskussion über den Wüstenfeldzug mit General Montgomery.

Letzte Nacht haben wir einen Angriff auf die zentrale Front geführt. Eine der Einheiten hat Ersatz für 50 Sherman-Panzer angefordert. Ike war heute morgen beim Frühstück besorgt, aber sein Anruf heute nachmittag war schon viel heiterer, denn die Nachrichten über die Kämpfe hatten sich verbessert. Anscheinend hatte er in der Nacht einen Jeep gefahren, von Bou Chebka in Richtung Gafsa, das in der Nacht vom 14. auf den 15. evakuiert wurde und das die Axis jetzt haben. Es sollten keine Kräfte verschwendet werden, um einen Ort zu halten, der für unseren Plan unwichtig ist, und der Rückzug stimmte überein mit Ikes Entscheidung nach dem Casablanca-Treffen, nämlich die Streitkräfte zu einer starken mobilen Reserve zu formieren, ohne kleinere Einheiten in unwichtigen Auseinandersetzungen zu verlieren. Aber wir haben eine Niederlage hingenommen. Ich weiß nichts Genaues über unseren Gegenzug, aber es hat ihn offensichtlich gegeben.

Beetle ist heute nach Tripolis geflogen, im alliierten Hauptquartier ist es totenstill, was wohl an der Kampflinie los ist? [...]
Das Fehlen von genügend Reserven machte es unmöglich, die Linie so lang wie vorher zu halten, also haben wir sie verkürzt und versuchen so, den Korridor für den Feind so schmal wie möglich zu machen, damit wir in einer guten Position für spätere Offensiven sind.
Wir haben Gafsa gestern abend evakuiert und das amerikanische «Corps II» nimmt die Verteidigungsstellung an der Hauptlinie Feriana-Sbeitla ein. Wir haben Sorge, daß wir bei einem weiteren Zusammenziehen dieser Linie den Flugplatz Thelepte verlieren, der überaus wichtig für laufende und spätere Operationen ist.
Später sprach Ike über den großartigen Kampfgeist bei den amerikanischen Männern. Er war Truppen begegnet, die viele Tage von C-Rationen gelebt hatten. Er hatte nicht eine Beschwerde gehört, obwohl einige mit Freude von der Aussicht auf weißes Brot und andere jetzt verfügbare Dinge gesprochen haben. Die Truppen scheinen einzusehen, daß bei Transportschwierigkeiten Benzin und Munition vor umfangreichen Rationen Vorrang haben. Er ist zufrieden, daß unsere Soldaten schnell lernen. Obwohl er glaubt, daß viele Lektionen, die auf Kosten von Menschenleben gelernt wurden, auch zu Hause hätten trainiert werden können, ist er zuversichtlich, daß die Truppen, die aus diesem Feldzug zurückkehren, kampferprobt und taktisch geschult sind.

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**
An Alma Mahler-Werfel
Liebste Alma,
knapp vor Eintreffen Deines Briefs habe ich von andrer Seite erfahren, daß Du krank und bettlägerig warst, und deshalb hat Dein Brief mich nicht (was er sonst getan hätte) erschreckt, sondern beruhigt: weil Du jetzt wieder wohlauf bist.
Ich bitte ergebenst um Verzeihung – *nicht* weil ich wider Dein Schweigen gehadert hatte [...] – sondern weil ich oberflächlich, gewichtlos und beinahe munter von einer «Verkühlung» gesprochen habe, wo in Wahrheit eine schwere Grippe vorlag. Solche Unterschätzung, ich weiß es, muß Dich ärgern, und wahrscheinlich war Dir zumut wie dem Bodensee, nachdem der Reiter ihn überquert hatte.
Freilich: Wenn Du mir nur eine *kleine* Andeutung gemacht, wenn Du nur ein *bißchen* geknackst hättest, so wäre ich sofort abgesessen und hätte Dich durch artige Purzelbäume erheitert, statt dummdreiste Anfragen an Dich zu richten. Zurück bleibt ein schales Gefühl, sonderbar

gemengt aus Selbstvorwürfen, nachträglicher Besorgnis, und einer zielosen Unzufriedenheit – die noch gesteigert wird durch *Deine* Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Dinge, durch *Deine* Entgänge und Einbußen und Versäumnisse, – mit einem Wort: es gefällt mir diesmal *gar* nicht in New York.
Von Hollywood noch ausdrücklich dasselbe zu sagen, hieße wahrlich das Eisen schmieden wenn es schon kalt ist. Ich habe mich mit unpändiger Entschlossenheit dahin entschieden, daß ich hier *endgültig* nichts zu suchen habe und daß *Ihr* die *einzige* Entschuldigung seid, die ich vor dem Jüngsten Gericht für die Jahre meines Hierseins werde vorzubringen haben. Wie ich die langen Zeitspannen verantworten soll, die Ihr in New York verbracht habt (besonders diese jetzt) – das allerdings weiß ich nicht. Vielleicht kannst Du mir einen Tip geben. In den bisherigen Fällen kann ich mich wenigstens auf Briefe von Dir berufen. Aber diesmal? Glaubst Du, daß *Deine* Grippe für *mich* ausreichen wird? Dabei rede ich nicht nur von Deiner Grippe, sondern von Eurm ganzen New Yorker Aufenthalt unwillkürlich so, als ob er schon zu Ende wäre. Ist er das? [...]
Ich verzettle dieselben [meine Kräfte] neuerdings sogar auf Diskussionen mit den Platzvertretern der III. Internationale, die für die strategischen Qualitäten des Generals Schaposchnikoff ununterbrochen Weltanschauung einkassieren kommen; statt sie jedoch mit stummer Gebärde auf das an der Wohnungstür angebrachte Schild: «Gesinnungs-Hausieren unerwünscht!» hinzuweisen, erkläre ich mich z.B. bereit, mich von ihnen zu Stalin bekehren zu lassen, wenn *sie* mir dafür versprechen, in Anerkennung norwegischer oder holländischer Sabotage-Akte Monarchisten zu werden. Bis jetzt haben beide Teile keinen Erfolg zu verzeichnen.
Den Erfolg bei mir hat eindeutig der Emil Ludwig, mit seinem letzten Artikel im «Aufbau» (über Otto von Habsburg); was ich *da* alles werden wollte, läßt sich gar nicht schildern: Nazi, Monarchist, Russe, Amerikaner – am liebsten ein amerikanischer Polizist, damit ich ihn sofort und ungestraft in den Bauch treten kann. Ja sogar die Roman-Fortsetzung von Feuchtwanger wollte ich nachher lesen, um vielleicht *doch* einen Anhaltspunkt dafür zu finden, daß mir der Feuchtwanger lieber ist. Aber daraus wurde dann nichts, weil ich inzwischen erfuhr, daß das neue Stück von Brecht-Feuchtwanger fertiggestellt ist und daß es «Die Gesichte der Simone Manchard» heißt, welche also ein einfältiges französisches Landmädchen ist und Visionen hat. No das is scheen! würde Armin Berg sagen, und mit Recht. Ich nehme an, daß die Heldin

zur Mutter Gottes von Dnjeprostroj beten wird und daß ihr hierauf der Genosse Erzengel erscheint, um sie über den soziologischen Unterbau des sacrificium intellectus aufzuklären. Sonst weiß ich aus dieser Gegend nichts weiter, und um die Wahrheit zu sagen, *will* ich auch gar nichts weiter wissen.

Werfels Novelle ist mittlerweile schon draußen, Ihr habt sie sicherlich schon gesehn. Die meinige ist im Satz, mit ein paar Kürzungen die ihr nur gut getan haben können, während *mir* z. B. ein paar Zeilen von Werfel sehr gut täten: es wäre mir *so* lieb und wichtig zu wissen was er davon hält! Kannst *Du* es mir sagen? (Wenn er aber noch nicht dazu gekommen ist sie zu lesen, dann bitte ich meine Anfrage als nicht geäußert zu betrachten; *nicht* als gegenstandslos.)

Im übrigen ist die Subskription ausverkauft und um die hundert unsignierten Zusatz-Exemplare entstand ein telegrafisches Geriß bis nach Südamerika; sie sind jetzt, glaube ich, komplett an einen New Yorker Buchhändler gegangen.

Alma, liebe, ich plappere so dahin, weil ich halt doch nicht genau weiß wie Du gelaunt und beisammen bist und wie weit Du für ein substantielleres Gespräch empfänglich wärst. Ich habe mich aber schon damit abgefunden, daß ich damit bis zu Deiner Rückkunft warten muß, und wüßte nur ganz gerne: wie lang? Das ist ungefähr das einzige an Antwort, worum ich Dich bitte.

Ob Du's glaubst oder nicht: ich muß mich wieder auf Dich «vorbereiten», und damit ist nicht nur der rechtzeitige Abbau einer äußerlichen Lebensführung gemeint, die ich mir mittlerweile angewöhnt habe. Es ist eine ganz bestimmte *innere Temperatur*, deren Kontrolle mir da entglitten ist, weil ich allein sie nicht kontrollieren kann. Aber genau *da*von weiß ich ja nicht, wie genau Du es wissen willst. Es wäre übrigens nicht besonders sinnvoll, davon zu berichten – denn sowie Du wieder hier bist, wird eo ipso nichts mehr zu merken sein.

Bitte laß es Dir *sehr* gut gehen. *Du* kannst das *bestimmt* von einem Tag auf den andern, und je weniger Du mir *schreibst* desto mehr wirst Du mir dann zu *sagen* haben, gut? In Treue F. T.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

– 1°, bedeckt, nasser Schnee, trübe, dunkel. – Bekam vom Außenministerium Medaillen und Diplome. Rostow, Krasnodar, Woroschilowgrad gefallen. Harkow scheint kurz davor zu sein. Die kaukasische Armee scheint in Sicherheit, aber drei andere Armeen mit 300 000 Mann sind gefährdet. Für Taman und die Krim keine Sicherheit. Bald ist alles,

was im letzten Sommer eingenommen wurde, wieder verloren. Die Ostfront pendelt zwischen Winter und Sommer und zwischen Russen und Deutschen hin und her. Die Frage ist, wer dieses Pendeln am längsten aushält.

Von ¾5–6.15 Fevrell hier, der die allgemeine Lage erklärt. Ein wirklicher Erfolg in SV Tunesien, wo v. Arnim die USA-Truppen zurückgeworfen hat. Die Terrainverluste im Osten sind unwichtig. Wichtig ist die Abnutzung der russischen Armee. v. U. sagt, man habe von Gefangenen bestätigt erhalten, zum einen, daß im allgemeinen auf jeden gefallenen Deutschen zehn gefallene Russen kommen, etwas, das Dt. selbst bestätigen kann, zum zweiten, daß der Proviantmangel in Rußland zunimmt. Sie kämpfen verzweifelt, um die Ukraine zurückzuerhalten. Stalingrad zu halten war notwendig, damit man die Kaukasusarmee zurückziehen konnte. Diese bestand aus 500 000 Mann. Jetzt sind ca. 50 000 bis 100 000 übrig. Sie werden über Taman nach Kertsch und zur Krim gebracht [?] jedoch, daß die Russen durch einen Vorstoß nach Taganrog die Krim abschneiden. – Die Frühjahrsoffensive beginnt wahrscheinlich erst im April. Dann die Schneeschmelze, durch die der Krieg behindert wird. Vermutlich gehen die Deutschen dann zur Wolga und nach Astrachan, um den Verkehr auf der Wolga und dem Kaspischen Meer zu unterbrechen, d. h. Öl und Material über Persien. [...] Auch nach dem Fall von Tunesien scheint ein Einmarsch in Italien oder auf dem Balkan unmöglich, denn Italien hat um die 30 Basen auf Sardinien, Sizilien, in Süditalien, Albanien, Rhodos, Dodekanesien. Die italienische Flotte gilt als ebenso stark wie zu Beginn des Krieges. – England und USA sollen nun zusammen 33 Schlachtschiffe haben. – Die gesunkenen Schlachtschiffe in Pearl Habor sollen gehoben worden sein. – Die U-Boot-Gefahr bedrohlich. Churchill spricht [?] Roosevelt kindisches Geschwätz.

Gerken, Mable R. **USA**

Immer noch hoffe ich auf das P.B.X. Board, da ich gerade einen Schnellkursus genommen habe und jetzt jeden zweiten Tag im Kontrollzentrum des Rathauses arbeite.

Frühere Telefonistinnen sind hier beschäftigt. Es gibt nicht viel zu tun, nur einige Anrufe in der Nacht. Es ist eine vorübergehende Lösung, und eine ziemlich gute. Ich werde weiterhin routinemäßig hier arbeiten, da meine Stunden abends liegen. An gewissen Tagen bin ich auf dem Rathaus von 20.00 bis 23.00 Uhr, dann nehme ich den Bus zur Fabrik. Es gibt direkte Verbindungen zur Polizei, zur Feuerwehr, zur Telefon-

gesellschaft, zu den Abteilungen für Elektrizität und Wasser, zu Krankenhäusern, zu den Wohnungen der Ärzte und verschiedenen Organisationen, einschließlich dem Roten Kreuz.
Letzte Woche arbeitete ich mit einer Frau von der Tagesschicht. Sie haben mich ein wenig geärgert. Sie haben mich fortgeschickt, um Kaffee zu holen, da wir einen Ofen und eine Kaffeekanne haben.
Zu Hause trinken wir wenig Kaffee, ich versuchte also schnell, ihn in drei verschiedenen Geschäften zu kaufen, bis ich merkte, daß es gar keinen Kaffee gab. Er soll rationiert werden. Als ich zurückkam, hatten sie bereits Kaffee gekocht, und Brötchen gab es auch.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
8 Uhr auf. Die Hitze gemildert. Erkältet, Husten u. leichtes Krankheitsgefühl. Kaffee gefrühstückt. Gearbeitet am Moses (XIV) bis gegen ½ 1. Mit K. auf der Promenade. [...] Im Outlook Nachricht von einer Schlappe der Amerikaner in Tunisien. Die Deutschen mit Tanks durchgebrochen und 20 Meilen avanciert. Wie schlimm die Sache ist, muß sich zeigen. – Umgekleidet zur Soirée bei Heinrich, mit Borgeses. Buffet-Dinner zu ca 18 Personen. Manches über this country und die, wie einigen scheint, unvermeidlich bevorstehende faszistische Revolution, – die dann von einer sozialistischen gefolgt sein mag.

Nin, Anaïs 1903–1977 **(New York)**
Blanche ist ein schönes farbiges Mädchen; sie möchte so weiß wie ihr Name sein. Sie arbeitet als Hostess in Harlem, wird in die Gesellschaft aufgenommen und von ihr verdorben. Mit dem Ergebnis, daß sie nichts vom Jazz versteht, «Native Son» für zu deprimierend hält, in ihr Gespräch Namen, gesellschaftliche Ereignisse und Wohltätigkeitsgeschichten einstreut. Sie hat ihre Seele mit weißen Kleidern verhüllt. Arme verlorene Blanche. Sie trägt gern Hüte, um ihr schönes, schwarzes Haar zu verbergen. Jedes Wort, das sie äußert, ist eine Ablehnung der Schwärze, eine Verleugnung der dunklen Blanche. Blanche «à la chaux», Renegatin ihrer entzückenden Schwärze, Feindin ihres schwarzen Ich, ihres nächtlichen Ich. Parodie der Snobs, der Prominenz. Fade und verwässert durch ihr Bestreben, ihr Erbe auszutilgen. Verräterin, versessen auf ihre künstlichen, angenommenen Manieren. Versnobt. Blanche, ach über die schönen, empfindsamen in weiße Handschuhe gekleideten Hände, ach über das gepuderte Gesicht, das verhaltene Lachen, Blanche, die verlangt, daß ein Portier mit einem Schirm in schwachem Regen um einen halben Block läuft, um ihr ein Taxi herbeizuholen.

Valéry, Paul 1871–1945 **(Paris)**
GP
Das demokratische Regime nimmt für sich in Anspruch, das paradoxe Problem zu lösen, die Qualität aus der Quantität zu gewinnen, einzig und allein durch das Wirken der letzteren.

International Rescue Committee **New York**
Liebe Mrs. Broch:
Ich sende Ihnen hier die Kopie eines Briefes, den ich von Dr. Friedrich Adler erhalten habe. Der Inhalt erklärt sich von selbst, aber ich würde der Bitte von Dr. Adler gern die unseres Komitees hinzufügen. Dr. Regina Kaegi-Fuchsmann arbeitet nun für unser Komitee, sowie auch für andere Flüchtlinge in der Schweiz, und ich weiß, daß sie dringend Geldmittel benötigt, um ihre Arbeit fortsetzen zu können. Ihre Arbeit ist bemerkenswert und völlig selbstlos. Sie kümmert sich um eine große Anzahl von Flüchtlingen, denen es gelungen ist, aus Frankreich in die Schweiz zu fliehen.
Wenn Sie die Summe, um die sie Sie bittet, über unser Komitee befördern wollen, würden wir uns freuen, es zu übersenden, da wir eine Lizenz zur Beförderung von Geldmitteln in die Schweiz besitzen.
Ich würde mich freuen, so bald wie möglich von Ihnen in dieser Angelegenheit zu hören.
Mit freundlichen Grüßen
Sheba Strunsky, Schriftführerin

Brown, William 1910–1965
Liebling: **US-Army**
Junge, was für ein Wetter – wieder unter Null Grad [Fahrenheit], und hier unten an der Küste merkt man das echt. Letzte Nacht sind wir im Schneesturm in die Stadt gegangen, und der Wind blies so stark und scharf, daß wir beinahe erfroren wären. Ich kam in einem offenen Jeep heim, und das war fast zu viel.
Dann konnten wir die Baracke nicht warm kriegen, weil der Wind einfach durchblies.
Heute morgen war meine Wasserflasche, die gleich neben meinem Kopf stand, ganz gefroren. Alle Leitungen in den Latrinen sind gefroren, obwohl es ein Feuer im Ofen gab! Es sah komisch aus, in die Toilettenschüsseln zu gucken und das Eis zu sehen.
Der kommandierende Offizier sagte, daß er eine Flasche Ginger-Ale auf einem Regal in der Offiziersbaracke stehen hatte. In der Nacht hörte er

ein Pop und Glas fallen. Diesen Morgen sagte er, daß das Ginger-Ale noch immer dastehe, allerdings ohne eine Flasche.
Aber wir schliefen warm genug unter vielen Decken, Mänteln usw. Alles in den Baracken war gefroren, obwohl wir die ganze Nacht durch ein gutes Feuer hatten. Kaum zu glauben, aber wahr. Diese verdammten Gebäude sind unglaublich schlecht gebaut.
Nicht viel Neues. Wie ich Dir gesagt habe, ist meine Eingabe wg. Beförderung zum Korporal eingegangen, und es sollte bis morgen angenommen werden. Zumindest hoffe ich, daß es durchgeht. Auf jeden Fall ziemlich gut – in zwei Wochen eine Empfehlung pro Woche.
Gute Nacht, Schatz – Ich liebe Dich sehr – Bill

Lord Alanbrooke 1883–1963 **London**

Die meiste Zeit der heutigen COS-Sitzung verging mit der Untersuchung der Möglichkeit, den Angriffstermin für Sizilien auf Juni statt auf Juli festzusetzen, vorausgesetzt, daß Tunesien bis zum 1. Mai gesäubert werden kann. Da sowohl amerikanische wie auch englische Erwägungen in Rechnung gezogen werden müssen, ist es nicht leicht, zu einem Schluß zu gelangen.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

unterwegs

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der polnische Häftling Józef Gawel, geboren am 4. Juli 1923 in Kurdwanowo, kommt mit diesem Transport zum drittenmal in das Lager und erhält die Nummer 102318. Wahrscheinlich wird während der Registrierung in der politischen Abteilung festgestellt, daß Józef Gawel bereits am 23. Juli 1941 aus Bielsko von der Gestapo Kattowitz als Erziehungshäftling in das KL Auschwitz eingeliefert worden ist und die Nummer 18319 erhalten hat. Er muß vor dem 15. September 1941 aus dem Lager geflohen sein, da sein Name im Meldeblatt der Gestapo Oberschlesien vom 15. September 1941 als Flüchtling genannt wird. Am 2. Februar 1943 ist er zum zweitenmal mit einem Transport aus Kattowitz in das KL Auschwitz eingeliefert worden und hat damals die Nummer 99088 erhalten. Vermutlich ist er danach erneut geflohen. Nachdem er nun verhaftet worden ist, wird er zum drittenmal mit einem Sammeltransport eingeliefert. Nach seiner Identifizierung wird die

Nummer 102318 zurückgezogen und er bekommt die alte Nummer 99088 und wird in den Bunker von Block 11 gesperrt. [...]
[...] Mit einem Transport des RSHA aus Frankreich sind 1000 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus dem Lager Drancy eingetroffen. Nach der Selektion werden [...] 689 Menschen in den Gaskammern getötet. In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 55 Häftlingen eingeliefert.

Zwischentext zum 15. Februar 1943

Zapp, Milly *1904 **(Bickenbach)**

In unserem Betrieb war im Laufe des Krieges ein Völkergemisch beschäftigt:

Kriegsgefangene Russen, russische Zwangsarbeiter, Ukrainer genannt, kriegsgefangene Franzosen, Zivilfranzosen (sogenannte Vichy-Leute), italienische Kriegsgefangene, schamhaft Militärinternierte genannt, dieweil sie doch als unsere Verbündeten gefangengenommen worden waren, und dann noch ein paar «Kollaborateure», die beim Rückzug unserer Armee aus Rußland sich dieser angeschlossen hatten. Die russischen Kriegsgefangenen waren in einem Lager untergebracht, das unter Bewachung von deutschen Landesschützen stand, die Ukrainer in einer Baracke auf Betriebsgelände, die kriegsgefangenen Franzosen in einem firmeneigenen Haus, die Zivilfranzosen ebenfalls, die Italiener in einer Festbaracke auf dem Fabrikgelände. Franzosen und Italiener konnten sich in Grenzen frei bewegen. Verpflegt wurden alle gemeinsam aus der Werkküche, die wie der Fabrikbetrieb dreischichtig arbeitete. Für Essen und Einkauf sorgte ein Lagerführer. Die soziale und gesundheitliche Betreuung hatte ich übernommen.

Dazu half mir meine Rotkreuz-Ausbildung. Der Werkarzt kam einmal in der Woche, und dann hielten wir Sprechstunde in der Sanitätsstation ab. Die übrigen Tage oblag mir dies allein ohne Arzt.

Zwar waren da noch freigestellte Sanitäter, mit denen es allerdings Schwierigkeiten gab, weil sie sich strikt an die Parteiparolen und Weisungen aus Berlin hielten, wonach Russen keine Menschen bzw. Untermenschen sind. Und daher waren sie nicht interessiert, unappetitliche Wunden wie Furunkulose oder dergl. zu behandeln bzw. zu verbinden. Manchmal half es, wenn ich sie beschämte, indem ich demonstrativ eitrige und sonstwie schockierende Wunden «verarztete», während sie zuschauten. Der Arzt, der mit seiner Benzinzuteilung gerne auskommen wollte, hinterließ mir, um «unnötige» Fahrten zu vermeiden, immer eine Anzahl blanko unterschriebener Rezepte zur Verwendung in dringenden Fällen. Bei den üblichen Krankheiten, die im großen und ganzen immer die gleichen waren, gab es keine Schwierigkeiten. Anders bei schweren Unfällen. Bei der Schichtarbeit passierten diese meist zwischen ein und zwei Uhr nachts. Dann ging das Werkstelefon, und ich raste in den Betrieb, um den Verletzten zu verbinden und, wenn nötig, ins Krankenhaus bringen zu lassen. Da gab es sehr oft Schwierigkeiten, wenn oder besser weil kein Krankenwagen zu haben war. Mit

zunehmender Kriegsdauer wurden diese Schwierigkeiten größer; denn Differenzen gab es inzwischen nicht nur zwischen den Alliierten und Deutschland, sondern auch zwischen dem rheinisch-bergischen und dem oberbergischen Kreis. Der Krankenwagen in Engelskirchen stand uns nicht zur Verfügung. Unserer mußte in Nümbrecht – etwa 20 km entfernt – angefordert werden, und zwar durch telefonische Handvermittlung über das Fernamt in Gummersbach. Dieses jedoch war durch einen Bombenschaden ausgefallen und ein Gespräch nach Nümbrecht daher nicht möglich. Ich will mir versagen, bei dieser Gelegenheit zu schildern, mit welch lieblosen Bemerkungen und Begründungen meine verschiedenen Bitten abgeschmettert wurden, wenn ich versuchte, über die eine oder andere allmächtige Parteistelle eine Ausnahme für den Transport eines verletzten Kriegsgefangenen zu erreichen:

Einem Gefangenen wurden durch einen abgeprallten Grat in der Schmiede beide Oberschenkel schwer verletzt. Die Wunden bluteten stark, und der junge Mann schrie jämmerlich, daß er nun ein Krüppel sei. Ich rief – gegen 2 Uhr nachts – den Betriebsarzt zuhause an. Der hatte keinen Brennstoff für sein Auto. «Klammern Sie's doch», riet er. Aber klammern war nicht möglich. In der Not nehme ich den einzigen für unseren Betrieb mit 5 l Benzin monatlich zugelassenen P4. Der Schichtmeister setzte sich ans Steuer, und ich kniete auf dem Beifahrersitz und hielt mit beiden Händen krampfhaft die beiden Oberschenkelwunden klammernd zusammen, damit der auf dem Rücksitz liegende Mann nicht verblutet. So bringen wir ihn nach Lindlar ins Lazarett, wissend, daß der befreundete Chefarzt Dr. M. auch mitten in der Nacht helfen würde.

Diese nächtlichen Fahrten, deren es nicht wenige gab, werden später noch oft Thema gemeinsamer Erinnerungen unserer beiden Familien.

Es gab damals noch nicht die vielen innerbetrieblichen Transportmöglichkeiten. Wenn Eisenträger bewegt werden mußten, so geschah dies dadurch, daß eine Gruppe von Arbeitern das Material auf eine Schulter nahm und an den gewünschten Ort auf ein Kommando seitlich abwarf. Einer der Gefangenen hatte, ohne daß dies von den anderen bemerkt worden war, den Träger auf die andere Schulter genommen, so daß er beim Abwurf unter diesen zu liegen kam.

Er war bewußtlos, das Schlüsselbein gebrochen. Was tun? Einen Krankenwagen konnte ich nicht bekommen, und so mußte mal wieder improvisiert werden. Für betriebliche Transporte war uns ein Dreirad-Tempowagen genehmigt worden. Ich ließ den Bewußtlosen vorsichtig mit der Bahre auf diesen Wagen heben. Um Erschütterungen zu vermei-

den – der Knochen stand heraus – ließ ich dann 4 Kameraden diese Bahre aufnehmen, also je eine Hand an der Bahre und die andere zum Festhalten am Verdeck-Gestänge. Ein fünfter sollte als Reserve mitfahren für den Fall, daß einer der Träger schlappmachte. So geschah der Transport zum Krankenhaus. Aber da gab es ein Nachspiel: Jemand – der Verräter schlief in dieser Zeit nie – hatte die Partei (NSDAP) verständigt. Man war dort ständig auf der Lauer nach einem Fehlverhalten meinerseits.

Die Folge: Es wurden nun einige Parteigenossen aus der Belegschaft oder besser «Gefolgschaft», wie es damals offiziell hieß, zur Kreisverwaltung der DAF, der Deutschen Arbeitsfront, dem Gewerkschaftsersatz beordert. Darunter auch der Vertrauensmann, d. i. nach heutigen Begriffen der Betriebsratsvorsitzende. Ich hatte ein «Kriegswirtschaftsverbrechen», nach der Rassenschande also das schlimmste Verbrechen, begangen: Für solche Transporte sei der zugeteilte Kraftstoff nicht bestimmt. Diese Frau verwöhne die Gefangenen. Das könne nicht mehr geduldet werden. Der Kreiswalter Sch. tobte, und zwar so sehr, daß es einem der drei, der in SS-Uniform seinem Erscheinen Gewicht gegeben hatte, zuviel wurde. Er konterte: Diese Frau tue soviel für Betrieb und «Betriebsgemeinschaft», und das, obwohl sie zwei Operationen hinter sich habe. Er brachte dies seiner Art gemäß temperamentvoll vor und war, einmal in Fahrt, so schnell nicht mehr zu beruhigen. Da machte Sch. einen Rückzieher: Er vergatterte die drei, von diesem Gespräch nichts verlauten zu lassen. Er wollte dieses Mal noch von Konsequenzen absehen, aber die Partei sei wachsam, und bei dem «geringsten Anlaß» werde man zuschlagen und diese Frau «irgendwohin bringen, von wo sie unter Garantie nicht wiederkommt». Diese Drohung hat aber die Männer so erschreckt, daß sie mich gewarnt haben: Sie kamen einzeln, unabhängig voneinander am späten Abend zu mir, um über den Besuch in Gummersbach zu berichten und mich zu warnen.

Nach einem Bombenangriff in Köln stehe ich auf dem Bahnsteig Köln-Deutz-Tief, um zu sehen, ob vielleicht ein Zug Richtung Engelskirchen abgeht. Um mich herum auf dem Bahnsteig sitzen ausgebombte, verstörte Menschen mit ihrer geretteten Habe. Sie streben nach Osten, um Asyl und Sicherheit zu finden, womöglich im Sauerland. Sie sitzen da erschöpft und schicksalsergeben, und als die abgeschossenen Flieger (englische oder amerikanische?) gefangen vorbeigeführt werden, ist niemand da, der etwa sein «Mütchen kühlen» möchte oder sie beschimpft. Es ist der Krieg, dem ihre Ablehnung, ihr Haß gilt. Ich blicke zu dem Nebenausgang, zum Messegelände, und sehe unten einen Bus

stehen. Eine Gruppe Kinder kommt, vielleicht 6–11 Jahre alt. Sie werden von starken Männern, die sich nicht zu schämen scheinen, in den Bus hineingedrängt. Judenkinder. Dieser hilflose, kindlich-vertrauende Gehorsam dringt tief in meine Seele. Bis heute werde ich das Bild nicht los, nicht das Gefühl eigener Ohnmacht, verzweifelter Hilflosigkeit gegenüber den herrschenden Mächten. Immer, wenn ich damals meinen 7jährigen Sohn ansah, stand vor mir – und steht bis heute vor mir – das Bild dieser unschuldigen, verlorenen Kinder.

Auch an dieses Erlebnis habe ich gedacht, als ich mich nach dem Krieg entschloß, politisch aktiv zu werden.

Alles wurde immer knapper in Deutschland, auch die Arzneien. Von Zeit zu Zeit kommen von Berlin Anweisungen über Medikamentensperrung für diese oder jene Gruppe. Da kommen mir die Blankorezepte oft sehr gelegen. Wenn ich vom Betriebsarzt wußte, was im einzelnen Falle zu verschreiben wäre, dann schrieb ich das Rezept aus als Revierbedarf, d. h. nicht die Krankenkasse zahlte, sondern unsere Firma. Aber dem Kranken konnte so geholfen werden. Ein baumlanger Georgier, der Wert darauf legt, ein Fürst zu sein, kommt in jede Sprechstunde, klagt über Magenschmerzen, und wenn er dann seine Hoffmannstropfen bekommen hat, ist er für den Rest des Tages gesund. Schlimm ist, wie die kriegsgefangenen Russen miteinander umgehen. Die Asiaten unter ihnen müssen viel aushalten. Die europäischen Russen behandeln sie unmenschlich. Sie werden schikaniert, ins Gesäß getreten, und man nimmt ihnen den Eßnapf weg.

Inhalt

Montag, 1. Februar 1943 5
Zwischentext zum 1. Februar 1943 von Eitel Lange:
Hermann Görings Karinhall 56

Dienstag, 2. Februar 1943 67
Zwischentext zum 2. Februar 1943. HJ. im Dienst. Ausbildungsvorschrift für die Ertüchtigung der deutschen Jugend 115

Mittwoch, 3. Februar 1943 119
Zwischentext zum 3. Februar 1943 von Ernst Günther
Schenck: Das F. H. Qu. «Wolfsschanze» 165

Donnerstag, 4. Februar 1943 171
Zwischentext zum 4. Februar 1943 von Jochen von Lang:
Der Haustyrann 223

Freitag, 5. Februar 1943 227
Zwischentext zum 5. Februar 1943. Inspektion des Bildungswesens der Marine: Der Offiziersanwärter in Messe, Gesellschaft und Volksgemeinschaft 274

Sonnabend, 6. Februar 1943 293
Zwischentext zum 6. Februar 1943 von Ekkehard Brunnert:
«Schreibstube» 349

Sonntag, 7. Februar 1943 353
Zwischentext zum 7. Februar 1943 von Charles de Gaulle 402

Montag, 8. Februar 1943 411
Zwischentext zum 8. Februar 1943 von Max Studer:
Als Chiffreur in der Türkei 458

Dienstag, 9. Februar 1943 463
Zwischentext zum 9. Februar 1943 von Franz Ismair:
Der neue Einsatz im Westen 500

Mittwoch, 10. Februar 1943 509
Zwischentext zum 10. Februar 1943 von Karl Peter 553

Donnerstag, 11. Februar 1943 557
Zwischentext zum 11. Februar 1943 von Hans K.:
Im fernen Land 597

Freitag, 12. Februar 1943 605
Zwischentext zum 12. Februar 1943 von Hans Buchholz:
Die Mühle von Kersalo 653

Sonnabend, den 13. Februar 1943 659
Zwischentext zum 13. Februar 1943. Der Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht (Berlin) 701

Sonntag, 14. Februar 1943 709
Zwischentext zum 14. Februar 1943 von Erich H.:
Aus meinem Leben 747

Montag, 15. Februar 1943 759
Zwischentext zum 15. Februar 1943 von Milly Zapp 806

Anhang und Register siehe Bd. IV S. 685

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung) ist aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

Der Albrecht Knaus Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

2. Auflage
© Albrecht Knaus Verlag GmbH, München 1993
Layout und Herstellung: Hanne Koblischka
Lektorat: Karl Heinz Bittel
Gesetzt aus Korpus Garamond
Einband- und Schubergestaltung von
Brigitte und Hans Peter Willberg, Eppstein
unter Verwendung eines Gemäldes (Ausschnitt)
von Juan Genoves, «Postimagenes», 1969,
Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig, Wien
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Kösel, Kempten/Allgäu
Printed in Germany
ISBN 3-8135-2099-4

9 783442 731756 00001
www.btb-verlag.de